

Joseph Schumpeter

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung

**Nachdruck der 1. Auflage
von 1912**

**Herausgegeben und
ergänzt um eine Einführung von**

**Jochen Röpke und
Olaf Stiller**



Duncker & Humblot · Berlin

JOSEPH SCHUMPETER

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung

Von

Joseph Schumpeter

Hypotheses non fingo

Nachdruck der 1. Auflage
von 1912

Herausgegeben und
ergänzt um eine Einführung von

Jochen Röpke und
Olaf Stiller



Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2006 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fremddatenübernahme und Druck:

Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-428-11746-8

**Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ☉**

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

Einführung zum Nachdruck der 1. Auflage Joseph A. Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“

Von *Jochen Röpke* und *Olaf Stiller*

Gliederung

Einleitung	V
Der Alt-Schumpetersche Ansatz	VIII
Rezeption und Anschlußfähigkeit	IX
Stationäre Wirtschaft versus Entwicklung	XVII
Handlungstheorie: Unternehmer, Energie und Wissen	XXVII
Sozialökonomik	XXXII
Der Schumpeter-Irrtum versus endogenes Geld	XXXVI
Politik	XXXVIII
Literaturverzeichnis	XLI

Einleitung

Warum geben wir die erste Auflage eines Buches neu heraus, wenn das Buch mittlerweile in der neunten Auflage erhältlich ist? Die Frage versuchen wir in dieser Einführung zu beantworten. Spätere Auflagen weichen nicht ohne Grund von den früheren ab. Im Falle Schumpeters können wir feststellen: Sie weichen so dramatisch ab, daß es sich fast um zwei verschiedene Bücher handelt. Das Buch, welches wir dem Leser hiermit vorstellen, ist nicht das, was er als „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ kennt. In dieser Einleitung möchten wir darlegen, inwieweit sich die Sichtweisen Schumpeters in späteren Auflagen der Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung verändert haben, aber auch welche handlungspraktische Orientierung Schumpeters Logik anno 2005 für

Politik, Wirtschaft und Gesellschaft für uns hat. Der theoretische Kern – wir skizzieren ihn im weiteren – der ersten und der späteren Auflagen ist identisch. Seine Herleitung ist dies nur teilweise. Die Neuauflage des Schumpeterschen Werkes aus dem Jahre 1911 umfaßt einen deutlich stärkeren Seitenumfang (548 Seiten) als die weiteren Auflagen. Die aktuelle neunte Auflage des Duncker & Humblot-Verlag beinhaltet einen Umfang von gerade noch 369 Seiten, worin sich die starke Kürzung des Textes durch Schumpeter widerspiegelt.

Das zweite Kapitel wurde für die zweite Auflage (1926) bis auf wenige Worte neu geschrieben und Kapitel 7 entfällt in der zweiten und den darauffolgenden Auflagen. Schumpeter hat aus verschiedenen Gründen die zweite Auflage, erschienen 1926, gegenüber der ersten radikal verändert. Wie Schumpeter im Vorwort zur zweiten Auflage schreibt: „Das zweite Kapitel, das die Grundkonstruktion gibt, aus der alles Weitere folgt, ist bis auf wenige Sätze neu geschrieben. Dabei wurde manches ausgemerzt, was früher, mit der Weitschweifigkeit und Selbstgefälligkeit der Jugend vorgetragen, geeignet war, berechtigten Anstoß zu geben.“¹

Der Person des Unternehmers widmet er in der ersten Auflage im zweiten Kapitel einen breiteren und tieferen Raum. Der Beitrag des Unternehmers spielt für Schumpeter 1911 noch die entscheidende Rolle, bevor er in späteren Auflagen auf die Unternehmerfunktion abhebt.

Das gesamte siebte Kapitel wurde gestrichen – ersatzlos. Wenn das siebte Kapitel für die moderne Ökonomie ohne Bedeutung wäre, würden wir argumentieren: Wahrlich kein Verlust! Es ist ein Verlust, denn es enthält eine ausführliche Begründung, warum die Ökonomie eine eigenständige, nicht dem theoretischen Mainstream der „Reinen Ökonomie“ (Schumpeter) verpflichtete „Theorie wirtschaftlicher Entwicklung“ benötigt. Schumpeters Ruf nach einer neuen wissenschaftlichen Methode bzw. die Begründung eines neuen theoretischen Astes haben gerade durch die Herausnahme des siebten Kapitels nie ihre Durchsetzung in der Wirtschaftstheorie erfahren. In diesem 7. Kapitel beschreibt er das Gesamtbild einer Volkswirtschaft, also die zusammenfassende Präzisierung eines kohärenten Ganzen auf systemischer Grundlage. In den nachfolgenden Auflagen entfernt er sich von der Darstellung eines Gesamtbildes der Volkswirtschaft. Vielmehr fokussieren sich die nachfolgenden Auflagen der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ auf eine Aneinanderreihung von Einzelproblemen der wirtschaftlichen Entwicklung, ohne

¹ Vgl. Schumpeter, J. A. (1999), S. XI.

dem Leser das Angebot einer theoretisch konsistenten Entwicklungstheorie zu unterbreiten. In späteren Auflagen dieses vorliegenden Urwerkes muß sich der Leser diese Argumente selbst zusammenkonstruieren. Und die meisten Leser – zumindest Ökonomen – hat Schumpeter damit nicht überzeugt. Warum ein neues (theoretisches) Haus bauen, wenn man sich im alten wohl fühlt?

Paul Romer gilt als ein „Neo-Schumpeterianer“. Er ist Mitgründer der „Neuen (endogenen) Wachstumstheorie“. Auf die Frage, ob Schumpetersche Ideen einen Einfluß auf sein theoretisches Schaffen hatten, bemerkt er: „Nein, ehrlicherweise kann ich sagen, sie hatten keinen. Um ehrlich zu sein, zur der Zeit, als ich Schumpeter zu lesen und zu verstehen versuchte, fand ich es eine wirklich harte Sache. Es ist wirklich schwierig zu sagen, was Leute wie Schumpeter eigentlich sagen wollen.“² „Was Leute wie Schumpeter eigentlich sagen wollen“, macht anderen Ökonomen weniger Schwierigkeiten. McCrea schreibt in einer frühen Kritik des Werkes des jungen Schumpeter: „Selten hat klare und konsistente Argumentation einen definitiveren Ausdruck in den Wirtschaftswissenschaften gefunden als in Schumpeters beiden Werken [Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie; Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung]. ... ungewöhnlich stimulierend und gehaltvoll.“³

McCrea oder John B. Clark, der gleichfalls eine Rezension der „Theorie“ schreibt⁴, hatten offensichtlich keine paradigmatischen Vorbehalte und auch keine sprachlichen Barrieren zu überwinden und Heinz D. Kurz betrachtet die *Theorie* von 1911, sich auf „zahlreiche Kommentatoren“ berufend, als Schumpeters „magnum opus“.⁵

Die englischsprachigen Leser haben in der Tat besonders zu „leiden“. Sie kennen nur eine Übersetzung der „Theorie“, die der zweiten Auflage von 1926, erschienen 1934 in der Harvard University Press. Diese Übersetzung ist jedoch wiederum eine beträchtlich gekürzte Ausgabe der gekürzten zweiten deutschen Auflage. Zudem weist die amerikanische Übersetzung zahlreiche Übersetzungsmängel auf. Englischsprachige Leser kennen daher faktisch den „echten“ frühen Schumpeter überhaupt nicht. Der früheste englischsprachige Zeitschriftenaufsatz Schumpeters aus dem Jahre 1928 („The instability of capitalism“, *Economic Journal*

² Romer, P. (1999).

³ McCrea, R. C. (1913), S. 520.

⁴ Clark, J. B. (1912), S. 873–875.

⁵ Kurz, H. D. (2005), S. 16.

1928) erscheint zwei Jahre nach der grundlegend überarbeiteten zweiten deutschen Auflage. Der angelsächsische Sprachraum dominiert andererseits das, was Ökonomen weltweit denken und forschen. Es färbt somit direkt und indirekt auch auf die deutsche Wirtschaftswissenschaft ab. Darauf gehen wir noch ein. Man könnte sagen: Was soll es – wäre nicht die praktische Wirtschaftspolitik in starkem Maße geprägt von dem herrschenden ökonomischen Paradigma, und dieses ist weitgehend ein entwicklungsloses. Worin die Beschränkungen eines solchen liegen – gerade dies hat Schumpeter in der ersten Auflage, insbesondere im später gestrichenen siebten Kapitel ausführlich und man muß sagen – mit größtmöglicher Brutalität und theoretisch schonungslos – herausgearbeitet. Als Schumpeter 1911 die erste Auflage abschloß, war er ein junger Ökonom mit gerade 28 Jahren.

Wir unternehmen an dieser Stelle keine kritische Würdigung der Sekundärliteratur zu Schumpeter. Wir geben eine Darstellung der Hauptthesen des jungen Schumpeter. Aus diesen folgt, nahezu zwangsläufig, eine bescheidene Anschlußfähigkeit der Schumpeterschen Hypothesen an die „Reine Ökonomie“ seiner Zeit und an das heute vorherrschende „neoklassische“ Paradigma einschließlich der modernen Wachstumstheorie als des Zweiges, welcher sich heute mit Entwicklungsfragen beschäftigt. Des weiteren zeigen wir eine starke Affinität des Werkes von 1911⁶ mit zeitgenössischen Erkenntnissen der modernen Systemtheorie. Schließlich streifen wir zum Abschluß wirtschafts- und gesellschaftspolitische Implikationen der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“.

Wir skizzieren in unserem einleitenden Beitrag zur Neuauflage die Argumente Schumpeters, die ihn dazu bewogen haben, die vorherrschende ökonomische Theorie für die Analyse und politische Gestaltung von Entwicklungsfragen zu verwerfen (Anstelle von Entwicklung ließe sich im heutigen, nicht Schumpeterschen Sprachgebrauch, auch von „Wachstum“ sprechen).

Der Alt-Schumpetersche Ansatz

Wir bezeichnen Arbeiten, die explizit der Schumpeterschen Logik folgen als „Alt-Schumpetersche Ansätze“, auch um sie von der neoschumpeterischen Theorie abzugrenzen, die oftmals, aber nicht immer, mit Überlegungen arbeitet, die von Schumpeter selbst, insbesondere in

⁶ Schumpeters „Theorie“ erschien Ende 1911, der Verlag druckte als Erscheinungsjahr 1912.

seinem Werk von 1911, explizit zurückgewiesen werden. An „alt-schumpetersches“ Gedankengut knüpfen explizit die Arbeiten⁷ Jochen Röpkes „Die Strategie der Innovation“ und „Der lernende Unternehmer“,⁸ Jörg Aßmanns „Innovationslogik und regionales Wirtschaftswachstum“,⁹ Olaf Stillers „Innovationsdynamik in der zweiten industriellen Revolution – Die Basisinnovation Nanotechnologie“¹⁰ und Cord Siemons „Unternehmertum in der Finanzwirtschaft“¹¹ an. Zu beachten sind gleichfalls die Arbeiten von Alexander Ebner. Die Verknüpfung des alt-schumpeterschen mit der alt-daoistischen Philosophie zeigen Röpke und Ying Zhia „Reisen in die Zukunft kapitalistischer Systeme“.¹² Wir bezeichnen uns im Gegensatz zu Neo-Schumpeterianern als Alt-Schumpeterianer, da wir Logik, Methode und Ansichten der ersten beiden Werke „Das Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“, „Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ und Teile der „Konjunkturzyklen“ als Basis unserer Arbeiten verwenden und weil wir versuchen, den Ur-Schumpeterschen Ansatz weiterzuentwickeln, also auch seine Schwächen aufzudecken und zu überwinden.

Die Schumpetersche Methode der Entwicklung basiert auf einem historischen und theoretischen Grundgerüst. Mit dieser Logik versuchen wir einerseits Entwicklungsprobleme von Volkswirtschaften zu beschreiben, andererseits aber auch Antworten bzw. Handlungsempfehlungen im Sinne einer Schumpeterschen Innovations- und Wachstumspolitik zu geben.

Rezeption und Anschlußfähigkeit

Angesichts der Herrschaft des Bewegungsbegriffs „Innovation“ in Politik und Medien mag die Aussage verwegen erscheinen, daß der „Vater“ der Innovationstheorie, Joseph A. Schumpeter (1883–1950), in der betrieblichen und volkswirtschaftlichen Gestaltung von Innovationsprozessen ein Schattendasein spielt. Da alle diese Reformen, Agenden, Umstrukturierungen ohne Expertenrat und eine gewisse theoretische

⁷ Selbstverständlich nicht erschöpfend. Zudem führen wir nur deutschsprachige Werke an.

⁸ Vgl. Röpke, J. (1977); Röpke, J. (2002).

⁹ Vgl. Aßmann, J. (2003).

¹⁰ Vgl. Stiller, O. (2005).

¹¹ Vgl. Siemon, C. (2006).

¹² Röpke, J. / Xia, Y. (2006).

Grundlegung nicht auskommen, ließe sich schließen: der von Schumpeter vorgestellte Ansatz war (ist) nicht anschlussfähig. In der Tat spielen nach unserer Beobachtung Schumpetersche Überlegungen, von Schlagworten wie „schöpferische Zerstörung“, „Unternehmer“, „Innovation“ abgesehen, nur eine marginale Rolle. Die erste Auflage von 1911 hat keine theoretischen Wellen geschlagen und spätere Auflagen konnten gleichfalls nicht reüssieren. Die Anzahl der Besprechungen der Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung beläuft sich auf gerade zwanzig.¹³

Um die Wurzeln der modernen Entwicklung zu verstehen, setzen wir uns mit der damaligen Kritik an Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ in erster Edition auseinander. Sie ist auch deswegen hilfreich, weil sie dogmengeschichtlich Schumpeters Neubearbeitung der Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung erklärt. Insbesondere die harte Kritik von Navratils an seiner ersten Auflage könnte Schumpeter zum Umdenken bewogen haben. „Das Unternehmen scheint mir also so ziemlich eine unproduktive Arbeit gewesen zu sein.“¹⁴ Sehr kritisch beurteilt Navratil auch die Ausdrucksweise und die Länge des Buches Schumpeters: „Auch kann ich eine so unglaublich weitschweifige Denk- und Sichtweise schwer vertragen, wie sie in dem vorliegenden Buche ersichtlich ist. (...) Man könnte den Inhalt des Schumpeter'schen Buches gestrost auf die Hälfte verkürzt viel verständiger wiedergeben.“¹⁵ Eine bis auf den heutigen Tag immerwährende Kritik: Was ist eigentlich das wirklich Neue bei Schumpeter. Das meiste ist doch schon von anderen gesagt und geschrieben worden. So sagt bereits ein altes chinesisches Sprichwort, eine der am meisten zitierten Äußerungen vorwegnehmend: „Ohne (schöpferische) Zerstörung kommt kein Neues.“¹⁶ Aus der Schumpeterlogik würde eine Replik lauten: Es ist nicht die neue Idee an sich, das neue Wissen, die „Erfindung“, die etwas bewirkt und verändert. Es ist die Durchsetzung, die den Wandel bewirkt.

Es gab auch andere Meinungen. Zur Begründung der Wiederauflage dieses Buches dienen sicherlich die Rezensionen Clarks (1912) und Lexis (1913), die beide die Notwendigkeit einer neuen Entwicklungstheorie befürworten. Lexis greift im ersten Abschnitt seiner Rezension die besondere Bedeutung des Unternehmers für den wirtschaftlichen Entwick-

¹³ Vgl. Augello, M. (1990), S. 24.

¹⁴ Navratil von, K. (1913), S. 443.

¹⁵ Navratil von, K. (1913), S. 444.

¹⁶ Wir danken Ying Xia für diesen Hinweis.

lungsprozeß auf. Insbesondere der Gedankengang, daß volkswirtschaftliche Entwicklungen das Bestehen des Zinses und Unternehmergewinnes erst ermöglichen, fasziniert Lexis. Er interpretiert Schumpeters Hauptgedankengang des zweiten Kapitels wie folgt: „Der Unternehmer ist ihm der Mann der Tat, der Führer, der den Anstoß zur Entwicklung gibt, der neue Kombinationen im Wirtschaftsleben durchsetzt (...).“¹⁷ Vor allem die Betonung des individuell Unternehmerischen findet hierin ihren Niederschlag. Auch die Rezension Clarks aus dem Jahre 1912 betont die unternehmerische Leistung und Handlung zur Erzielung des Unternehmergewinnes. „This gain is brought into existence preeminently by new combinations for the factors of production, and the making of these is the special function of the entrepreneur.“¹⁸

Der methodologischen und inhaltlichen Trennung Schumpeters in Statik und Dynamik in seinen zwei zentralen Erstlingswerken gibt für Lexis einen Ansatzpunkt zur Erklärung des gesamten Wirtschaftslebens. „Der Verfasser hat in seinem 1908 erschienenen Buche „Das Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“ eine abstrakte Theorie der reinen Oekonomie in dem von ihm angenommenen „statischen“ Zustande aufgestellt und er will diese in dem vorliegenden Werke durch eine Darstellung der volkswirtschaftlichen Dynamik ergänzen und dadurch von seinem Standpunkt die volle wissenschaftliche Erklärung des Wirtschaftslebens seiner heutigen Gestalt gewinnen.“¹⁹ Zu ähnlicher Ansicht wird auch Amonn im Jahre 1914 geleitet: „Sachlich bilden beide Werke ein einheitliches Ganzes und stellen ein geschlossenes System der theoretischen Oekonomie dar.“²⁰ Die Theorie von 1911 hat Schumpeter im Alter von 28 Jahren veröffentlicht. Ökonomen hatten bereits Schwierigkeiten mit späteren (theoretisch „entschärften“) Auflagen (alle Auflagen fußen weitgehend auf der zweiten Auflage des Jahres 1926); würden sie Schumpeter 1911 lesen (können), müssen sie sich auf Überlegungen einstellen, die in ihrer Radikalität und Weitsicht von keinem Ökonomen bis heute erreicht wurden, der im Rahmen dessen argumentiert, was früher als „bürgerliche Ökonomie“ bezeichnet wurde. Schumpeter hat das bereits zu seiner Zeit in voller Blüte stehende „neoklassische“ Paradigma keineswegs verworfen. Er hat es hoch geschätzt. Dennoch kommt er 1911 zu viel radikaleren Schlüssen als in späteren Auf-

¹⁷ Lexis, W. (1913), S. 85.

¹⁸ Clark, J. B. (1912), S. 873–875.

¹⁹ Lexis, W. (1913), S. 84.

²⁰ Amonn, A. (1914), S. 83.

lagen und anderen Schriften, die er für entwicklungstheoretische / politische Fragestellungen verwirft.

Viel deutlicher als in den späteren Auflagen der Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, arbeitet Schumpeter in seinem 1911 erschienen Werk den grundlegenden und theoretisch nicht überbrückbaren Gegensatz zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und dem „normalen“ Wirtschaftsleben heraus. Dies erfolgt in einer für moderne Leser schockierenden Brutalität, Klarsichtigkeit und poetischen Formulierungsgabe. Es wundert daher auch nicht, daß spätere Auflagen – zum Wohle auch von Schumpeters wissenschaftlicher Karriere – theoretisch entschärft wurden. Niemand – auch heute nicht – der so argumentiert wie Schumpeter 1911, hätte nur im entferntesten die Chance, einen Professorenruf zu erlangen, einen Beratungsauftrag zu ergattern, Drittmittel zu internalisieren, geschweige denn, in eines der Gremien berufen zu werden, welche das ökonomische Schicksal postmoderner Ökonomien zu gestalten hoffen.

Schumpeter entwirft eine Theorie wirtschaftlicher Entwicklung, die vollständig außerhalb des damals, vor einhundert Jahren und heute gleichermaßen herrschenden Paradigmas der Ökonomie angesiedelt ist. Die Anschlußfähigkeit der Schumpeterschen Denkens wäre heute sogar noch niedriger einzuschätzen, weil mittlerweile auch andere Teilsysteme der Gesellschaft (Politik, Medien, Religion) nur noch jene Ökonomie kennen und ernst nehmen, die nach Ansicht von Schumpeter für die Erklärung und Gestaltung von Entwicklungsprozessen wenig hergibt: „... sie ist leer und nichtssagend, soweit sie richtig ist, und falsch, soweit sie etwas sagt“.²¹ Und auf der Grundlage solcher Theorien macht die Politik Reformen, entwirft Agenden, bereitet das gemeine Volk auf Opfer vor, die – akzeptierte man des jungen Schumpeter theoretischen Verriß der damals wie heute herrschenden Theorie – niemals Entwicklung (und seine Folgen: steigenden Wohlstand, etc.) erzeugen könnten.

Wie gesagt, die Theorie von 1911 enthält ein fünfundachtzig Seiten langes siebtes Kapitel, welches in späteren Auflagen ersatzlos gestrichen ist. Würde man dieses Kapitel für alle Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler zur Pflichtlektüre machen, die Welt sähe vielleicht anders aus. Nahezu niemand kennt dieses, in den späteren Auflagen nicht mehr aufgenommene Kapitel. Im 7. Kapitel beschäftigt sich Schumpeter mit der „Richtung des Problems der wirtschaftlichen Entwicklung als solcher“.²²

²¹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 471.

²² Schumpeter, J. A. (2005), S. 463.

Andere haben das vor ihm getan, insbesondere Karl Marx, einige wenige nach ihm. Wir lesen es, unvermeidlicherweise, mit den Augen von theoretischen Beobachtern, welche das Vergnügen hatten, Theorie und Praxis der letzten einhundert Jahre an sich vorüberziehen zu lassen.

Der von Schumpeter vorgestellte entwicklungstheoretische Ansatz hat im übrigen wenig mit sogenannter „*development economics*“ zu tun, eine ökonomische Subdisziplin, die sich, folgte man Schumpeter, überwiegend und in einer Weise mit solchen Erscheinungen beschäftigt, denen er keine Qualität „wirtschaftlicher Entwicklung als solcher“ zuschreiben könnte. „Entwicklung“ gilt landläufig als „Modernisierung“ der Dritten und Vierten Welt, gelegentlich eingebettet in „Transformation“. Mit dem Konzept einer „nachholenden Entwicklung“ (nicht mit den Hypothesen, die zur Erklärung nachholender Entwicklungsprozesse vorgetragen werden), wie in China und Indien, auch der Türkei, früher Korea, Taiwan und anderen Tigerökonomien, hätte der Schumpeter von 1911 keine Probleme, würde er dort doch die Wirkungsmechanismen am Werke sehen, die theoretisch zu begründen sein Hauptanliegen war.

Schumpeter verwendet auch 1911 den Begriff „Wachstum“ (von Kapitalstock, Bevölkerung usw.). Er behauptet allerdings, Wachstum könne keine „Entwicklung“ erzeugen: Wachstum ohne Neukombination wird auf der Güterseite beschränkt durch abnehmenden Grenznutzen bestehender Produkte und auf der Produktionsseite durch abnehmende Grenzerträge der vermehrt eingesetzten Produktionsfaktoren. Umgekehrt kann Entwicklung Wachstum hervorbringen, sogar ohne Wachstum dauerhaft – auch ökologisch, da Entwicklung theoretisch von Wachstum entkoppelt ist – anhalten. „Die Entwicklung erzeugt immer weitere Entwicklung“, ²³ genauso wie ein Gleichgewicht immer weitere Gleichgewichte erzeugt. Die moderne Wachstumstheorie (exogen wie endogen) behauptet demgegenüber alles, auch „Entwicklung“, theoretisch im Griff zu haben. Einige ihrer Vertreter betrachten sich als „Schumpeterianer“, gleichwohl mit Hypothesen operierend, die Schumpeter bereits 1911 als theoretisch unergiebig verwirft. Eine knappe Auseinandersetzung mit dem Neo-Schumpeterianismus in diesem Vorwort ist auch aufgrund der Mängel der neoklassischen Modelle für die praktische Politik erforderlich. Auch Neo-Schumpetersche Ansätze akzeptieren einen zentralen Gedanken Schumpeters: die Bedeutung der Innovation. So schreibt Freeman: „That innovation is the crucial source of effective competition, of economic

²³ Schumpeter, J. A. (2005), S. 189.

development and the transformation of society, has become very widely accepted.“²⁴

Was sich heute unter Neo-Schumpeterianismus in der Literatur findet, negiert andererseits die eigentliche Entwicklungslogik J. A. Schumpeters aus Kapitel 7 der ersten Auflage. Vielmehr versuchen diese Modelle, den technischen Fortschritt in mathematische Modelle in einer Weise zu integrieren, daß dadurch der von Schumpeter beschriebene endogene Mechanismus zu einer exogenen Größe wird. Die mathematische Modellierung von Schumpeters „Innovationsmechanismus“ mit Methoden der „Statik“ (auch wenn die Modelle gleichgewichts-„dynamische“ Prozesse beschreiben) ist unserer Ansicht nach in Theorie und Praxis gescheitert. Auch wenn Autoren versuchen (beispielsweise Siebert in seinem Aufsatz „A Model of Growth in the World Economy: Some Notes on a New Paradigm in International Economics“)²⁵ formale Schumpetermodelle aufzustellen, so stehen diese doch den theoretischen Einsichten des frühen Schumpeter entgegen. Unternehmertum bleibt ausgeblendet, die Anwendung von Wissen ist kein Problem (es gibt keinen knowing-doing-gap) und bleibt exogen erzeugt (in der Wissenschaft, in Forschungs- und Entwicklungsabteilungen; wie kommt neues Wissen in Neukombinationen ohne Unternehmertum?)

Die vergangenen vierzig Jahre arbeitet die Wirtschaftspolitik mit Modellen der Neoklassik bzw. der „Statik“ (im Sinne Schumpeters). Sie versucht, basierend auf statischen Modellen, dynamische Entwicklungsimpulse zu geben. Gedanken der Österreichischen Schule und einer Schumpeterschen Entwicklungslogik finden darin keinen Platz. Die Allokationstheorie vollzieht nur Phänomene einer Routine- bzw. Gleichgewichtswirtschaft nach (sei sie statisch oder dynamisch modelliert). Eine Gleichgewichtsökonomie scheitert aber in der Erklärung von Entwicklungsprozessen aus einem nicht zu übersehenden trivialen Grund: „Die ideale Verwendungsweise selbst ist nicht erreichbar, weil es hinter ihr notwendigerweise immer noch „idealere“ gibt.“²⁶

Spricht die Bundesregierung oder die Europäische Union heute von einer Innovationsoffensive, so arbeiten sie gedanklich mit Transfermodellen nach der Inputlogik der neoklassischen Kapitalakkumulation. Als Beispiele sind der West-Ost-Kapitaltransfer in Deutschland, der Euro-

²⁴ Freeman, Ch. (2003), S. 4 f.

²⁵ Vgl. Siebert, H. (1991).

²⁶ Schumpeter, J. A. (2005), S. 161.

päische Strukturfonds sowie Nord-Süd-Kapitaltransfers in Italien zu nennen (siehe hierzu Aßmann, 2003). Das Mitglied des Sachverständigenrates Peter Bofinger äußert sich daher auch zum Osten Deutschlands: „Was den Osten betrifft, bin ich ganz offen gesagt mit meinem Latein ziemlich am Ende.“²⁷ In diesen Gremien werden Vorschläge auf der Grundlage einer Theorie der Routinewirtschaft erarbeitet.

Theoretischer Ausgangspunkt beider Auflagen der „Theorie“ (1911; 1926) ist ein entwicklungsloser Zustand. Die besondere Notwendigkeit einer Entwicklungstheorie begründet Schumpeter in der ersten Auflage auch aus der Realität heraus. So betrachtet er stationäre Kulturvölker wie China und Indien. Auf die heutige Welt bezogen wären afrikanische Länder mit Ausnahme von Südafrika zu nennen. Unternehmerische Energie und Tatkraft auf dem Gebiete der Wirtschaft wird inputlogisch durch bereits industrialisierte Länder erzeugt. „Abgesehen davon aber geben sie [diese Länder] uns einen deutlichen Beleg dafür, daß die entwicklungslose Wirtschaft keine Fiktion und die Entwicklung daher kein Scheinproblem ist.“²⁸

Bei den Neukombinationen im Sinne Schumpeters handelt es sich um teils radikale Innovationen, teils um inkrementelle Innovationen im Sinne von Alfred Marshall, wie sie in dem einflußreichen Werk von Nelson und Winter theoretisch erarbeitet wurden. Nelson / Winter zeichnen dafür verantwortlich, daß evolutionstheoretische Gedankengänge wieder in die Wirtschaftswissenschaften Einzug gehalten haben.²⁹ In ihrer Methodik agieren sie aber wie Neo-Marshallianer. Zur Methodik des frühen Schumpeter lassen sich nur wenige Schnittmengen ausmachen.

Wir unterscheiden in der Wirtschaftstheorie zwei grundlegende Ansätze: Input- versus Innovationslogik.³⁰ Auf der einen Seite steht die vorherrschende Mainstreamökonomie (Neoklassik) und auf der anderen Seite die ökonomische Entwicklungstheorie Schumpeters. In den meisten Fällen leistet die statische Theorie, was sie soll. Nur bei einem Phänomen versagt sie, so Schumpeter, bei der Entwicklung. Betrachten wir die klassischen und endogenen Wachstumstheorien hinsichtlich ihres Erklärungs-

²⁷ Bofinger ist Professor an der Universität Würzburg und seit März 2004 auf Empfehlung Gewerkschaft Mitglied des Sachverständigenrates zur Beurteilung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (Rat der fünf Weisen).

²⁸ Schumpeter, J. A. (2005), S. 113 f.

²⁹ Vgl. Nelson, R. / Winter, S. (1982); Vgl. Winter, S. (1975), S. 101.

³⁰ Vgl. Aßmann, J. (2003), Kapitel 2; Vgl. Röpke, J.: Der lernende Unternehmer, Marburg, 2002.

beitrages zur wirtschaftlichen Entwicklung, so fällt auf, daß sie neben dem angesprochenen Effizienzstreben auch dem inputlogischen Akkumulationsdenken verhaftet sind. Das klassische Wachstumsmodell nach Solow (1956, 1957) vermochte nicht den technischen Fortschritt in den Ansatz zu integrieren, obwohl er nach seinen Untersuchungen zu über 70 % für die wirtschaftliche Entwicklung verantwortlich ist.³¹

An den Resultaten Solows versucht die endogene Wachstumstheorie anzusetzen, indem sie eine weitere Fassung des Kapitalbegriffs (Wissenskapital, technisches Kapital, Humankapital, Infrastrukturkapital) zugrunde legt. Inputlogik bleibt dominant. Wie neuere wachstums- und entwicklungstheoretische Ansätze von Romer³² und Lucas³³ zeigen, leisten auch diese für entwicklungstheoretische Fragen wenig.³⁴ Diese Theorien lassen sich letzten Endes auf Jevons „law of indifference“ zurückführen, welches keine Unterschiede in den Qualitäten zuläßt.

Der zentrale Ausgangspunkt in diesen Modellen stellt das Begriffspaar Investition und Sparen dar. Die wirtschaftspolitische Implikation, die sich daraus ergibt, baut auf einer Steigerung des Kapitalstocks, insbesondere einer Steigerung der Forschungs- und Ausbildungsausgaben sowie der Infrastruktur auf. Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren sind nur dahingehend auszumachen, welche Art von Inputs für besonders wachstumsfördernd erachtet wird. In der Literatur dominiert eine Vielfalt von Vorschlägen für relevante Wachstumsfaktoren, aber letztendlich werden der Erzeugung neuen Wissens und der Steigerung des Humankapitals der höchste Wachstumsbeitrag zugesprochen.³⁵ Schumpeter widerspricht dieser „Inputlogik“ vehement.

Mit welchen Argumenten? Sind sie heute noch gültig?

³¹ Vgl. Solow, R. M. (1956), S. 65–94; Vgl. Solow, R. M. (1957), S. 312–320.

³² Innovation wird bei Romer als Begleitprodukt des Aufbaus des Humankapitalstocks begriffen. Vgl. Romer, P. M.: Increasing returns and long-run growth, in: Journal of Political Economy, Vol. 94, Nr. 5, 1986, S. 1002–1037. Wissen ist nach seiner Ansicht ein „public-good“, was durch Nicht-Rivalität gekennzeichnet ist. Vgl. Romer, P. M. (1990), S. 71–102.

³³ Vgl. Lucas, R. E. (1988), S. 3–42.

³⁴ Zu einer ausführlichen Kritik der endogenen Wachstumstheorie einschließlich neo-schumpeterianischer Varianten vgl. Gualerzi, D. (2001). Metcalfe gibt eine kritische Evaluierung der endogenen Wachstumstheorie aus der Perspektive der schumpeterschen und evolutischen Ökonomie. Er scheint uns jedoch die Bedeutung von Unternehmertum und das Problem der Anwendung von Wissen (knowing-doing-gap) nicht genügend zu würdigen. Vgl. Metcalfe, J. S. (2002), S. 3–15.

³⁵ Vgl. Gundlach, E. (1993).

Stationäre Wirtschaft versus Entwicklung

Der Träger des Veränderungsmechanismus – „der Mann der Tat“ – mit seinen Motiven, seinem Verhalten und seiner Funktion für die wirtschaftliche Entwicklung, ist in den oben skizzierten Ansätzen bzw. Modellüberlegungen eine exogene Größe. Er kann deshalb für eine endogen ansetzende Erklärung wirtschaftlicher Entwicklung keine Rolle spielen.

In der schumpeterschen Theorielogik existieren zwei theoretische und empirische Parallelwelten, der statische (stationäre) Kreislauf und das Innovationssystem. Beide operieren nach unterschiedlichen Prinzipien. Beide sind mit unterschiedlichen Unternehmertypen bevölkert, „Wirte“ (Routineunternehmer) und „Unternehmer“ (Innovatoren). Für beide existieren unterschiedliche theoretische Entwürfe. Schumpeter ist theorieterolerant. Er verbannt die „Reine Ökonomie“ keineswegs ins theoretische Nirwana, aber er sagt andererseits deutlich: Bis hierhin und nicht weiter. Die moderne (neoklassische) Ökonomie operiert demgegenüber mit einem imperialen Anspruch. Nichts passiert auf der Welt, nicht nur der ökonomischen, was wir theoretisch nicht im Griff haben (können). Schumpeter (1911) weist diesen Anspruch zurück. In der Welt der wirtschaftlichen Entwicklung gelten andere Gesetze. Die neoklassischen Hypothesen greifen hier nicht. 1911 ist diese Zurückweisung einer „Anmaßung von (theoretischem) Wissen“ (F. A. von Hayek) durch die reine Ökonomie deutlich (insbesondere im siebten Kapitel) herausgearbeitet.

Selbstverständlich sind beide Welten in der realen Wirtschaft strukturell gekoppelt. Es ist also nicht möglich, die eine Sicht als richtig die andere als falsch zu bezeichnen. Aus der Innovationslogik spricht nichts dagegen, die statische Welt effizient zu gestalten. Dadurch allerdings entwicklungsdynamische Impulse zu erzeugen, wäre eine theoretische Anmaßung und wirtschaftspolitisch kurzsichtig.

Schumpeter fragt: „Wenn diese oder jene Störung eintritt, welche Folgen ergeben sich dann aus der Reaktion der Wirtschaft auf sie?“³⁶ Auf solche Fragen versucht das „statische System“ zu antworten (Später spricht Schumpeter von einem „adaptive response“³⁷). „Ein jeder richtet sich unter gegebenen Verhältnissen ein, so gut er kann. Und die Regeln dieses bestmöglichen Sichabfindens mit der schweren Masse der Daten macht den Inhalt der Statik aus. Änderungen in dem Gleichgewichts-

³⁶ Schumpeter, J. A. (2005), 464 f.

³⁷ Schumpeter, J. A. (1987).

zustande der Volkswirtschaft können nur von den Daten ausgehen und nur auf von außen kommende „Störungsursachen“ zurückgeführt werden.“³⁸

Wenn keine Störungen eintreten, ändert sich auch nichts. Die Wirtschaft entfaltet aus sich selbst heraus keine Impulse zu Veränderungen. Sie verfügt über keinen „Mechanismus“ der Veränderung. Schließlich ist alles perfekt eingerichtet. In einer sich durch Neukombinationen entwickelnden Wirtschaft ist das anders. Auch hier gibt es Datenänderungen (Gesetze, Lohnsätze, Steuern, usw.). Sie können auch „zum fördernden Anlaß für konkrete neue Kombinationen werden“.³⁹ Darauf baut die sogenannte Innovationspolitik auf. „In keinem Fall erklärt sich die wirtschaftliche Entwicklung durch sie.“⁴⁰ Was das bedeutet, muß man sich auch handlungsrechtlich wirklich klar machen, um innovations/entwicklungspolitische Alternativen mit höherer Wirkkraft zu konzipieren. Die Antwort Schumpeters auf die Erklärungsarmut von Datenänderungen, dem einzigen Wirkungsmechanismus, der sich aus der reinen Theorie ableiten läßt und damit notwendigerweise das Denken und Handeln determinieren muß: „Es (gibt) vielmehr auch wirtschaftliche Entwicklung bei konstanten Daten. Aber es gäbe nicht die Entwicklung (...) ohne die Tatsachen, auf denen unsere Theorie ruht.“⁴¹ Was sind das für „Tatsachen“? Wir sprechen sie unten an.

Die Frage nach der Entwicklung stellt sich wie folgt: „(...) wie kommen (Veränderungen) zustande und kann man in der Art, wie alles dieses Neue entsteht, Regelmäßigkeiten wahrnehmen (...)“.⁴² Schumpeter gibt zwei Antworten, eine deskriptive und eine theoretische. Was geschieht („konkrete Entwicklungen“) ist zu unterscheiden von der „Art und Weise des Vorgangs“ („Mechanismus“).

Der Mechanismus ist die Neukombination gegebener Ressourcen (Produktivkräfte). Auch nicht beschäftigte („arbeitslose“) Ressourcen muß der Unternehmer aus alten Verwendungen herauskaufen („herauskonkurrieren“). Der Unternehmer muß mindestens soviel bieten, wie dem Nutzen entspricht, den die Ressourcen aus Nichtbeschäftigung erzielen (etwa Arbeitslosenunterstützung). Ein bestehendes Unternehmen kann relativ leicht bereits verfügbare Ressourcen intern neu kombinieren.

³⁸ Schumpeter, J. A. (2005) S. 464.

³⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 486.

⁴⁰ Schumpeter, J. A. (2005), S. 486.

⁴¹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 486.

⁴² Schumpeter, J. A. (2005), S. 467.

Neue, junge oder rasch wachsende Unternehmen müssen Produktionsfaktoren aus ihren alten Verwendungen „herauskonkurrieren“, wie Schumpeter sagt. Offensichtlich spielen dabei Flexibilität der Märkte, Kündigungsschutz, Tarifrecht, Mindestlöhne und anderes eine wichtige Rolle. Auf diesem Felde überschneiden sich dann auch „neoklassische“ Reformen, die auf eine optimale Ressourcenallokation zielen und Schumpetersche Reformen, welche die Neukombinationen von Ressourcen erleichtern wollen.⁴³

Der Schwerpunkt der Überlegungen Schumpeters ist die theoretische Frage. Während im statischen System Änderungen von außen angestoßen werden, ist dies im sich entwickelnden System völlig anders. Entwicklung entsteht im System selbst, aus der Wirtschaft selbst heraus, endogen, sich selbst herstellend, ist ein autopoietischer Prozeß, sich unaufhörlich reproduzierend: „Die Entwicklung erzeugt immer weitere Entwicklung.“⁴⁴ Die Außenwelt interessiert nicht. Die „Ursachen“ der Entwicklung müssen „aus der Wirtschaft selbst erklärbar“ sein.⁴⁵ Entwicklung gibt es daher auch, „wenn sich in der Welt des Nichtwirtschaftlichen nichts änderte.“⁴⁶ Dies steht in deutlichem Gegensatz zur Welt der „reinen Ökonomie“, die eine „Entwicklung der Wirtschaft von innen“ geradezu begrifflich ausschließt.⁴⁷

Die Entwicklungslogik Schumpeters „steht einer anderen gegenüber, die sich dahin ausdrücken ließe, daß ein einmal hergestelltes wirtschaftliches Gleichgewicht sich erhält, solange nicht von außen eine Störung hereingetragen wird, woraus folgt, daß jede Veränderung des Zustandes der Volkswirtschaft auf anderen Momenten als jenen beruhen muß, die man technisch als rein wirtschaftlich bezeichnet. ... Die Ursachen und treibenden Kräfte auch der wirtschaftlichen Entwicklung (...) liegen in diesen [Rahmen-]Bedingungen und Voraussetzungen der Wirtschaft oder, anders ausgedrückt, es gibt keine wirtschaftliche Entwicklung, keine wirtschaftliche Entwicklung aus sich selbst heraus. ... Nach dieser Auffassung spielt das Reinwirtschaftliche in der Entwicklung eine passive Rolle. Die rein ökonomischen Gesetze beschreiben ein bestimmtes Verhalten der Wirtschaftssubjekte, dessen Ziel Herbeiführung eines (...)

⁴³ Vgl. hierzu die Beiträge in Combé, N./Schönfeld, H. (2005).

⁴⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 168.

⁴⁵ Schumpeter, J. A. (2005), S. 168.

⁴⁶ Schumpeter, J. A. (2005), S. 469.

⁴⁷ Schumpeter, J. A. (2005), S. 471.

Gleichgewichts und Wiederherstellung eines solchen Zustandes nach jeder Störung ist.“⁴⁸ Die theoretische Analyse im Rahmen der Reinen („statischen“) Ökonomie vermag somit keine rein ökonomischen Kräfte festzustellen, die einen qualitativen und diskontinuierlichen Wandel fördern, es enthält keinen *ökonomischen* Mechanismus der Entwicklung.

Schumpeter behauptet somit nicht, daß die Veränderungen der Bedingungen irrelevant seien; seine Behauptung ist, daß die „reine Ökonomie“ eine „Entwicklung der Wirtschaft von innen“ ausschließe. Sein theoretisches Anspruchsniveau liegt jedoch höher. Er sucht nach jenen Kräften, die bei gegebenem „Milieu“ (Bedingungen) die Wirtschaft aus sich selbst heraus auf dem Weg der Entwicklung halten. Was sind die ökonomischen Faktoren, welche Entwicklung von innen theoretisch ermöglichen? Es müssen, so Schumpeter, Faktoren und Mechanismen sein, welche jenseits der reinen Ökonomie des Gleichgewichts angesiedelt sind.

Die Kritik an der herrschenden Lehre wird noch deutlicher: „Diese Auffassung wird nur selten ausführlich formuliert. Aber sie liegt sehr oft gerade dem Schweigen der Theoretiker über das Phänomen der Entwicklung zugrunde und entspricht dem Standpunkte vieler der Besten auf dem Gebiete der Theorie. Diese Betrachtungsweise ist vielmehr das Grundprinzip der statischen Ökonomie.“⁴⁹ Wir können zweifach ergänzen. Auch wenn wir „dynamisch“ (im Sinne der Mainstreamökonomie) argumentieren, änderte sich an Schumpeters Aussage nichts. Wir blieben in der Welt des Gleichgewichts, der Bewegung zu einem solchem, der Welt der „adaptiven Antwort“. Als Schumpeter seine Theorie schreibt, existiert noch kein Ranking „der Besten“, wie es seit Vergabe der Nobelpreise für Wirtschaftswissenschaften besteht. Wer die Liste studiert, kann sich auch nahezu hundert Jahre nach dem Erscheinen der „Theorie“ Schumpeter's Ansicht zum „Schweigen der Theoretiker“ anschließen. Die praktische Politik spiegelt das Schweigen, das heißt, die Abwesenheit entwicklungstheoretischer Argumente und Politikvorschläge wieder.

Joseph Stalin pflegte zu sagen: „Menschen weg, Problem weg“. Der moderne Ökonom denkt ähnlich. Er entledigt sich der Probleme, indem er die Tiefe des wirtschaftlichen inklusive ethischen Lebens auf eine Ebene – Routine – reduziert. Ökonomie des Flachlands. Er siedelt seine Menschen am Fuß eines Berges an, von dem er sagt, er existiere nicht, Berge gäbe es nur im theoretischen Disneyland der Schumpeterianer und

⁴⁸ Schumpeter, J. A. (2005), S. 470.

⁴⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 471.

Evolutionisten. Was sich nicht modellieren läßt, existiert theoretisch nicht.⁵⁰ Eine Wirtschaftslandschaft also, der es an funktionaler „Kontingenz“ mangelt,⁵¹ folglich auch an Möglichkeiten jenseits der Reflexion über Routine und Arbitrage, generiert keine Entwicklungsdynamik. Das ist ausreichend für einen Nobelpreis, für die Tiefe wirtschaftlichen Lebens, für die Holarchie der Ökonomie benötigen wir eine integrale Wirtschaftslogik, die den Unternehmer in seiner funktionalen und holarchisch integrierten Vielfalt anerkennt.

Obwohl diese „flachländische“ Sichtweise vorherrscht, und man „eher in ihrer Ausarbeitung als in ihrer Ablehnung die wahre Aufgabe“ des Ökonomen erkennt, „ist sie (doch) leer und nichtssagend, soweit sie richtig ist, und falsch, soweit sie etwas sagt.“⁵² Man wird Schumpeter nachsehen müssen, daß er – bereits aus „hedonistischen Motiven“ heraus, seine Karriere im System Wissenschaft vor Augen – in der zweiten Auflage der Theorie derartige Kritik am Ansatz und Arbeitsweise seiner Kollegen nicht zu wiederholen wagt. Das siebte Kapitel, aus dem wir zitieren, wurde von Schumpeter ersatzlos gestrichen. Es enthält andererseits eine aus unserer Sicht überzeugende Darlegung der Grenzen „reiner Ökonomie“, theoretisch wie handlungspraktisch (denken wir hierbei an Immanuel Kant: „Das Praktischste was es gibt, ist eine gute Theorie.“), eingebettet in einen Argumentationszusammenhang, wie er in den vergangenen Jahren von der autopoietischen Systemtheorie (Maturana/Varela; Luhmann) mit ihren Schlüsselkonzepten geschlossener Systeme, struktureller Kopplung, Störungen (Irritationen), Struktur und Organisation konzipiert wurde.

Worin sich Schumpeter von Niklas Luhmann (nicht Humberto Maturana) unterscheidet, ist die Rolle des Unternehmers (als Neukombinierer; Innovator) als einer system-internen Störungsquelle und Träger des Veränderungsmechanismus. Die Schumpetersche Logik läßt sich allerdings auch Luhmann-gerecht konsistent entwickeln.⁵³

⁵⁰ Dies die Kritik des Nobelpreisträgers Joseph Stiglitz an der Wissensökonomie von F. A. Hayek. Auch Schumpeter glaubt er mittels mathematischer Modellanalyse überwunden zu haben.

⁵¹ Kontingenz ist ein Schlüsselbegriff der modernen Systemtheorie. Sie besagt, etwas Gegebenes hätte auch anders sein können, z. B. wenn ein Innovator die Ressourcen neu kombiniert hätte oder ein evolutorischer Unternehmer ganz neue Klassen von Möglichkeiten aufgrund gesteigerter Kompetenz hätte verwirklichen können. Beides ist weder notwendig, noch unmöglich. Außer man führt theoretische Beschränkungen ein, die es notwendig oder unmöglich machen.

⁵² Schumpeter, J. A. (2005), S. 471.

Durch die von Schumpeter getroffenen Unterscheidungen, wesentlich markanter formuliert in 1911 als in späteren Auflagen, werden wir der Grenzen der Systeme (Routine; Kreislauf, erstes Kapitel; Innovation/Entwicklung: Kapitel 2 ff.) und der die Operationsweise der Systeme erklärenden theoretischen Paradigma gewahr. Aufgrund dieser Unterscheidungen kommt Schumpeter zu Schlußfolgerungen wie den eben aufgeführten. Er trägt sie mit einer Radikalität vor wie kein bürgerlicher Ökonom nach ihm. Nicht nur die Grenzen der „reinen Ökonomie“ zeigt er auf, das tun viele; er gibt uns auch Alternativen mit auf den Weg. Er demonstriert, beileibe kein Diskursökonom, den theoretischen Konsens suchend, daß beide Paradigmen sich nicht mischen lassen, sich nicht integrieren lassen, sich ausschließen wie Feuer und Wasser. Ergebnis: theoretische erzeugte Parallelwelten. Man kann zwar, sagt Schumpeter, das Gleichgewicht und den Weg der wirtschaftlichen Variablen zu einem solchen (das Forschungsprogramm der sog. „österreichischen Schule“; und es ist ziemlich klar, warum deren Vertreter so wenig von Schumpeter halten dürfen: er schickt sie ins theoretische Grab) aus der Innovationslogik ableiten, aus ihr einen Spezialfall machen: der umgekehrte Weg ist jedoch verschlossen (die vorherrschende Ökonomie sieht das selbstverständlich anders, sie sollte sich dann aber auch ernsthaft mit Schumpeters Argumenten auseinandersetzen, und nicht die eine oder andere Inkonsistenz oder methodische Banalität zum Anlaß nehmen, die Schumpetersche Theorie ad acta zu legen). „Neukombinationen“ sind „Störungen“ des Gleichgewichts, auch Nebelwerfer auf den Pfaden dorthin; und mit dem Verlöschen ihrer Wirkkraft driftet das System zum Gleichgewicht zurück, aus welchem es sich, aus eigener (hedonistischer) Kraft nicht befreien kann. Schumpeter geht noch weiter, moderne Argumente der Systemtheorie vorwegnehmend. Gibt es in einer Volkswirtschaft einmal Entwicklung, ist es mit dem Gleichgewicht geschehen. Auch ein „dynamisches Gleichgewicht“⁵⁴ existiert dann nicht mehr. Eine Störung produziert eine neue Störung, eine Neukombination bewirkt eine weitere. Wie soll ein neues Gleichgewicht entstehen, oder ein Weg dorthin? „Die Entwicklung ist in ihrem innersten Wesen nach eine Störung des bestehenden statischen Gleichgewichts ohne jede Tendenz, diesem oder überhaupt irgendeinem anderen Gleichgewichtszustand wieder zuzustreben. ... Sie strebt aus dem Gleichgewichte heraus.“⁵⁵

⁵³ Vgl. Aßmann, J. (2003) und Röpke, J. (2002), zur systemischen Interpretation der Schumpeterschen Entwicklungslogik.

⁵⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 489.

⁵⁵ Schumpeter, J. A. (2005), S. 489.

Warum verlieren dann aber Systeme ihre Entwicklungskraft, wie China ab 1300, Westeuropa seit zwei Jahrzehnten, usw.? Das System kann durchaus einem Gleichgewicht zustreben, wenn „die Triebfedern der Entwicklung selbst ... eben durch eine Reaktion gegen dieselbe, durch andre Kräfte, welche ihr gerade das Ende bereiten und eben dadurch die ... Voraussetzung für die Herstellung des Gleichgewichts schaffen“.⁵⁶ Die moderne Systemtheorie kann das präziser und eleganter formulieren. Systeme können nicht jede Art von Störung verkraften. Wer Benzin in seinen Diesel schüttet, ist ihn los. Wer die Quellen unternehmerische Energie austrocknet, läßt die Wirtschaft „einem Gleichgewicht zustreben“. Die „entwicklungslose Wirtschaft (ist) keine Fiktion und die Entwicklung daher kein Scheinproblem.“⁵⁷

Die Beschreibung und die theoretische Deutung der wirtschaftlichen Entwicklung basierend auf dem Innovationsmechanismus bedürfen einer anderen Methodik, wie wir bereits erörtert haben. Dies ist einzigartig am siebten Kapitel des vorliegenden Werkes. „Da aber die Tatsachen der Entwicklung ihrerseits nicht einfach in das Gebäude der Statik ergänzend eintreten, sondern sich zum Teile außerhalb derselben als besonderes und einheitliches theoretisches Ganzes konstituieren, so handelt es sich in der Nationalökonomie essentiell um zwei verschiedene Tatsachengruppen, nicht etwa um zwei Auffassungsweisen.“⁵⁸ Daß Schumpeters Entwicklungstheorie in der ersten Auflage eine neue ökonomische Methodik beinhaltet, zu dieser Erkenntnis gelangt auch McCreas frühe und eindrucksvolle theoretische Auseinandersetzung mit diesem Werk: „(...) statics and dynamics with Schumpeter have to do not only with different problems, but with different methods, and different materials. The two are independent structures.“⁵⁹

Wir interpretieren Schumpeter so, daß eine „Normänderung“⁶⁰ in einem Wirtschaftssystem einer neuen „Basisinnovationen“ entspricht und dieser Sprung nicht in infinitesimale Schritte zerlegt werden kann. Dies läßt sich durch die Schumpetersche Triade Indeterminiertheit, Neues und Sprung charakterisieren, wie Schumpeter später formulieren sollte.⁶¹ „Wir können sozusagen die Einbruchsstellen des Neuen nicht

⁵⁶ Schumpeter, J. A. (2005), S. 489.

⁵⁷ Schumpeter, J. A. (2005), 1912, S. 113 f.

⁵⁸ Schumpeter, J. A. (2005), 1912, S. 513.

⁵⁹ McCrea, R. C. (1913), S. 525.

⁶⁰ Schumpeter, J. A. (1932).

nur im einzelnen Fall, sondern auch generell lokalisieren und uns für den Mechanismus der Durchsetzung der Normänderung eine Theorie bauen, (...).“⁶²

Zusammenfassend läßt sich das Entwicklungsphänomen in folgenden Punkten darstellen:

1. Es gibt einen eigenen entwicklungstheoretischen Ast (Innovationslogik).
2. Die Entwicklung stört das Gleichgewicht und ist somit keine Fortführung eines dynamischen Gleichgewichts wie es neuere neoklassische Ansätze suggerieren.
3. Entwicklung $\neq$ organischer Einheit; das bedeutet, daß Entwicklung nicht aus der Statik herauswächst, sondern aus einander anschließenden, aber relativ selbständigen Teilentwicklungen (diskontinuierlicher Vorgang).⁶³
4. Der „Grad der Unternehmertätigkeit (ist) entscheidend“⁶⁴ und damit die Bestimmungsgründe unternehmerischer Energie.

Nicht nur, daß Datenänderungen („Störungen“) Entwicklung nicht erklären. In vielen Fällen bleiben sie auch für den Kreislauf folgenlos, ändern nichts an der Reproduktion von Routine. „... die geschaffenen Möglichkeiten rauschen ungesehen und ... ungenützt an dem statischen Wirtschaftssubjekte vorüber.“⁶⁵ Sie mobilisieren keine unternehmerische Energie. (Beispiel: Steuersenkungen für DAX-Unternehmen). Die strukturelle Kopplung zwischen Routine- und Innovationssystem ist ausgedünnt. China wurde über Jahrhunderte mit Störungen aus der Welt der Industrienationen bombardiert. Wasser auf Stein. Afrika reproduziert seine Subsistenzlogik. Und auch heldenhafte Bemühungen von Entwicklungsberatern und internationalen Organisationen bewirken fast nichts. „Rauschen.“ Wann wird Rauschen zu einer Anregung für Neukombinationen? Schumpeter stellt hier, wir skizzieren es unten, sein „Energie-

⁶¹ Explizit knüpft er nach unserer Analyse in dem Aufsatz „Entwicklung“ wieder an die Gedanken des 7. Kapitels der ersten Auflage seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung an. Vgl. Schumpeter, J. A. (1932).

⁶² Schumpeter, J. A. (1932).

⁶³ Vgl. Schumpeter, J. A. (2005), S. 490 f.

⁶⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 498 (unsere Hervorhebung).

⁶⁵ Schumpeter, J. A.: Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, 1. Aufl., Leipzig, 1912, S. 487

modell“ nicht-hedonistischen Unternehmertums vor. Dieses ist in späteren Auflagen nur noch in Spuren erkennbar, 1911 jedoch in exemplarischer Klarheit vorgestellt. Schumpeter argumentiert hier, unsere Vermutung, nahe an Friedrich Nietzsche und fernöstlichen Energietheorien, insbesondere am daoistischen Entwicklungsparadigma.⁶⁶

Innovation, Unternehmer, schöpferische Zerstörung, Schlagworte, abgelöst vom theoretischen Kern der Neukombination gegebener Ressourcen durch nicht-hedonistisches Unternehmertum. Dieser Kern hebt das neoklassische Paradigma aus, zerstört es („schöpferisch“?). Zahlreich die Versuche, Schumpeter in gleichgewichts- und inputlogisches Denken zu re-integrieren, die frei galoppierenden Theoriepferde Schumpeters einzufangen und zu zähmen.

Legen wir die Methodik der Österreichischen Schule bei Schumpeters Werk „Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ zugrunde, so definieren wir vier Prinzipien in Anlehnung an Erkenntnisse Röpkes:⁶⁷

- Individualismus
- Subjektivismus
- Die Bedeutung der Historie
- Gegenpol zur Gleichgewichtsökonomik.

In diesen Grundprinzipien kommt vor allem zum Ausdruck, daß das Individuum als Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Entwicklung zu sehen ist. Gerade in der ersten Auflage mißt Schumpeter einem besonderen Typus des Unternehmers (Innovators) – dem Agens der Entwicklung – die zentrale Rolle im ökonomischen wie im sozioökonomischen Entwicklungsprozeß zu. Dieser individuo-zentrische Ansatz Schumpeters zeigt deutlich den Einfluß Mengers, der sich zur Stellung des Individuums in der Nationalökonomie, wie folgt äußert: „Whoever wants to understand theoretically the phenomena of a national economy must for this reason attempt to go back to their true elements, to the individual economies in the nation (i.e., to the individual decision-maker) and to investigate the laws by which are built up from the latter.“⁶⁸

Interpretieren wir resümierend Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“, so sehen wir, daß dem neoklassischen Wachstums-

⁶⁶ Siehe hierzu Röpke, J. / Xia, Y. (2006).

⁶⁷ Vgl. Röpke, J. (1977), S. 2.

⁶⁸ Menger, C. (1960), S. 93.

paradigma erstens eine überzeugende Theorie der Inputentstehung, zweitens eine überzeugende Theorie der Inputverwendung fehlt und drittens die Entstehung und Durchsetzung technischen Fortschritt außerhalb der ökonomischen Analyse angesiedelt bleibt.

1. Die Wichtigkeit des Phänomens „Sparen“ verdankt ihre Bedeutung, der schon in Gang befindlichen Entwicklung. Dies als Ausgangspunkt zu nehmen, verfehlt jeglicher Entwicklungslogik. Oder wie Schumpeter es analysiert: „Eine Theorie der Datenänderungen wird selbst nicht gegeben.“⁶⁹

Die schon angesprochenen inputlogischen Wachstumsmodelle unterstellen, daß ein höherer Input von Ressourcen zu einem höheren Output führt. Die inputlogischen Argumentationsketten erklären nicht, inwieweit der Unternehmer als Träger des Innovationsmechanismus die Produktionsfaktoren anders (neu) kombiniert.

2. Technischer Fortschritt (Neuerungen) fließt in der neoklassischen Sichtweise als Datenänderung in die Analyse ein. Schumpeter beschreibt diesen unternehmerlosen Automatismus: „Es ist die Auffassung, daß in diesem technischen und organisatorischen Fortschritt ein selbständiges Moment liegt, daß sein Entwicklungsgesetz in sich selbst trägt und wesentlich auf dem Fortschritte unsres Wissens beruht.“⁷⁰ Dies ist tatsächlich das Vorgehen der neuen Wachstumstheorie. Forschung und Entwicklung gelten als entscheidende Komponenten im wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß sei. Wissen ist aber eine Bedingung für die wirtschaftliche Entwicklung nur dann, wenn es eine unternehmerische Durchsetzung erfährt.

Die zentralen Unterschiede zwischen der Mainstream-Ökonomie und Schumpeters Entwicklungsansatz arbeitet folgende Tabelle heraus:

⁶⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 465.

⁷⁰ Schumpeter, J. A. (2005), S. 480.

Aspekte	Neoklassik / Mainstream	Schumpeter
Quelle des regionalen Wachstums	Inputvermehrung (Inputlogik)	Neukombination (Innovationslogik)
Träger des Wachstums	Routine, „Homo Oeconomicus“, „Wirt“	„Unternehmer“ (Innovator)
Funktion von Wissenschaft und Forschung	Produzent von neuem Wissen Anwendung des Wissens in Form von Patenten, Lizenzen, durch Transfer: „Wissensgesellschaft“	Ohne <i>Durchsetzung</i> bleibt Wissen „tot“; <i>unternehmerische</i> Wissensgesellschaft
Peter Drucker	„Die Dinge richtig tun“	„Die richtigen Dinge tun“
Allokation der Faktoren	Optimale Allokation der Ressourcen „Wer optimiert gewinnt“	Neukombinationen lassen sich nicht optimieren. „Wer optimiert verliert“
Motivation	Hedonismus, Gewinn, extrinsisch	Leistungsmotivation, Freude am Gestalten, intrinsisch
„Die neuen Kombinationen kann man immer haben, aber das Unentbehrliche und Entscheidende ist die Tat und die Kraft zur Tat. ... Es ist jener Typus, der hedonisches Gleichgewicht verachtet und nicht ängstlich auf ein Risiko blickt.“ <i>Schumpeter, J. A. (2005), S. 163.</i>		

Handlungstheorie: Unternehmer, Energie und Wissen

Schumpeter war der Ökonom, welcher die Energiequelle der modernen Gesellschaft entdeckt, genauer wieder entdeckt hat (Die Chinesen diskutieren darüber seit vier Jahrtausenden): innovatives Unternehmertum.

„In gewohnten Bahnen geht... die Wirtschaft prinzipiell automatisch und führerlos vor sich. Wo Neues geschehen soll, da kann die Masse der Menschen der Führung im eigentlichen und persönlichen Sinn nicht entbehren.“⁷¹

Repräsentative Firma, Routineunternehmer, Wirt, brauchen keine Psychologie, da keine Unterschiede zwischen Menschen auch keine Unterschiede in der Wirtschaft machen. Es gilt das „economic animal“-Modell bzw. die homo-oeconomicus-Logik: „In gewohnten Bahnen gibt es keine

⁷¹ *Schumpeter, J. A. (2005), S. 124.*

prinzipiell relevanten Unterschiede im wirtschaftlichen Handeln verschiedener Mitglieder einer Volkswirtschaft.“⁷²

Routineunternehmer: „Es ist das Anwenden dessen, was man gelernt hat, das Arbeiten auf den überkommenen Grundlagen, das Tun dessen, was alle tun. Auf diese Art wird nie ‚Neues‘ geschaffen, kommt es zu keiner eigenen Entwicklung jedes Gebietes, gibt es nur passives Anpassen und Konsequenzenziehen aus Daten.“⁷³

Stellen wir einen Vergleich zwischen dem zweiten Kapitel in der ersten und späteren Auflagen an, so sehen wir auch Unterschiede in der Akzentuierung und der Behandlung weitergehender Aspekte im Komplex Unternehmertum. Wir stimmen mit Becker und Knudsen, die für den englischsprachigen Raum das frühe Werk Schumpeters neu entdecken, überein, daß ein Wechsel der individuellen Person des Unternehmers hin zu unternehmerischen Funktionen in den weiteren Auflagen vollzogen wird. Becker / Knudsen: „The shift of emphasis is associated with a „de-personification“ of the entrepreneurial function, and inspires Schumpeter to add new passages to the text of the 1926 edition (...)“.⁷⁴

Auf der einen Seite steht der Typus des hedonistisch Handelnden. Schumpeter definiert seine Wesenszüge folgendermaßen: „Sein Handeln ist das Resultat hedonischer Impulse und empfängt von dem Gegebenen sein eindeutiges Maß und Gesetz, es ist erklärt durch den Wunsch nach Konsumtion, durch die Logik des Bedarflebens.“⁷⁵ Er paßt sich in die Verhältnisse ein und unternimmt keine Versuche einer radikalen Änderung der Wirtschaftsweise. Auf der anderen Seite steht der „Mann der Tat“. Der dynamische Typus orientiert sich nicht primär an gegebener oder unmittelbarer Nachfrage des Konsumenten, sondern „er nötigt seine Produkte dem Markte auf.“⁷⁶ Er überredet bzw. zwingt die Leute zum Gebrauch und Kauf seines neuen Produktes. „Keine neue Maschine, keine neue Marke eines

⁷² Schumpeter, J. A. (2005), S. 124.

⁷³ Schumpeter, J. A. (2005), S. 125. Schumpeter arbeitet ohne Lerntheorie. Die zitierte Aussage wäre zu differenzieren. Unternehmer lernen auf verschiedenen Ebenen. Und jeder Unternehmer, auch der innovative, kann nur das tun, was er gelernt hat. Das von Schumpeter angesprochene Lernen des Wirts ist die unterste Ebene in einer mehrstufigen Lernhierarchie. Zu Versuchen, lerntheoretische Überlegungen in die Schumpetersche Entwicklungstheorie zu integrieren, siehe Rasidakis, P. (2001) und Röpke, J. (2002).

⁷⁴ Becker, K. / Knudsen, Th. (2002), S. 396

⁷⁵ Schumpeter, J. A. (2005), S. 148.

⁷⁶ Schumpeter, J. A. (2005), S. 133.

Genussgutes wird unter dem Drucke vorhandener Nachfrage erzeugt.“⁷⁷ Das neue Angebot geht gleichsam auf sich selbst als Ursache zurück.

Es lohnt sich, ein besonderes Augenmerk auf Schumpeters zentrale Merkmale des Unternehmers – Energie des Handelns und seine besondere Art der Motivation – zu werfen. Das Energiemoment des Handelns, die Überwindung innerer und äußerer Widerstände, ist primäres Merkmal des Schumpeterschen Unternehmers. Somit wird auch die Überwindung innerer Widerstände des Unternehmers zu einem Schlüsselmoment wirtschaftlicher Entwicklung. „Jene Hemmungen, die für die Wirtschaftssubjekte sonst feste Schranken ihres Verhaltens bilden, fühlt er nicht.“⁷⁸ Im Umgang mit Neuem bedarf es einer anders gearteten Handlungstheorie als im Umgang mit der gewohnten, statischen Wirtschaftsweise. Nicht die Güterkonsumtion und Bedürfnisbefriedigung zieht der Agens der Entwicklung für sein Tun in Betracht; er gewinnt aus anderen als „hedonischen“ Motiven seine Energie und Kraft zum Handeln. „Wenig haben sie sich um die hedonischen Früchte ihrer Taten gekümmert. Von Anfang an bestand für sie keine Absicht, sich des Erworbenen müßig zu erfreuen. Solche Männer schaffen, weil sie nicht anders können. Ihr Tun ist das großartigste, glänzendste Moment, dass das wirtschaftliche Leben dem Beobachter bietet, und geradezu kläglich nimmt sich daneben eine statisch-hedonische Erklärung aus.“⁷⁹

Zwei weitere Aspekte seines Typus betreffen die Momente der „Freude am Neugestalten“ und der „Notwendigkeit der Betätigung“. Das Schaffen neuer Formen ist ein Konstitutionsmerkmal dieses Unternehmers. Seine Motivation generiert er aus innerem Antriebe bzw. intrinsischer Motivation. „Die Probleme, die neuen Möglichkeiten, die sich dem Manne der Tat jeweils darbieten, ziehen ihn an, interessieren ihn. Es drängt ihn zu experimentieren und den wirtschaftlichen Verhältnissen den Stempel seines Geistes aufzudrücken.“⁸⁰ Liegt hier eine Datenänderung vor? „Unter die Daten der Wirtschaft können wir einen solchen „Vorrat an Kraft zu schöpferischem Gestalten“ deshalb nicht rechnen, weil sich derselbe anders verhält als die übrigen.“⁸¹

⁷⁷ Schumpeter, J. A. (2005), S. 134. Ernst Heuss, Allgemeine Markttheorie, Tübingen, 1965, spricht später von einer Selbstentzündung der Nachfrage. Die Nachfragefunktion wird durch den Unternehmer geschaffen.

⁷⁸ Schumpeter, J. A. (2005), S. 132.

⁷⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 137 f.

⁸⁰ Schumpeter, J. A. (2005), S. 143.

⁸¹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 151 – 152.

Diese Unterscheidungen bringen uns zu einem Problem, welches gerade im Zeitalter sogenannter Wissensgesellschaften von hoher Aktualität ist, Schumpeter jedoch bereits 1911 wegweisend erläutert: Die Rolle von Wissen im Entwicklungsprozeß (ein Schlüsselinput in den modernen Wachstumskonzepten).

Könnten wir davon ausgehen, daß Wissen als „public good“ im Sinne Romers problemlos bzw. automatisch in das Wirtschaftssystem transferierbar wäre, so entfielen ein Teil der Legitimationsgrundlage unserer Einleitung. Gerade in der endogenen Wachstumstheorie bzw. der gesamten Inputlogik findet diese Annahme größte Beliebtheit. Die Problematik des Wissenstransfers, wie von Schumpeter erstmals explizit in der ersten Auflage dargestellt, wird in dieser Denkrichtung negiert. Es kann bei dem Phänomen der Entwicklung nicht antizipiert werden, daß neues Wissen automatisch und unternehmerlos angewendet wird (Die Sichtweise Schumpeters harmonisiert weitgehend mit der konstruktivistischen Theorie von Wissen: Bateson, Maturana / Varela, Luhmann).

Schumpeter unterscheidet folgenden drei Personentypen:

1. Die statische Masse: „Mit Neuem zu experimentieren haben sie keine Neigung.“⁸²
2. Eine Minorität von Leuten, ausgestattet mit einer scharfen und beweglichen Intelligenz, entdeckt zahllose Kombinationen und neue Ideen. Aber das reicht nicht für die Durchsetzung von Wissen aus. Auf dem einmal eingeschlagenen Weg, z. B. einer Beamtenlaufbahn, können, wollen oder dürfen sie ihre Ideen nicht umsetzen, möglicherweise bezahlen sie mit ihrer wirtschaftlichen Existenz und sie riskieren diesen Weg nicht. „Dann aber kommt es nicht zur Tat und jene Einsichten haben nicht mehr praktische Bedeutung, als Träumereien im Reich der Feen. (...) Aber immerhin leisten sie eine Vorarbeit, deren Früchte sie freilich fast nie genießen.“⁸³
3. Dann existiert eine dritte, minoritäre Gruppe, die selbst- oder fremdproduziertes Wissen in neuen Kombinationen durchsetzt.

Wissen ohne Einbindung in Neukombinationen bleibt ökonomisch „tot“. „Die neuen Kombinationen [das neue Wissen] sind zunächst nichts, sie sind zunächst überhaupt nichts. Ihr Vorhandensein im Bewusstsein einiger Leute ändert nichts am Gange der Wirtschaft und ist an sich, wie

⁸² Schumpeter, J. A. (2005), S. 162.

⁸³ Schumpeter, J. A. (2005), S. 163.

wir sahen, so bedeutungslos wie die Kanäle im Mars.“⁸⁴ Bleibt die Erzeugung und Durchsetzung von Wissen in einen offenen Prozeß des Experimentierens, des Wettbewerbs und der Evolution eingebunden, entartet Wissen nicht zu Herrschaftswissen und Besserwissen.

Radikale Innovationen wie wir sie im sechsten Kondratieffzyklus in der Nano- und Biotechnologie beobachten, sind nicht nur weitgehend wissensbasiert. Sie sind auch, was die Problematik eines automatischen Transfers noch deutlicher macht, überwiegend wissenschaftsbasiert. Wie gewinnt jedoch akademisches Wissen Anschluß an Innovation? Dies wird zu einem elementaren Problem in ausdifferenzierten Gesellschaften, in denen Wirtschaft und Wissenschaft als operativ geschlossene Teilsysteme der Gesellschaft operieren und nur auf der Grundlage wechselseitiger Störungen miteinander kommunizieren.

Wir verwenden hier, wie schon angedeutet, einen „konstruktivistischen“ Begriff des Wissens, der zwischen Daten, Informationen und Wissen unterscheidet. Dieser scheint uns auch Schumpeters Überlegungen implizit zugrunde liegen. Zumindest können wir mit ihm die Schumpetersche Wissenskepsis gut nachvollziehen.

Auch die Kategorie impliziten Wissens, mit der F. A. Hayek, an Michael Polanyi anknüpfend,⁸⁵ seine Wissensökonomie gründet, stützt die Schumpetersche Vermutung. Wer über implizites Wissen verfügt, kann es nur selbst nutzen, also unternehmerisch, oder es bleibt für wirtschaftliche Transaktionen irrelevant.

Dieser konstruktivistische Wissensbegriff (jeder muß sein Wissen selbst konstruieren) ist nicht zu verwechseln mit dem, was Hayek als „Konstruktivismus“ bezeichnet: die externe Intervention in komplexe Systeme mit dem Ziel, ihr Verhalten in eine bestimmte Richtung zu dirigieren bzw. bestimmte Ergebnisse (Output) zu erzielen. Wie Hayek zeigt auch die moderne (autopoietische) Systemtheorie die Vergeblichkeit solchen Tuns. Schumpeter führt eine unternehmerische Kategorie in die Wissensdebatte ein. Wenn ich Selbstwissen für mich konstruiere, nutze ich das Wissen noch lange nicht. Das Problem eines *Knowing-Doing-Gap* oder unternehmerischer Energie tritt hier offen zu Tage. Schon Kant bemerkt die Kluft zwischen Wissen und Handeln (Theorie und Praxis), wenn er bemerkt, „daß zwischen Theorie und Praxis noch ein Mittelglied der Verknüpfung und des Überganges von der einen zu anderen erfordert

⁸⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 164.

⁸⁵ Vgl. Polanyi, M. (1966).

werde.“⁸⁶ Genau hier setzt der Schumpetersche Durchsetzer neuer Kombinationen an. Eine wirksame Umsetzung disruptiver wissenschaftlicher Inventionen kann erst gelingen, wenn deren unternehmerische Durchsetzung mittels Entrepreneurship erfolgt. Im Jahre 2005 bedarf es dazu akademischen Unternehmertums im Sinne Schumpeters, der Forscher ist aktiv in den Umsetzungsprozeß integriert. Schumpeters „Mann der Tat“ wird zum akademischen Unternehmer.⁸⁷ Aus diesen Überlegungen folgt die Notwendigkeit, Organisationen der Forschung im Sinne Schumpeters weiter zu entwickeln. Ergänzend zu Humboldts Modell einer Einheit von Forschung und Lehre hätte die Universität in einer unternehmerischen Wissensgesellschaft auch als eine unternehmerische Universität zu funktionieren. Erst eine strukturelle Kopplung der Systeme Forschung, Erziehung, Wirtschaft und Politik könnte ermöglichen, daß Universitäten und andere Forschungsorganisationen zum Nukleus zukünftiger Entwicklungswellen werden.

Sozialökonomik

Im siebten Kapitel der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ wendet sich Schumpeter der Sozialökonomik zu (S. 528–548). Für die Notwendigkeit einer Sozialökonomie spricht auch Kondratieff.⁸⁸ Er arbeitet (implizit) mit einem systemtheoretischen Ansatz. „Verschiedene Menschengruppen und verschieden zu erfassende Vorgänge charakterisieren die von uns getrennten Gebiete.“⁸⁹ Es spielt nach Schumpeter keine Rolle, ob der Akteur in mehreren Teilgebieten tätig ist. Seine Entwicklungstheorie der zwei Typen läßt sich in allen Gebieten menschlichen Lebens beobachten. „Überall sind diese Typen durch alle starken Linien geschieden, die jene Güter, die neuen Kunstrichtungen, neue „Schulen“, neue Parteien schaffen, von jenen abheben, die von den Kunstrichtungen, „Schulen“ und Parteien geschaffen werden.“⁹⁰ Noch deutlicher kommt dies in folgender Aussage zum Ausdruck: „Wir sagen also, daß jedes Gebiet sozialen Lebens seine eigne Entwicklung hat und

⁸⁶ Kant, I. (1992), S. 93.

⁸⁷ Vgl. Stiller, O. (2005), S. 335.

⁸⁸ Vgl. Kondratieff, N. D. (2003). In Kondratieffs geplantem Fundamentalwerk „Basisgrundlagen der wirtschaftlichen Dynamik und Statik“ sollte dieser Themenkomplex intensiv behandelt werden. Aufgrund seiner Verhaftung und Hinrichtung kam es nicht mehr dazu.

⁸⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 537.

⁹⁰ Schumpeter, J. A. (2005), S. 543.

daß der Mechanismus dieser Entwicklungen in gewissen Grundzügen überall derselbe ist.“⁹¹ Daß bei Schumpeter überall „Beobachter“ auftauchen, Unterscheidungen treffen und die Teilsysteme der Wirtschaft (Routine und Innovation) zwar strukturgekoppelt sind, aber nach verschiedenen internen Mechanismen und parallelweltlich arbeiten und sich (autopoietisch) reproduzieren, sei nur am Rande vermerkt.

In dem sozioökonomischen Teil fällt uns weiterhin auf, daß Schumpeter neben dem Unternehmer in der Wirtschaft in anderen Teilsystemen der Gesellschaft (oder in Luhmannscher Sichtweise: in der Umwelt anderer Teilsysteme) Führungspersönlichkeiten sieht, die ähnliche Funktionen ausüben und ähnliche Persönlichkeitseigenschaften aufweisen. In seiner Analyse betont er einerseits die pfadabhängige Entwicklung (Reproduktion) historisch aufgelaufener Einflußpositionen („path dependency“ – Betonung der historischen Entwicklungspfade) und andererseits das Aufkommen neuer Typen. Die statischen Wirtschaftssubjekte behalten ihre soziale Stellung vergangener Tage bei. Darin liegt ein Grund, daß das Neuartige in Wirtschaft und Gesellschaft sowie die das Neue verkörpernden Persönlichkeiten nur langsam in das Blickfeld der Öffentlichkeit geraten. „Endlich aber ändern sich Massengefühle, die sich um die soziale Organisation ranken, nur sehr langsam.“⁹² Nehmen wir als Beispiel die Automobilindustrie. Sie war vor hundert Jahren in den Wirtschaftsstatistiken faktisch nicht existent. Heute dominiert sie von der Größe her die europäischen Volkswirtschaften. Aber nicht die kumulative Größe einer Industrie interessiert den Entwicklungstheoretiker, sondern ihre Entwicklungsdynamik. Ein Grundsatz Schumpeterscher Entwicklungslogik: Der Zwerg von gestern ist der Riese von heute und der Greis von morgen.

Von dem Manne der Tat auf dem Gebiete der Wirtschaft als soziometrischem Star geht ein sozialer Reorganisationsprozeß aus.“⁹³ Daß die soziale Position innerhalb der Gesellschaft nicht aus ökonomischen Ursachen völlig erklärt wird, zeigt das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern. Auch heute noch wird dieser Interessengegensatz in der öffentlichen Diskussion als sehr scharf betrachtet. Dabei ist er keinesfalls schärfer als der zwischen Kapitalist (Finanzier, Eigentümer, Bankier) und Unternehmer. Arbeiter und Unternehmer verbindet mehr als sie trennt. „Beide sind typische Feinde der gegebenen Besitzverhältnisse an den

⁹¹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 545.

⁹² Schumpeter, J. A. (2005), S. 528.

⁹³ Vgl. Schumpeter, J. A. (2005), S. 528.

vorhandenen Gütern. Beide gewinnen und verlieren in sehr vielen Fällen gemeinsam.“⁹⁴ Die Probleme resultieren eher aus sozialpsychischen Momenten des Über- und Unterordnungsverhältnisses. Ein weiterer wichtiger Untersuchungsgegenstand ist die moralische Atmosphäre der Neukombinationen, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft ausgelöst wird. Nicht nur der allmähliche wirtschaftliche Tod von Industrien und Unternehmen, auch die Kontraktion der älteren Industriezweige (Computer vs. Automobilindustrie) wirkt atmosphärisch auf die kapitalistische Entwicklung. Die statischen Betriebsführer und Kapitalisten leiden förmlich und blicken gleichzeitig auf die neuen Männer und ihr Tun verachtungsvoll herab. Sie „vergessen dabei ganz, daß eine jede Entwicklungswelle ihre ökonomischen Flegeljahre hat.“⁹⁵ Psychologisch besonders schwierig erscheint es für die statische Masse, daß die Männer der Tat neue revolutionäre Ansätze in die Wirtschaft und Gesellschaft einbringen. Sie stören die sozialen Verhältnisse und treten als Datenveränderer auf – sie zwingen andere sich anzupassen, wenn auch nur „adaptiv“, reißen sie aus ihren psychologischen Komfortzonen. Das pfadabhängige Handeln des Großteils der Bevölkerung tritt hier deutlich hervor. Gerade etablierte Interessengruppen verhindern den Aufstieg neuer Unternehmer, da sie häufig die bisherige soziale Struktur gefährden. Das Problem zwischen Gruppeninteressen und individuellen Interessen tritt hier in Erscheinung, was Schumpeter eindrucksvoll erörtert. Anschlußfähig zeigt er sich hier vor allem mit den neueren Ansätzen des „Public Choice“ Olsons, der dieses Forschungsfeld breit diskutiert hat.⁹⁶

Schumpeter wäre auch skeptisch gegenüber der Erklärungskraft von Ansätzen, die mit Hilfe rein-ökonomischer (in seinem Sinne „statischer“) Ansätze versuchten, die Außenbedingungen, das „Milieu“, die „Daten“ und ihre Veränderungen als ursächliche Entwicklungsvorgänge heranzuziehen, wie beispielsweise die sogenannte neue Institutionenökonomik. Andererseits liegen gerade im Rahmen eines genuin (nicht Neo-)Schumpeterschen Ansatzes auf diesem Gebiet vielfältige Ansatzpunkte für eine Vertiefung der Entwicklungstheorie. Dies wird sofort deutlich, wenn wir nach den Ursachen fragen, die das „energetische“ Handeln antreiben, wie Handlungsrechte (property rights) und unternehmerische Kompetenzen. Auch wenn diese, theoretisch betrachtet, im Rechtssystem oder im Erziehungssystem geschaffen werden, bedeutet

⁹⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 533.

⁹⁵ Schumpeter, J. A. (2005), S. 535.

⁹⁶ Olson, M. (1965); Olson, M. (1991).

dies nicht, daß ihre Entstehung und Veränderung unabhängig von den treibenden Kräften der Entwicklung, dem innovativen Unternehmertum, wäre. Diese schaffen sich vielmehr gerade die Bedingungen, die ihnen Neukombinationen ermöglichen. Sie „stören“ die Systeme ihrer Umwelt, bewirken über strukturelle Kopplungen mit ihrer Systemumwelt eine Veränderung in diesen, welche dann in das Innovationssystem, auf die Störungsquellen, zurückwirkt. Innovatoren in der Wirtschaft stören somit die Reproduktionsroutinen in anderen Teilsystemen, aber können auch Anschluß an schöpferische Unternehmer in anderen Teilsystemen finden. Es gelingen somit ko-innovative und ko-evolutive Kuppelproduktionen des Neuen. Schumpeter schildert diese Prozesse gegen Ende des siebten Kapitels.⁹⁷ In einigen Fällen sind es wirtschaftliche Unternehmer selbst, die, wie Werner von Siemens, in die Politik gehen, um dort für sie vorteilhafte Handlungsrechte zu schaffen.

Auch wenn Schumpeter seine Entwicklungslogik ökonomisch fundiert, läßt sich die Schumpetersche Theorie im Rahmen dieser Logik systemisch so weiterentwickeln, daß nicht-wirtschaftliche Einflußprozesse in Politik, Recht, Wissenschaft, Religion zu entwicklungstheoretischen Variablen werden. Genauso wie „die wirtschaftliche Entwicklung auch soziale Veränderungen nichtwirtschaftlicher Art nach sich zieht“,⁹⁸ wirken Veränderungen „nichtwirtschaftlicher Art“ über ihre strukturelle Kopplung mit dem Innovationssystem auf die Entwicklungsleistung zurück. „Mehr oder weniger wirkt Erfolg in jedem Gebiete auf die andern herüber.“⁹⁹ Wir können das anders formulieren: Zwischen Innovationssystem und anderen Teilsystemen muß eine unternehmerische Anschlußfähigkeit bestehen. Wenn Wirtschaftsinnovatoren in der Politik oder im Erziehungssystem auf Routine treffen, gibt es dort eher keine Veränderungen, welche eine rückgekoppelte Energetisierung der wirtschaftlichen Neukombinationsprozesse bewirken könnten.

Zweifelsohne hat die Entwicklungstheorie Schumpeterscher Prägung in diesem Feld Nachholbedarf. Die Funktionsweise des entwicklungs-erzeugenden Mechanismus wird dadurch theoretisch nicht tangiert.¹⁰⁰

⁹⁷ Schumpeter, J. A. (2005), S. 543 ff.

⁹⁸ Schumpeter, J. A. (2005), S. 547.

⁹⁹ Schumpeter, J. A. (2005), S. 547.

¹⁰⁰ Zur Weiterentwicklung der Schumpeterschen Entwicklungstheorie in die im Text skizzierte Richtung siehe die Arbeiten von Aßmann (2003), Röpke (2002), Siemon (2006) und Stiller (2005).

Der Schumpeter-Irrtum versus endogenes Geld

In der Schumpeterschen Entwicklungstheorie ist alles endogenisiert, nur Finanzkapital nicht. So scheint es, liest man Schumpeter mit den Erfahrungen eines Unternehmers, der Geld für die Durchsetzung seiner Neukombinationen sucht.

Die sogenannte Frühphasenfinanzierung von Innovationsvorhaben, insbesondere bei neu in den Markt eintretenden Unternehmen, scheitert an asymmetrischer Informationsverteilung und echter radikaler Unsicherheit, und diese ist – teilweise – verursacht durch (Nicht-)Können, seitens der Finanziers wie des Innovators. Banken sind kaum anschlussfähig an Innovation. Da sie auch selbst wenig innovieren, erschwert zusätzlich die Persönlichkeitsstruktur des Bankers neben unvermeidbarer Informationsasymmetrie die strukturelle Kopplung zwischen Innovations- und Finanzierungssystem.

Schumpeter begründet ausführlich, warum an einer Kreditfinanzierung der Neukombination kein Weg vorbei führt. Da die Praxis anders läuft, ist dieser Teil seiner Überlegungen als „Schumpeter-Irrtum“ bekannt. Dies ist ein kritischer Punkt, im Gegensatz zu theoretischen Randproblemen wie der Zinsfrage oder der periodischen Rückkehr einer Innovationswelle zum „Gleichgewicht.“ Schumpeters Begründung: Ihrer Natur nach diskontinuierliche Neuerungen bringen beträchtliche Veränderungen mit sich und sind im Wettbewerbskapitalismus typischerweise in neuen Unternehmen verkörpert. Sie erfordern vor der Erzielung von Erlösen große Ausgaben. Neukombinationen sind trivialerweise zu finanzieren. Ressourcen sind aus bestehenden Verwendungen herauszukonkurrieren, bevor sie sich neukombinieren lassen. Kredit wird zu einem wesentlichen Element des Entwicklungsprozesses. Schumpeter setzt (1911 und in späteren Auflagen)¹⁰¹ alleine nur auf Kreditschöpfung durch die Banken. Bankwissenschaftliche Ökonomen halten ihm bis heute vor, die Kreditschöpfung sei ein Mythos (Schumpeter war im übrigen selbst ein Banker, scheiterte, und verlor viel Geld).¹⁰²

Vier Dinge müssen wir beachten. Erstens den theoretischen Ausgangspunkt: Schumpeter unterstellt eine Wirtschaft im Gleichgewicht. Freier

¹⁰¹ Eine modifizierte Sichtweise findet sich in den „Konjunkturzyklen“. Selbstverständlich kennt Schumpeter die „Eigenfinanzierung“, die er als „solideste Finanzierungsweise“ bezeichnet.

¹⁰² Siehe zu Schumpeters Erfahrungen als Banker Kurz, H. D. (2005), S. 22 f.

Cashflow ist nicht verfügbar. Der Unternehmer kann nicht auf einen Fonds von Ersparnissen zurückgreifen, mit denen er die Neukombination finanzieren könnte. Frühere Gewinne existieren nicht. Woher nimmt der Innovator (auch wenn er schon als Routineunternehmer im Markt ist) das Finanzkapital für Neukombinationen? Schumpeters Antwort: Der Bankier gibt ihm das Geld.

Zweitens die empirische Seite: Als Schumpeter seine Theorie formuliert, funktionierte die Welt der Bankiers anders als heute. Es gab Finanziers mit Unternehmerpersönlichkeit, anschlussfähig an den Neukombinierer (In den „Konjunkturzyklen“, Schumpeter 1961, schildert Schumpeter mehrfach solche Fälle). Diese Finanziers gibt es auch heute noch, jedoch nicht im Banksystem, durch Basel II geknebelt und intern durchbürokratisiert, sondern bei Wagniskapitalisten und Business Angels. Das Finanzsystem ist mutiert – in Richtung der Schumpeterschen Vermutungen. An der Hauptthese von Schumpeter – der Abhängigkeit des Neukombinierers von fremdem (nicht: Fremd-)Kapital hat sich wenig geändert.

Der dritte Punkt: Eine Finanzierungstheorie war anno 1911 faktisch nicht existent. Heute gibt es eine hochentwickelte Theorie (principal-agent, Transaktionskosten, Institutionenökonomik, Theorie der Unsicherheit), die gut erklärt, warum diejenigen, die Geld haben, und diejenigen, die Geld suchen, so schwierig zusammenfinden, wenn es um Geschäfte außerhalb der Routine geht. Die nachholenden Industrieländer haben die Innovationsfinanzierung in großem Stil dem Staat (Korea, China) oder selbstkontrollierten Finanzhäusern (Japan: zaibatsu, keiretsu) überlassen. Auch Deutschland versucht sich heute auf diesen Weg (Kreditanstalt für Wiederaufbau).

Der vierte Punkt: Schumpeter sieht den Neukombinierer nicht primär als jemand, der schon laufende (Routine/Arbitrage-)Geschäfte tätigt, sondern als Neueinsteiger (start-up). Dieser trägt eine doppelte Bürde: er innoviert *und* er ist neu im Markt. Der Zugang zu Finanzkapital erschwert sich dadurch dramatisch.¹⁰³ Wenn wir von einem Schumpeter-Irrtum sprechen, dann finden wir ihn hier. Wenige sind bereit, solche Ventures zu finanzieren. Die empirische Seite ist eindeutig und wird durch vier Fs umschrieben: Family, Friends, Founder (eigenes Geld/Vermögen), Fools. Sieht man genauer hin, bleibt die Schumpeterlogik intakt. Der Unternehmer muß andere, Freunde wie Fremde, auch wenn sie ihm

¹⁰³ Zur Finanzierungsproblematik des neugründenden Innovators mit ausführlicher Würdigung des Schumpeterschen Standpunktes siehe *Siemon, C.* (2006).

nahestehen, überzeugen. Auch er selbst (Founder) muß die Neukombination als enorme Chance verstehen. Er muß sich selbst transformieren: vom vermögenden Hedonisten zum neukombinierenden Unternehmer. Er muß Angst überwinden, seine Familie überzeugen, sich selbst zum Kapitalisten machen, die Funktion des Innovators und Finanziers in sich selbst integrieren (Schumpeter trennt deutlich die Funktion des Neukombinierers von der des Kapitalisten / Finanziers).

Wir können somit die Schumpeterlogik auch für die Finanzierungsproblematik anerkennen. Finanzkapital ist eine endogene Größe, die im Innovationssystem selbst erzeugt wird. Am deutlichsten sichtbar ist dies bei Innovationsfinanzierungen durch Business Angels, informellen Investoren, die ihr Finanzkapital als innovative Unternehmer akkumuliert haben. Der Neukombinierer finanziert den Neukombinierer. Gelingt dies nicht, bleiben Neukombinationen unfinanziert. Die Logik ist die gleiche wie beim Wissen. Wissen ist wie Geld überreichlich vorhanden. Es bleibt wie Geld entwicklungsdynamisch „tot“, wenn es keinen Anschluß an den Innovationsprozeß findet. Diesen herzustellen ist Sache des Unternehmers selbst, seiner „Persönlichkeit“: „Der Unternehmer setzt seine Persönlichkeit ein und nichts anderes als seine Persönlichkeit.“¹⁰⁴ Aus der Sicht der Mainstream-Ökonomie: ein Münchhausentyp. Sich selbst aus dem Sumpf ziehen. Inputs, Institutionen, Rechte sind Produkte unternehmerischen Tuns. Hier schließt sich der Kreis zwischen dem jungen Schumpeter und der systemischen (autopoietischen) Theorie von heute.

Politik

In der aktuellen Politik spielt Schumpeters Gedankengut eine marginale Rolle. Es herrscht die innovationspolitische Routine. Wo soll Schumpetersches Denken auch herkommen? In Europas Universitäten wird es nicht erzeugt. Nur wenige Schumpeterianer finden sich auf Lehrstühlen. Risikoaversität, Kontrollen- und Regulierungswut in deutschen Unternehmen, Amtsstuben und Politik ist auch eine akademisch erzeugte und anerzogene. Angesichts der Akademisierung der Welt in Wirtschaft, Politik, Medien, sind die Folgen absehbar.

Um noch einmal das entwicklungslogische Grundprinzip Schumpeters zu zitieren, welches auch als eine wirtschaftspolitische Grundmaxime gelten kann:

¹⁰⁴ Schumpeter, J. A. (2005), S. 529.

„Das Prinzip ist also: Der Unternehmer kauft produktive Leistungen [Produktionsfaktoren], entzieht sie so ihren statischen Verwendungen ... und zwingt so die Volkswirtschaft in neue Bahnen hinein.“¹⁰⁵ Der Unternehmer als Träger der Innovation fragt Faktoren (wie Arbeitskräfte) nach, nicht weil sie (durch Hartz 1–4) „billiger“ werden, sondern weil er sie für die Durchsetzung seiner Innovation benötigt. Der Preislogik zu folgen ist Sache des Wirtes und des Arbitrageurs, beide, in der Sprache Schumpeters, „Hedonisten“. Der Innovator folgt einer anderen. Die Nachfrage des Unternehmers, gespeist durch Innovation (und nicht primär durch niedrigere Faktorpreise), erzeugt ihr Angebot. In diesem Sinne erzeugt Entwicklung dann auch Wachstum (der Inputmengen). Schumpeter widerspricht der „Inputlogik“ auch in der Wirtschaftspolitik vehement.

Mit welchen Argumenten? Sind sie heute noch gültig?

Eine input- und allokatonslogisch reformierte und stabilisierte Wirtschaft – das herrschende Reformparadigma – kommt jedoch sofort in Schwierigkeiten, unüberwindbare, sowie irgendwo außerhalb ihrer Grenzen – innerhalb der Grenzen operiert sie ohnehin innovationslos – Neukombinationen entstehen, welche den überkommenen Produktionsweisen und Gütern überlegen sind. Was tun? Nichts tun. Was man tun könnte und müßte, ist theoretisch verboten. Innovative Störungen lassen sich in der „statischen Wirtschaft“ nur preisallokativ ausregeln. In einer offenen Volkswirtschaft – also bei Neuerungsimport – führt dies *ceteris paribus* zu Einbußen an Realeinkommen und Lebensstandard. Die alten Märkte und Produktionsverfahren werden „schöpferisch“ zerstört, aber den Unternehmen sind theoretisch die Hände gebunden. Die Volkswirtschaft leidet an innovativem Überstreß. Routine erlaubt keine schöpferische Antwort. Innovative Störungen lassen sich nur durch Innovationen ausregeln: „Nur Vielfalt kann Vielfalt zerstören“, sagt der Kybernetiker W. Ross Ashby.¹⁰⁶ „Vielfalt ist Reichtum“, formuliert bereits vor zweitausend Jahren der chinesische Philosoph Zhuangzi. Ist Vielfalt theoretisch eliminiert, herrscht tendenziell die Armut (bei Vollbeschäftigung der Ressourcen). Die paradigmatische Lösung ist denkbar einfach: Schumpeter 1911. Die umsetzungspraktische Herausforderung ist jedoch gewaltig, wie die Wirtschaftsgeschichte und die aktuellen Reformbestrebungen und ihre theoretische Fundierung zeigen. Wie die meisten

¹⁰⁵ Schumpeter, J. A. (2005), S. 189.

¹⁰⁶ Ashby, W. R. (1965).

Menschen lieber den frühen Tod einer Umstellung ihrer Lebensweise vorziehen, verharren Volkswirtschaften für Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende in einem Zustand der Quasi-Entwicklungslosigkeit. Innerhalb der Grenzen des Systems gibt es – in der Schumpeterschen Konstruktion der statischen Wirtschaft – keine endogenen Störfaktoren, keinen Entwicklungsmechanismus, welcher das System aus der Reproduktion des Gleichen herausführen könnte.

Die Neukombination ist primär kein Preisproblem, vielmehr ein Durchsetzungsproblem, dieses ein Problem unternehmerischer Energie und diese eine Funktion unternehmerischen Könnens, Wollens und Dürfens im Hinblick auf neukombinatives Tun.¹⁰⁷ Wir verfügen damit über einen gänzlich anderen Zugang zur Erzeugung von „Wachstum“ und Beschäftigung als die „Reine Ökonomie“, die den Reformprogrammen in Europa zugrunde liegt. Ohne Neuerungen lassen sich auch neoklassisch kurzfristig Wachstum und langfristig Beschäftigung erzeugen. Der Preis ist, aus der Logik von Schumpeter, jedoch nicht zu verachten: Innovationsarmut erzeugt Einkommensarmut. Kein Unternehmen kann dauerhaft existieren und keine Volkswirtschaft den Lebensstandard ihrer Bürger erhalten, geschweige denn erhöhen, wenn nur die Kosten verringert, aber keine neuen Märkte mit neuen Gütern erschlossen werden. In einer offenen Volkswirtschaft bei unterschiedlichen Entwicklungsniveaus anderer (Schwellen-)Länder breitet sich die Armut der Einkommen, und dieser folgend staatlicher Investitionen in Infrastruktur und in die Befriedigung der Grundbedürfnisse der Bevölkerung, zum Beispiel Gesundheit und Lebensalter, flächendeckend und mit hoher Geschwindigkeit aus. Effizient erzeugte Armut bei Vollbeschäftigung.

Die reine Theorie, das vorherrschende ökonomische, auch wirtschafts-politische Paradigma, bietet, so Schumpeter, keinen theoretischen wie handlungspraktischen Zugang zum System der Entwicklung. Auch für den „Kreislauf“ gelten die Gesetze der Autopoiese: Reproduktion des Gleichen, bis eben eine erneute Datenänderung eine Reequilibrisierung erforderlich macht. Dies ist keine neue Erkenntnis. Was neu ist und in der Urschrift von 1911 auch anders, viel deutlicher und theoretisch kräftiger vorgestellt, ist die theoretische Konstruktion einer Alternative: eine Ökonomie der Entwicklung, eines sich unaufhörlich selbst reproduzierenden Systems von Neukombinationen. Kritik könnte hier ansetzen, ver-

¹⁰⁷ Können bezieht sich auf unternehmerische Fähigkeiten, Wollen auf die Motivation und Dürfen auf die Rechte zur Neukombination (ausführlicher hierzu Röpke, J.: *Der Lernende Unternehmer*, 2002).

suchen, die theoretisch noch offenen Flanken zu sichern. Dies wäre die Mutation von einer Entwicklungs- in eine Evolutionstheorie.

Zum Abschluß unserer einleitenden Anmerkungen zur Neuauflage der ersten Auflage eine versöhnliche Geschichte aus China:

Herr Ye [Name eines für Innovation Verantwortlichen] war ein Liebhaber von Drachen [ein Freund der Innovation]. Alle seine Kleider mussten mit Drachendesign gestickt sein. Er ließ alle Zimmer in seinem Haus mit Drachengemälden schmücken. In alle Säulen seines Hauses mußten Drachengemälde eingraviert sein. Es sah so aus, als ob er ohne Drachen nicht weiterleben könnte. Eines Tages hat der echte Drache [Schumpeter] im Himmel davon gehört und sich darauf sehr gefreut. Er flog zum Herrn Ye und wollte ihn besuchen. Aber als Herr Ye den echten Drachen sah, erstarrte er vor Schreck und ist sofort weggerannt.¹⁰⁸

Wir möchten uns bei Nicolas Combé, Dr. Alexandre Libman und Edith Stiller für die kritische Rezension und Überarbeitung unseres Textes bedanken.

Marburg an der Lahn, den 15. 10. 2005

*Jochen Röpke und
Olaf Stiller*

Literaturverzeichnis

- Amonn, Alfred: Die Probleme der wirtschaftlichen Dynamik, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1914, S. 83–114.
- Ashby, Ross W.: An Introduction to Cybernetics, London 1965.
- Aßmann, Jörg: Innovationslogik und regionales Wirtschaftswachstum: Theorie und Empirie autopoietischer Innovationsdynamik, Marburg 2003.
- Augello, Massimo M.: Joseph Alois Schumpeter: A Reference Guide, Berlin/Heidelberg 1990.
- Becker, Markus / Knudsen, Thorbjorn: Schumpeter 1911 farsighted visions on economic development, in: The American Journal of Economics and Sociology, Nr. 2, 2002, S. 387–403.
- Clark, John Bates: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, in: American Economic Review, Nr. 4, 1912, S. 873–875.
- Combé, Nicolas / Schönfeld, Hagen: Die Krise Deutschlands: Antworten der ökonomischen Marburger Schule auf die wirtschaftliche und institutionelle Stagnation, Potsdam 2005.

¹⁰⁸ Diese Geschichte verdanken wir Ying Xia.

- Ebner, Alexander*: The Institutional Analysis of Entrepreneurship: Historist Aspects of Schumpeter's Development Theory, in: J. G. Backhaus (Hrsg.): Joseph Alois Schumpeter: Entrepreneurship, Style and Vision, Boston 2003, S. 117–139.
- Freeman, Chris*: A Schumpeterian Renaissance? SPRU Electronic Working Paper Series Paper No. 102, 2003.
- Gualerzi, Davide*: Is new growth theory endogenous? Conference paper, 2001, <http://growthbook2.ec.unipi.it/papers/gualerziD.PDF>, Stand: 15. 10. 2005.
- Gundlach, Erich*: On the Empirics of Capital Accumulation and Economic Growth, in: Kiel Working Papers, No. 577, Kiel 1993.
- Heuss, Ernst*: Allgemeine Markttheorie, Tübingen 1965.
- Kant, Imanuel*: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, Hamburg 1992.
- Kondratieff, N. D.*: Osnovnye Prnizipy Ekonomitscheskoi Dinamiki i Statiki, in: Kondratieff, N. D.: Isbrannye Sotschinenija, Moskau 2003.
- Kurz, Heinz D.*: Joseph A. Schumpeter. Ein Sozialökonom zwischen Marx und Walras, Marburg 2005.
- Lexis, W.: J. A. S.*: Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Nr. 3, 1913, S. 84–91.
- Lucas, Robert E.*: On the Mechanics of Economic Development, in: Journal of Monetary Economics, Vol. 22, Nr. 1, 1988, S. 3–42.
- McCrea, R. C.*: Schumpeter's Economic System, in Quarterly Journal of Economics, Nr. 3, 1913, S. 520–529.
- Menger, Carl*: Problems of Economics and Sociology, 1883, reprinted, Urbana (Illinois) 1960.
- Metcalf, J. S.*: Knowledge of growth and the growth of knowledge, J Evol Econ, vol. 12, 2002, S. 3–15.
- Navratil von, K.*: Schumpeter, Dr. Joseph, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Nr. 2, 1913, S. 442–445.
- Nelson, Richard/Winter, Sidney G.*: An Evolutionary Theory of Economic Change, Cambridge (Mass.) 1982.
- Olson, Mancur*: The Logic of Collective Action, Boston 1965.
- Aufstieg und Niedergang von Nationen: Ökonomisches Wachstum, Stagnation und soziale Starrheit, 2. Aufl., Tübingen 1991.
- Polanyi, Michael*: The Tacit Dimension, London 1966.
- Rassidakis, Peter*: Wege der Selbstevolution, Marburg 2001.

Romer, Paul M.: „Endogenous Technological Change“, in: *Journal of Political Economy*, Vol. 98, 1990, S. 71 – 102.

– Increasing returns and long-run growth, in: *Journal of Political Economy*, Vol. 94, Nr. 5, 1986, S. 1002 – 1037.

– Interview, in: Snowden, Brian & Yane, Howard (editors): *Conversations with Economists: Interpreting Macroeconomics*, London, 1999, in: http://www.stanford.edu/~promer/Int_re_macro.htm, Stand: 15. 10. 2005.

Röpke, Jochen: *Die Strategie der Innovation*, Tübingen 1977.

– *Der lernende Unternehmer. Zur Konstruktion und Evolution unternehmerischen Bewußtseins*, Marburg 2002.

Röpke, Jochen / Xia, Ying: *Reisen in die Zukunft kapitalistischer Systeme. Grundzüge einer daoistischen Kinetik wirtschaftlicher Entwicklung*, Marburg 2006.

Schumpeter, Joseph A.: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung: Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und Konjunkturzyklus*, 9. Aufl., Berlin 1999.

– Schöpferisches Reagieren in der Wirtschaftsgeschichte, in: *Beiträge zur Sozialökonomik*, herausgegeben von Stephan Böhm, Wien / Köln / Graz 1987, S. 183 – 194.

– Entwicklung: Festschrift zum 50. Geburtstag von Emil Lederer, Originaltext, 22. 07. 1932, in: Esslinger, H. (Hrsg.), in: www.schumpeter.info, Stand 15. 10. 2005.

Siebert, Horst: *A Model of Growth in the World Economy: Some Notes on a New Paradigm in International Economics*, Kiel 1991.

Siemon, Cord: *Unternehmertum in der Finanzwirtschaft: Ein evolutionsökonomischer Beitrag zur Theorie der Finanzintermediation*, Marburg 2006.

Solow, Robert M.: *A Contribution to the Theory of Economic Growth*, in: *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 70, 1956, S. 65 – 94.

– Technical Change and the aggregate production function, in: *Review of Economics and Statistics*, Vol. 39, 1957, S. 312 – 320.

Stiller, Olaf: *Innovationsdynamik in der zweiten industriellen Revolution – Die Basisinnovation Nanotechnologie*, Marburg 2005.

Winter, Sidney G.: *Optimization and Evolution in the Theory of the Firm*, in: Day, R. / Groves, T.: *Adaptive Economic Models*, New York 1975, S. 73 – 118.

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung.

Von

Dr. Joseph Schumpeter.

Hypotheses non fingo.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1912.

Inhaltsangabe.

	Seite
Vorwort.	LI
Erstes Kapitel. Der Kreislauf der Wirtschaft in seiner Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse.	1
Die wirtschaftliche Tatsache. — Die Elemente des wirtschaftlichen Kreislaufs und die wirtschaftliche Erfahrung. — Das Gleichgewichtstreben und das Wertphänomen. — Der Produktionsprozeß in wirtschaftlicher und in technischer Beziehung; die technischen Tatsachen; die wirtschaftlichen Kombinationen. — Die Güterordnungen; die letzten Elemente der Produktion; Arbeit und Boden. — Über den Produktionsfaktor „Arbeit“. — Die Zurechnungstheorie, die Grenzproduktivität. — Kosten und Reingewinn; das Kosten-gesetz. — Über Risiko, „Friktionen“, Quasirenten. — Die Momente des Zeitablaufs und der Abstinenz. — Das Wertsystem der Einzelwirtschaft. — Der Tauschverkehr; das Schema der Verkehrswirtschaft und die Stellung der produzierten Produktionsmittel. — Die verkehrswirtschaftliche Organisation und der Güterstrom. — Das Geldgut und seine Wertbildung; Begriff der Kaufkraft. — Das soziale Wertsystem. — Überblick: die „Statik“ und ihre Mängel. — Statischer Charakter der bisherigen Theorie. — Schlußbemerkung.	
Zweites Kapitel. Das Grundphänomen der wirtschaftlichen Entwicklung	108
Präliminarien. — Die stationäre Wirtschaft als historisches Phänomen. — Dessen Gründe. — Die beiden Typen menschlichen Handelns. — Das nichthedonische Handeln auf dem Gebiete der Wirtschaft und seine Merkmale. — Seine psychologische Erklärung und seine Bedeutung für die Wirtschaft. — Entgegnungen auf Einwendungen und Ergänzungen. — Die äußere Form der Entwicklung. — Das System der Zukunftswerte. — Begriff und Funktion des Unternehmers. — Die verschiedenen Methoden der Durchsetzung der neuen Kombinationen. — Die Kaufkraft des Unternehmers; der Bankier.	

Drittes Kapitel. Kredit und Kapital.

Erster Abschnitt. Das Wesen und die Rolle des Kredits 199

Einleitender Überblick. — Der typische Schuldner in der Volkswirtschaft und die typische Funktion des Kredits. — Die Menge der Kreditzahlungsmittel.

Zweiter Abschnitt. Das Kapital 226

Wesen und Hauptfunktion des Kapitals; der Inhalt des Kapitalbegriffs. — Der Kapitalbegriff der geschäftlichen Praxis; das Kapital als Rechenform. — Die Kapitalbegriffe der Theorie und ihr Verhältnis zu dem unsern. — Anklänge an unsre Kapitaltheorie bei verschiedenen Autoren.

Dritter Abschnitt. Der Geldmarkt 272

Viertes Kapitel. Der Unternehmergewinn 278

Diskussion eines typischen Beispiels. — Andre Fälle von Unternehmergewinn in der kapitalistischen Wirtschaft. — Ausarbeitung der Theorie an dem Beispiel der isolierten Wirtschaft. — Der Fall des isolierten Individuums und des „primitiven Fischers“. — Anwendung auf die kapitalistische Wirtschaft; Spezialprobleme. — Ausgleichstendenz der Unternehmergewinne; Unternehmergewinn und Lohn; Entwicklung und Unternehmergewinn; Vermögensbildung.

Fünftes Kapitel. Der Kapitalzins 324

Vorbemerkung. — Das Problem und einige seiner Lösungsversuche. — Prinzipielle Erörterungen über „Reinertrag“. — Die Quelle des Zinses — vier grundlegende Leitsätze. — Neue Fassung des Problems und ein fünfter Leitsatz. — Zins und „Kapitalgewinn“ — sechster Leitsatz. — Definitive Problemstellung. — Das Agio gegenwärtiger Kaufkraft und seine Bedingungen. — Diskussion der Problemlösung. — Einführung der Kreditzahlungsmittel. — Einführung der übrigen Quellen der Kreditgewährung. — Die Ausläufer des Zinsphänomens. — Schluß.

Sechstes Kapitel. Das Wesen der Wirtschaftskrisen 414

Das Problem. — Vorfragen. — Das Charakteristikon der Krisen. — Der Fall des einzelnen Unternehmers. — Der Fall der Volkswirtschaft als Ganzen. — Die Ursachen der Unterbrechungen im Gang der Entwicklung. — Der Prozeß der Statisierung. — Die „Depressionsperiode“. — Der anormale Liquidationsprozeß und die Krise. — Einige Konsequenzen und Anwendungen des Grundprinzips.

Siebentes Kapitel. Das Gesamtbild der Volkswirtschaft. . . Seite 463

Vorbemerkung. — Die beiden Probleme der Wirtschaftslehre. — Das historische und das theoretische Entwicklungsproblem. — Auseinandersetzung mit der „Milieutheorie“ der Entwicklung. — Auseinandersetzung mit der „Wachstumstheorie“ der Entwicklung. — Drei allgemeine Sätze über die wirtschaftliche Entwicklung. — Die Wirkung der Entwicklung auf die einzelnen Wirtschaftssubjekte. — Der wichtigste Spezialfall. — Schema des gesamten sozialen Wirtschaftsprozesses. — Übersicht über unser Arrangement des Produktionsprozesses und einige Anwendungen desselben. — Über die ökonomische Struktur der Gesellschaft und das Problem der sozialen Parteilichkeit des Einzelnen. — Die soziale Atmosphäre der kapitalistischen Wirtschaft. — Analogien zur wirtschaftlichen Entwicklung auf andern Gebieten des sozialen Lebens; das soziale Geschehen.

Vorwort.

Dieses Buch schließt sich an ein andres an, das im Jahre 1908 im gleichen Verlag erschien und den Titel trägt: „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie.“ Es soll den größten Teil dessen erfüllen, was ich in dem letztern gelegentlich vorwiegend kritischer Erörterungen versprochen habe. Da Behandlungsart wie Stoff aber wesentlich andre sind, so habe ich es nicht als zweiten Band oder als Fortsetzung bezeichnet, zumal dafür Sorge getragen ist, daß diese Arbeit auch unabhängig von jener andern gelesen werden kann. Ich habe ihr nur wenige Worte vorzuschicken.

Die vorliegende Arbeit ist theoretischer Natur. Sie beschäftigt sich mit den großen, allgemein zu beschreibenden Zügen der wirtschaftlichen Erfahrung. Sie ist einheitlich nach Gegenstand und Methode und sie legt nur einen, in sich geschlossenen, Gedankengang dar. Das ist jedoch für mich das Endergebnis, es ist nicht von vornherein meine Absicht gewesen. Ich ging von konkreten theoretischen Problemen aus, zuerst und zwar im Jahre 1905 vom Krisenproblem. Schritt für Schritt fühlte ich mich weitergedrängt nach selbständiger Neubehandlung immer weiterer theoretischer Probleme, bis mir schließlich klar wurde, daß es immer ein- und derselbe Grundgedanke war, mit dem ich mich beschäftigte, und daß dieser Grundgedanke einerseits das ganze Gebiet der Theorie betrifft und andererseits die Marksteine theoretischer Erkenntnis nach der Richtung des Phänomens der wirtschaftlichen Entwicklung hin weiter hinauszuschieben gestattet. Doch hielt ich es für zweckmäßig, die vorliegende Arbeit nicht zu einem detaillierten Lehr-

gebäude auszugestalten, sondern, so kurz und präzise als ich es vermochte, jene wesentlichen Grundlagen zu einem solchen darzustellen, die nicht schon ohneweiters in der Theorie unsrer Tage fertig vorliegen. Das erste Kapitel, dessen Trockenheit hoffentlich dem was folgt, nicht allzu nachteilig sein wird, führt den Leser in jene theoretischen Auffassungen ein, mit denen alles Weitere arbeitet, die folgenden sechs führen dann das vor, auf was es mir hier besonders ankommt.

Wenn meine Ausführungen überhaupt Beachtung finden, so werden sie sicher zwei Mißverständnissen begegnen, vor denen ich sie gern bewahren möchte. Erstens liegt es nahe zu glauben, daß ich durch diese Arbeit jene andre, oben zitierte, in mancher Beziehung desavouiere. Die Verschiedenheit in der Stoffbehandlung und die Verschiedenheit der Ziele in beiden Arbeiten können diesen Anschein hervorrufen, doch wird, so meine ich, eine nähere Betrachtung jeden Leser vom Gegenteil überzeugen. Zweitens werden die Resultate dieser Arbeit, wiederum: wenn sie überhaupt beachtet werden sollten, sicher von vielen Leuten unter dem Gesichtspunkt von Waffen für oder wider soziale Parteien angesehen und danach beurteilt werden. Ich habe sie nicht als solche gemeint und hoffe, daß es auch Leute gibt, die in wissenschaftlichem Geist an die wissenschaftliche Beschreibung sozialen Geschehens herantreten können.

Der Gedankengang, den ich darlegen will, ist gewiß, und namentlich im Einzelnen, nicht fehlerfrei. Es genügt vollkommen, wenn sich der Leser durch ihn angeregt fühlt und die Überzeugung gewinnt, daß „etwas Wahres an der Sache sei“. Die ökonomische Theorie darf an den Tatsachen und Argumenten, die nach gewissenhaftester Arbeit und bei genauester Kenntnis des Standes der Disziplin hier vorgebracht werden, nicht vorübergehen. Darüber hinaus wünsche ich nicht mehr, als daß diese Arbeit sobald wie möglich überholt und vergessen werde.

Wien, im Juli 1911.

Schumpeter.

Erstes Kapitel.

Der Kreislauf der Wirtschaft in seiner Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse¹.

Das soziale Geschehen ist eine einheitliche Erscheinung. Aus seinem großen Strom hebt die ordnende Hand des Forschers die wirtschaftlichen Tatsachen gewaltsam heraus. Darin, daß man eine Tatsache als wirtschaftliche bezeichnet, liegt schon eine Abstraktion, die erste von den vielen, die uns die technischen Notwendigkeiten der gedanklichen Nachbildung der Wirklichkeit aufzwingen. Niemals ist eine Tatsache bis in ihre letzten Gründe ausschließlich oder „rein“ wirtschaftlich, stets gibt es noch andere — und oft wichtigere — Seiten daran. Trotzdem sprechen wir in der Wissenschaft ebenso von wirtschaftlichen Tatsachen, wie im gewöhnlichen Leben und mit demselben Rechte. Mit demselben Rechte auch, mit dem man eine Geschichte der Literatur schreiben kann, obgleich die Literatur eines Volkes untrennbar mit allen übrigen Elementen seines Daseins verbunden ist. Von diesem Rechte soll auch hier Gebrauch gemacht werden. Erst der letzte Schritt unseres Weges wird uns wieder zu dem Satze führen, mit dem ich begonnen habe.

Soziale Tatsachen sind, unmittelbar wenigstens, Resultate menschlichen Handelns, wirtschaftliche Tatsachen Resultate wirtschaftlichen Handelns. Und dieses sei definiert als jenes Handeln, dessen Zweck Gütererwerb ist. In diesem

¹ Dieser Titel ist im Anschluß an einen von v. Philippovich gebrauchten Ausdruck gewählt. Vgl. seinen Grundriß II. Bd. Einleitung. Schumpeter, Theorie der wirtschaftl. Entwicklung. 1

Sinne sprechen wir auch von einem wirtschaftlichen Motiv des Handelns, von wirtschaftlichen Momenten im sozialen und individuellen Leben usw. Weil aber für uns nur jenes wirtschaftliche Handeln in Betracht kommt, welches auf Gütererwerb durch Tausch oder durch Produktion gerichtet ist, so wollen wir seinen Begriff auf diese Erwerbsarten beschränken, während wir den Begriffen des wirtschaftlichen Motives und des wirtschaftlichen Momentes jenen weitem Umfang belassen, weil wir diese beiden auch außerhalb des engern Gebietes brauchen, innerhalb dessen wir von wirtschaftlichem Handeln sprechen wollen.

Das Gebiet der wirtschaftlichen Tatsachen ist also zunächst durch den Begriff des wirtschaftlichen Handelns abgegrenzt. Jedermann muß, wenigstens auch, wirtschaftlich handeln, jedermann muß entweder „Wirtschaftssubjekt“ sein oder von einem Wirtschaftssubjekte abhängen. Sobald aber die Glieder der sozialen Gruppe sich einmal nach Berufen spezialisiert haben, dann können wir Klassen von Leuten, deren Haupttätigkeit der Wirtschaft, dem Erwerbe dient, unterscheiden von andern Klassen, bei deren Angehörigen die eigentlich wirtschaftlichen Regeln des Handelns hinter andern Momenten zurücktreten. Dann ist das wirtschaftliche Leben auch durch eine besondere Menschengruppe charakterisiert, obgleich auch alle andern Glieder des sozialen Ganzen „wirtschaften“ müssen. Dann kann man von dem Tun jener Gruppe sagen, daß es das wirtschaftliche Leben $\kappa\alpha\tau' \acute{\epsilon}\xi\omicron\chi\eta\nu$ ausmache und dann liegt darin, trotz aller Beziehungen dieses wirtschaftlichen Lebens zu allen andern Lebensäußerungen des Volkes, keine Abstraktion mehr.

Wie von wirtschaftlichen Tatsachen überhaupt, so sprechen wir auch von einer wirtschaftlichen Entwicklung. Ihre Erklärung ist hier unser Ziel. — Ehe wir aber in unsern Gedankengang einlenken, wollen wir uns in diesem Kapitel in den Besitz der notwendigen Grundlagen setzen und uns mit gewissen Auffassungsweisen vertraut machen, die wir im Folgenden brauchen werden. Auch muß dieses Folgende hier gleichsam mit einer „Verzahnung“ versehen

werden, mit der es in das Räderwerk der Theorie eingreifen kann. Auf den Panzer methodologischer Kommentare verzichte ich ganz. In dieser Beziehung sei nur bemerkt, daß das, was dieses Kapitel bringt, zwar vom Stamme der ökonomischen Theorie ist, aber im wesentlichen dem Leser nichts zumutet, was heute noch besonderer Rechtfertigung bedürfte. Da ferner für unsern Zweck nur wenig von den Resultaten der Theorie nötig ist, so habe ich gerne die sich bietende Möglichkeit benützt, das, was ich zu sagen habe, so einfach und untechnisch wie möglich zu bringen. Das schließt einen Verzicht auf vollständige Korrektheit ein. Ich habe mich aber überall dort zu einem solchen entschlossen, wo die Vorzüge besserer Formulierungen in für uns nicht weiter wichtigen Punkten liegen. In dieser Beziehung weise ich hier auf ein anderes Buch von mir¹ hin.

Wenn wir uns nun nach den allgemeinen Formen der wirtschaftlichen Dinge, nach ihren Regelmäßigkeiten oder nach einem Schlüssel zu ihrem Verständnisse fragen, so sagen wir damit ipso facto, daß wir sie in diesem Augenblicke als das zu Erforschende, das Gesuchte, das „Unbekannte“ betrachten und sie auf relativ „Bekanntes“ zurückführen wollen, so wie das eine jede Wissenschaft mit ihrem Untersuchungsobjekte tut. Gelingt es uns, einen bestimmten Kausalzusammenhang zwischen zwei Erscheinungen zu finden, so ist unsere Aufgabe dann gelöst, wenn jene Erscheinung, die in diesem Kausalzusammenhange die Rolle des „Grundes“ spielt, keine wirtschaftliche ist. Dann haben wir getan, was wir in dem betreffenden Falle als National-ökonomien tun können, und müssen das Wort andern Disziplinen überlassen. Ist aber jener „Grund“ selbst wieder wirtschaftlicher Natur, so müssen wir unsere Erklärungsversuche fortsetzen, bis wir auf einen nichtwirtschaftlichen stoßen. Das gilt für die allgemeine Theorie wie für einen

¹ Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen National-ökonomie, Leipzig 1908, im Folgenden zitiert als „Wesen“.

konkreten Fall. Wenn ich z. B. sagen könnte, daß das Phänomen der Grundrente auf der Verschiedenheit der Bodenqualität beruhte, so wäre damit der wirtschaftlichen Erklärung genügt. Wenn ich gewisse Preisbewegungen auf handelspolitische Maßregeln zurückführen kann, so habe ich getan, was ich als ökonomischer Theoretiker tun kann, denn handelspolitische Maßregeln bezwecken nicht unmittelbar Gütererwerb durch Tausch oder Produktion, fallen daher nicht unter unsern Begriff der reinwirtschaftlichen Tatsachen. Stets handelt es sich uns darum, die allgemeinen Formen des kausalen Bandes zu schildern, das die wirtschaftlichen Tatsachen mit nichtwirtschaftlichen Daten verknüpft. Die Erfahrung lehrt, daß das möglich ist. Die wirtschaftlichen Dinge haben ihre Logik, die jeder Praktiker kennt und die wir nur bewußt zu präzisieren haben. Dabei wollen wir im allgemeinen der Einfachheit halber eine isolierte Volkswirtschaft betrachten: Den Grundriß der Dinge, um den es sich in diesem Buche allein handelt, sehen wir auch an dieser.

So wollen wir denn die Grundzüge einer gedanklichen Nachbildung des wirtschaftlichen Getriebes entwerfen. Und zwar wollen wir dabei zunächst an eine verkehrswirtschaftlich organisierte Volkswirtschaft denken, also an eine solche, in der Privateigentum, Arbeitsteilung und freie Konkurrenz herrscht.

Wenn jemand, der vorher eine solche Volkswirtschaft nie gesehen oder von einer solchen gehört hätte, beobachten würde, wie etwa ein Landmann Getreide baut, das in einer fernen Stadt von jemand als Brot konsumiert wird, so würde sich ihm die Frage aufdrängen, woher der Landmann wußte, daß jener Konsument gerade — und gerade soviel — Brot brauche. Er wäre sicherlich erstaunt, wenn er erführe, daß der Landmann überhaupt nicht wußte, wer sein Getreide konsumieren oder wo es konsumiert werden würde. Und weiter könnte er auch beobachten, daß alle die Leute, durch deren Hände das Getreide gehen mußte, ehe es zu dem endlichen Konsumtionsakte kam, mit Ausnahme des-

jenigen, der das Brot dem Konsumenten verkaufte, den letztern gar nicht kannten, ja daß selbst dieser letzte Verkäufer das Brot in der Regel erzeugen oder kaufen mußte, ehe er wissen konnte, daß eben jener Konsument es erwerben werde. Der Landmann könnte jene Frage leicht beantworten: Lange, zum Teile ererbte Erfahrung¹ hat ihn gelehrt, wie groß seine Produktion sein müsse, damit er am besten damit fahre, sie hat ihn den Umfang und die Intensität der Nachfrage kennen gelehrt, mit der er zu rechnen hat. Daran hält er sich, so gut er kann, und nur allmählich ändert er daran unter dem Drucke der Verhältnisse.

Ganz dasselbe gilt aber für die andern Posten seines Kalkuls, mag er nun so vollkommen rechnen wie ein Großindustrieller oder seiner Entscheidungsgründe halb unbewußt und gewohnheitsmäßig vorgehen. Er kennt die Preise der Dinge, die er kaufen muß, normalerweise und innerhalb gewisser Fehlergrenzen, er weiß wieviel eigene Arbeit er aufwenden muß — mag er dieselbe nach lediglich wirtschaftlichen Grundsätzen werten oder Arbeit etwa auf eigenem Grunde und Boden mit ganz verschiedenen Augen ansehen als jede andere —, er kennt seine Betriebsweise — alles das infolge langer Erfahrung. Aus Erfahrung kennen auch alle jene Leute, von denen er zu kaufen pflegt, Umfang und Intensität seiner Nachfrage. Da der Kreislauf der Wirtschaftsperioden, dieses auffälligsten von allen den Rhythmen der Wirtschaft, verhältnismäßig schnell vor sich geht und in jeder Wirtschaftsperiode im Wesen das Gleiche geschieht, so arbeitet der Mechanismus der Verkehrswirtschaft mit großer Präzision. Aber nicht nur deshalb beherrschen die vergangenen Wirtschaftsperioden das Tun des Wirtschaftssubjektes — in einem Falle wie dem unsern — in jeder folgenden, weil sie ihn mit Strenge gelehrt haben, was er zu tun hat, sondern auch noch aus einem andern

¹ Vgl. v. Wieser: Der natürliche Wert, 1887, wo dieser Punkt zum erstenmale ausgeführt und in seiner Bedeutung beleuchtet wird.

Grunde. Während jeder Wirtschaftsperiode muß unser Landmann, sei es direkt vom physischen Ertrage der vorübergehenden oder vom Erlöse dieses Ertrages und dem was er sich damit verschaffen kann, leben. Alle die vorhergehenden haben ihn ferner in ein Netz von sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen versponnen, das er nicht leicht abschütteln kann. Sie haben ihm auch bestimmte Produktionsmittel und -methoden hinterlassen. Und alles das hält ihn mit eisernen Fesseln in seiner Bahn fest. Hier klingt ein Moment an, das für uns von erheblicher Bedeutung ist und uns bald näher beschäftigen wird. Auf dieser Stufe wollen wir nur noch festsetzen, daß wir im Folgenden uns stets vorstellen werden, daß jedermann in jeder Wirtschaftsperiode von den in der vorübergehenden erzeugten Gütern lebt, was auch dann ohneweiters möglich ist, wenn die Erzeugung weiter zurückreicht oder wenn der Ertrag eines Produktivmittels kontinuierlich fließt: Darin liegt nur eine Vereinfachung der Darstellung.

Nun soll der Fall des Landmanns verallgemeinert und etwas präzisiert werden. Dabei denken wir uns die Sache so, daß jedermann alle seine Produkte verkauft und insofern er sie selbst konsumiert, sein eigener Kunde ist, was keinem Bedenken unterliegt, da ja auch für einen solchen Eigenkonsum die Höhe des Marktpreises — also indirekt die Menge der Güter, die man sich durch Einschränkung desselben verschaffen könnte — entscheidend ist und umgekehrt die Größe des Eigenkonsums auf den Marktpreis wirkt, beides ganz so, wie wenn tatsächlich die betreffende Menge auf dem Markte erschiene. Alle Wirtschaftssubjekte also sind in der Lage des Landmanns. Sie alle sind zugleich Käufer — für die Zwecke ihrer Produktion und für ihren Konsum — und Verkäufer. Auch die Arbeiter können für unsere Untersuchung so aufgefaßt, d. h. es können ihre Arbeitsleistungen mit den übrigen marktgängigen Dingen in diesem Falle in eine Kategorie zusammengefaßt werden. Weil nun ein jedes dieser Wirtschaftssubjekte, für sich genommen, auf Grund seiner Erfahrung sein Produkt erzeugt

und seine Käufer findet, ganz so wie unser Landmann, so muß dasselbe auch für alle zusammen gelten und es müssen, von Störungen abgesehen, die natürlich aus den verschiedensten Gründen eintreten können, alle Produkte abgesetzt werden, denn nur in Hinblick auf eine erfahrungsgemäß bekannte Absatzmöglichkeit werden sie ja erzeugt.

Prägen wir uns das scharf ein. Wieviel Fleisch der Fleischer absetzt, das hängt davon ab, wieviel sein Kunde, der Schneider, haben und welchen Preis er bezahlen will. Das aber hängt davon ab, wie groß der Erlös ist, den dieser letztere aus seinem Geschäfte erzielt, dieser Erlös wiederum von dem Bedarfe und der Kaufkraft seines Kunden, des Schusters, dessen Kaufkraft wieder vom Bedarfe und der Kaufkraft der Leute, für die er produziert und so weiter, bis wir schließlich auf jemand stoßen, dessen Einkommen von dem Absatze seiner Ware an den Fleischer stammt. Dieses Ineinandergreifen und diese gegenseitige Bedingtheit der Quantitäten, mit denen das wirtschaftliche Leben rechnet, sehen wir immer, welchen Faden der Zusammenhänge immer man verfolgen mag von allen jenen, die sich darbieten. Wo immer man einsetzt und nach welcher Richtung immer man sich von dem Punkte wendet, an dem man eingesetzt hat, stets muß man dem Faden dieses Zusammenhanges folgend nach einer zwar überaus großen aber endlichen Anzahl von Schritten wieder an den Ausgangspunkt zurückkommen. Man stößt da weder auf einen natürlichen Schlußpunkt, noch auf eine „Ursache“, d. h. ein Element, das die andern mehr bestimmt als es von ihnen bestimmt wird.

Unser Bild wird vollkommener, wenn wir uns eine andre Vorstellung vom „Konsumieren“ machen als die gewöhnliche. Jedermann z. B. fühlt sich als Konsument von Brot, aber nicht als Konsument von Boden-, Arbeitsleistungen, von Eisen usw. Machen wir uns aber diesen Standpunkt zu eigen, so sehen wir noch klarer den Weg, den die einzelnen Güter im wirtschaftlichen Kreisläufe gehen¹. Nun ist es

¹ Vgl. A. Marshall (sowohl seine Principles VI. Buch, wie seine

zwar selbstverständlich, daß nicht jedes Stück jedes Gutes alljährlich denselben Weg zu demselben Konsumenten zurücklegt, den in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode sein Vorgänger in dem Produktionsprozesse desselben Produzenten zurückgelegt hat. Aber wir können, ohne irgend etwas an dem Wesen der Sache zu ändern, annehmen, daß das geschieht. Wir können uns vorstellen, daß jahraus jahrein, jede wiederkehrende produktive Aufwendung bleibender Quellen von Produktivkraft, demselben Konsumenten, dem analogen Konsumtionsakte zustrebt. Das Resultat des Vorgangs ist jedenfalls ganz so, wie wenn das geschähe. Daraus folgt, daß sozusagen auf jedes Angebot eine Nachfrage irgendwo in der Volkswirtschaft bereits wartet und daß es so weit nirgends in der Volkswirtschaft Güter geben wird, die ihres Komplements, d. h. anderer Güter in den Händen von Leuten, die dieselben im erfahrungsgemäß gegebenen Verhältnisse gegen die ersteren vertauschen wollen, er-mangeln. Daraus aber, daß alle Güter ihren Absatz finden, folgt wiederum, daß sich der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens schließt, d. h. die Verkäufer aller Güter wieder in hinreichendem Maße als Käufer auftreten konnten, um jene Güter zu erwerben, die ihren Konsum und ihren Produktionsapparat in der nächsten Wirtschaftsperiode auf dem bisherigen Stande erhalten und umgekehrt.

Das Wirtschaftssubjekt handelt also nach erfahrungsgemäß gegebenen Daten und in einer ebenso erfahrungsgemäß gegebenen Art und Weise. Natürlich heißt das nicht, daß keine Veränderungen in seiner Wirtschaft eintreten können. Die Daten derselben können sich ändern und jeder-mann wird sich danach richten, sobald er es merkt. Aber dann wird jedermann nicht etwa schlechthin Neues tun, sondern möglichst viel von seiner gewohnten Wirtschaftsweise festhalten und dem Drucke der Verhältnisse nur so weit nachgeben als es nötig ist. Und auch dieses „Nachgeben“ wird er nach den Regeln der Erfahrung vollziehen.

Rede: The old generation of economists and the new), bei dem diese Auffassung eine gewisse Rolle spielt.

So würde sich das Bild der Wirtschaft nicht willkürlich ändern, sondern sich in jedem Augenblick an den vorhergehenden Zustand anschließen. Man kann das „Wiesers Prinzip der Kontinuität“¹ nennen.

Wenn die Wirtschaft sich wirklich nicht „von selbst“ veränderte, so könnten wir keinen wesentlichen wirtschaftlichen Vorgang übersehen, wenn wir einfach Konstanz der Wirtschaft annehmen würden. Wir drücken dann damit nur eine Tatsache mit begrifflicher Schärfe aus, und wenn wir eine schlechthin bewegungslose Wirtschaft schildern, so nehmen wir wohl eine Abstraktion vor, aber nur zum Zwecke der Darlegung des Kernes dessen, was wirklich geschieht. Das wollen wir nun vorläufig tun. Damit treten wir in keinen Gegensatz zur herrschenden Theorie, höchstens zur üblichen Darstellungsform, die das nicht klar zum Ausdrucke bringt².

Zu demselben Resultate kann man auch in der folgenden Weise gelangen. Die Summe alles dessen, was in einer Volkswirtschaft in einer Wirtschaftsperiode produziert und auf den Markt gebracht wird, kann man das Sozialprodukt derselben nennen. Es ist für unsern Zweck nicht nötig, näher auf die Bedeutung dieses Begriffes einzugehen³. Das Sozialprodukt existiert nicht als solches. Es ist als solches ebensowenig ein von irgend jemand bewußt angestrebtes Resultat planvoller Tätigkeit, als die Volkswirtschaft als solche eine nach einem einheitlichen Plane arbeitende „Wirtschaft“ ist. Aber es ist eine nützliche Abstraktion. Wir

¹ Neuestens nochmals in der Arbeit über das Problem des Geldwerts. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, in den Referaten für die Tagung von 1909.

² Vgl. „Wesen“ II. Buch.

³ Vgl. darüber namentlich A. Smith und A. Marshall. Der Begriff ist fast so alt wie die Nationalökonomie und hat bekanntlich eine bewegte Vergangenheit, die es mit sich bringt, daß man mit ihm vorsichtig umgehen muß. Vgl. über benachbarte Begriffe auch Fisher, *Capital and Income* 1906; auch A. Wagner, *Grundlegung*. Endlich Pigou, *Preferential and Protective Tariff*, wo viel mit dem Begriffe des „National Dividend“ gearbeitet wird.

können uns vorstellen, daß alle Resultate der Produktionen aller Wirtschaftssubjekte nach Beendigung der Wirtschaftsperiode irgendwo aufgehäuft beisammen liegen und nach bestimmten Grundsätzen unter die letztern verteilt werden. Da wir damit an sich nichts an den Tatsachen wesentlich ändern, so ist das soweit völlig erlaubt. Dann können wir sagen, daß jedes Wirtschaftssubjekt einen Beitrag in dieses große volkswirtschaftliche Reservoir einwirft und sodann etwas daraus empfängt. Dem Einwurfe entspricht irgendwo in der Volkswirtschaft ein Anrecht eines andern Wirtschaftssubjekts, der Anteil eines jeden liegt irgendwo schon für ihn bereit. Jeder Beitrag ist Voraussetzung und Komplement eines Empfangens, jedem Empfangen entspricht ein Beitrag. Und da alle aus Erfahrung wissen, was und wieviel sie „einwerfen“ müssen, um das zu erlangen, was sie eben unter Berücksichtigung der Bedingung, daß für jeden Anteil ein bestimmter Einwurf zu machen ist, wünschen, so muß auch hier der Kreislauf der Wirtschaft geschlossen sein und es müssen alle „Einwürfe“ und „Anteile“ sich heben, was immer das Prinzip sein mag, nach welchem die Verteilung vorgenommen wird. Voraussetzung ist auch hier, das muß festgehalten werden, daß alle die in Betracht kommenden Größen erfahrungsmäßig gegeben sind.

Wir wollen nun, wie gesagt, dieses Bild der Wirtschaft präzisieren, soweit es für unsere Zwecke und das Verständnis der folgenden Kapitel nötig ist. Die Erfahrung, so haben wir gesagt, hat unsern Landmann gelehrt, welche Nachfrage und welche Preise für sein Produkt er zu erwarten habe und welches Angebot an Produktionsmitteln und Genußgüter für sich ihm — und zu welchen Preisen es ihm — dargeboten werden werde. In wohlbekannter Weise erfassen wir die ratio dieser erfahrungsmäßigen Konstanz. Wir stellen uns vor, diese Erfahrung existiere nicht — wir hätten wohl dasselbe Land, dieselben Leute mit derselben Kultur und Technik, denselben Geschmacksrichtungen, auch denselben Gütervorräten wie bisher vor uns, aber diese Leute wüßten nichts von den

Preisen, der Nachfrage und dem Angebote, kurz von der Größe aller jener Elemente, auf die sie in Wirklichkeit ihr Verhalten bauen. Und dann fragen wir uns, was sie tun werden, dann rekonstruieren wir jenen Zustand der Volkswirtschaft, der tatsächlich existiert, der jedem Wirtschaftssubjekte, soweit es für dasselbe nötig ist, so bekannt ist, daß es in praxi in seine Gründe nicht einzugehen braucht, sondern sich mit gewissen oberflächlichen Behelfen begnügen kann¹, gleichsam ab ovo², wir lassen vor unsern Augen werden, was tatsächlich schon immer vorhanden ist. Auf die Erfahrung gestützt, denkt der praktische Wirt gleichsam elliptisch, ebenso wie man, wenn man täglich einen Weg zurücklegt, nicht über denselben nachzudenken braucht. Verlöre er diese Erfahrung, so müßte er sie tastend³, mit Anstrengung wiederzufinden suchen und nur hierbei würden wir sehen, welcher Art die Gesetze der Vorgänge sind, welche uns in Wirklichkeit gleichsam in Gewohnheit versteinert begegnen. Beachten wir noch eines. Indem wir den Wirtschaftsprozess vor unsern Augen erstehen lassen, wollen wir nicht etwa in die wirtschaftliche Entwicklung blicken. Nicht wie sich der Wirtschaftsprozess historisch zu einer gegebenen Form entwickelt hat, sondern wie er jahraus, jahrein abläuft, wollen wir sehen. Nicht wie das Wirtschaften historisch sich verändert, sondern wie es sich in irgendeinem beliebigen Zeitpunkte darstellt, wollen wir untersuchen. Nicht um eine historische Genesis, sondern um eine begriffliche Rekonstruktion handelt es sich. Die Verwechslung dieser beiden *toto coelo* verschiedenen Dinge ist ein sehr häufiger Irrtum.

In dem gedachten Falle also müßten es sich die Leute überlegen — was sie sonst in praxi nicht erst zu tun brauchen — wie sie sich verhalten sollen. Verhalten — in

¹ v. Wieser hat das im Anschlusse an die Tatsachen der Kostenrechnung dargelegt. Vgl. seinen *Natürlichen Wert*.

² Vgl. L. Walras, *Éléments d'économie politique pure*, 4. Auflage 1900.

³ Par tâtonnement, sagt Walras.

welcher Beziehung, um was zu erreichen? Um ihre und der Ihrigen Bedürfnisse zu befriedigen offenbar. Unter diesem Gesichtswinkel werden sie auf die Mittel in ihrem Bereiche sehen, welche diesem Zwecke dienen können. Diese Mittel sind die Güter. Und nur in bezug auf solche Güter kann irgendein „Verhalten“ in Frage kommen, bei denen ein solches nötig ist, also in bezug auf jene, die nicht in praktisch beliebigem Maße vorhanden sind, — wirtschaftliche Güter. Alle Güter — wirtschaftliche und freie — werden in dem Maße geschätzt werden, in dem sie Bedürfnisse des Wirtschaftssubjektes befriedigen können und alle einzelnen Mengeneinheiten in dem Maße, in dem die Befriedigung von Bedürfnisregungen von ihnen abhängt unter Berücksichtigung ihrer Ersetzbarkeit durch andere Mengeneinheiten zunächst desselben Gutes und sodann auch anderer Güter. Das heißt also, einzelne Mengeneinheiten freier Güter werden gar nicht, einzelne Mengeneinheiten wirtschaftlicher Güter aber um so weniger geschätzt werden, je mehr davon, bei einer gegebenen Skala von Bedürfnisintensitäten, ein Wirtschaftssubjekt bereits hat. Diese Schätzung oder Wertung ist entscheidend für das wirtschaftliche Verhalten des Wirtschaftssubjektes, der Wert ist ein Index der Bedeutung bestimmter Mengen bestimmter Güter für ein bestimmtes Subjekt und für dessen Verhalten zu denselben. Der Gesamtwert einer Gütermenge sowie die Skala der Bedürfnisintensitäten, Wertskala, kommt dem Wirtschaftssubjekte nur selten zum Bewußtsein, in der Praxis des täglichen Wirtschaftens fühlt es meist nur den Wert von Teilmengen, namentlich den Wert der „letzten Teilmengen“, den Grenzwert oder Grenznutzen¹. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß das Sinken der Wertschätzung mit zunehmender Menge jedes Gutes sich keineswegs bloß aus der physiologischen Erscheinung von „Sättigung“ oder „Ermüdung“ im engsten

¹ Hier kann ich auf die gesamte Literatur der Grenznutzentheorie hinweisen. Dieser Hinweis rechtfertigt die skizzenhafte Kürze der Sätze im Texte.

Sinne erklärt, vielmehr auch das Streben nach Befriedigung z. B. der Bedürfnisse Anderer demselben Gesetze folgt.

Bei der Arbeit, welche wir bekanntlich in die Kategorie der Güter einschließen, erhebt sich eine Schwierigkeit in dem Umstande, daß ihre Menge nicht so fest gegeben ist, wie es die der andern Güter in jedem Zeitpunkte ist, denn man kann mehr oder weniger arbeiten. Soweit das an der verschiedenen Disposition verschiedener Menschen liegt, so ist darüber nichts weiter zu sagen, nehmen wir doch diese Disposition als gegeben an, da sie keine wirtschaftlich zu erklärende Tatsache ist. Aber auch ein und derselbe Mensch arbeitet unter verschiedenen Verhältnissen verschieden viel. Wieviel Arbeit werden also unsere Wirtschaftssubjekte leisten? Wir machen uns das am besten klar, wenn wir zuerst ein andres Problem lösen. Nehmen wir also für den Augenblick an, die Arbeitsmenge, die jedem zur Verfügung steht, sei fest gegeben.

Dann also werden die Leute ihr Verhalten gegenüber den Gütern eben in der Weise regeln, daß sie mit ihrem Güterbesitze die größtmögliche Wertsumme realisieren. Sie werden ihre Güter so zu verwenden suchen, daß sie durch Änderungen in der Art der Verwendungen diese Wertsumme unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr steigern können. Wenn jene Verteilung der Güter auf die verschiedenen Bedürfniskategorien gelungen ist, so ist damit auch die konkrete Größe ihrer Werte bestimmt. Die Wirtschaftssubjekte werden den Gütern dann jene Wertschätzungen entgegenbringen, welche den Bedürfnisbefriedigungen entsprechen, die dieselben in dieser relativ besten Verwendungsweise auslösen. Mit diesen Werten werden sie dieselben auch ansetzen, wenn neue Verwendungsweisen in Frage kommen. Eine solche ist die Tauschmöglichkeit, zu der wir gleich kommen werden. Zunächst aber tritt der Wert als Gebrauchswert auf. Er ist nichts andres als ein Index für die Bedeutung der Güter für die Bedürfnisbefriedigung des Besitzers und hängt seiner Größe nach von dessen Bedarf und der vorhandenen „Deckung“ ab. Da endlich die Güter

in mannigfacher Weise miteinander in Beziehung stehen, mitunter „komplementär“ dem Gebrauche nach sind, mitunter einander ersetzen können, so stehen auch ihre Werte miteinander in bekanntem Zusammenhange. Sie sind nicht selbständige Größen, sondern sie bilden ein Wertsystem. Der wichtigste dieser Zusammenhänge ist begründet durch die „Produktionsverwandtschaft“. Zu dieser Beziehung zwischen den Güterwerten kehren wir bald zurück.

Wir wollen kurz die für uns wichtigen Hauptsätze über „Produktion“ auführen, deren ausdrückliche Fassung nicht überflüssig erscheint. Von John St. Mill stammt die strenge Trennung von Produktion und Verteilung¹. Wie ich an anderer Stelle² auseinandergesetzt habe, scheint mir diese Scheidung nicht allen Anforderungen zu genügen, die man an ein System der reinen Ökonomie heute stellen kann. Doch ist sie für unsere Zwecke praktisch und so wollen wir uns sie für einen Augenblick zu eigen machen. Der Grund, den Mill für jene Scheidung angibt, ist, daß die Vorgänge der Produktion viel eher den Charakter von „Naturgesetzen“ tragen als die wesentlich sozialgesetzlichen der Verteilung. In der Tat sehen wir hier den Druck der sachlichen Notwendigkeiten viel lebhafter, die das wirtschaftliche Handeln bedingen, stehen wir in ihrem Wesen unabänderlichen Naturvorgängen gegenüber. In diesem Sinne sagt auch John Rae³, daß es sich bei dem wirtschaft-

¹ Vgl. schon seine Preliminary remarks in den Principles.

² „Wesen“ II. Buch.

³ Sein 1834 erschienenes Werk wurde 1905 von C. W. Mixer herausgegeben und in „Sociological Theory of Capital“ umgetauft. Der neue Titel ist zweckmäßig und auch die vom Herausgeber vorgenommenen Umstellungen. Eine italienische Übersetzung des ursprünglichen Werkes findet man in der Bibliotheca dell' Economista, Bd. IX. Vgl. über Rae: Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien 2. Aufl. p. 375, Fisher in der Yale Review Vol V. und Mixer in Quarterly Journal of Economics 1897 und 1902. Wir grüßen hier ein Werk, das ganz aus seiner Zeit und aus der gewöhnlichen Bahn der Theorie herausfällt. Deshalb blieb es auch unbeachtet und deshalb

lichen Handeln des Menschen gegenüber der Natur nur darum handeln könne, den Ablauf der Naturvorgänge zu überblicken und ihn soweit wie möglich zu benützen. Die Stellung des wirtschaftenden Menschen können wir uns also, wenn es erlaubt ist, durch das Bild eines Gassenjungen verdeutlichen, der sich an einen vorüberfahrenden Wagen anklammert, um die durch denselben gebotene Möglichkeit des Zeitgewinns und der Kraftersparung auszunützen, solange dieser Wagen in der gewünschten Richtung fährt. Sodann aber kann der wirtschaftende Mensch auch das „Arrangement“ der ihn umgebenden Dinge zum Teile abändern, aber nur innerhalb der einerseits naturgesetzlich und andererseits durch sein technisches Können gegebenen Grenzen. Das besagt auch der Satz Mills, der wohl auf Rae zurückgeht: *Labour, in the physical world, is always and solely employed in putting objects in motion; the properties of matter, the laws of nature do the rest.* In ähnlicher Weise geht auch v. Böhm-Bawerk — in seiner „Positiven Theorie“, die ja eine Analyse des gesamten Wirtschaftsprozesses darstellt, wenngleich unter dem Gesichtspunkte der Lösung eines Problems — von solchen „naturgesetzlichen“ Daten aus.

Das ist die eine Seite des Produktionsvorgangs, nach der er durch die physischen Eigenschaften der materiellen Objekte und der Arbeitsleistungen bedingt ist bei gegebenen Einsichten in dieselben, bei einer gegebenen Technik. Die gegebenen sozialen Verhältnisse sind nicht von gleichem

mußte es in unsern Tagen neuentdeckt werden. Welche Tiefe und Originalität! Und doch nur ein Bruchstück einer Gedankenwelt von großen Dimensionen! Die ist uns verloren gegangen und kann nur geahnt werden. In Ausblicken darauf liegt übrigens der Zauber des Buches: In gelegentlichen Bemerkungen offenbart sich oft tiefste Einsicht. Ein Eigener, ein Echter hat da gesprochen. Die Panegyriken seiner heutigen Landsleute allerdings schaden ihm nur durch Übertreibung und durch den verfehlten Versuch, aus ihm v. Böhm-Bawerks Theorie herauslesen zu wollen. Nicht was uns Rae heute geben kann, sondern die Kraft, die die Bruchstücke, die er gegeben hat, voraussetzen und das, was er unter glücklicherm Stern vielleicht hätte geben können, verdient trauernde Bewunderung.

Charakter. Aber für den einzelnen Produktionsakt sind sie geradeso ein unabänderliches Datum, wie die natürlichen Verhältnisse. Und deshalb auch für die wissenschaftliche Beschreibung des Produktionsvorgangs, denn ihre Veränderungen liegen außerhalb der Domäne der ökonomischen Theorie. So fügen wir der Qualifikation „bei gegebener Technik“ noch die Worte hinzu: „und gegebener sozialer Organisation“. Bekanntlich folgen wir damit nur dem herrschenden Brauche¹.

Die andere Seite der Sache, jene Seite, auf der wir viel tiefer in das Innere der Produktion eindringen können, als auf ihrer „naturwissenschaftlichen“ und sozialen, ist der konkrete Zweck einer jeden Produktion. Der Zweck, den der wirtschaftende Mensch verfolgt, wenn er produziert und der erklärt, warum es überhaupt zu einer Produktion kommt, drückt ihrer Art und ihrem Umfange offenbar seinen Stempel auf. Es bedarf natürlich keines Argumentes, um zu beweisen, daß er für das Vorhandensein und für das „was“ und „wie“ der Produktion bestimmend sein muß innerhalb des Rahmens der gegebenen Mittel und der sachlichen Notwendigkeiten. Dieser Zweck kann nur die Erzeugung von Brauchbarkeiten, von Konsumtionsgegenständen sein. Es mag sehr überflüssig erscheinen, diese Selbstverständlichkeit besonders auszusprechen, aber es wird sich zeigen, daß das notwendig ist. Es ist sogar notwendig, diese Selbstverständlichkeit noch etwas auszuführen. In der tauschlosen Wirtschaft zunächst kann es sich nur um Brauchbarkeiten für den Konsum innerhalb derselben handeln. Jede Einzelwirtschaft produziert in diesem Falle, um das Produzierte zu konsumieren, um also ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Und offenbar ist Art und Intensität dieser Bedürfnisse für dieses Produzieren innerhalb der praktischen Möglichkeiten entscheidend. Die Bedürfnisse sind zugleich der Grund und

¹ Auch Stolzmann könnte gegen dieses Arrangement, in dem keinerlei Behauptung liegt, nichts einwenden. Über seinen Standpunkt vgl. seine Werke: Die soziale Kategorie 1896 und Der Zweck in der Volkswirtschaft 1910.

die Richtschnur des wirtschaftlichen Verhaltens des Wirtschaftssubjektes, sie stellen die bewegende Kraft desselben dar. Die gegebenen äußern Verhältnisse also und die Bedürfnisse der Einzelwirtschaft stellen sich als die beiden für den Wirtschaftsprozess maßgebenden und zu dem Resultate desselben zusammenwirkenden Faktoren dar. Die Produktion folgt also den Bedürfnissen, sie wird von ihnen gleichsam nachgezogen. Ganz dasselbe gilt für die Verkehrswirtschaft.

Erst diese zweite „Seite“ der Produktion macht sie zu einem wirtschaftlichen Probleme. Es ist vom rein technischen Problem der Produktion zu unterscheiden. Es besteht ein Gegensatz zwischen beiden, den wir im wirtschaftlichen Leben sehr häufig an den persönlichen Gegensätzen zwischen der technischen und der kommerziellen Leitung eines Unternehmens sehen können. Wir sehen da häufig, daß Änderungen im Produktionsprozesse von der einen Seite empfohlen, von der andern abgelehnt werden, z. B. daß der Ingenieur einen neuen Prozeß empfiehlt, den der kommerzielle Leiter mit der Begründung ablehnt, er würde sich nicht rentieren. Der Fall gibt uns von selbst den Schlüssel zum Verständnis in die Hand. Der Ingenieur und der Kaufmann können alle beide ihren Standpunkt dahin ausdrücken, daß das zweckmäßige Arbeiten der Unternehmung ihr Ziel und daß ihr Urteil aus der Erkenntnis dieser Zweckmäßigkeit abgeleitet sei. Von Mißverständnissen, mangelnder Sachkenntnis und so weiter abgesehen, kann die Differenz ihres Urteils nur darin liegen, daß jeder von ihnen eine andre Art von Zweckmäßigkeit im Auge hat. Was der Kaufmann meint, wenn er von Zweckmäßigkeit spricht, ist klar. Er meint kommerziellen Vorteil und wir können seine Ansicht dahin ausdrücken, daß die Mittel, die die Anschaffung der Maschine in Anspruch nehmen würde, anders mit größerem Vorteile verwandt werden können. Aber was meint der Techniker? Wir kommen der Sache näher, wenn wir kein Beispiel aus der Verkehrswirtschaft wählen. In einer geschlossenen Wirtschaft meint also der wirtschaftliche Leiter, daß die Bedürfnisbefriedigung der Wirtschaft durch jene Abände-

rung des Produktionsprozesses nicht gefördert, im Gegenteil herabgesetzt würde. Wenn das wahr ist, welchen Sinn kann die Stellungnahme des Technikers haben, was für eine Zweckmäßigkeit meint er? Wir wollen die Antwort in folgender Weise geben: Wenn Bedürfnisbefriedigung das einzige Ziel alles Produzierens ist, so hat es allerdings keinen wirtschaftlichen Sinn, eine Maßregel zu ergreifen, die sie beeinträchtigt. Ist die Einwendung des wirtschaftlichen Leiters sachlich richtig, so tut er recht daran, dem Ingenieur nicht zu folgen. Von der halb künstlerischen Freude an technischer Vollendung des Produktionsapparats sehen wir hier ab. Wir sehen auch tatsächlich, daß im praktischen Leben das rein technische Moment hinter das wirtschaftliche zurücktreten muß, wo es mit ihm kollidiert. Aber das hindert nicht, daß es eine selbständige Existenz und eine selbständige Bedeutung und der Standpunkt des Ingenieurs gesunden Sinn hat. Denn obgleich der wirtschaftliche Zweck auch die technischen Methoden in ihren praktischen Anwendungen beherrscht, so hat es doch guten Sinn, wenn man die innere Logik der Methoden sich ohne Rücksicht auf diese Schranken klar macht. Man sieht das am besten an einem Beispiele. Eine Dampfmaschine entspreche in allen ihren Bestandteilen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit. Dieser wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit entsprechend werde sie auch ausgenützt. Es hätte nun keinen Sinn, sie in praxi mehr auszunützen, indem man sie stärker heizt, durch erfahrenere Leute bedienen läßt und sie auch noch verbessert, wenn sich „das nicht rentiert“, d. h. wenn vorauszusehen ist, daß das Heizmaterial, die tüchtigeren Leute, die Verbesserungen oder der Zuwachs an Rohstoffen mehr kosten, als alles das einbringt. Aber es hat sehr wohl Sinn, darüber nachzudenken, unter welchen Umständen die Maschine mehr leisten und wieviel mehr sie leisten kann, welche Verbesserungen nach dem Stande der Kenntnisse möglich sind usw. Dann nämlich liegen alle diese Maßregeln für den Fall ausgearbeitet bereit, daß sie vorteilhaft werden sollten. Und es hat auch Sinn, dieses Idealbild stets der Wirklichkeit gegen-

überzustellen, damit man nicht aus Unkenntnis, sondern nur aus wohlerwogenen wirtschaftlichen Gründen an diesen Möglichkeiten vorbeigeht. Kurz also, jede in einem gegebenen Zeitpunkte in Verwendung stehende Produktionsmethode dient der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit. Aber diese Methoden bestehen nicht bloß aus Gedanken wirtschaftlichen sondern auch aus solchen naturwissenschaftlichen Inhalts. Diese letztern haben ihre Probleme und ihre Logik für sich und dieselben konsequent durchzudenken — zunächst ohne Rücksicht auf das wirtschaftliche, in letzter Linie immer entscheidende Moment — ist der Inhalt der Technik, und sie soweit das wirtschaftliche Moment nicht anders verfügt, praktisch durchzuführen, heißt Produzieren im technischen Sinne.

Die technische Tatsache an sich interessiert uns nicht. Der Charakter der technischen Tatsachen ist für uns etwas Gegebenes und um die Durchführung des einzelnen Produktionsprozesses kümmern wir uns weiter nicht. Trotzdem sind verschiedene Tatsachen lediglich technischen Charakters in der Theorie zur Verwendung gelangt. Vor allem denken wir da an das Gesetz des abnehmenden Produktionsertrages, dessen Wurzel das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages ist. Mit dem letztern Ausdruck meinten die Klassiker bekanntlich, daß der Ertrag immer weiterer produktiver Aufwendungen in der Landwirtschaft fortschreitend sinken müßte, erstens deshalb, weil man zuerst fruchtbare Grundstücke bebaut und daher zu immer unfruchtbareren kommt und zweitens deshalb, weil es eine Tatsache ist, daß weitere Aufwendungen auf dasselbe Grundstück einen immer geringeren Ertrag liefern. Diese Tatsache gilt unter denselben Voraussetzungen, also namentlich unter der Voraussetzung der Konstanz der Produktionsmethode auch für andere als landwirtschaftliche Produktionen¹. Bekanntlich

¹ Die Erweiterung des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrage zum allgemeineren Gesetze vom abnehmenden Produktionsertrage setzte sich in der englischen und amerikanischen Theorie langsam aber stetig durch. Vgl. darüber meine Abhandlung: Das Rentenprinzip in der Verteilungslehre, Schmollers Jahrbuch 1907.

wurde dieses Gesetz zu einem der grundlegenden Ausgangspunkte der klassischen Theorie. Wir aber bedürfen seiner nicht.

Ein andres Beispiel für die Bedeutung, die rein technische Tatsachen für die Wirtschaftslehre gewinnen können, ist das Gesetz von den Produktionsumwegen, das wir bekanntlich v. Böhm-Bawerk verdanken. Die unmittelbare Produktion, jene Art von Produktion, welche so direkt wie möglich auf das gewünschte Objekt losgeht, hat wohl meist irgendwelchen Erfolg, aber auch meistens einen nur sehr geringen. Versucht man z. B. ohne jedes weitere Werkzeug auf Fischfang auszugehen, so wird sich ja endlich und schließlich ein Erfolg einstellen, aber ein ganz unbedeutender. Verzichtet man aber darauf, direkt auf den gewünschten Produktionserfolg loszugehen und schlägt man den Umweg ein, erst andere Güter zu produzieren, um sich dann deren Hilfe zu bedienen, so tritt der Erfolg später, aber unverhältnismäßig größer ein. Um bei demselben Beispiel zu bleiben, würde nach diesem Gesetze die Produktion eines Netzes zu jenem Fischfang einen solchen Produktionsumweg bedeuten. Das Resultat des Fischfanges mit Hilfe des Netzes ist dann nach diesem Gesetz mehr als proportional zum für die Produktion des Netzes gemachten Aufwand. Es ist bekannt, welche Rolle diese technische Tatsache in der Theorie spielt. Wir teilen nur im allgemeinen mit, daß wir weder diese noch andere technische Tatsachen in unserm Gedankengange verwerten werden.

Wie in letzter Linie eine Zweckmäßigkeit sowohl die technische als die wirtschaftliche Produktion beherrscht und der Unterschied zwischen beiden in der Verschiedenheit der Natur dieser Zweckmäßigkeit liegt, so zeigt uns auch ein etwas anderer Gedankengang zunächst eine fundamentale Analogie und dann denselben Unterschied. Technisch wie wirtschaftlich betrachtet, „schafft“ die Produktion nichts im naturgesetzlichen Sinne. Sie kann in beiden Fällen nur vorhandene Dinge und Vorgänge — oder „Kräfte“ — beeinflussen, lenken. Wir brauchen nun für das Folgende

einen Begriff, der dieses „Benützen“ und „Beeinflussen“ erfaßt. In „Benützen“ liegt eine Menge verschiedenartiger Verwendungen der Güter, eine Menge von Modalitäten, sich den Dingen gegenüber zu verhalten. In „Beeinflussen“ liegen alle Arten von örtlichen Veränderungen, von mechanischen, chemischen usw. Prozessen. Stets aber handelt es sich darum, etwas vom Standpunkte unserer Bedürfnisbefriedigung Anderes zu erzielen, als was wir vorfinden. Und stets handelt es sich darum, die gegenseitigen Beziehungen der Dinge und Kräfte zu verändern, Dinge und Kräfte zu vereinigen, die wir getrennt vorfinden und Dinge und Kräfte aus ihrem bisherigen Zusammenhange herauszulösen. Auf den ersten Fall paßt der Begriff „kombinieren“ ohneweiters und im zweiten Falle können wir sagen, daß wir das Herauszulösende mit unserer Arbeit kombinieren, welche wir ja zu den gegebenen, unsern Bedürfnissen gegenüberstehenden Gütern zählen. Technisch wie wirtschaftlich betrachtet heißt also Produzieren die in unserm Bereiche vorhandenen Dinge und Kräfte kombinieren. Eine jede Produktionsmethode bedeutet eine bestimmte solche Kombination. Verschiedene Produktionsmethoden können sich nur durch die Art und Weise unterscheiden, wie sie kombinieren, also entweder durch die kombinierten Objekte oder durch das Verhältnis zwischen deren Mengen. Jeder konkrete Produktionsakt verkörpert für uns, ist für uns, eine solche Kombination. Auch auf Transporte usw., kurz alles, was im weitesten Sinne Produktion ist, läßt sich diese Auffassung ausdehnen. Auch in einer Unternehmung als solcher und in den Produktionsverhältnissen in der gesamten Volkswirtschaft werden wir solche Kombinationen sehen. Dieser Begriff spielt eine erhebliche Rolle in unserm Gedankengange.

Aber die wirtschaftlichen und die technischen Kombinationen, die Kombinationen mit Rücksicht auf vorhandene Bedürfnisse und auf vorhandene Mittel und die Kombinationen auf Grund der Idee der Methoden, fallen nicht zusammen. Das Ziel auch der technischen Produktion wird

der Technik zwar durch die Wirtschaft gegeben, die Technik entwickelt nur Produktionsmethoden für verlangte Güter. Zwar gibt die Technik der Wirtschaft darauf die gewünschte Methode. Aber die wirtschaftliche Wirklichkeit führt dieselbe nicht notwendig in allen Konsequenzen und in der technisch vollkommensten Weise durch, sondern ordnet diese Durchführung den wirtschaftlichen Gesichtspunkten unter. Das technische Idealbild, das auf die wirtschaftlichen Verhältnisse keine Rücksicht nimmt, wird modifiziert. Die wirtschaftliche Logik siegt über die technische. Und wir sehen deshalb in der Wirklichkeit um uns schadhafte Stricke statt der Stahlbänder, fehlervolle Arbeitstiere statt der Typen der Ausstellungen, primitivste Handarbeit statt vollkommenster Maschinen, plumpe Geldwirtschaft statt des Scheckverkehrs und so weiter. Die wirtschaftlich besten und die technisch vollkommensten Kombinationen fallen so zwar nicht notwendig, aber doch sehr oft auseinander und zwar nicht bloß infolge von Unkenntnis und Indolenz, sondern infolge der Anpassung der Wirtschaft an richtig erkannte Verhältnisse.

Ein sehr wichtiges Moment in diesem Zusammenhange sind die Produktionskoeffizienten. Dieselben stellen das Mengenverhältnis der Produktivgüter in der Einheit des Produktes dar, sind mithin ein wesentliches Charakteristikon der „Kombinationen“. Hier hebt sich das wirtschaftliche Moment scharf von dem technischen ab. Der wirtschaftliche Gesichtspunkt wird hier nicht nur zwischen verschiedenen Produktionsmethoden entscheiden, sondern auch innerhalb einer bestimmten gegebenen auf die Koeffizienten wirken, da bis zu einem gewissen Grade die einzelnen Mittel der Produktion durcheinander ersetzt, d. h. Ausfälle an dem einen durch Zuwächse an einem andern wettgemacht werden können, z. B. Ausfall an Dampfkraft durch Zuwachs an Handarbeit und umgekehrt¹.

¹ Diese „Variationen“ sind sehr klar und hübsch dargelegt bei Carver: *The Distribution of Wealth* 1904.

Wir haben den Vorgang der Produktion in den Begriff der Kombinationen der produktiven Kräfte gefaßt. Deren Resultate sind die Produkte. Nun wollen wir noch präzisieren, was eigentlich das ist, was zu kombinieren ist. An sich sind es alle möglichen Arten von Dingen und „Kräften“. Zum Teile sind es selbst wieder Produkte und nur zum Teile von der Natur dargebotene Objekte. Auch manche „Naturkräfte“ im physikalischen Sinne werden für uns den Charakter von Produkten haben, wie z. B. für industrielle Verwendung erzeugter elektrischer Strom. Zum Teile sind es materielle und zum Teile immaterielle Objekte. Ferner ist es oft Sache der Auffassung, ob man ein Gut als Produkt oder Produktionsmittel auffaßt oder nicht. Arbeit z. B. läßt sich gewiß ohne besondere Gezwungenheit sowohl als Produkt der vom Arbeiter konsumierten Güter als auch als ein ursprünglich gegebenes Produktionsmittel auffassen. Je nachdem man das eine oder das andre tut, erscheinen dann diese Unterhaltsmittel unter dem Gesichtspunkte von Produktionsmitteln und von Genußmitteln oder von Genußmitteln schlechtweg. Wir entscheiden uns für die letztere Alternative und wollen auf diesen Zusammenhang kein Gewicht legen: Die Arbeit soll für uns kein Produkt sein. Sehr häufig hängt bekanntlich die Einreihung eines Gutes in die eine oder andere Kategorie vom Standpunkte der einzelnen Wirtschaft ab, so daß ein und dasselbe Güterexemplar für das eine Individuum als Genußgut, für das andre als Produktionsmittel erscheint. Und ebenfalls sehr häufig hängt auch innerhalb der Einzelwirtschaft der Charakter eines und desselben Gutes von der Verwendung ab, der es zugeführt wird. Die theoretische Literatur besonders der ältern Zeit ist voll von Diskussionen über diese Dinge. Wir begnügen uns mit diesem Hinweise. Aber wichtiger ist das Folgende.

Es ist üblich, die Güter nach ihrer Entfernung von den endlichen Konsumtionsakten in Ordnungen einzuteilen¹.

¹ Vgl. K. Mengers Grundsätze und v. Böhm-Bawerks Positive Theorie des Kapitals.

Danach sind Konsumtionsgüter Güter erster Ordnung, jene Güter durch deren Kombination sie unmittelbar entstehen, Güter zweiter Ordnung usw. in immer „höhere“ oder „entferntere“ Ordnungen hinein. Dabei darf man nicht vergessen, daß erst das konsumbereite Gut beim Konsumenten in die erste Ordnung fällt und z. B. fertiges Brot beim Bäcker strenggenommen erst durch seine Kombination mit der Arbeit des Austrägers zum Gute erster Ordnung wird. Die Güter niederer Ordnungen entstehen, wenn nicht unmittelbar von der Natur gegeben, immer durch eine Kombination von Gütern höherer Ordnungen. Es ist sozusagen immer ein Grundstock für jedes Gut niederer Ordnung in einem Gute der nächsthöheren Ordnung vorhanden, welcher durch Kombinationen mit andern Gütern sei es derselben nächsthöheren Ordnung oder anderer Ordnungen zum Gute der nächstniedrigeren Ordnung wird. Man kann dieses Schema auch anders konstruieren, für unsere Zwecke ist es am besten, jede Güterart in die höchste von allen den Ordnungen einzureihen, in denen ein Stück dieser Güterart vorkommt. Danach ist Arbeit z. B. ein Gut der höchsten Ordnung, weil schon von allem Anbeginn aller Produktion Arbeit in Frage kommt, obgleich wir Arbeitsleistungen auch in allen andern Ordnungen vorfinden. Ein jedes Gut entsteht also aus der Kombination eines oder mehrerer Güter der nächsthöheren Ordnung mit Gütern höherer Ordnungen. In sukzessiven Produktionsprozessen oder Kombinationen reift ein jedes Gut durch Zusätze von andern Gütern in einer größeren oder geringeren Anzahl von Ordnungen zum Genußgute heran, bricht es sich mit Hilfe von solchen Zusätzen seinen Weg zum Konsumenten, wie ein Bach sich mit Hilfe der ihm zufließenden Wasseradern seinen Weg durch das Gestein bricht immer tiefer in das Land hinein.

Für uns kommt nun vor allem die Erkenntnis in Betracht, daß die Güter, wenn wir die Ordnungen von unten nach oben überblicken, immer amorpher werden, daß sie im allgemeinen immer mehr an charakteristischen Formen, an jenen präzisen Eigenschaften verlieren, welche sie für be-

stimmte Verwendungen prädestinieren und von andern ausschließen. Je höher hinauf wir in die Ordnungen der Güterwelt blicken, um so mehr verlieren sie an Spezialisierung, an Wirksamkeit für einen bestimmten Zweck und um so breiter wird dafür ihre Verwendungsmöglichkeit, um so allgemeiner ihre Bedeutung. Immer weniger unterscheidbare Arten von Gütern treffen wir an und um so umfassender werden die einzelnen Kategorien, so ähnlich wie wir, wenn wir das logische Begriffssystem hinaufsteigen, zu immer weniger zahlreichen, zu immer weniger an Begriffsinhalt und immer mehr an Begriffsumfang reichen Begriffen kommen. Immer mehr verengt sich der Stammbaum der Güter. Das heißt nichts andres, als daß immer mehr Güter erster Ordnung von gleichartigen Gütern höherer Ordnungen herkommen, je weiter weg vom Genußgute wir unsern Standpunkt wählen. Wenn irgendwelche Güter ganz oder zum Teile Kombinationen aus gleichartigen Produktionsmitteln sind, nennen wir sie produktionsverwandte. Wir können also sagen, daß die Produktionsverwandtschaft der Güter mit ihrer Ordnung steigt.

So müssen wir, wenn wir die Ordnungen der Güter hinaufsteigen, schließlich auf die für unsere Zwecke letzten Elemente der Produktion zurückkommen. Es bedarf keines weitem Argumentes, daß diese letzten Elemente Arbeit und Naturgaben oder „Boden“, Arbeits- und Bodenleistungen sind¹. Aus wenigstens einem und meist aus allen beiden bestehen alle andern Güter. Daraus folgt, daß wir dieselben in diesem Sinne in „Arbeit und Boden“ auflösen, daß wir alle Güter als Bündel von Arbeits- und Bodenleistungen auffassen können. Die Genußgüter nun haben ein besonderes Charakteristikon in der Konsumtionsfähigkeit voraus, das sie als Ziele

¹ Besonders scharf von O. Effertz hervorgehoben. Wenn man bedenkt, wie einseitig die Klassiker die Arbeit hervorhoben, wie enge das mit vielen ihrer Resultate zusammenhing und daß eigentlich v. Böhm-Bawerk allein in diesem Punkte ganz konsequent die korrekte Auffassung durchführte, so muß man in Effertz' Betonung der Sache tatsächlich ein erhebliches Verdienst erkennen.

des ganzen Prozesses erscheinen läßt. Aber die übrigen Produkte, also die „produzierten Produktionsmittel“ sind nichts Selbständiges. Sie stellen einmal kein neues Produktionsmittel sondern nur „vorgetane“ Arbeits- und Bodenleistungen dar. Und sodann haben sie auch kein sonst sie auszeichnendes Merkmal neben dem der Genußgüter, denn sie sind nichts anderes als Genußgüter im Werden. Einerseits also sind sie nur Verkörperungen jener zwei ursprünglichen Produktionsgüter, andererseits potentielle Genußgüter oder besser Teile von potentiellen Genußgütern. Es liegt soweit kein Grund vor und es wird sich weiter zeigen, daß überhaupt für uns kein Grund vorliegt, in ihnen einen selbständigen Produktionsfaktor zu sehen. Wir „lösen sie in Arbeit und Boden auf“. Auflösen können wir auch die Genußgüter, als Teilgenußgüter auffassen auch die ursprünglichen Produktionsfaktoren. Beides zugleich aber trifft nur für die produzierten Produktionsmittel zu, sie haben keinen Aspekt allein für sich.

Es ergibt sich nun die Frage, in welchem Verhältnisse die beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren zueinander stehen. Gebührt dem einen von beiden der Vorrang vor dem andern oder ist ihre Rolle eine wesentlich verschiedene? Das können wir nicht nach philosophischen, physikalischen oder andern allgemeinen Gesichtspunkten, sondern nur nach wirtschaftlichen beantworten. Für uns kommt nur in Betracht, wie sich für die Zwecke der Wirtschaft das Verhältnis der beiden darstellt. Aber auch die Antwort, die für das Gebiet der Wirtschaftslehre gelten soll, kann nicht allgemein, sondern nur in Hinblick auf eine bestimmte Auffassungsweise des Wirtschaftsprozesses gelten. Sie kann sich nur auf eine bestimmte Anlage des theoretischen Gebäudes beziehen. So haben z. B. die Physiokraten die erste Frage bejaht und zwar zugunsten des Bodens. An sich durchaus mit Recht. Soweit sie damit nichts anderes ausdrücken wollten, als daß die Arbeit nichts Physisches neu schaffen kann, ist gegen ihre Auffassung nichts einzuwenden. Es ist nur die Frage, wie sich diese Auffassung auf dem Gebiete

der Wirtschaft bewährt, ob sie fruchtbar ist oder nicht. Uns hindert z. B. die Übereinstimmung mit den Physiokraten in diesem Punkte nicht ihren weiteren Ausführungen unsern Beifall zu versagen. Adam Smith hat dieselbe Frage auch bejaht, jedoch zugunsten der Arbeit. Auch das ist an sich nicht falsch, auch diese Auffassung zum Ausgangspunkt zu nehmen, wäre unser gutes Recht. Sie gibt der Tatsache Ausdruck, daß die Aufwendung von Bodenleistung uns kein Opfer an Unlust zumutet, und würde sich daraus etwas ergeben, so können wir uns auch diese Auffassung zu eigen machen. Freilich hat Adam Smith offenbar daran gedacht, die von der Natur dargebrachten Produktivkräfte sozusagen als freies Gut zu betrachten und den Umstand, daß sie tatsächlich von der Wirtschaft nicht als freie Güter betrachtet werden, nur auf ihre Okkupation durch die Grundbesitzer zurückzuführen. Er hat also offenbar daran gedacht, daß in einer Volkswirtschaft, in der es kein Grundeigentum gibt, allein die Arbeit einen Faktor in den Berechnungen der Wirtschaftssubjekte bilden würde. Das ist nun entschieden nicht richtig, aber sein Ausgangspunkt selbst ist deshalb an sich noch nicht unhaltbar. Die meisten Klassiker haben das Moment der Arbeit in den Vordergrund gestellt. So vor allem Ricardo. Das konnten sie tun, weil sie durch ihre Grundrententheorie den Boden und seine Wertbildung gleichsam ausschalteten. Wäre diese Grundrententheorie haltbar, so könnten wir uns bei dieser Auffassung gewiß beruhigen. Auch ein so selbständiger Geist wie Rae hat sich dabei beruhigt, eben weil er jene Grundrententheorie hinnahm. Eine dritte Gruppe von Autoren endlich hat unsere Frage verneint. Ihnen schließen wir uns an. Für uns ist das Moment entscheidend, daß beide ursprünglichen Produktionsfaktoren für die Produktion gleich unentbehrlich sind, und zwar aus demselben Grunde und in derselben Weise.

Die zweite Frage kann man ganz unabhängig von der Beantwortung der ersten wieder verschieden beantworten. So hat z. B. Effertz der Arbeit eine aktive und dem Boden

eine passive Rolle zugeteilt. Wobei er daran denkt, ist ganz klar. Er denkt daran, daß die Arbeit gleichsam das bewegende Moment der Produktion ist, während der Boden das Objekt darstellt, an dem sich die Arbeit äußert. Da hat er Recht, aber dieses Arrangement gibt uns keine neue Erkenntnis. In technischer Beziehung ist der Auffassung Effertz' kaum etwas hinzuzufügen, aber diese Seite der Sache ist für uns nicht entscheidend. Für uns kommt nur in Betracht, welche Stellungen den beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren in den wirtschaftlichen Überlegungen und in den wirtschaftlichen Handlungen des Wirtschaftssubjektes zukommen, und in dieser Beziehung stellen sich beide ganz gleich dar. Sowohl mit Arbeit wie mit Boden wird gewirtschaftet. Sowohl Arbeit wie Boden werden bewertet, werden nach wirtschaftlichen Grundsätzen verwendet und beiden wird in derselben Weise wirtschaftliche Fürsorge zuteil. Und mit keinem der beiden geschieht etwas anderes als eben das, mit keinem der beiden wird etwas anderes getan als gewirtschaftet. Und da also für unsren Zweck mit beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren dasselbe geschieht, so stellen wir sie beide gleichberechtigt nebeneinander. Mit dieser Auffassung begegnen wir uns mit der der übrigen Grenznutzentheoretiker.

Während wir über den Produktionsfaktor „Boden“ nichts mehr zu sagen haben, zumal da wir ja das für die Ökonomie lange Zeit so wichtige Gesetz des abnehmenden Bodenertrags aus unsern Ausführungen streichen zu sollen glauben, empfiehlt es sich, uns den andern Produktionsfaktor, die Arbeit, etwas näher anzusehen. Wir übergehen den Unterschied zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, denn es handelt sich uns nur darum, von all diesen bekannten Dingen das hervorzuheben, was wir für unsre Zwecke brauchen. Der Unterschied zwischen in der Produktion direkt und indirekt angewandter Arbeit übergehen wir ebenfalls und zwar als irrelevant, obgleich die Diskussion desselben sicherlich manches zu schärferer Einsicht in das Wirtschaftsleben bei-

tragen kann. Völlig irrelevant ist für uns auch die Unterscheidung von geistiger und körperlicher Arbeit, denn für sich allein begründet das ihr zugrunde liegende Moment keinen ökonomisch wichtigen Unterschied. Ebenso steht es mit „qualifizierter und unqualifizierter Arbeit“. Die qualifizierte Arbeit verhält sich zur unqualifizierten, wenn die „Qualifikation“ eine erworbene ist, wie ein meliorierter Acker zu einem Acker in seinem ursprünglichen Zustand. Ist die Qualifikation eine natürliche, dann verhält sich die so qualifizierte Arbeit zur unqualifizierten, wie ein besserer Acker zu einem schlechteren. Im erstern Falle handelt es sich überhaupt nicht um ein ursprüngliches Produktivgut, sondern um ein Produkt, im letztern Falle einfach um ein besseres ursprüngliches Produktivgut.

Aber zwei andere Unterscheidungen sind für uns insofern von Bedeutung, als wir von ihnen ausgehen können, um eine für uns wesentliche Bemerkung zu machen. Das sind die Unterscheidungen zwischen leitender und geleiteter und zwischen selbständiger und Lohnarbeit. Das was leitende und geleitete Arbeit unterscheidet, scheint auf den ersten Blick sehr wesentlich zu sein. Es sind hauptsächlich zwei Merkmale. Erstens steht die leitende Arbeit in einem Verhältnisse der Überordnung zur geleiteten, sie steht höher in der Hierarchie der Produktion. Dieses Moment der Leitung und der Überwachung der ausführenden Arbeit scheint die leitende Arbeit aus dem Rahmen der übrigen Arbeit herauszuheben. Währenddem die ausführende Arbeit einfach neben den Bodenleistungen steht und ganz dieselbe Funktion vom wirtschaftlichen Standpunkt hat wie diese, so steht die leitende Arbeit sowohl der ausführenden Arbeit, wie auch den Bodenleistungen offenbar beherrschend gegenüber. Sie bildet gleichsam einen dritten Produktionsfaktor. Und das andere Moment, das sie von geleiteter Arbeit unterscheidet, scheint ihr eigenes Wesen zu sein. Die leitende Arbeit nämlich hat etwas Schöpferisches, sie setzt sich ihre Ziele, sie erfüllt eine besondere Funktion. Den Unterschied zwischen selbständiger und Lohnarbeit

können wir gleich auf den zwischen geleiteter und leitender Arbeit zurückführen. Die selbständige Arbeit ist eben nur soweit etwas Besonderes, als sie jene Funktionen hat, während sie im übrigen sich durch nichts von der Lohnarbeit unterscheidet. Wenn also ein selbständiges Wirtschaftssubjekt auf eigene Rechnung produziert und dabei auch ausführende Arbeit leistet, so zerfällt es sozusagen in zwei Wirtschaftssubjekte, nämlich in einen Leiter und in einen Arbeiter im gewöhnlichen Sinne. Diese Momente haben wir nun näher zu betrachten.

Zunächst ist es leicht einzusehen, daß das Merkmal der Überordnung, das Merkmal der Funktion der Beaufsichtigung für sich allein keine wesentlichen Unterschiede begründet. Der bloße Umstand, daß ein Arbeiter dem anderen in der industriellen Organisation übergeordnet ist und ihn anweist und beaufsichtigt, macht seine Arbeit noch nicht zu etwas anderem. Wenn der Leiter in diesem Sinne auch möglicherweise nicht selbst Hand anlegt oder durch geistige Arbeit zur Produktion direkt etwas beiträgt, so verrichtet er eben indirekt Arbeit in dem üblichen Sinne, so ähnlich wie etwa ein Wächter. Viel wichtiger ist das andere Moment, nämlich die Bestimmung über Richtung, Art und Ausdehnung der Produktion. Mag man auch zugeben, daß die erwähnte Überordnung wirtschaftlich nicht viel bedeute — wenn auch soziologisch —, so wird man doch in dieser Funktion der Entschlußfassung ein wesentliches unterscheidendes Merkmal sehen.

Nun, soviel ist klar, daß nicht jede Entschlußfassung über wirtschaftliches Handeln diese Stellung einer Arbeitsleistung im Produktionsprozesse begründen kann. Denn irgendwelche Entschlußfassungen kommen bei einer jeden Arbeit vor. Kein Schusterlehrling kann einen Schuh verbessern, ohne daß er irgendwelche Entschlüsse faßt und ohne daß er irgendwelche, wenn auch in diesem Falle noch so kleine Fragen selbständig entscheidet. Das „was“ und „wie“ wurde ihm gelehrt, aber das enthebt ihn nicht der Notwendigkeit einer gewissen Selbständigkeit. Kommt ein

Arbeiter einer Elektrizitätsgesellschaft in eine Wohnung, um die nicht funktionierende Beleuchtung in Ordnung zu bringen, so hat er sogar etwas von dem „was“ und „wie“ zu entscheiden. Ein Agent kann selbst an der Entscheidung über Preisbestimmung teilzunehmen haben, es kann ihm die Festsetzung des Preises seines Artikels innerhalb gewisser Grenzen überlassen werden, — er ist trotzdem weder „Leiter“ noch notwendig „selbständig“. Der Leiter oder selbständige Inhaber eines Betriebs hat nun gewiß am meisten zu entscheiden und am meisten Entschlüsse zu fassen. Aber auch ihm wurde das „was“ und das „wie“ gelehrt. Er kennt zunächst das „wie“: Sowohl die technische Produktion wie alle in Betracht kommenden wirtschaftlichen Daten hat er gelernt. Was es da noch zu entscheiden gibt, ist nur graduell von den Entschlüssen des Schusterlehrlings verschieden. Und das „was“ schreibt ihm Bedürfnis oder Nachfrage vor. Er bestimmt nicht souverän über die Produktionsmittel, sondern er führt das Gebot der Verhältnisse aus. Er setzt keine eigenen Ziele, sondern er findet sie vor. Gewiß können die ihm gegebenen Daten sich ändern, und dann wird es von seiner Geschicklichkeit abhängen, wie schnell und wie glücklich er darauf reagiert. Aber so ist es auch bei der Ausführung einer jeden Arbeit. Auch handelt er nicht auf Grund durchdringenden Verständnisses der Dinge, vielmehr auf Grund gewisser Symptome, auf die zu achten er gelernt hat. Der Weinbauer macht sich nicht — wenigstens nicht als Wirtschaftssubjekt, wenn auch vielleicht als Politiker — Gedanken über das Wesen und die Zukunft der Antialkoholbewegung, um sein Verhalten danach einzurichten, sondern er berücksichtigt nur die in der Nachfrage seiner Kunden unmittelbar hervortretenden Tendenzen. Und diesen Tendenzen gibt er schrittweise nach, sodaß nur Momente von untergeordneter Bedeutung ihm unbekannt sein können. Aus dieser Erwägung aber folgt, daß, soweit die Wirtschaftssubjekte in ihrem Verhalten nur die Konsequenzen aus bekannten Umständen ziehen — und das ist es ja, was wir hier untersuchen und was die Ökonomie stets untersucht

hat —, es für das Wesen ihres Arbeitens keine Bedeutung hat, ob sie Leitende oder Geleitete sind. Das Handeln der erstern ist denselben Regeln unterworfen wie das der letztern und diese Regelmäßigkeit nachzuweisen, zu zeigen, daß das scheinbar Willkürliche tatsächlich fest bestimmt ist, ist eben eine wesentliche Aufgabe der ökonomischen Theorie.

Es steht also den Produktionsmitteln und dem Produktionsprozeß unter unsern Voraussetzungen überhaupt kein eigentlicher Leiter gegenüber. Der eigentliche Leiter ist der Konsument. Derjenige, der die Wirtschaft leitet, führt nur aus, was Bedürfnis resp. Nachfrage und die gegebenen Mittel und Produktionsmethoden ihm vorschreiben. Die einzelnen Wirtschaftssubjekte haben einen Einfluß nur insofern als sie Konsumenten sind, nur insofern als sie eine Nachfrage entfalten. In diesem Sinne allerdings nimmt ein jedes Wirtschaftssubjekt an der Leitung der Produktion teil, aber nicht bloß ein Wirtschaftssubjekt, dem die Rolle eines Leiters in einer Unternehmung zugefallen ist, sondern jeder, namentlich auch der Arbeiter im engsten Sinne. Insofern nur gibt es eine persönliche Leitung der Produktion, wobei man ohneweiters einsieht, daß mit dieser Produktionsleitung weder eine besondere Entschlußfassung, noch eine besondere Arbeitsleistung verbunden ist. In keinem andern Sinne gibt es eine persönliche Führung der Produktion, es gibt in jedem andern Sinne nur einen gleichsam selbsttätigen Mechanismus. Die Daten, die die Wirtschaft in der Vergangenheit beherrscht haben, sind bekannt, und wenn sie unverändert blieben, so würde die Wirtschaft in derselben Weise wieder ablaufen. Die Veränderungen, die sie erleiden mögen, sind nicht ganz so bekannt, aber im Prinzip folgt ihnen das Wirtschaftssubjekt so gut es kann. Es ändert sozusagen nichts selbsttätig, es ändert nur das, was die Verhältnisse schon von selbst verändern, es beseitigt jene Diskrepanzen zwischen Daten der Wirtschaft und Wirtschaftsführung, die sich herausstellen, wenn die gegebenen Verhältnisse sich ändern, und man versucht in derselben Weise

fortzuwirtschaften. So stellt sich das wirtschaftliche Handeln dar, soweit es durch Sachnotwendigkeiten bedingt ist. Ein jedes Wirtschaftssubjekt kann ja anders handeln als unsere Betrachtung voraussetzt, aber soweit wir eben die Wirkungen des Druckes der sachlichen Notwendigkeit beschreiben, soweit fehlt es an jeder schöpferischen Rolle in der Volkswirtschaft. Handelt das Wirtschaftssubjekt anders, so kommt es zu wesentlich anderen Erscheinungen. Aber es handelt sich uns hier nur um die Darlegung der den wirtschaftlichen Dingen innewohnenden Logik. Es handelt sich um die Darlegung des Ablaufes der Wirtschaft, wenn man aus den Sachnotwendigkeiten schlechtweg die Konsequenzen zieht. In diesem Falle also mag die Arbeit immerhin technisch als das aktive Moment erscheinen, obgleich darin kein Unterschiedsmerkmal liegt, weil auch Naturkräfte aktiv wirken können. Für die Wirtschaftslehre ist sie gerade so passiv, wie die von der Natur gegebenen Objekte. Das allein aktive Moment ist das Streben nach Bedürfnisbefriedigung, als dessen Werkzeuge lediglich die Arbeit wie der Boden erscheinen.

Daraus folgt auch, daß sich die Menge der Arbeit durch die gegebenen Umstände bestimmen läßt. Wir tragen an dieser Stelle einen Punkt nach, den wir früher offengelassen haben, nämlich die Größe des jeweilig vorhandenen Arbeitsvorrats. Wieviel eine gegebene Anzahl von Menschen arbeitet, ist natürlich von vornherein nicht fest bestimmt. Es wird davon abhängen, wieviel für sie d. h. für ihre Bedürfnisbefriedigung von dieser Arbeit zu erwarten ist. Nehmen wir also für den Augenblick an, daß die besten Verwendungsmöglichkeiten der Arbeit allen Wirtschaftssubjekten bekannt sind, daß es also eine fest bestimmte Skala solcher Verwendungen gibt, so wird auf jeder Stufe dieser Skala der von jeder konkreten Arbeitsaufwendung zu erwartende Nutzen verglichen mit der diese Arbeitsaufwendung begleitenden Unlust. Tausende von Stimmen aus dem wirtschaftlichen Alltag rufen uns zu, daß die Arbeit um das tägliche Brot eine schwere Last ist, der man sich nur unterzieht, weil

man muß und die man fortwirft, wenn man kann. Aus diesem Moment ergibt sich in eindeutiger Weise, wieviel Arbeit ein jeder Arbeiter leisten wird. Am Beginne eines jeden Arbeitstages fällt ein solcher Vergleich naturgemäß immer zugunsten der vorzunehmenden Arbeit aus. Zunächst handelt es sich ja darum die notwendigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und zunächst fühlt man bei unverbrauchten Kräften das Moment der Arbeitsunlust kaum. Je mehr man aber in der Bedürfnisbefriedigung fortschreitet, desto mehr sinkt der Antrieb zur Arbeit und um so mehr steigt die Größe, die mit ihm jedesmal verglichen wird, nämlich die Arbeitsunlust, so daß sich der Vergleich immermehr zuungunsten der Fortsetzung der Arbeit verschiebt, bis für jeden Arbeiter der Moment kommt, wo sich zuwachsender Nutzen und zuwachsende Arbeitsunlust die Wage halten. Die Intensität der Bedürfnisregungen und die Intensität der Arbeitsunlust bestimmen also als zwei selbständige, einander entgegenwirkende Kräfte die Menge der Arbeit, die aufgewendet wird. Die zwei Momente wirken wie Dampfkraft und Bremse, so daß sich unter gegebenen Verhältnissen ein bestimmtes Gleichgewicht ergibt. Natürlich ist die Stärke der beiden Momente individuell und national verschieden. In dieser Verschiedenheit liegt ein wesentliches Erklärungsmoment für die Gestaltung des persönlichen und des Völkerschicksals. Allein das Wesen der theoretischen Regel wird durch solche Verschiedenheiten nicht berührt¹.

Arbeits- und Bodenleistungen sind also in ganz gleicher Weise schlechtweg Produktivkraft. Die Messung der Arbeitsmenge bietet sicherlich gewisse Schwierigkeiten, aber sie läßt sich bewerkstelligen. Ebenso hätte es keine prinzipiellen Schwierigkeiten, irgendein physikalisches Maß für die Bodenleistungen aufzustellen, so kompliziert die Sache auch in praxi wäre. Gäbe es nun bloß einen Produktionsfaktor, würde z. B. die Arbeit allein alle Güter hervorbringen

¹ Näheres findet man in „Wesen“ I. und II. Buch.

— was man sich vorstellen kann, indem man annimmt, daß alle Gaben der Natur freie Güter wären, so daß ein wirtschaftliches Verhalten in bezug auf sie nicht in Frage käme — oder wirkten beide getrennt voneinander, indem der eine diese, der andere jene Güter für sich allein erzeugte, dann wäre eine solche Messung alles, was der praktische Wirt für seinen Wirtschaftsplan braucht. Wenn z. B. die Erzeugung eines Genußgutes von bestimmtem Werte drei Arbeitseinheiten beanspruchte und die eines andern von demselben Werte zwei, so wäre damit sein Verhalten gegeben. So ist es aber nicht in Wirklichkeit. Die Produktionsfaktoren wirken so gut wie stets zusammen. Wenn nun etwa zur Erzeugung eines Gutes von bestimmtem Werte drei Einheiten von „Arbeit“ und zwei Einheiten von „Boden“ nötig wären, zur Erzeugung eines andern aber zwei Arbeits- und drei Bodeneinheiten, welche Wahl soll das Wirtschaftssubjekt treffen? Offenbar bedarf es dazu eines Maßstabes, um die beiden Kombinationen zu vergleichen, es bedarf einer Verhältniszahl oder eines gemeinsamen Nenners. Wir können die Frage nach einer solchen Verhältniszahl Pettys Problem¹ nennen.

Seine Lösung gibt uns die Zurechnungstheorie. Was das Wirtschaftssubjekt messen will, ist die relative Bedeutung jener Produktionsmittelmengen für seine Wirtschaft. Es braucht den Maßstab, um sein wirtschaftliches Verhalten mit seiner Hilfe zu regulieren, es braucht Indices, nach denen es sich richten kann. Kurz, es braucht einen Wertmaßstab. Aber es hat einen solchen unmittelbar nur für seine Genußgüter; denn nur diese lösen in ihm unmittelbar jene Bedürfnisbefriedigung aus, deren Intensität eben die Basis der Bedeutung seiner Güter für ihn ist. Für seinen Vorrat an Arbeits- und Bodenleistungen hat es zunächst keinen und ebensowenig, wie wir jetzt noch hinzufügen, für seine produzierten Produktionsmittel.

¹ Gelegentlich seiner Arbeiten auf dem Gebiet der „Politischen Arithmetik“, die bekanntlich auch sonst viel theoretische Gedankengänge enthalten, hat sich nämlich Petty dieses Problem gestellt.

Es ist klar, daß auch diese Güter ihre Bedeutung für das Wirtschaftssubjekt nur dem Umstande verdanken können, daß sie ebenfalls seiner Bedürfnisbefriedigung dienen. Sie tragen zu seiner Bedürfnisbefriedigung bei, indem sie zum Zustandekommen von Genußgütern beitragen. Sie erhalten also ihren Wert von diesen letztern her, der Wert der Genußgüter strahlt gleichsam auf sie zurück. Er wird ihnen „zugerechnet“, und auf Grund dieses zugerechneten Wertes nehmen sie ihren Platz in jedem Wirtschaftsplane an. Ein bestimmter endlicher Ausdruck für den Gesamtwert des Vorrates an Produktionsmitteln oder eines der zwei ursprünglichen Produktionsmittel wird sich so nicht immer angeben lassen, weil dieser Gesamtwert sehr oft unendlich groß sein wird. Aber dessen bedarf der praktische Wirt und mit ihm die Theorie auch nicht, sondern es ist vollständig ausreichend, wenn wir die Werte von Teilmengen jedes Gutes angeben können unter der Voraussetzung, daß bestimmte andre Teilmengen davon dem Wirtschaftssubjekte gesichert sind. Es handelt sich ja für ein Wirtschaftssubjekt nie darum, sich von jeder Produktions- das heißt also Existenzmöglichkeit zu trennen, sondern stets nur darum bestimmte Mengen seines produktiven Vorrates für irgendeinen Zweck einzusetzen. Ein isoliertes Wirtschaftssubjekt z. B., das ohne einen der beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren überhaupt nicht produzieren, d. h. leben kann, wird keinen endlichen Wertausdruck für einen der beiden angeben können. Soweit hat Mill — Principles, ed. Ashley p. 26 — ganz recht, wenn er sagt, daß die Leistungen von Arbeit und Boden unbestimmt und inkomensurabel seien. Aber er hat unrecht, wenn er fortfährt, daß man auch im einzelnen Falle niemals sagen könne, was der Anteil der „Natur“ und was der Anteil der Arbeit an einem Produkte sei. Physisch lassen sich beide allerdings nicht scheiden, aber das ist für die Zwecke der Wirtschaft auch nicht nötig. Was dafür nötig ist, das weiß jedes Wirtschaftssubjekt sehr gut, nämlich welchen Befriedigungszuwachs es der betreffenden Teilmenge eines jeden Produktionsmittels verdankt. Doch gehen wir

hier nicht näher auf die Probleme der Zurechnungstheorie ein, vielmehr begnügen wir uns mit der Tatsache, daß jedes Wirtschaftssubjekt jeder Einheit eines Produktivgutes einen bestimmten Wert zuspricht¹.

Im Gegensatz zum Gebrauchswerte der Genußgüter, ist dieser Wert der Produktivgüter Ertragswert oder, wie man auch sagen könnte, Produktivitätswert. Dem Gebrauchsgrenznutzen der erstern entspricht der Produktivitätsgrenznutzen der letztern oder, um einen sehr üblich gewordenen Ausdruck einzuführen, ihre Grenzproduktivität: Die Bedeutung einer einzelnen Einheit von Arbeits- oder Bodenleistungen ist gegeben durch die Grenzproduktivität von Arbeit und Boden, die also zu definieren ist als der Wert des geringstwertigen Produkts, das mit Hilfe einer Einheit eines gegebenen Vorrats von Arbeits- oder Bodenleistungen noch erzeugt wird. Dieser Wert gibt den Anteil einer jeden einzelnen Arbeits- und Bodenleistung am Werte des Gesamtprodukts einer Wirtschaft an und kann daher in einem bestimmten Sinn das „Produkt“ einer Arbeits- oder Bodenleistung genannt werden. Wer in den Gedankengängen der Werttheorie nicht völlig zu Hause ist, dem werden diese kurzen Sätze nicht ganz das sagen, was sie sollen. Allein ich kann mich hier in die Materie nicht weiter einlassen und verweise den Leser auf J. B. Clarks *Distribution of Wealth*, in welchem Werke man sie genau dargelegt und in ihrer Bedeutung beleuchtet findet². Ich bemerke nur kurz, daß das der einzige präzise Sinn des Ausdrucks „Arbeitsprodukt“ für die Zwecke der rein wirtschaftlichen Betrachtung ist. In diesem Sinn allein wollen wir ihn hier

¹ Vgl. K. Menger, v. Wieser und v. Böhm-Bawerk, die das Problem zum erstenmale mit vollem Bewußtsein behandelt haben. Vgl. auch „Wesen“ II. Buch und meine „Bemerkungen zum Zurechnungsproblem“, Zeitschr. f. Volksw., Sozialpol. und Verw. 1909.

² Mißverständnisse können sich namentlich bei ungenügender Erfassung des Grenzbegriffs ergeben. Vgl. darüber den Artikel von Edgeworth über Verteilung im *Quarterly Journal of Economics* 1904, besonders seine Entgegnung auf Hobsons Einwendungen gegen Clark.

gebrauchen. In diesem Sinn sagen wir auch, daß die Preise der Boden- und Arbeitsleistungen in der Verkehrswirtschaft, also Grundrente und Lohn, durch die Grenzproduktivität von Boden und Arbeit bestimmt werden, daß also bei freier Konkurrenz Grundherr und Arbeiter das Produkt ihres Produktionsmittels erhalten. Hier sei dieses Theorem, das in der modernen Theorie kaum sehr kontrovers ist, nur ausgesprochen. Es wird durch spätere Ausführungen noch klarer werden.

Wichtig ist noch der folgende Punkt für uns. In der Wirklichkeit bedient sich das Wirtschaftssubjekt dieser Werte der Produktivmittel deshalb mit solcher Sicherheit, weil die Genußgüter, zu denen sie ausreifen, erfahrungsgemäß bekannt sind. Da der Wert der erstern von dem der letztern abhängt, so müßte er sich ändern, wenn andre Genußgüter erzeugt würden als bisher. Und weil wir, eben um die ratio dieser gegebenen Erfahrung zu untersuchen, hier von ihrer Existenz absehen und sie vor unsern Augen entstehen lassen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß das Wirtschaftssubjekt über die Wahl zwischen den bestehenden Verwendungsmöglichkeiten noch nicht im klaren ist. Dann wird es seine Produktionsmittel zunächst zu der Produktion jener Güter verwenden, die seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen können, und sodann zur Produktion für immer weniger dringende Bedürfnisregungen übergehen. Dabei wird es bei jedem Schritte darauf achten, welche andern Bedürfnisregungen infolge der Verwendung der Produktionsgüter für die jeweils vorgezogenen Bedürfnisse leer ausgehen müssen. Jeder Schritt involviert also eine Wahl und eventuell einen Verzicht. Jeder Schritt kann wirtschaftlicher Weise nur getan werden, wenn dadurch nicht die Befriedigung intensiverer Bedürfnisregungen unmöglich gemacht wird. Solange die Wahl nicht getroffen ist, werden die Produktionsmittel auch keine bestimmten Werte haben. Jeder vorgestellten Verwendungsmöglichkeit wird ein besonderer Wert einer jeden Teilmenge entsprechen. Und welcher dieser Werte dann definitiv mit einer jeden Teil-

menge verknüpft werden wird, kann sich erst zeigen, wenn diese Wahl getroffen ist und sich bewährt hat. Die fundamentale Bedingung, daß ein Bedürfnis nicht früher befriedigt werden soll, ehe diejenigen Bedürfnisse befriedigt sind, die intensiver sind als das erstere, führt schließlich zu dem Resultate, daß alle Güter so auf ihre verschiedenen möglichen Verwendungen verteilt werden sollen, daß die Grenznutzen jedes Gutes in allen seinen Verwendungen gleich hoch sind. In dieser Verteilung hat das Wirtschaftssubjekt dann jenes Arrangement gefunden, welches unter den gegebenen Verhältnissen und von seinem Standpunkte aus das bestmögliche ist. Wenn es so verfährt, kann es sich sagen, daß es aus diesen Verhältnissen nach seinem Lichte das Beste gemacht hat. Es wird nach dieser Verteilung seiner Güter streben und jeden durchgeführten oder vorgestellten Wirtschaftsplan so lange variieren, bis sie gefunden ist. Steht ihm keine Erfahrung zur Seite, dann müßte es sich seinen Weg Schritt für Schritt zu dieser Verteilung tasten. Läge eine solche Erfahrung aus früheren Wirtschaftsperioden bereits vor, so wird es versuchen, denselben Weg zu beschreiten. Und haben sich die Verhältnisse, deren Ausdruck diese Erfahrung ist, geändert, dann wird es dem Drucke der neuen Verhältnisse nachgeben und sein Verhalten und seine Wertungen denselben anpassen.

Auf alle Fälle ergibt sich eine bestimmte Verwendungsart eines jeden Gutes, daraus eine bestimmte Bedürfnisbefriedigung, und daraus ein sie zum Ausdruck bringender Wertindex für die einzelnen Teilmengen der Güter. Dieser Wertindex charakterisiert den Platz einer jeden Teilmenge in der Einzelwirtschaft. Kommt eine neue Verwendungsmöglichkeit in Frage, so wird sie mit diesem Werte sich auseinanderzusetzen haben. Allein wenn wir auf die einzelnen „Wahlakte“, die das Wirtschaftssubjekt vorgenommen hat und deren Resultat jener Wertindex ist, zurückgehen, so finden wir, daß bei jedem derselben nicht dieser endgültige Wert sondern jeweils ein anderer entscheidend ist. Verteile ich ein bestimmtes Gut auf drei Verwendungsmöglichkeiten,

so werde ich es, einer vierten gegenüber, nach dem in den ersten drei erzielten Befriedigungsstände ansetzen. Für die Verteilung zwischen diesen dreien ist aber nicht dieser Wert entscheidend, denn er wird ja erst durch die Durchführung dieser Verteilung existent. Dafür sind die Werte entscheidend, die in jeder der jeweils vorgestellten Verwendungsmöglichkeiten zu realisieren wären. So stellt sich wohl für jedes Gut schließlich eine bestimmte Wertskala heraus, in der sich die Werte aller seiner Verwendungen spiegeln und die ihm einen bestimmten Grenznutzen gibt. Für ein Produktionsmittel ist derselbe, wie gesagt, durch sein „Produkt“, nach v. Wiesers Ausdruck durch seinen „produktiven Beitrag“ gegeben. Aber diese Wertskala und dieser Grenznutzen ist erst das Resultat eines in ruhigem Gange befindlichen Wirtschaftsprozesses, das Resultat definitiver Wahlakte. Wo immer es noch zu wählen gibt, kommen jeweils andre Wertgrößen in Betracht, für Produktivgüter namentlich die Größe des „von der Mitwirkung einer Einheit abhängigen Betrags an Wert“, der infolge der Ersetzlichkeit jeder Einheit meist kleiner ist als der produktive Beitrag.

Da also jede Produktion eine Wahl zwischen Verwendungsmöglichkeiten involviert und stets einen Verzicht auf die Produktion anderer Güter bedeutet, so bringt sie dem Wirtschaftssubjekte sozusagen niemals bloß Vorteil. Sicher werden die befriedigten Bedürfnisse stets dringender sein als die zurückgestellten, sonst wäre die Wahl eben nicht zu ihren Gunsten ausgefallen. Aber es ist nicht der ganze Wert des Produktes ein Reingewinn, sondern nur jener Überschuß desselben über den Wert des Produktes, dessen Erzeugung sonst vorgenommen worden wäre. Der Wert dieses letztern stellt einen Gegengrund gegen die gewählte Produktion dar und mißt zugleich dessen Stärke. Hier begegnet uns das Moment der Kosten. Die Kosten sind eine Werterscheinung. Das, was die Produktion eines Gutes den Produzenten in letzter Linie kostet, sind jene Genuß-

güter, die sonst mit denselben Produktionsmitteln gewonnen werden könnten und die infolge der gewählten Produktion nun nicht erzeugt werden können. Deshalb bringt der Aufwand von Produktionsmitteln ein Opfer mit sich. Das ist auch bei der Aufwendung von Arbeit so. Gedenkt man eine bestimmte Menge von Arbeit für einen bestimmten Zweck zu verwenden, so fragt man sich dabei in erster Linie, was man sonst noch mit derselben Arbeitsmenge anfangen könnte. Und nur dann entschließt man sich zu der in Erwägung stehenden Verwendung, wenn das Gut, das die Arbeit in derselben hervorbringt, von höherem Werte ist als alle andern noch möglichen. Soweit verfährt man mit der Arbeit so wie mit andern Gütern. Allerdings kommt bei ihr noch eine Bedingung hinzu, die stets erfüllt sein muß. Es ist jene, von der wir schon sprachen, nämlich, daß jede Verwendung, um in Frage zu kommen, einen Nutzen bringen muß, der die mit der Arbeitsaufwendung verbundene Unlust mindestens aufwiegt. Das ändert aber nichts daran, daß innerhalb der Grenzen dieser Bedingung sich das Wirtschaftssubjekt zu Arbeitsaufwendungen ebenso verhält wie zur Aufwendung anderer Güter.

Die unbefriedigten Bedürfnisse sind also für die Wirtschaft keineswegs bedeutungslos. Ihr Druck macht sich überall bemerkbar und jede produktive Maßnahme hat den Kampf mit ihnen zu bestehen. Und je weiter das Wirtschaftssubjekt nach einer Produktionsrichtung hin vordringt, je mehr es von einem bestimmten Gute erzeugt, um so härter wird dieser Kampf. Je mehr nämlich eine bestimmte Bedürfniskategorie befriedigt wird, um so geringer wird die Intensität der betreffenden Bedürfnisregungen, um so geringer daher der durch weitere Produktion zu erzielende Wertzuwachs. Gleichzeitig aber steigt außerdem immer das mit der Aufwendung nach einer Richtung hin verbundene Opfer. Denn immer stärkeren Bedürfnisregungen, immer wichtigeren Bedürfniskategorien müssen die Produktionsmittel für jenes eine Produkt entzogen werden. Immer geringer wird also der Wertgewinn bei der Produktion jenes einen. Und schließ-

lich verschwindet er. Wenn das eingetreten ist, findet eine jede konkrete Produktion ein Ende. So können wir hier von einem Gesetze der Abnahme des Produktionsertrags sprechen. Dasselbe hat jedoch einen völlig andern Sinn als das erwähnte — und ausgeschaltete — Gesetz von der Abnahme des physischen Produktionsertrags. Hier handelt es sich um eine Abnahme des Nutzgewinns, einer psychologischen Größe, also um etwas ganz andres. Ferner aber ist auch die Geltung dieses wirtschaftspsychologischen Satzes von jenem physischen Abnahmegesetze unabhängig¹. Das letztere spricht nur aus, daß die in einem Produktivgute vorhandenen Einheiten von physischer produktiver Leistung nicht gleich leicht zugänglich sind, sondern daß die Schwierigkeit ihrer Gewinnung fortschreitend steigt. Das ist natürlich praktisch wichtig, ebenso wie jede andre technische Tatsache, man überzeugt sich aber leicht, daß das wirtschaftliche Gesetz der Kostensteigerung sich schließlich auch dann durchsetzen würde, wenn der physische Satz nicht und sogar, wenn sein Gegenteil gelten würde. Denn der Wert der zu machenden Aufwendungen würde schließlich so steigen, daß der durch die Produktion zu machende Nutzgewinn auch dann endlich einmal verschwinden müßte, wenn die physische Größe dieser Aufwendungen fortschreitend sänke. Wäre das der Fall, so wäre natürlich das Niveau des Befriedigungsstandes einer jeden Wirtschaft höher, aber die wesentlichen Vorgänge der Wirtschaft würden sich deshalb nicht ändern, wenn nur diese Tatsache erfahrungsgemäß bekannt wäre. Tritt sie plötzlich ein, dann freilich ändert sich vieles an der Wirtschaft. Aber diesen Fall betrachten wir jetzt nicht.

Die Rücksicht, die die Wirtschaftssubjekte auf das

¹ Indem wir uns vom physischen Abnahmegesetz abwenden, tun wir einen entscheidenden Schritt vom System der Klassiker weg. Vgl. meine Abhandlung: Das Rentenprinzip in der Verteilungslehre, Schmollers Jahrbuch 1906 und 1907. Esslens Einwendungen (Archiv f. Sozialwissenschaft 1910) lassen den Kern meiner Ausführungen unberührt.

Moment der Produktionskosten tatsächlich nehmen, ist also nichts andres als die Rücksicht auf andre Verwendungsmöglichkeiten der Produktionsgüter. Diese Rücksicht bildet den Hemmschuh jeder produktiven Verwendung und einen Leitfaden, an den sich jedes Wirtschaftssubjekt hält. Aber in der Praxis krystallisiert die Gewohnheit diese Rücksichtnahme sehr bald zu einem kurzen, handlichen Ausdrucke, dessen sich jedes Wirtschaftssubjekt bedient, ohne ihn jedesmal neu zu gestalten. Dieser kurze Ausdruck ist gegeben im Kostenwerte. Mit diesem Wert, der ihm jeweils feststeht und den es nur wechselnden Umständen anpaßt, arbeitet das Wirtschaftssubjekt. In ihm kommen, in weitem Maße unbewußt, alle die Beziehungen zwischen Bedürfnissen und vorhandenen Mitteln zum Ausdrucke, in ihm spiegeln sich alle seine Lebensverhältnisse und sein wirtschaftlicher Gesichtskreis.

Die Kosten als Wertausdruck der nichtrealisierten Verwendungen bilden die Passivposten der Bilanz der Wirtschaft. Das ist der tiefste Sinn des Kostenphänomens. Von diesem Wertausdrucke ist der Wert der Kostengüter zu scheiden. Denn er erhält den voraussetzungsgemäß höhern Gesamtwert der tatsächlich erzeugten Produkte. Aber an der Produktionsgrenze sind beide Größen nach dem Gesagten einander gleich, weil da die Kosten bis zur Höhe des Grenznutzens des Produktes mithin auch der beteiligten Produktionsmittelmischung emporsteigen. An diesem Punkte tritt jener relativ beste Zustand ein, den man das ökonomische Gleichgewicht zu nennen pflegt¹ und der sich, solange seine Voraussetzungen erhalten bleiben, offenbar in jeder Wirtschaftsperiode zu wiederholen strebt.

Das hat nun eine sehr merkwürdige Konsequenz. Es folgt daraus zunächst, daß die letzte Teilmenge jedes Produktes ohne Nutzgewinn über die Kosten erzeugt wird. Das allerdings ist richtig verstanden nur selbstverständlich. Allein weiter folgt daraus, daß bei der Produktion überhaupt kein Wert-

¹ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

überschuß über die Werte der Kostengüter erzielt werden kann. Die Produktion realisiert nur die im Wirtschaftsplane vorgesehenen Werte, die bereits vorher in den Werten der Produktionsmittel potentiell vorhanden sind. Auch in diesem, nicht nur in dem früher erwähnten physikalischen Sinne, „schafft“ die Produktion keine Werte, das heißt, es tritt im Verlaufe des Produktionsprozesses keinerlei Werterhöhung ein. Das ist ja eigentlich ganz klar. Die künftige Bedürfnisbefriedigung ist, ehe die Produktion ihr Werk getan hat, von dem Besitze der betreffenden Produktionsmittel genau so abhängig wie nachher vom Besitze der Produkte. Das Wirtschaftssubjekt wird sich der Gefährdung des erstern genau so energisch widersetzen, wie der Gefährdung des letztern und auf den erstern nur gegen dieselben Kompensationen verzichten wie auf den letztern.

Nun muß aber der Zurechnungsprozeß bis auf die letzten Elemente der Produktion, auf Arbeits- und Bodenleistungen zurückgehen. Er kann bei keinem produzierten Produktivgute haltmachen, denn für jedes läßt sich derselbe Gedankengang wiederholen. Damit rückt unser Resultat erst in das rechte Licht. Es zeigt sich, daß soweit kein Produkt einen Wertüberschuß über den Wert der darin enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen darbieten kann. Wenn wir früher die produzierten Produktionsmittel in Arbeit und Boden aufgelöst und konstatiert haben, daß sie im physischen Produktionsprozesse keine Rolle zu eigenem Rechte spielen, die für die ökonomische Betrachtung essentiell wäre, so sehen wir nun auch noch, daß sie im Wertungsprozesse nur durchlaufende Posten sind.

In der Verkehrswirtschaft — wir greifen hier für den Augenblick ein wenig vor — müßten daher die Preise aller Produkte bei freier Konkurrenz den Preisen der in ihnen enthaltenen Arbeits- und Naturleistungen gleich sein. Weder an End- noch an Zwischenprodukten könnte der geringste Gewinn haften bleiben. Denn derselbe Preis, der nach der Produktion für das Produkt erzielt wird, müßte vorher für den Komplex der nötigen Produktionsmittel erzielt werden

können, eben weil von ihnen genau soviel abhängt wie vom Produkt. Ein jeder Produzent müßte seinen ganzen Erlös an diejenigen abgeben, die ihm Produktionsmittel geliefert haben und soweit das wieder Produzenten irgendwelcher Produkte waren, müßten diese ihrerseits ihren Erlös weitergeben, bis schließlich die ganze ursprüngliche Preissumme Lieferanten von Arbeits- und Naturleistungen zufließe. Das wird noch auszuführen sein.

Dabei stoßen wir auf einen zweiten, den verkehrswirtschaftlichen Kostenbegriff. Der Geschäftsmann bezeichnet als seine Kosten jene Geldsummen, die er an andre Wirtschaftssubjekte zu entrichten hat, um sich seine Ware oder deren Produktionsmittel zu verschaffen, also seine Produktionsauslagen bzw. Anschaffungsauslagen. Wir ergänzen seine Betrachtungsweise, indem wir auch den Geldwert seiner persönlichen Arbeitsleistung zu den Kosten rechnen¹. Dann sind die Kosten ihrem Wesen nach Preissummen von Arbeits- und Naturleistungen. Und diese Preissummen müssen überall in der Volkswirtschaft gleich den für die Produkte erzielten Erlösen sein. Soweit müßte also die Produktion essentiell gewinnlos verlaufen. Der Begriff des Reingewinns hat in ähnlicher Weise einen Doppelcharakter wie der Begriff der Kosten. Innerhalb der Einzelwirtschaft ist der Reingewinn jene Wertgröße, durch die sich die unter gegebenen Verhältnissen beste Verwendung von der nächstbesten, auf die infolge der Wahl der erstern verzichtet werden muß, unterscheidet. An der Produktionsgrenze gibt es kein solches Plus, es ist vielmehr seiner Natur nach intramarginal. In der Verkehrswirtschaft jedoch wäre der Reingewinn eine Differenz zwischen dem Kostensatze und dem Erlöse. Und diese Differenz ist im Gleichgewichtszustande der Volkswirtschaft gleich Null. Während in der Einzelwirtschaft das Verschwinden des Wertgewinnes nichts andres bedeutet,

¹ Persönliche Arbeitsleistungen sind gleichsam „virtuelle Auslagen“, wie Seager treffend sagt; vgl. seine Introduction p. 55. Rente eigenen Landes rechnet schon jeder Geschäftsmann, der überhaupt korrekt rechnet, zu seinen Auslagen, mit Ausnahme des Landwirts.

als daß aller mögliche Gewinn realisiert wurde, so bedeutet das Nichtvorhandensein eines Reingewinnes in der Verkehrswirtschaft, daß die Werte der Produkte überhaupt nicht größer sind als die Werte der Produktionsmittel. Einen Reingewinn in diesem letztern, für uns allein relevanten Sinne gibt es auch in der geschlossenen Wirtschaft nicht, denn da werden alle Produktwerte schließlich den ursprünglichen Produktionsmitteln zugerechnet.

Daß die Volkswirtschaft gerade im vollkommensten Zustande gewinnlos arbeiten sollte, ist ein Paradoxon. Vergewärtigen wir uns die Bedeutung unserer Sätze, so verschwindet dasselbe allerdings zum Teile. Natürlich heißt unsere Behauptung nicht, daß die Volkswirtschaft, wenn am vollkommensten ausbalanciert, resultatlos produziere, sondern nur, daß die Resultate dann vollständig den ursprünglichen Produktionsfaktoren zufließen. In ähnlicher Weise, wie der Wert ein Symptom unserer Armut, ist der Gewinn ein Symptom von Unvollkommenheit. Allein zum andern Teile bleibt das Paradoxon. Da ist es denn wichtig, sich darüber klar zu sein, daß Überschüsse eben auf natürliche Vorteile zurückzuführen und Naturgaben — der Lage des Bodens usw. — zuzurechnen sind. Ich muß darauf hinweisen, damit nicht etwa die Tatsache von Differenzialrenten als eine lebendige Einwendung erscheine. Auch einem andern möglichen Mißverständnisse wollen wir vorbeugen. Der Produzent erzeugt eine solche Menge von Produkten, daß die Grenzkosten dem Grenzerlöse gleich sind. Macht er da nicht einen intramarginalen Gewinn? Die letzten erzeugten Teilmengen bringen ihm keinen, aber tun das nicht die frühern, die zu niedrigeren Kosten erzeugt und zu höherem Preise verkauft werden? Nein. Denn diese Betrachtungsweise soll uns nur die Größe der Produktion verstehen lehren, hat aber nicht den Sinn, daß der Produzent sein Produkt sukzessive erzeuge und verkaufe. Er erzeugt alle seine Produkteinheiten zu den Grenzkosten und löst für alle nur den Grenzpreis.

Kann endlich in der Volkswirtschaft nicht eine allgemeine

Reingewinnrate bestehen? Die Konkurrenz mag den einzelnen konkreten Reingewinn einer Branche wegschwemmen, aber sie würde aufhören müssen, wenn er in allen Produktionszweigen bestände. Denn in diesem Falle gäbe es für die Produzenten keinen Antrieb mehr einander Konkurrenz zu machen, während Arbeiter und Grundherren ja nur untereinander und nicht mit den Produzenten auf dem Produktensmarkte konkurrieren können. Das hieße jedoch das Wesen der Konkurrenz gründlich verkennen. Angenommen, die Produzenten machten einen solchen Gewinn. Dann müßten sie die Produktionsmittel, denen sie ihn verdanken, entsprechend schätzen. Entweder sind das nun ursprüngliche Produktionsmittel — nämlich ihre persönlichen Leistungen oder Naturgaben —, dann sind wir an demselben Punkte, an dem wir früher waren. Oder es sind produzierte Produktionsmittel, dann müssen diese entsprechend, das heißt, die in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen müssen höher geschätzt werden, als andere Arbeits- und Bodenleistungen. Das aber ist unmöglich, da mit diesen „vorgeleisteten“ Arbeits- und Bodenmengen die Arbeiter und Grundherren sehr gut konkurrieren können. Jener Reingewinn kann also nicht bestehen. Wie in der geschlossenen Wirtschaft, wenn mit Hinblick auf bestimmte Produkte produziert wird, deren Wert schon in den Werten der ursprünglichen produktiven Leistungen antizipiert sein muß und, auch wenn noch so viele Zwischenprodukte zu passieren sind, die Wertgrößen dieselben bleiben müssen, so muß auch in der Verkehrswirtschaft, auch wenn der Produktionsprozeß unter noch so viele selbständige Betriebe zerstückelt ist, der Wert und Preis der ursprünglichen produktiven Leistungen den Wert und Preis der Produkte absorbieren, da ein jedes Wirtschaftssubjekt die Produktionsmittel, die es übernimmt, nach ihrem produktiven Erfolge schätzt und auf diese Schätzung eben deren Produktion — wenn es produzierte sind — und Preis bereits eingerichtet ist. Daher ist ein allgemeiner Überschuß oder Reingewinn unmöglich. Ich will den Leser nicht zu sehr ermüden und habe andere

hierher gehörige Untersuchungen an eine spätere Stelle gesetzt¹.

Dem Leben steht diese Erkenntnis ferne. Aber der Theorie nicht so sehr als man glauben sollte. Seit die klassischen Grundgedanken festere Formen gewonnen hatten, also spätestens seit Ricardo, hätten die meisten Autoren sie anerkennen müssen. Denn das Kostenprinzip zusammen mit der Auflösung der Kosten in Arbeit führt notwendig zu ihr. Man braucht die Sache nur durchzudenken. Tatsächlich erklärt sich daraus auch die Tendenz, alle möglichen Erträge als Arbeitslohn aufzufassen, sogar mitunter den Zins. Wenn trotzdem unser Resultat nicht ausdrücklich ausgesprochen wurde², so kommt das erstens daher, daß die ältern Nationalökonomien überhaupt nicht sehr rigoros im Anerkennen von notwendigen Konsequenzen fundamentaler Prinzipien waren, und zweitens daher, daß unser Resultat zu kraß den Tatsachen zu widersprechen scheint. Nichtsdestoweniger ist es zwingend. Durch die Zurechnungstheorie erfährt es eine neue Bestätigung und v. Böhm-Bawerk war denn auch der erste, der ausdrücklich sagte, daß der ganze Produktwert im Prinzip sich auf Arbeit und Boden aufteilen müßte, wenn der Produktionsprozeß in idealer Vollkommenheit vor sich gehen würde. Dazu gehört, daß die gesamte Volkswirtschaft auf die vorzunehmenden Produktionen genau eingestellt ist und daß sich alle Werte entsprechend festgesetzt haben, daß alle Wirtschaftspläne ineinandergreifen und ihre Durchführung durch nichts gestört wird. Das aber kann nur dann annähernd der Fall sein, wenn sich die Volkswirtschaft in Bahnen bewegt, die allen ihren Gliedern durch lange Erfahrung vertraut geworden sind.

Zwei Umstände, so fährt v. Böhm-Bawerk fort, bewirken es, daß diese Gleichheit der Produkt- und der Pro-

¹ Vgl. Kap. IV und namentlich V.

² Das tat z. B. Lotz, wenn er auch dann in sehr schwächlicher Weise von dieser Erkenntnis abbiegt. Handbuch der Staatswirtschaftslehre 1821. Sehr deutliche Anklänge findet man bei Smith.

duktionsmittelwerte immer wieder gestört werde. Der eine ist unter dem Namen des Reibungswiderstandes bekannt. Aus tausend Gründen funktioniert der große Organismus der Volkswirtschaft nicht ganz prompt. Irrtum, Unglücksfälle, Indolenz usw. werden in bekannter Weise zu einer steten Quelle von Verlusten, aber auch von Gewinnen¹.

Fügen wir hier, ehe wir zum zweiten Umstande übergehen, den v. Böhm-Bawerk da anführt, einige Worte über zwei Momente ein, die von erheblicher Bedeutung sind. Das ist erstens das Moment des Risikos. Für die Wirtschaft kommen zwei Arten von Risiken in Betracht, das Risiko des technischen Mißlingens der Produktion, wozu wir auch die Gefahr des Güterverlustes durch Elementarereignisse zählen können, und das Risiko des Ausbleibens kommerziellen Erfolges. Soweit diese Gefahren vorausgesehen werden, wirken sie unmittelbar auf die Wirtschaftspläne. Die Wirtschaftssubjekte werden entweder Risikoprämien in ihre Kostenrechnung einstellen oder sie werden Auslagen machen, um gewissen Gefahren vorzubeugen, oder endlich sie werden die Gefahrunterschiede der Produktionszweige dadurch berücksichtigen — und ausgleichen —, daß sie sich von riskanteren Produktionszweigen einfach so lange fernhalten, bis der durch dieses Fernhalten gestiegene Ertrag in denselben eine Kompensation bietet². Keine dieser Arten den ökonomischen Gefahren auszuweichen, begründet im Prinzip einen Gewinn. Wer dem Risiko durch irgendwelche Maßregeln — Damm-bau, Sicherungen an Maschinen usw. — vorbaut, hat wohl einen Vorteil darin, daß er seinen Produktionsertrag sichert, aber er erhöht ihn dadurch nicht. Die Risikoprämie ist für den Produzenten auch keine Quelle von Gewinn — sondern höchstens für eine Versicherungsgesellschaft, die daran einen Zwischengewinn machen kann, hauptsächlich

¹ Vgl. Böhm-Bawerks Darstellung, Positive Theorie des Kapitalzinses, p. 260.

² Vgl. Emery, zitiert in meiner Abhandlung: Die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten, Schmollers Jahrbuch 1910, und Fisher, Capital and Income 1906.

durch Vereinigung vieler Risiken —, denn sie wird im Laufe der Zeit vom eintretenden Bedarfsfalle in Anspruch genommen. Und jene Kompensation für höhere Gefahr ist nur scheinbar ein höherer Ertrag: Derselbe ist eben mit einem Wahrscheinlichkeitskoeffizienten zu multiplizieren, wodurch sein realer Wert wieder herabgesetzt — und zwar genau um den Betrag des Plus — wird. Wer dieses Plus einfach konsumiert, der wird das im Verlaufe der Dinge büßen. Deshalb ist es nichts mit der selbständigen Rolle, die man dem Risikomomente in der Wirtschaft oft zugedacht, und dem selbständigen Ertrage, den man mitunter daran geknüpft hat. Und das wird gegenwärtig mehr und mehr anerkannt. Anders ist die Sache, wenn die Risiken nicht vorhergesehen oder jedenfalls im Wirtschaftsplane nicht berücksichtigt werden. Dann werden sie einerseits zu Quellen von Verlusten und andererseits zu Quellen von Gewinnen, einmal dann, wenn jene möglichen Verluste für ein Wirtschaftssubjekt eben nicht eintreten, ferner dann für andere Wirtschaftssubjekte, wenn infolge eines Unglücksfalls durch temporäres oder dauerndes Ausscheiden des Betroffenen das Angebot — stets nur temporär — hinter der Nachfrage zum gewohnten Preise zurückbleibt.

Die reichste Quelle jener Gewinne und Verluste — und das ist das zweite Moment, das ich hier erwähnen möchte — sind spontane Veränderungen in den Daten, mit denen die Wirtschaftssubjekte zu rechnen gewohnt sind. Sie schaffen neue Situationen, an die sich anzupassen Zeit erfordert. Und ehe das geschehen ist, gibt es eine Menge positive oder negative Diskrepanzen zwischen Kosten und Erlös in der Volkswirtschaft. Schwierigkeiten bietet die Anpassung immer. Schon die bloße Erkenntnis der sich verändernden Sachlage stellt sich meist nicht mit der wünschenswerten Promptheit ein. Die Konsequenzen aus der Erkenntnis zu ziehen, ist dann wieder ein großer Schritt, der vielen Hindernissen in mangelnden Fertigkeiten und Mitteln usw. begegnet. Aber unmöglich ist die vollständige Anpassung bezüglich der einmal vorhandenen und zwar natürlich be-

sonders bei Gütern von längerer Lebensdauer. In der Zeit, die bis zu ihrer Vernützung verstreichen muß, treten solche Veränderungen unvermeidlich auf, und das bewirkt jene Besonderheit in ihrer Wertbildung, die schon Ricardo, in Sect. IV seines ersten Kapitels, behandelt hat. Ihre Erträge verlieren den lebendigen Zusammenhang mit ihren Kosten und müssen eben einfach hingenommen, ihre Werte entsprechend verändert werden, ohne daß das Angebot entsprechend modifiziert werden könnte. So werden sie in gewissem Sinne zu Erträgen besonderer Art und können über die Preissumme der in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen steigen wie auch unter sie fallen. Sie erscheinen den Wirtschaftssubjekten unter ähnlichem Gesichtspunkte wie Naturleistungen von beschränkter Dauer. Wir nennen sie im Anschlusse an A. Marshall „Quasirenten“.

v. Böhm-Bawerk führt jedoch noch einen zweiten Umstand an, der das Resultat der Zurechnung verändere und einen Teil des Produktwerts nicht auf Arbeits- und Naturleistungen zurückstrahlen lasse. Das ist bekanntlich der Zeitablauf¹, den jede Produktion mit Ausnahme der Augenblicksproduktion der primitiven Nahrungssuche mit sich bringt. Danach wären die Produktionsmittel doch nicht bloß potentielle Genußgüter, sondern sie würden sich durch ein neues wesentliches Merkmal von den Genußgütern unterscheiden. Es würde nämlich dann wesentlich werden, daß sie von den genußfähigen Gütern zeitlich abstehen. Und zwar deshalb, weil man gegenwärtige Güter höher schätzt als künftige. Die Produktionsmittel wären Zukunftsgenußgüter und als solche weniger wert als Gegenwartsgenußgüter. Ihr Wert würde den Produktwert nicht erschöpfen.

¹ Für das Moment der Zeit im Wirtschaftsleben ist v. Böhm-Bawerk die wichtigste Autorität. W. St. Jevons und John Rae in zweiter Linie. Für detaillierte Ausarbeitung speziell des Moments des „Time-Preference“ kommt namentlich Fishers Rate of Interest in Betracht. Vgl. auch die Behandlung des Zeitmoments bei A. Marshall.

Wir berühren da eine überaus heikle Frage. Sowohl die ja zweifellos vorhandene Tatsachengrundlage wie die wirtschaftliche Tragweite der Erscheinung, die damit in die Theorie eingeführt wurde, bedarf sorgfältiger Analyse. Eine Menge Einflüsse kreuzen sich in ihr und es ist außerordentlich schwer, sie klar zu scheiden. Wir werden manche davon später behandeln. Ganz können wir die Materie in diesem Buche, für das diese Frage nur eine defensive Bedeutung hat, mit Rücksicht auf die Klarheit der Grundlinien des Gedankengangs nicht erschöpfen. Hier wollen wir uns nur die Frage vorlegen: Gibt es im normalen Kreislaufe einer Volkswirtschaft, in der der Produktionsprozeß jahraus jahrein denselben Weg zurücklegt und alle Daten jahraus jahrein dieselben bleiben, eine systematische Unterschätzung der Produktionsmittel gegenüber den Produkten? Diese Frage zerfällt in zwei andre: Kann in einer solchen Volkswirtschaft, abgesehen von sachlichen und persönlichen Risikokoeffizienten, eine künftige Bedürfnisbefriedigung systematisch und allgemein geringer geschätzt werden als eine gegenwärtige? Und: Kann im Kreislaufe einer solchen Volkswirtschaft ganz abgesehen von diesem Einflusse des Zeitablaufs an sich auf die Wertungen, das was im Laufe der Zeit geschieht, jene Wertdifferenz begründen?

Plausibel genug klänge eine bejahende Antwort auf die erste Frage. Gewiß ist mir die sofortige Erfüllung des Versprechens einer mir wertvollen Gabe lieber als die künftige¹. Aber um dergleichen handelt es sich hier nicht, sondern um die Schätzung gleichbleibender, regelmäßiger Ertrags Elemente. Wenn man kann, so denke man sich folgenden Fall: Jemand sei im Genusse einer Leibrente. Seine Bedürfnisse blieben sich der Art wie der Intensität nach durch sein ganzes weiteres Leben absolut gleich. Die Rente sei groß und sicher genug, um ihn der Notwendig-

¹ Es sei übrigens gleich gesagt, daß auch diese Tatsache nicht so klar und einfach ist, daß vielmehr ihre Gründe der Analyse bedürfen, die ihnen später in Kürze werden soll.

keit der Anlage von Reservefonds für besondere Fälle und für die Verlustmöglichkeit zu überheben. Er wisse sich gefeit gegen auftauchende Verpflichtungen gegen andre oder außergewöhnliche Wünsche. Es bestehe keine Möglichkeit zinsbarer Anlage etwa ersparter Summen — denn wollten wir diese zulassen, so würden wir ja das Zinsmoment bereits voraussetzen und in gefährliche Nähe eines Zirkels geraten. Wird nun ein solcher Mann in solcher Lage künftige Raten seiner Rente geringer schätzen als zeitlich näherliegende? Würde er sich leichter — immer abgesehen vom persönlichen Risiko des Erlebensfalles — von künftigen trennen als von gegenwärtigen? Gewiß nicht, denn würde er so werten und danach handeln, würde er also auf eine künftige Rate gegen geringere Kompensation verzichten, als auf eine zeitlich näherliegende, dann würde er im Laufe der Zeit finden, daß er eine kleinere Befriedigungssumme erzielt habe, als er hätte erzielen können. Sein Verfahren würde ihm also Verlust bringen, es wäre unwirtschaftlich. Ein solches Verfahren kann trotzdem vorkommen, ebenso wie auch sonst Verstöße — auch bewußte — gegen die Regeln der Zweckmäßigkeit vorkommen können. Aber es ist kein Element dieser Regeln der Zweckmäßigkeit selbst, die wir hier untersuchen¹. Freilich sind die meisten Abweichungen, denen wir im praktischen Leben begegnen, keine „Verstöße“, sondern dadurch zu erklären, daß unsere Voraussetzungen nicht verwirklicht sind. Wo wir aber ganz triebhafte Überschätzungen gegenwärtigen Genusses vorfinden, wie besonders beim Kinde und beim Wilden, da dürfte meist eine Diskrepanz zwischen der zu lösenden wirtschaftlichen Aufgabe und dem wirtschaftlichen Gesichtskreise des Subjektes vorliegen: Kind und Natur-

¹ Fast fürchte ich, daß Prof. Fisher der Bedeutung des Moments des Zeitablaufs durch die neueste Formulierung, die er ihr gegeben hat — *Scientia* 1911 — den Todesstoß versetzte: Er sieht sie in der Ungeduld der Wirtschaftssubjekte. Diese Formulierung ist das leibhaftige Gegenargument — denn Ungeduld ist kein Element des Produktionsprozesses.

mensch kennen z. B. nur Augenblicksproduktion und die in ihr zum Ausdruck kommende und an ihr entwickelte Fürsorge für die Gegenwart. Zukünftige Bedürfnisse erscheinen ihnen nicht geringer, sondern sie sehen sie überhaupt nicht. Dann werden sie sich bei Entschlußfassungen, die Rücksicht darauf erfordern, nicht bewähren. Das ist natürlich, aber solche Entschlüsse haben sie eben normalerweise nicht zu fassen. Wer den doppelten Rhythmus von Bedürfnissen und Befriedigungsmitteln begreift, der kann die Konsequenz daraus, daß eine einseitige Verschiebung beider nur schadet, vielleicht im konkreten Falle verachten, aber nicht prinzipiell ablehnen.

Unser Beispiel ist nur ein ganz streng gefaßter Typus der Lage der Wirtschaftssubjekte in einer Volkswirtschaft, wie wir sie momentan vor Augen haben. In steter Rotation wechseln sich da die Wirtschaftsperioden mit stets sich im Prinzip gleichbleibenden Erträgen ab. Ein psychisches Geringersehen künftiger Bedürfnisse müßte sich für jedes Wirtschaftssubjekt rächen. Es kommt aber noch hinzu, daß normalerweise zu einem Vergleiche gegenwärtiger und zukünftiger Werte kein Anlaß vorhanden ist. Denn die Wirtschaft geht ihren bestimmten Weg. Sie ist auf gewisse Produktionen einmal eingerichtet. Der laufende Produktionsprozeß muß jedenfalls zu Ende geführt werden. Da hilft kein Überschätzen gegenwärtiger Bedürfnisse. Und wenn das geschehen ist, dann sind die künftigen Bedürfnisse zu gegenwärtigen geworden. Eine Wahl zwischen Gegenwart und Zukunft haben die Wirtschaftssubjekte gar nicht. Das wird noch klarer werden.

Aber wie steht es mit unserer zweiten Frage? Kann der Produktionsprozeß nicht in Formen vor sich gehen, auf die die Voraussetzungen unseres typischen Falles nicht passen? Kann der stete Güterstrom nicht bald schwächer bald stärker fließen? Namentlich aber: Muß nicht der Umstand, daß eine ergiebigere Produktionsmethode mehr Zeit erfordert, auf die Werte gegenwärtiger Gütervorräte, die ihre Wahl allein ermöglichen, wirken und die Zeit zu einem

Faktor im Kreisläufe der Wirtschaft machen? Die verneinende Antwort, die wir auf diese Frage geben, kann leicht mißverstanden werden und wird erst später ihre volle Bedeutung gewinnen. Die tatsächliche Rolle des Zeitablaufs in der Wirtschaft wird nicht geleugnet. Nur soll sie anders erklärt werden. Schon hier soll im besondern gesagt werden, daß die Einführung ergiebigerer aber langwierigerer Prozesse wieder etwas andres und daß die Frage, wie das Zeitmoment dabei wirkt, besonders zu diskutieren ist. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Wir sprechen nicht von der Einführung von neuen Prozessen, sondern vom Kreisläufe einer Volkswirtschaft, die mit gegebenen, im Gange befindlichen Prozessen arbeitet. Da kommt immer nur die ergiebigere Produktionsmethode, die einmal eingeführt ist, in Frage, denn sie liefert auch für die Gegenwart mehr Produkte als die weniger ergiebige, wie man gleich sehen wird. „Ergiebiger“ wird hier ein Produktionsprozeß natürlich nur dann genannt, wenn er mehr Produkte gibt, als alle die weniger ergiebigen Produktionsprozesse zusammen, die in derselben Zeit durchgeführt werden können. Wenn die nötigen Mengen an Produktionsmitteln einmal vorhanden sind, wird ohne jedes Wählen diese Methode immer wieder durchgeführt werden. Nach unserer Betrachtungsweise liefert sie ihre Produkte kontinuierlich. Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, gäbe es keine Unterschätzung des künftigen Produktes. Seiner periodischen Wiederkehr gegenüber hätte sie unter unsern Voraussetzungen keinen Sinn¹, vielmehr würde sich jedenfalls eine gleichmäßige Verteilung der Konsumtion in der Zeit herausstellen. Ich mag wohl gegenwärtige Güter höher schätzen, wenn mir ihr Besitz mehr Güter als bisher für die Zukunft sichert. Ich werde das aber nicht mehr tun und meine Wertungen für Gegenwart und Zukunft müssen

¹ Nach der Ernte ist Getreide allerdings billiger als später. Diese Tatsache erklärt sich jedoch durch Aufbewahrungskosten, durch das tatsächliche Bestehen des Zinses und durch andere Umstände, die alle an unserm Prinzip nichts ändern.

sich ausgleichen, wenn ich des ergiebigeren Güterstroms gewiß bin und meine Wirtschaft sich auf ihn eingerichtet hat. Vom Besitze von Gegenwartsgütern sind dann eben nicht „mehr“ Güter in der Zukunft abhängig. Wir können das Beispiel von unserm Pensionisten auch auf diesen Fall ausdehnen. Nehmen wir an, er habe bisher eine Rente von tausend Kronen monatlich ausbezahlt erhalten. Jetzt biete man ihm an, ihm statt dessen jedesmal am Ende eines Jahres zwanzigtausend Kronen zu geben. Nun, bis zur Fälligkeit der ersten Jahresrate mag das Moment des Zeitablaufs sich recht unangenehm bemerkbar machen. Von dieser Fälligkeit an aber wird er seine Lage verbessert sehen und zwar wird er diese Verbesserung mit dem vollen Plus von achttausend Kronen jährlich, nicht aber mit einem Teile dieser Summe anschlagen.

Zum Teile ist Analoges über das Moment der Abstinenz¹, des Wartenmüssens, zu sagen. Und vor allem verweise ich hier auf die Ausführungen v. Böhm-Bawerks. Für uns kommt es nur darauf an, unsere Stellung dazu zu präzisieren. Auch dieses Phänomen kann nicht einfach weggelengnet werden. Aber es ist viel komplizierter als es den Anschein hat, und es ist merkwürdig, daß seine Natur und seine Erscheinungsformen noch keine eindringendere Analyse gefunden haben. Auch hier muß man die einmalige Beschaffung der Voraussetzungen einer Produktion von deren regelmäßiger Abwicklung unterscheiden. Was immer die Rolle der Abstinenz bei der erstern sein mag — wir werden davon noch wiederholt, zuerst bei der Diskussion des Sparens

¹ Hauptautoren sind Senior und — auf der andern Seite — v. Böhm-Bawerk in seiner Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien. Neuestens besonders der Amerikaner Mc Vane. Vgl. auch den Artikel „abstinence“ in Palgrave's Dictionary und die dort angegebene Literatur. Für die Sorglosigkeit, mit dem man oft mit diesem Momente umspringt, ist typisch: Cassel, *Nature and Necessity of the rate of Interest*. Unsere Stellung berührt sich nahe mit der Wiesers, *Natürlicher Wert*, und John B. Clarks, *Distribution of Wealth*. Vgl. auch „Wesen“ Buch III.

im nächsten Kapitel zu sprechen haben — sicher gibt es bei letzterer nicht jedesmal wieder ein Wartenmüssen. Auf die regelmäßigen Erträge muß man einfach nicht „warten“, da man sie genau dann erhalten kann, wenn man sie überhaupt braucht. Man hat im normalen Kreislaufe der Wirtschaft nicht periodisch einer Versuchung zur Augenblicksproduktion zu widerstehen, denn man würde mit dieser ganz unmittelbar schlechter fahren. — Von Abstinenz im Sinne von Nichtkonsumtion der Ertragsquellen kann deshalb nicht die Rede sein, weil es unter unsern Voraussetzungen andre Ertragsquellen als Arbeit und Boden nicht gibt. Könnte aber endlich das Moment der Abstinenz nicht etwa dadurch in den normalen Kreislauf der Wirtschaft hineinspielen, daß es, zur einmaligen Beschaffung der Voraussetzungen desselben erforderlich, eben dann aus dem regelmäßigen Produktionsertrage bezahlt werden muß? Erstens wird sich im Laufe unserer Untersuchung zeigen, daß es auch bei Beschaffung der Voraussetzungen eine nur ganz sekundäre Rolle spielt, daß, konkret gesprochen, die Einführung neuer Produktionsmethoden überhaupt keine vorhergehende Güteraufhäufung erfordert. Und zweitens läge in der selbständigen Veranschlagung eines Abstinenzelementes, wie v. Böhm-Bawerk gezeigt hat, in diesem Falle eine Doppelrechnung eines und desselben Postens¹. — Was immer es mit dem Momente des Wartenmüssens sein mag, sicher ist es kein Element des Wirtschaftsprozesses, den wir hier betrachten.

Seinem Wesen nach bringt es der sich gleichbleibende Kreislauf der Wirtschaft mit sich, daß keine Lücke zwischen Aufwendung und Bedürfnisbefriedigung klappt. Die beiden werden, nach Professor Clarks zutreffendem Ausdrucke, von selbst „synchronisiert“². Die Theorie war es, die — in

¹ Fishers — Rate of Interest p. 43—51 — Behandlung derselben Materie ist vitiiert durch das Hereinziehen des Zeitdiskonts, den der Autor mit großer Sorglosigkeit als einfach selbstverständlich betrachtet.

² Clark schreibt allerdings dem Kapitale das Verdienst zu, diese

ihrem Streben nach der Erklärung des Zinses in diesem Zusammenhange — den klaren Sachverhalt, der nur durch die Tatsache des Zinses verdeckt wird, entstellte. Unsere Ausführungen werden in das richtige Licht rücken, wenn wir den Wirtschaftsprozeß, wie wir uns ihn jetzt vorstellen, schematisieren. Doch bevor das geschieht, müssen noch einige andre Bemerkungen gemacht werden.

Mit der Lösung des Zurechnungsproblems ist die Bildung aller einzelner Güterwerte innerhalb der Wirtschaft klargelegt. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß die einzelnen Werte nicht zusammenhanglos nebeneinander stehen, sondern sich gegenseitig bedingen. Eine Ausnahme von der Regel findet nur dort statt, wo ein Gut, das nicht durch ein andres ersetzt werden kann, nur solche Produktionsmittel hat, die ebenfalls unersetzbar und außerdem nicht anderweitig verwendbar sind. Solche Fälle sind denkbar, sie können z. B. bei unmittelbar von der Natur dargebotenen Genußgütern vorkommen, aber sie bilden eine verschwindende Ausnahme. Alle anderen Gütermengen und ihre Werte stehen in enger Wechselbeziehung. Dieselbe ist gegeben durch die Beziehung der anderweitigen Verwendbarkeit, durch die Beziehung der Ersetzbarkeit und endlich und vor allem durch die Beziehung der Produktionsverwandtschaft. Wenn zwei Güter auch nur ein einziges Produktionsmittel gemein haben, und andere Produktionsmittel nicht, so stehen ihre Werte doch in einem Zusammenhang, denn die Verteilung dieses einen Produktionsmittels stellt die Beziehung her. Von der Mitwirkung dieses einen Produktionsmittels hängt die Menge der beiden Güter eben mit ab und daher ihre Werte und diese Verteilung wird nach der Regel der Gleichheit des Grenznutzens des Produktivmittels in beiden Ver-

„Synchronisierung“ zustande zu bringen. Wie man sehen wird, folgen wir ihm darin nicht. Ich betone nochmals: Von selbst synchronisieren sich Aufwendung und Erfolg unter dem Drucke fördernder und hindernder Gewinne und Verluste.

wendungen vorgenommen. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, daß namentlich die durch den Produktivfaktor Arbeit vermittelte Produktionsverwandtschaft, so gut wie alle Güter umfaßt. Die Bestimmung der Menge eines jeden Gutes und daher seines Wertes steht also für jedes Gut unter dem Drucke aller übrigen Güterwerte und erklärt sich vollständig nur durch Rücksichtnahme auf sie. Wir können deshalb sagen, daß die einzelnen Güterwerte für jedes Wirtschafts-subjekt ein Wertsystem bilden, dessen einzelne Elemente in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen. In diesem Wertsystem drückt sich also die ganze Wirtschaft des Individuums aus, alle seine Lebensverhältnisse, sein Gesichtskreis, seine Produktionsmethode, seine Bedürfnisse, alle seine wirtschaftlichen Kombinationen. Dieses Wertsystem ist dem einzelnen Wirtschafts-subjekt im allgemeinen niemals in allen seinen Teilen gleich lebhaft bewußt, sein größerer Teil liegt vielmehr in jedem Augenblicke unter der Schwelle des Bewußtseins. Auch wenn es Entscheidungen über sein wirtschaftliches Handeln trifft, hält es sich nicht an die Gesamtheit aller der in diesem Wertsystem zum Ausdruck kommenden Tatsachen, sondern an gewisse bereitliegende Handhaben. Es handelt eben im wirtschaftlichen Alltag im allgemeinen gewohnheits- und erfahrungsgemäß und knüpft bei jeder Verwendung eines bestimmten Gutes an dessen Wert an, der ihm erfahrungsgemäß gegeben ist. Aber die Struktur und die Ratio dieser Erfahrung ist sicherlich im Wertsystem gegeben. Die in dasselbe eingestellten Werte werden vom Wirtschafts-subjekte jahraus jahrein realisiert. Dieses Wertsystem zeigt nun, wie schon gesagt, eine sehr bemerkenswerte Konstanz. In jeder Wirtschaftsperiode besteht die Tendenz, in die einmal ausgefahrenen Bahnen wieder einzulenken und wieder dieselben Werte zu realisieren. Und auch dort, wo diese Konstanz unterbrochen wird, bleibt doch stets eine Kontinuität, denn auch, wenn sich die äußerlichen Verhältnisse ändern, handelt es sich niemals darum etwas völlig Neues zu tun, sondern nur, das bisher Getane den neuen Verhältnissen anzupassen.

Das einmal festgestellte Wertsystem und die einmal gegebenen Kombinationen sind stets der Ausgangspunkt für jede neue Wirtschaftsperiode und haben sozusagen eine Präsumtion für sich. Es ist nicht überflüssig nochmals hervorzuheben, woher diese Konstanz oder Kontinuität eigentlich kommt. Sie ist eine Tatsache, sie ist unentbehrlich für das wirtschaftliche Handeln der Wirtschaftssubjekte. In der Praxis könnten sie in weitaus den meisten Fällen die zur Neuschöpfung jener Erfahrung nötige Geistesarbeit nicht leisten. Wir sehen auch tatsächlich, daß Menge und Wert der Güter vergangener Wirtschaftsperioden die Gütermengen und -werte in den folgenden vorbereiten, aber damit allein ist der Grund für die Konstanz nicht gegeben. Dieser Grund liegt vielmehr offenbar darin, daß sich eben jene Erfahrungen bewährt haben, daß das Wirtschaftssubjekt der Ansicht ist, es könnte nichts Besseres tun, als diese Erfahrungen zu wiederholen. Und unsere Analyse des Wertsystems, gleichsam die Geologie dieses Berges von Erfahrung, hat uns auch gezeigt, daß tatsächlich jene Momente und jene Werte der Güter sich unter Berücksichtigung von Bedürfnis und Gesichtskreis des Individuums als logische Konsequenz aus den gegebenen Verhältnissen der Umwelt erklären. Jenes erfahrungsgemäße Verhalten des Individuums ist also kein Zufall, sondern es hat eine rationelle Begründung. Es gibt eine Art des wirtschaftlichen Verhaltens, die unter gegebenen Verhältnissen das Gleichgewicht zwischen vorhandenen Mitteln und zu befriedigenden Bedürfnissen so gut herstellt, als es eben möglich ist. Das Wertsystem, das wir geschildert haben, entspricht einem wirtschaftlichen Gleichgewichtszustande, dessen einzelne Elemente, wenn alle Daten dieselben bleiben, nicht geändert werden können, ohne daß das Individuum die Erfahrung macht, daß es nun schlechter daran sei als bevor. Soweit es sich also in der Wirtschaft darum handelt, sich den Verhältnissen anzupassen und den sachlichen Notwendigkeiten einfach zu entsprechen ohne sie ändern zu wollen, soweit empfiehlt sich dem Individuum in der Tat ein und nur ein bestimmtes Verhalten und die Resultate

dieses Verhaltens werden dieselben bleiben, solange als eben die gegebenen Verhältnisse dieselben bleiben.

Wir haben bei unserer Untersuchung zunächst nur an eine Einzelwirtschaft gedacht und müssen ihre Resultate nunmehr auf die Volkswirtschaft ausdehnen. In sehr vielen Punkten ist das, wie man leicht sieht, ohneweiters möglich, und es sind verhältnismäßig nur wenige Punkte, die noch einer besonderen Darlegung speziell für die Verkehrswirtschaft bedürfen. Für jede Wirtschaftseinheit bietet sich hier noch die Tauschmöglichkeit dar. Es handelt sich uns nun nicht darum, eine ausführliche Theorie des Tausches zu entwickeln, und deshalb kann es uns genügen nur sein Grundgesetz auszusprechen¹. Das Zustandekommen eines Tausches ist selbstverständlich daran gebunden, daß die beiden tauschenden Parteien, jede für sich, das einzutauschende Gut höher schätzen, als das auszutauschende. Wenn diese Bedingung für zwei Wirtschaftssubjekte gegeben ist, so daß gerade der eine von ihnen ein Gut, das der andere hat, mehr begehrt als eines seiner eigenen, während umgekehrt das andere Wirtschaftssubjekt dieses letztere jenem ersteren vorzieht, dann kommt es zum Tausche und derselbe wird so lange fortgesetzt d. h. derselbe erstreckt sich auf so große Mengen, als die betreffenden Dispositionen der beiden Wirtschaftssubjekte zulassen. Eine bestimmte Tauschrelation ist zunächst nicht gegeben. Dieselbe wird hauptsächlich von dem Geschieke und von der wirtschaftlichen Macht und der Sicherheit der Position der Tauschenden abhängen, aber unter allen Umständen läßt sich die Bedingung angeben, die

¹ Ich will mich darauf beschränken, obgleich natürlich die Grundlagen der Katalaktik zum Verständnisse dieser Arbeit nötig sind. Es ist eben unmöglich, bei theoretischen Untersuchungen jedesmal in alle Elemente der Disziplin einzugehen. Heute sollte das auch schon überflüssig sein. Ich verweise namentlich auf die Preislehre bei v. Böhm-Bawerk im II. Bande des „Kapitals“, in der der Leser eventuell das Nötige finden kann. Auch habe ich das Grundgesetz der Preisbildung ausführlich behandelt im „Wesen“ II. Buch.

erfüllt sein muß, wenn der Tausch aufhören soll. Es müssen nämlich dann die Grenznutzen der den Wirtschaftssubjekten verbleibenden Mengen der auszutauschenden Güter sich zu dem Grenznutzen der einzutauschenden Güter für jedes Wirtschaftssubjekt umgekehrt verhalten, wie die gegeneinander auszutauschenden Mengeneinheiten der Güter. Tauschen jedoch nicht bloß zwei Wirtschaftssubjekte miteinander, sondern findet sich auf beiden Seiten eine größere Zahl von Tauschlustigen, so wird das Resultat des Tausches eindeutig bestimmt. Die beiden Parteien werden sich nämlich durch gegenseitiges Über- und Unterbieten schon von allem Anfang an auf jene Tauschrelation beschränken, welche jener Bedingung genügt. Doch dies ist für uns Nebensache. Auf was es uns hier ankommt, ist nur die Veränderung, welche das Wertsystem einer bisher isolierten Wirtschaft durch diese Tauschmöglichkeiten erfährt. Es ist klar, daß durch diese Möglichkeit der ganze Wirtschaftsplan von Grund auf geändert wird, daß ganz andere Kombinationen sich empfehlen werden und daß namentlich bei regem Verkehr das ganze Bild der Wirtschaft ein andres wird. Es wird namentlich eine größere Spezialisierung in der Produktion eintreten, es wird mehr und mehr für Absatz und nicht für Eigenkonsum produziert werden. Das alles ist schon oft näher untersucht worden, für uns ist nur das eine wichtig, daß diese neuen Verwendungsmöglichkeiten der Güter ihre Wertskalen entsprechend verändern und überhaupt dem Wertsysteme einverleibt werden. Das einzelne Wirtschaftssubjekt, das in dieser neuen Verwendungsart noch keine Erfahrung hat, wird so lange verschiedene Tauschmöglichkeiten erproben, bis es schließlich sich zu derjenigen durchgetastet hat, die von seinem Standpunkte aus das beste Resultat gibt. Im konkreten Falle mag dies anders sein, aber im Prinzip ist dies sicher so. Dann wird es seine Wirtschaft danach einrichten und immer dieselben Tauschmöglichkeiten aufzusuchen streben. Die Güter, die es zu diesem Tausche produziert, werden ihm dann nicht unter dem Gesichtspunkte des Gebrauchswertes, die sie für seinen

Konsum hätten, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkte des Gebrauchswertes dessen, was es dafür erhalten kann, erscheinen¹. Seine Wertskala für seine Produkte also und mithin die Wertskala für seine Produktionsmittel wird sich aus den Gebrauchswertskaleten der einzutauschenden Güter zusammensetzen. Wenn einmal die bestmögliche Ausnützung dieser Verwendungsweise seiner Produktivkräfte gefunden ist, so wird das Wirtschaftssubjekt dieselben eben nach dieser besten Verwendungsweise schätzen. Ganz bestimmte Tauschakte zu ganz bestimmten Tauschrelationen werden also von nun ab zu den erfahrungsgemäßen Daten seiner Wirtschaft gehören, auf diese Tauschakte, auf diese Tauschrelationen und auf die Bedürfnisbefriedigung, zu der dies alles führt, wird sein Wertsystem eingestellt sein. Zu den Produktivkombinationen, die sich im Wertsysteme eines jeden Wirtschaftssubjektes in jedem einzelnen Zeitpunkte spiegeln, wird nun auch der Tausch mit bestimmten anderen Wirtschaftssubjekten gehören. Damit nähern wir uns dem Ausgangspunkte unserer ganzen Untersuchung, nämlich der Tatsache, daß ein jeder Kaufmann, ein jeder Produzent, immer auf Grund einer bestimmten gewohnten Konjunktur handelt und lediglich jene Veränderungen in seinem Verhalten vornimmt, zu denen ihn die Verhältnisse drängen. Es bedarf natürlich keiner besonderen Untersuchung darüber, daß es auch unter diesen neuen Annahmen einen bestimmten Gleichgewichtszustand gibt.

Alle die unzähligen Tauschakte, die wir in einer Verkehrswirtschaft in jeder Wirtschaftsperiode beobachten können, bilden in ihrer Gesamtheit die äußere Form, in der der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens dahinströmt. Die Gesetze des Tausches zeigen uns, wie dieser Kreislauf sich aus gegebenen Verhältnissen eindeutig erklären läßt, und lehren uns auch, daß und warum er sich nicht ändert, solange diese Verhältnisse dieselben bleiben, und daß und

¹ Es wird sie, wie man auch sagen kann, nach ihrem „subjektiven Tauschwert“ schätzen.

warum er sich mit ihren Veränderungen selbst anpassend verändert. In jeder Wirtschaftsperiode geschieht soweit immer dasselbe: Immer werden Genußgüter und Produktivgüter erzeugt und in der Tauschwirtschaft auch umgesetzt und immer werden Genußgüter konsumiert und Produktivgüter verbraucht. Unter der Voraussetzung konstanter Verhältnisse würden das stets dieselben Güter sein, und es würden stets dieselben Produktionsmethoden zur Anwendung kommen.

Aber nicht nur dieses Moment verbindet die Wirtschaftsperioden miteinander, dieses Moment, das in der Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte der Anknüpfung an bewährte Erfahrung und in der Theorie als Folge der Erkenntnis der unter gegebenen Verhältnissen besten Kombination der vorhandenen Mittel erscheint. Es kommt vielmehr noch die Tatsache hinzu, daß jede Wirtschaftsperiode auch mit Gütern arbeitet, die eine frühere für sie vorbereitet hat und daß in jeder Wirtschaftsperiode Güter in gleicher Weise für die nächste produziert werden, daß also der Wirtschaftsprozeß der nächsten vorbereitet wird. Diese Tatsache wollen wir nun zur Vereinfachung der Darstellung in die Annahme fassen, daß in jeder Wirtschaftsperiode nur Produkte — konsumtiv oder produktiv — verbraucht werden, die in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode erzeugt wurden, und nur Produkte erzeugt werden, die in der folgenden — konsumtiv oder produktiv — verbraucht werden. Dieses „Ineinanderschachteln“ der Wirtschaftsperioden ändert, wie man sich leicht überzeugt, nichts am Wesen der Dinge. Jedes Genußgut bedarf zu seiner Fertigstellung danach zweier Wirtschaftsperioden, nicht mehr und nicht weniger. Die Wirtschaftsperioden sollen für alle Wirtschaftssubjekte gleich lang sein.

Welche Tauschakte sind also nach dieser Festsetzung in jeder Wirtschaftsperiode durchzuführen? Können wir sie nicht in bestimmte Kategorien fassen? Nun, vor allem werden wir jene Tauschakte abscheiden, die lediglich deshalb vorgenommen werden, um das Eingetauschte, so wie es ist, sogleich wieder auszutauschen. Die Theorie weist

nach, daß es solche Tauschakte in jeder Verkehrswirtschaft in großer Zahl geben muß, doch interessieren uns diese lediglich markttechnisch notwendigen Vorgänge hier nicht¹. Sehen wir also von ihnen ab, so fällt uns vor allem der Austausch von Arbeits- und Bodenleistungen gegen Genußgüter in die Augen, der sich in jeder Verkehrswirtschaft vollzieht. Dieser Austausch beherrscht zweifelsohne die Hauptmasse des volkswirtschaftlichen Güterstromes und verbindet dessen Quellen mit dessen Mündung. Jene Wirtschaften, deren Subjekte Arbeits- oder Bodenleistungen liefern, erfahren einen Zufluß von Genußgütern und von ihnen her fließen neue Genußgüter der Volkswirtschaft zu. Nur müssen wir das im Sinne unseres Schemas noch präzisieren. Um welche Arbeits- und Bodenleistungen und um welche Genußgüter handelt es sich da? Sind es Güter der gleichen Wirtschaftsperiode? Natürlich nicht. Der Arbeiter und der Grundherr verkaufen jeweils ihre produktiven Leistungen, die erst am Schlusse jeder Wirtschaftsperiode ihre Produkte liefern, gegen Genußgüter, die bereits vorhanden sind. Sie verkaufen ferner ihre produktiven Leistungen gegen Genußgüter, während doch auch Produktionsgüter erzeugt werden. Nach unserm Schema ist die Sache vielmehr so: In jeder Wirtschaftsperiode werden die „lebendigen“, die nicht schon in Produktionsmitteln enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen, welche in eben dieser Wirtschaftsperiode zur Verwendung kommen sollen, gegen Genußgüter ausgetauscht, welche in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode fertiggestellt wurden. Was an dieser Behauptung nicht einfach Tatsachenbeobachtung ist, dient lediglich der Vereinfachung der Darstellung und berührt das Prinzip nicht. In wessen Händen sich vor diesem Tausche die Arbeits- und Bodenleistungen befinden, ist klar. Aber wer sind die Leute, die den Besitzern derselben gegenüberstehen, in deren Händen sich vor dem Tausche die Genußgüter befinden, die die erstern bezahlen sollen? Das sind

¹ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

einfach jene Leute, die in dieser Periode Arbeits- und Bodenleistungen brauchen, also jene, die in der vorhergehenden Periode erzeugten Produktionsmittel durch Zusetzung weiterer Arbeits- und Bodenleistungen in Genußgüter umwandeln — womit wir auch Zwischenhändler usw. erfassen — oder neue Produktionsmittel erzeugen wollen. Nehmen wir der Einfachheit halber an, daß beide Kategorien, wie das ja dem Prinzip der arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft entspricht, in allen zu betrachtenden Wirtschaftsperioden dasselbe tun, also immer wieder entweder Genußgüter oder Produktivgüter erzeugen. Dann können wir sagen, daß jene Wirtschaftssubjekte, die in der vorhergehenden Periode Genußgüter erzeugten, einen Teil derselben in der gegenwärtigen an die Arbeiter und Grundherren abgeben, deren produktiven Leistungen sie zur Erzeugung von neuen Genußgütern für die folgende Wirtschaftsperiode bedürfen. Jene Wirtschaftssubjekte, die in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode Produktionsgüter erzeugten und in der gegenwärtigen dasselbe zugunsten der folgenden tun wollen, werden diese Produktionsgüter an die Produzenten von Genußgütern abgeben und zwar gegen jene Genußgüter, deren sie zum Eintauschen von neuen produktiven Leistungen bedürfen.

Arbeiter und Grundherren tauschen also ihre produktiven Leistungen stets nur gegen gegenwärtige Genußgüter aus, mögen die ersten nun unmittelbar oder erst mittelbar zur Genußgüterproduktion verwendet werden. Wir bedürfen auf diese Weise der Annahme nicht, daß sie ihre Arbeits- und Bodenleistungen gegen zukünftige Güter vertauschen oder gegen Versprechungen oder gegen Vorschüsse auf das künftige Genußgut. Es handelt sich einfach um einen Tausch, nicht um ein Kreditgeschäft. Das Moment der Zeit spielt dabei keine Rolle. Alle Produkte sind nur Produkte und nichts weiter. Für das einzelne Wirtschaftssubjekt ist es völlig gleichgültig, ob es Produktionsmittel oder Genußgüter erzeugt. In beiden Fällen wird das Produkt sofort und zu seinem vollen Werte bezahlt. Das einzelne Wirtschaftssubjekt braucht nicht über die laufende Wirt-

schaftsperiode hinauszublicken, wenngleich es stets für die nächste arbeitet. Es folgt einfach dem Gebote der Nachfrage, und der Mechanismus des Wirtschaftsprozesses bringt es mit sich, daß es dabei zugleich auch für die Zukunft sorgt. Es kümmert sich nicht darum, was mit seinen Produkten weiter geschieht und es hätte den Produktionsprozeß vielleicht gar nicht begonnen, wenn es ihn auch zu Ende führen müßte. Namentlich sind auch die Genußgüter nur Produkte und nichts weiter, Produkte, mit denen nichts andres geschieht als der Verkauf an den Konsumenten. Sie bilden in niemandes Hand einen Fonds zur Erhaltung von Arbeitern usw., sie dienen weder direkt noch indirekt weiteren produktiven Zwecken. Daher entfällt jede Frage nach der Ansammlung von solchen Vorräten. Wie es freilich zur Einrichtung dieses Mechanismus kam, der sich einmal eingerichtet stetig erhält, ist eine Frage für sich. Wir werden sie zu beantworten suchen. In seinem Wesen selbst aber liegt kein Schlüssel dafür. In ferner Vergangenheit liegen seine Quellen. Wie er sich entwickelt hat, ist ein andres Problem als wie er funktioniert.

Aus dieser Betrachtung folgt nun nochmals, daß überall und auch in der Verkehrswirtschaft den produzierten Produktionsmitteln keine andre Rolle als die von Zwischengliedern, von durchlaufenden Posten zukommt. Nirgends finden wir einen Vorrat von ihnen, der besondere Funktionen hätte. Keine Forderung an das Nationalprodukt wird in letzter Linie von ihnen aus präsentiert. Kein Einkommenstrom fließt ihnen letztlich zu. Keine selbständige Nachfrage geht von ihnen aus. Vielmehr werden in jeder Wirtschaftsperiode alle vorhandenen, also die in unserm Sinne in der vorhergehenden produzierten, Genußgüter den in dieser Periode zur Verwendung kommenden Arbeits- und Bodenleistungen zufallen, mithin alle Einkommen unter dem Titel von Lohn oder Grundrente verzehrt werden¹. So

¹ In diesem Satze liegt das erste Grundtheorem der Verteilungslehre.

kommen wir zu dem Schlusse, daß die Tauschbewegung zwischen Arbeit und Boden einerseits und den Genußgütern andererseits nicht nur die Hauptrichtung der Strömung des Wirtschaftslebens ist, sondern im Grunde die einzige. Der ganze Produktionsertrag fällt denen zu, die Arbeits- oder Naturleistungen beizusteuern haben. Arbeit und Boden teilen sich in ihn und es sind genau soviel und nicht mehr Genußgüter vorhanden als nötig ist, um deren effektive Nachfrage zu befriedigen. Und das entspricht auch dem letzten Tatsachenpaar der Ökonomie: Den Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung. Das ist auch ein treues Bild der Wirklichkeit, soweit sie auf bisher vorgeführten Momenten ruht. Sie wurde von der Theorie entstellt und von ihr wurden erst künstlich eine Menge von Fiktionen und Scheinproblemen geschaffen — so das Problem, aus welchem und aus wessen „Fonds“ Arbeits- und Bodenleistungen bezahlt werden.

Die verkehrswirtschaftliche Organisation stellt sich uns also in der folgenden Weise dar: Die einzelnen Wirtschaften erscheinen uns nun unter dem Gesichtspunkte von Produktionsstätten für den Bedarf anderer Leute und unter diese Einheiten wird der Ertrag der gesamten Produktion eines Volkes in erster Linie verteilt. Innerhalb derselben gibt es aber keine andren Funktionen als die der Kombination der beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren, und diese Funktion setzt sich in jeder Wirtschaftsperiode gleichsam mechanisch, gleichsam von selbst durch, ohne eines persönlichen Momentes zu bedürfen, das von dem der Beaufsichtigung und dergleichen verschieden wäre. Wenn wir also annehmen, daß sich die Bodenleistungen im Privatbesitze befinden, so gibt es innerhalb einer jeden Wirtschaftseinheit, abgesehen von Monopolisten, niemand andren, der in bezug auf den Ertrag der Wirtschaft forderungsberechtigt wäre als denjenigen, welcher Arbeit irgendwelcher Art leistet oder Bodenleistungen der Produktion zur Verfügung stellt. Eine andre Klasse von Leuten gibt es in der Volkswirtschaft

unter diesen Verhältnissen nicht, namentlich gibt es keine Klasse, deren Charakteristikon darin bestünde, daß sie produzierte Produktionsmittel oder Genußgüter besitzt. Wir haben schon gesehen, daß die Vorstellung, daß es irgendwo einen aufgehäuften Vorrat von solchen Gütern gebe, überhaupt irrig ist. Sie wird hauptsächlich hervorgerufen durch die Tatsache, daß sehr viele produzierte Produktionsmittel eine Reihe von Wirtschaftsperioden überdauern. Allein darin liegt kein wesentliches Moment und wir ändern nichts an dem Wesen des Geschehens, wenn wir die Brauchbarkeit solcher Produktionsmittel auf eine Wirtschaftsperiode beschränken. Die Vorstellung vom Genußgütervorrat hat nicht einmal diese Stütze, vielmehr gibt es überhaupt Genußgüter nur in der Hand des Konsumenten in der Quantität, wie sie zur momentanen Konsumtion nötig sind. Im übrigen finden wir in der Volkswirtschaft nur ausreifende Genußgüter in verschiedenen Gestalten und auf verschiedenen Stadien der Produktion. Wir finden einen stetigen Fluß von Gütern und einen stetig ablaufenden Prozeß der Wirtschaft, aber wir finden keine Vorräte, die, sei es in ihren Bestandteilen konstant wären, sei es konstant ersetzt würden. Es macht auch keinen Unterschied für eine Wirtschaftseinheit, ob sie Genuß- oder Produktivgüter produziert. In beiden Fällen setzt sie ihre Produkte in derselben Weise ab, erhält sie unter der Voraussetzung völlig freier Konkurrenz eine Entlohnung entsprechend dem Werte ihrer Boden- und Arbeitsleistungen und sonst nichts. Wenn man den Leiter oder Eigentümer eines Betriebs Unternehmer nennen wollte, so wäre es ein *entrepreneur faisant ni bénéfice ni perte* ohne spezielle Funktion und ohne spezielles Einkommen. Wollte man die Besitzer von produzierten Produktionsmitteln „Kapitalisten“ nennen, so könnten das nur Produzenten sein, die sich durch nichts von andern Produzenten unterscheiden und ebensowenig wie die andern ihre Produkte über dem durch Lohn- mehr Rentensumme gegebenen Kostensatz verkaufen könnten.

Vom Standpunkte dieser Auffassung aus sehen wir also

einen stetig sich erneuernden Strom von Gütern¹. Nur für einzelne Augenblicke gibt es so etwas wie Vorräte, die aus individuell bestimmten Gütern bestehen, im übrigen jedoch kann man eigentlich von „Vorräten“ nur in einem abstrakten Sinne sprechen, nämlich in dem Sinne, daß sich durch den Mechanismus von Produktion und Tausch hindurch immer Güter bestimmter Art und Menge an bestimmten Stellen in der Volkswirtschaft einfinden: Die Vorräte in diesem Sinne gleichen dem Bette eines Flusses mehr als dem Wasser, das hindurchfließt. Dieser Strom wird aus den stetig fließenden Quellen der Arbeitskraft und des Bodens gespeist und fließt in jeder Wirtschaftsperiode in jene Reservoirs, die wir Einkommen nennen, um sich dort in Bedürfnisbefriedigungen umzusetzen. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, sondern nur kurz erwähnen, daß wir damit einen bestimmten Einkommensbegriff, nämlich den Fetters, akzeptieren und alle jene Güter aus seinem Bereiche ausscheiden, die nicht planmäßig und tatsächlich konsumiert werden. In einem Sinne unterbricht sich der Kreislauf der Wirtschaft an dieser Stelle. In einem andern Sinne jedoch nicht, denn die Konsumtion zeugt den Wunsch nach ihrer Wiederholung und dieser Wunsch dann wieder wirtschaftliches Handeln. Man wird entschuldigen, wenn wir in diesem Zusammenhange nicht immer nochmals von der Quasirente gesprochen haben. Seriöser scheint auf den ersten Blick die Abwesenheit jeder Rücksicht auf das Sparen zu sein. Doch wird dieser Punkt noch seine Aufklärung finden. In sich stets gleichbleibenden Volkswirtschaften würde ja auch das Sparen keine große Rolle spielen.

Wir gehen nun weiter. Der Tauschwert jeder Gütermenge für jedes Wirtschaftssubjekt hängt vom Werte der-

¹ „Funds“ und „Flows“ von Gütern scharf geschieden und diese Scheidung fruchtbar gemacht zu haben, ist eines der Verdienste des zu wenig gewürdigten Buches von S. Newcomb, *Principles of Political Economy* 1888. In der zeitgenössischen Literatur wird dieser Punkt besonders von Fisher betont. Der Kreislauf des Geldes ist nirgends klarer geschildert als bei Newcomb p. 316 fg.

jenigen Güter ab, die es sich damit verschaffen kann und tatsächlich zu verschaffen gedenkt. Solange es darüber noch nicht entschieden hat, wird dieser Tauschwert ebenfalls nach den jeweils vorgestellten Möglichkeiten schwanken und ebenso wird er sich ändern, wenn das Wirtschaftssubjekt die Richtung seiner Nachfrage verändert. Doch wenn die beste Tauschverwendung für jedes Gut gefunden ist, dann bleibt der Tauschwert bei Konstanz der Verhältnisse auf einer und nur einer bestimmten Höhe. Natürlich ist in diesem Sinne genommen der Tauschwert einer jeden Einheit eines und desselben Gutes für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschieden und zwar nicht nur infolge der Verschiedenheit erstens ihrer Geschmacksrichtungen und zweitens ihrer ökonomischen Gesamtsituation, sondern drittens auch noch ganz unabhängig von diesen Punkten infolge der Verschiedenheit der Güter, die die einzelnen Wirtschaftssubjekte eintauschen¹. Aber das Verhältnis der Mengen je zweier Güter, in dem dieselben auf dem Markte ausgetauscht werden, oder dessen reziproker Wert, der Preis jedes Gutes, ist, wie früher gesagt, für alle Wirtschaftssubjekte, reich oder arm, dasselbe oder derselbe. Daß aber alle die Preise jedes Gutes in allen andern Gütern miteinander in Zusammenhang stehen, das wird erst dann ganz klar, wenn wir sie alle auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Das tun wir, indem wir alle diese andern Gütermengen, die für eine Einheit des gerade betrachteten auf dem Markte zu haben wären, durch jene Mengen eines derselben ersetzen, die man für jede dieser andern Gütermengen bekommen kann. Da ergibt sich, daß jene Mengen des für die Rolle des Nenners gewählten Gutes einander gleich sind. Denn wären sie es nicht, so könnte man ja mit seinem Besitze an dem betrachteten Gute besser fahren, indem man zuerst Güter eintauscht, die man viel-

¹ Ich meine: Infolge der Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen und der wirtschaftlichen Gesamtsituation wertet jedes Wirtschaftssubjekt auch dieselben Güter verschieden, die andre Wirtschaftssubjekte ebenfalls eintauschen. Außerdem aber tauschen die Wirtschaftssubjekte auch noch verschiedene Güter ein.

leicht nicht braucht, die aber für eine geringere Menge des Nennergutes zu haben sind, um sie dann gegen jene Güter auszutauschen, die man braucht und die man auf diese Weise billiger erhielte. Der selbstmörderische stimulus dieses Gewinns würde ihn aber stets zum Verschwinden bringen¹.

Führen wir jetzt ein Preismaß und Tauschmittel in unsere Betrachtung ein und wählen wir gleich das Gold für diese Rolle als „Geldgut“. Während wir für unsere Zwecke nur wenig aus der ja ausreichend bekannten Tauschtheorie brauchen und sie daher ganz kurz behandeln konnten, müssen wir etwas mehr auf die Geldtheorie eingehen. Aber auch dabei beschränken wir uns auf jene Punkte, die später für uns von Bedeutung sein werden, und auch sie wollen wir nur soweit und nur so vortragen, wie es für das Folgende nötig und ausreichend ist. Probleme also, denen wir in diesem Buche nicht mehr begegnen werden, lassen wir beiseite, so z. B. das Problem des Bimetallismus oder das Problem des internationalen Geldwerts. Und Theorien, deren Vorzüge in Richtungen liegen, die zu verfolgen wir keine Gelegenheit haben werden, ersetzen wir unbedenklich durch einfachere oder besser bekannte, wenn sie für uns dasselbe leisten, mögen sie auch sonst viel unvollkommener sein.

Jedes Wirtschaftssubjekt wertet seinen Geldbesitz, wie die Erfahrung lehrt. Und auf dem Markte führen alle diese individuellen Wertschätzungen dazu, ein bestimmtes Tauschverhältnis zwischen der Geldeinheit und den Mengen aller übrigen Güter festzustellen, prinzipiell ebenso, wie wir das früher von andern Gütern behaupteten. Es bildet sich durch die Konkurrenz der Wirtschaftssubjekte und der Verwendungsmöglichkeiten ein unter gegebenen Verhältnissen bestimmter Preis des Geldes. Ohne den Gedanken hier nochmals auszuführen, weise ich darauf hin, daß man sich davon leicht überzeugen kann, wenn man, wie wir das schon für ein beliebiges Gut taten, alle die Tauschverhältnisse

¹ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

zwischen Geld und andern Gütern vermittelt eines beliebigen Preismaßes ausdrückt, wenn man also gleichsam für den Augenblick zu einer andern Währung übergeht.

Der Preis des Geldes — ein Ausdruck, der durch die letzten Sätze vollkommen definiert ist und dessen wir uns im Folgenden öfters bedienen wollen — beruht also, wie jeder andre Preis, auf individuellen Wertschätzungen. Worauf aber beruhen diese? Die Frage drängt sich auf, weil uns hier beim Gelde die einfache Erklärung fehlt, die bei jedem andern Gute in der Bedürfnisbefriedigung liegt, die sein Konsum dem einzelnen Wirtschaftssubjekt verschafft. Wir beantworten die Frage nach v. Wieser¹ dahin, daß der Gebrauchswert des Stoffgutes allerdings die geschichtliche Grundlage abgibt, auf der das Geld ein bestimmtes Tauschverhältnis zu den andern Gütern gewinnt, daß aber sodann sein Wert für jedes Wirtschaftssubjekt und sein Preis auf dem Markte sich von dieser Grundlage entfernen kann und tatsächlich entfernt. Zunächst freilich scheint es selbstverständlich, daß weder der individuelle Grenznutzen noch der Preis des Goldes als Geld sich von seinem individuellen Grenznutzen und seinem Marktpreise als Gebrauchsgut entfernen kann. Denn wenn das eintritt, so wird stets eine Tendenz bestehen, die Differenz durch Ausprägung von „Gebrauchsgold“ oder durch Einschmelzen von Münzgold zu beseitigen. Das ist richtig. Nur beweist es nichts. Daraus daß ein Gut in zwei verschiedenen Verwendungen dieselben Preise erzielt, kann man nicht schließen, daß die eine Verwendung diesen Preis bestimme, die andre aber sich lediglich danach richte. Es ist vielmehr klar, daß beide Verwendungen zusammen die Wertskala des Gutes formen und daß sein Preis ein anderer würde, wenn die eine wegfiel. Das Geldgut ist in diesem Falle. Es dient zwei verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten und obgleich gewiß die Grenznutzen und die Preise in beiden gleich hoch stehen müssen, wenn sich das Gut frei von der einen zur andern bewegen

¹ Schriften des Vereins f. Socialpolitik, Referate zur Tagung 1909.

kann, so erklärt sich doch sein Wert niemals aus der Gebrauchsverwendung allein. Das sehen wir besonders deutlich dann, wenn wir uns vorstellen, daß der ganze Vorrat des Geldgutes ausgemünzt wird, was ja möglich wäre. Dann hätte das Geld noch immer Wert und Preis, jene Erklärung aber würde offenbar versagen. Ebenso bietet uns die Einstellung der Prägung einerseits und das Verbot des Einschmelzens andererseits Beispiele aus der Erfahrung für den selbständigen Charakter des Geldwerts.

Deshalb kann man den Wert des Geldes als Geld vom Stoffwerte des Gutes aus dem es besteht, gedanklich völlig trennen. Wohl ist der letztere die historische Quelle des erstern, wie jeder Fluß aus irgendeiner Quelle entsteht. Aber man kann im Prinzip bei der Erklärung eines konkreten Geldwerts ebenso vom Stoffwerte absehen, wie man bei der Betrachtung des Unterlaufs eines großen Stromes von dem Beitrage absehen kann, den seine Wassermasse noch von seiner Quelle her enthält. Wir können uns vorstellen, daß die Wirtschaftssubjekte nach Verhältnis ihres Güterbesitzes, präziser dessen Ausdruckes in Preisen, Einheiten irgendeines Tauschmittels ohne Gebrauchswert zugewiesen erhalten, gegen das alle Güter in jeder Wirtschaftsperiode abgesetzt werden müssen. Dann wird dieses Tauschmittel nur als Tauschmittel gewertet werden. Sein Wert kann ex hypothesi nur ein Tauschwert sein¹. Jedes Wirtschaftssubjekt wird, wie wir das früher von allen jenen Gütern behaupteten, die für den Markt produziert werden, dieses Tauschmittel nach dem Werte schätzen, den die Güter für dasselbe haben, die es sich dafür verschaffen kann. Jedes Wirtschaftssubjekt wird daher seinen Geldbesitz verschieden einschätzen und wenn auch ein jedes die Schätzungen des Wertes seiner übrigen Güter in Geld ausdrückt, so werden diese Schätzungen von Individuum zu Individuum

¹ Das Geld wird nach seiner Tauschfunktion geschätzt. Und diese hat eine offenbare Analogie mit der Funktion der Produktionsmittel. Insofern macht man sich die Sache klarer, wenn man, wie besonders manche Italiener, das Geld schlechtbin als *bene istrumentale* auffaßt.

verschiedenen Sinn haben, auch wenn sie zahlenmäßig gleichlauten, was aber nur zufällig eintreten kann. Auf dem Markte allerdings wird jedes Gut nur einen Preis in Geld haben und auch der Preis des Geldes auf dem Markte kann in jedem Augenblicke nur ein einheitlicher sein. Alle Wirtschaftssubjekte rechnen mit diesen Preisen und treffen miteinander in diesem Punkte auf gemeinsamem Boden zusammen. Aber nur äußerlich, denn jedem sagen die für alle gleichen Preise sehr Verschiedenes, für jeden bedeuten sie andre Schranken des Gütererwerbs.

Wie bildet sich also dieser persönliche Tauschwert des Geldes? An dieser Stelle setzen wir die Geldtheorie in Beziehung zu dem, was wir soeben über den Ablauf des Wirtschaftsprozesses gesagt haben. Wir sehen sofort, daß nach unserm Schema der persönliche Tauschwert bei den Kostengütern ganz zurücktreten muß. Wir sagten, daß die Kostengüter durchlaufende Posten bilden und daß sich in der Verkehrswirtschaft keine selbständige Wertbildung an sie knüpft. Wir sagten auch, daß ihren jeweiligen Besitzern kein Einkommenstrom zufließt. Deshalb liegt hier kein Anlaß für die Bildung eines selbständigen persönlichen Tauschwertes des Geldes vor. Wie im Wirtschaftsprozesse, so werden auch in der in Geld ausgedrückten Rechnung des Geschäftsmannes die produzierten Produktionsmittel unter unsern Voraussetzungen durchlaufende Posten bilden. Diese Wirtschaftssubjekte werden das Geld nicht nach seinem persönlichen Tauschwert schätzen, da sie sich ja damit keine Güter zu ihrem Konsum verschaffen, sondern dasselbe einfach weitergeben. Hier also können wir die Bildung des persönlichen Tauschwertes des Geldes nicht suchen, der Tauschwert, der in diesen Transaktionen sich spiegelt, muß vielmehr anderswo entstehen. In jenem sekundären Kreislauf der Wirtschaft, der durch Absatz und Neuschaffung von Produktionsmitteln dargestellt wird, geschieht nichts Neues, nichts, was die Bedürfnisbefriedigung der betreffenden Wirtschaftssubjekte berührt. So bleibt also nur der primäre Güterstrom übrig, nur noch der Austausch zwischen Arbeits-

und Bodenleistungen einerseits und Genußgütern andererseits. Nur nach den Werten der Genußgüter, die man sich für sein Geld verschaffen kann, schätzt man seinen Geldvorrat. Der Austausch zwischen Geldeinkommen und Realeinkommen also ist der springende Punkt, stellt jene Stelle im Wirtschaftsprozesse dar, wo sich der persönliche Tauschwert und daher der Preis des Geldes bildet. Das Resultat ist nun einfach auszusprechen: Der Tauschwert des Geldes für jedes Wirtschaftssubjekt hängt von dem Gebrauchswerte jener Genußgüter ab, die es sich für sein Einkommen verschaffen kann. Der gesamte Güterbedarf einer Wirtschaft in einer Wirtschaftsperiode gibt die Wertskala für den in diesem Wirtschaftsprozeß zur Verfügung stehenden Geldvorrat ab. Für jedes Wirtschaftssubjekt gibt es also eine solche unter gegebenen Verhältnissen eindeutig bestimmte Wertskala und einen bestimmten Grenznutzen seines Geldvorrates. Die absolute Größe dieses Geldvorrates in der Volkswirtschaft ist irrelevant. Je nachdem sie größer oder geringer ist, verändert sich der Tauschwert der Geldeinheit, so daß eine geringere Summe im Prinzip dieselben Dienste leistet, wie eine größere. Nehmen wir die vorhandene Geldmenge als konstant an, so wird sich jahraus jahrein dieselbe Nachfrage nach Geld ergeben, und es wird derselbe Wert des Geldes für jedes Wirtschaftssubjekt realisiert werden. Das Geld wird sich in der Volkswirtschaft so verteilen, daß sich eben ein einheitlicher Geldpreis herausstellt. Das ist dann der Fall, wenn alle Genußgüter abgesetzt und alle Arbeits- und Bodenleistungen bezahlt werden. Die Tauschbewegung zwischen Arbeits- und Bodenleistungen einerseits und Genußgütern andererseits wird zerlegt in zwei Bewegungen: Die Tauschbewegung zwischen Arbeits- und Bodenleistungen und Geld und die zwischen Geld und Genußgütern. Da jedoch die Werte und Preise des Geldes einerseits gleich den Werten und Preisen der Genußgüter und andererseits gleich den Werten und Preisen der Arbeits- und Bodenleistungen sein müssen¹, so sieht

¹ Wir betrachten hier zur Vereinfachung, so wiederhole ich, eine isolierte Volkswirtschaft, da das Hereinziehen internationaler Be-

man klar, daß durch diese Einschlebung von Zwischengliedern die wesentlichen Züge unseres Bildes nicht verändert werden, daß das Geld nur eine technische Hilfsfunktion ausfüllt, aber nichts Neues den Erscheinungen hinzufügt. Um einen gebräuchlichen Ausdruck anzuwenden, können wir sagen, daß das Geld soweit nur den Schleier der wirtschaftlichen Dinge darstellt und man nichts Wesentliches übersieht, wenn man davon abstrahiert.

Das Geld bietet sich dem ersten Blicke lediglich als eine allgemeine Anweisung auf verschiedene Mengen beliebiger Güter dar oder, wie wir sagen können, als allgemeine Kaufkraft. Jedes Wirtschaftssubjekt sieht zunächst im Gelde ein Mittel, sich Güter überhaupt zu verschaffen; wenn es seine Arbeits- und Bodenleistungen verkauft, so verkauft es dieselben nicht gegen bestimmte Güter, sondern sozusagen gegen Güter überhaupt, es entfaltet eine Nachfrage nach Zahlungsmitteln für andre Güter, eben nach allgemeiner Kaufkraft. Wenn man näher zusieht, so stellt sich die Sache anders dar. Jedes Wirtschaftssubjekt schätzt das Geld ja nach den Gütern, welche es sich tatsächlich dafür verschafft, und nicht nach irgendwelchen. Mehr oder weniger deutlich schwebt ihm, wenn es vom Geldwerte spricht, jener Kreis von Gütern vor, dem es sich üblicherweise zuwendet. Und in der Tat ist ein bestimmter Geldpreis nur dann möglich, wenn die Wirtschaftssubjekte eben jene Güter für ihr Geld kaufen, auf deren Absatz der ganze Wirtschaftsprozess eingerichtet ist. Nach diesen Gütern mißt sich der Wert des Geldes, nach diesen Gütern auch der Wert der Produktionsmittel und mithin die Größe aller Geldeinkommen. Würden ganze Klassen von Käufern plötzlich die Verwendung ihrer Einkommen ändern, dann müßte sich natürlich der Geldpreis und auch der persönliche Tauschwert des Geldes ebenfalls verändern. Das geschieht aber im allgemeinen

ziehungen, ohne uns Wesentliches zu bieten, die Darstellung komplizieren würde. Zugleich betrachten wir eine Volkswirtschaft, in der alle Wirtschaftssubjekte in vollkommener Weise in Geld rechnen und miteinander in Verbindung stehen.

nicht. Im allgemeinen ist eine bestimmte Richtung der Ausgaben von den Wirtschaftssubjekten für die beste erklärt, und sie ändert sich nicht plötzlich und nicht schnell. Das erklärt die Tatsache, daß im praktischen Leben jedermann im wesentlichen mit einem konstanten Geldwerte und Geldpreise rechnen kann und daß er ihn nur langsam veränderten Verhältnissen anzupassen braucht. Deshalb können wir auch vom Gelde sagen, was wir früher von allen andern Gütern gesagt haben, daß nämlich gleichsam für jeden Teil der vorhandenen Kaufkraft irgendwo eine Nachfrage nach demselben und ein Angebot von Gütern für denselben in der Volkswirtschaft bereitliegt, und daß die Masse des Geldes gerade so wie die Masse der Produktionsmittel und Genußgüter jahraus jahrein denselben Weg geht. Auch hier können wir behaupten, daß wir nichts Wesentliches an den Vorgängen ändern, wenn wir uns vorstellen, daß jedes individuelle Geldstück in jeder Wirtschaftsperiode genau denselben Weg zurücklegt.

Dieses Verhältnis von Realeinkommen und Geldeinkommen bestimmt auch die Veränderungen des Geldwertes¹. Die Geldeinkommen können in der Volkswirtschaft durch die verschiedensten Ursachen steigen, so z. B. durch die Vermehrung der vorhandenen Goldmenge, und dann wird jedes Wirtschaftssubjekt entsprechend seiner Wertskala für Geld jede einzelne seiner Geldeinheiten geringer einschätzen. Es wird jedes Wirtschaftssubjekt dann eine erhöhte Nachfrage entfalten und durch das darauffolgende Steigen der Güterpreise wird sich ein neues wirtschaftliches Gleichgewicht wieder herausstellen. Der Geldwert und Geldpreis wird dann gesunken sein, aber überhaupt wird sich das ganze Preissystem verschoben haben, schon mit Rücksicht darauf, daß der Zuwachs an Geldmengen nicht gleichzeitig für alle Wirtschaften erfolgt und daß, wenn das selbst geschähe, die einzelnen Wirtschaften über diesen Zuwachs verschieden disponieren würden.

¹ Vgl. v. Wieser l. c.

In unserer ganzen Betrachtungsweise haben wir das Geld lediglich als Umlaufsmittel vor Augen gehabt. Wir haben die Wertbildung nur jener Geldmengen im Auge gehabt, die tatsächlich für die Bewegung der Warenmasse alljährlich verwendet wird. Natürlich gibt es in jeder Volkswirtschaft aus bekannten Gründen auch nicht kursierende Geldmengen, und deren Wertbildung ist durch das Gesagte nicht ohneweiters erklärt. Denn soweit haben wir keine Verwendung des Geldes kennen gelernt, die ein Ansammeln desselben über jedes Maß hinaus nötig macht, das die Wirtschaftssubjekte befähigt, ihre laufenden Einkäufe zu bezahlen. Wir wollen auf diesen Punkt, auf den wir ohnehin später zurückkommen müssen, hier nicht weiter eingehen und uns mit der Tatsache begnügen, daß wir eben lediglich den Umlauf und die Wertbildung derjenigen Geldmenge erklären, welche den geschilderten Hauptbewegungen des Tauschverkehrs entspricht. Jedenfalls wäre im normalen Kreisläufe des Wirtschaftsprozesses, der hier vor unserm Auge steht, kein Halten von erheblichen Geldvorräten nötig.

Auch von einem andern Momente haben wir abgesehen. Kaufkraft wird nicht nur verwendet, um Genußgüter gegen Arbeits- und Bodenleistungen umzusetzen, sondern auch zu Übertragungen des Besitzes an Grund und Boden selbst, und ferner wird Kaufkraft auch selbst übertragen. Alle diese Momente könnten wir leicht berücksichtigen, aber sie haben eine wesentlich andre Bedeutung für uns als jene, die wir im Rahmen unseres gegenwärtigen Gedankenganges auseinandersetzen könnten. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß dieser sich stetig wiederholende Wirtschaftsprozess, wie wir ihn soweit geschildert haben, für diese Dinge nicht viel Raum läßt. Übertragungen der Kaufkraft als solcher sind zur Abwicklung dieses Prozesses nicht nötig. Er läuft vielmehr gleichsam von selbst ab und macht in seinem Wesen keinerlei Kreditgeschäfte notwendig. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Arbeitern und Grundherren keine Vorschüsse erteilt, sondern daß ihnen eben ihre Produktionsmittel schlechthin abgekauft werden. Das

ändert sich nicht durch das Dazwischenkommen des Geldes, und es ist eine Vorleistung an Geld ebenso wenig notwendig als eine Vorleistung an Genußgütern oder Produktionsmitteln. Natürlich brauchen wir den Fall nicht auszuschließen, daß manche Wirtschaftssubjekte sich von anderen Kaufkraft verschaffen und ihnen dafür einen Teil ihrer ursprünglichen Produktivkräfte z. B. an Boden überlassen. Das ist der Fall des Schuldenmachens zu Konsumzwecken, dem kein besonderes Interesse zukommt. Ähnlich steht es, wie wir noch an einer späteren Stelle sehen werden, mit der Übertragung von Grund und Boden überhaupt, und deshalb können wir sagen, daß dem Gelde unter unseren Voraussetzungen schlechterdings keine andre Rolle zukommt als die, den Umlauf der Waren zu erleichtern.

Es sei auch noch hinzugefügt, daß wir aus einem ähnlichen Grunde nicht von Kreditzahlungsmitteln sprachen. Gewiß kann nicht nur ein Teil, sondern sogar der ganze volkswirtschaftliche Tauschprozeß mit solchen Kreditzahlungsmitteln erledigt werden. Es ist sogar nicht uninteressant sich die Sache so vorzustellen, wie wenn statt aktuellem Metallgelde etwa bloß auf solches lautende Wechsel zirkulieren würden. Dabei sieht man nämlich, daß der Satz von der ursprünglichen Notwendigkeit des Stoffwertes des Geldes nicht heißt, daß tatsächlich das betreffende Geldgut zirkulieren muß. Denn damit das Geld in eine feste Beziehung zu den Werten der übrigen Güter gesetzt werden kann, ist ja nichts andres notwendig, als daß sich die Vorstellung von etwas bestimmtem Werthabenden damit verbindet, nicht aber daß dieses letztere tatsächlich zirkuliere. Ohne jede Dazwischenkunft von Metallgeld ließe sich also der Wirtschaftsprozeß durchführen. Ein jeder, der Arbeits- und Bodenleistungen liefert, würde einen solchen Wechsel bekommen, dann mit diesem Genußgüter kaufen, um dann in der nächsten Periode, wenn wir an unserer Vorstellung der Identität des Weges, den das Geld da alljährlich zurücklegt, festhalten, denselben Wechsel wieder zu bekommen. Das was uns an dieser Betrachtungsweise so sehr interessiert,

ist der folgende Punkt: diese vorgestellten Wechsel erfüllen, glattes Funktionieren und allgemeine Annahme derselben vorausgesetzt, die Rolle des Geldes vollkommen, und weil sie dies tun, so werden sie von den einzelnen Wirtschaftssubjekten ganz ebenso geschätzt werden, wie Metallgeld, d. h. also, es wird sich für jede Einheit dieser Wechselwährung ein bestimmter Preis bilden und zwar ganz derselbe Preis, wie für die Einheit des Gutes auf das sie lautet. Auch dann und sogar erst recht dann, wenn es gar nicht zu ihrer Einlösung kommt, sondern sie vielmehr in jedem einzelnen Falle durch eine ihr gegenüberstehende Forderung entkräftigt wird. Es wird also eine Nachfrage nach dieser Wechselwährung und ein ihr unter unseren Voraussetzungen genau entsprechendes Angebot geben. Da wir nun aber gesehen haben, daß der Preis der Metallgeldeinheit einfach die Preise von Genußgütern und damit auch von Produktionsgütern widerspiegelt, so ergibt sich daraus, daß auch der Preis der Wechsel das tun wird, und es folgt weiter daraus, daß diese Wechsel zu ihrem vollen Nennwerte gehandelt werden, daß sie also stets *al pari* stehen werden und daß kein Anlaß vorliegt, von ihrem Nennwerte einen Diskont in Abzug zu bringen. Dieser Gedankengang lehrt uns in etwas praktischerer Weise, als es ein früherer schon getan hat, daß unter unseren Voraussetzungen sich kein Zins in der Volkswirtschaft zeigen würde, daß also die Logik der wirtschaftlichen Dinge, wie wir sie hier schildern, das Zinsphänomen nicht erklärt.

Aber abgesehen davon liegt für uns kein Grund vor, uns mit den Kreditzahlungsmitteln an dieser Stelle weiter zu beschäftigen. Wenn Kreditzahlungsmittel lediglich die Stelle irgendwo bereit liegenden Metallgeldes vertreten, so haben sie *eo ipso* keine selbständige Rolle. Wenn eine bestimmte Tauschaktion jahraus jahrein vermittelt solcher Kreditzahlungsmittel erledigt wird, dann erfüllen die betreffenden Kreditzahlungsmittel, wie wir soeben sahen, ganz die Rolle des Metallgeldes und für das plötzliche Neueintreten von Kreditzahlungsmitteln in den volkswirtschaftlichen

Kreislauf liegt soweit kein Anlaß vor, den wir berücksichtigen müßten. Eine staatliche Papiergeldemission z. B. hat natürlich gewisse allgemein bekannte Wirkungen, aber sie interessieren uns hier nicht weiter. Im übrigen enthält unser Bild der Wirtschaft nichts, was auf das Auftreten neuer Kreditzahlungsmittel hindeuten würde. Deshalb, aber auch aus dem Grunde, weil das Moment der Kreditzahlungsmittel für uns noch eine große Rolle spielen wird und wir diese Rolle gern scharf von der hier geschilderten Geldfunktion abheben möchten, wollen wir annehmen, daß unsere Geldzirkulation soweit nur aus Metallgeld¹ und zwar der Einfachheit halber aus Goldgeld besteht. Um die beiden Momente auseinander zu halten, setzen wir auch fest, daß wir unter Geld im allgemeinen nur Metallgeld verstehen wollen. Und diesen Begriff fassen wir mit dem solcher Kreditzahlungsmittel, die nicht einfach eine irgendwo bereitliegende Geldmenge vertreten, unter dem Begriff der Zahlungsmittel zusammen. Darin liegt noch keine materielle Behauptung. Vielmehr werden wir das Problem, ob die Kreditzahlungsmittel „Geld“ sind, an einer spätern Stelle streifen.

Der Begriff der Kaufkraft ist für uns von einiger Bedeutung und soll daher näher präzisiert werden. Man spricht von der Kaufkraft des Geldes und meint damit das,

¹ Der Menge des „Metallgeldes“ entspricht in jeder solchen Volkswirtschaft nicht bloß ein bestimmtes Preisniveau, sondern auch eine bestimmte Umlaufgeschwindigkeit des Geldes. Wenn alle Einkommen jährlich ausbezahlt würden, so wäre natürlich eine größere Geldsumme erforderlich oder es müßten alle Preise niedriger stehen, wie wenn das wöchentlich geschähe. Wir nehmen die Umlaufgeschwindigkeit als konstant an, da wir im Rahmen dieses Gedankenganges v. Wieser ganz zustimmen, wenn er — l. c. p. 522 fg. — sagt, daß Änderungen der Umlaufgeschwindigkeit, ebenso wie die Menge der Kreditzahlungsmittel keine selbständigen Ursachen der Veränderungen des Preisniveaus sind, da sie — von unserm Standpunkte ist es besser zu sagen: „sofern sie“ — von der Warenbewegung induziert werden. Vgl. auch: Aupetit, *Théorie de la monnaie*, Del Vecchio *Teoria della moneta*, *Giornale degli Economisti* 1909.

was wir den Preis des Geldes nennen. Denn wenn man z. B. sagt, daß die Kaufkraft des Geldes gesunken ist, so meint man, daß man nun für eine Geldeinheit geringere Mengen bestimmter Güter erhalten kann als früher, daß sich also das Tauschverhältnis zwischen diesen Gütern und dem Gelde zu dessen Ungunsten verschoben hat. Das verstehen wir nicht unter Kaufkraft. Sodann spricht man von der Kaufkraft von Personen oder von Käuferklassen. Mit diesen und ähnlichen Wendungen bringt man die Tatsache zum Ausdruck, daß der persönliche Tauschwert des Geldes eben für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschieden groß ist, dieselben Zahlungen also für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschiedene Opfer mit sich bringen und daß es in jeder Volkswirtschaft praktisch hinreichend zu unterscheidende Gruppen von Wirtschaftssubjekten gibt, innerhalb welcher der Wert des Geldes bemerkenswert uniform ist. Auch diese sonst sehr wichtige Tatsache interessiert uns hier nicht. Wir verstehen unter Kaufkraft nicht die Fähigkeit zu kaufen, sondern konkreter das, womit man kaufen und womit man nichts anderes tun kann als das. Indem die Wirtschaftssubjekte sich Geld zu verschaffen suchen, streben sie nach Kaufkraft, sie wünschen Geld nur insofern, als es Kaufkraft darstellt. In einer Volkswirtschaft, die ihren Kreislauf so vollzieht, wie wir geschildert haben, ist Kaufkraft nur durch „Geld“ in dem festgesetzten Sinne repräsentiert. Dessenungeachtet fällt auch da der Begriff der Kaufkraft mit dem des Geldes oder der Zahlungsmittel seinem Inhalte nach nicht zusammen. Wenn z. B. infolge von Goldentdeckungen die Geldmenge steigt, so bleibt doch die Kaufkraft dann konstant, wenn niemand mehr kaufen kann als bisher. In jedem Augenblicke ist die Kaufkraft allerdings durch die vorhandenen Zahlungsmittel gemessen, aber ihr Wesen liegt nicht einfach in den Zahlungsmitteln. Eher könnte man sie dem Produkte aus den vorhandenen Zahlungsmitteln mal dem Preise oder „objektiven Tauschwerte“ des Geldes gleichsetzen. Ich will mit dem Begriffe die Bedeutung einer Summe von Zahlungsmitteln oder besser

eine Summe unter Berücksichtigung ihrer Bedeutung unter gegebenen Verhältnissen erfassen. Die absolute Größe einer Summe selbst sagt nichts darüber, in jenen Produktausdruck aber treten die gegebenen Verhältnisse mit ein. In diesem Sinne können wir die Kaufkraft als abstrakte Macht — d. h. nicht in konkreten Gütern festgelegte — über Güter im allgemeinen definieren. Mehr als alle Definitionen sagt aber dem Fachmanne die Mitteilung, daß wir unter Kaufkraft das verstehen wollen, was in der englischen Literatur mitunter „general purchasing power“ genannt wird¹. Die Kaufkraft ist eine Erscheinung der Volkswirtschaft, innerhalb derselben aber ein essentiell privatwirtschaftlicher Begriff, der nicht auf das Ganze übertragen werden kann. Wir werden von Angebot an und Nachfrage nach Kaufkraft sprechen in demselben Sinne, wie wir das beim Gelde taten, und wir werden in demselben Sinne auch sagen, daß im normalen Kreislaufe der jetzt betrachteten Wirtschaft die Kaufkraft *al pari* stehen müsse, d. h. daß man für eine Kaufkraft-einheit nur wieder eine Einheit eintauschen könnte, nicht mehr und nicht weniger: Der Preis der Kaufkraft in Geld wäre hier essentiell gleich eins. Natürlich hätte unter unsern momentanen Voraussetzungen eine derartige Transaktion keinen Sinn.

So entspricht dem Güterstrom ein Geldstrom, dessen Richtung der des Güterstroms entgegengesetzt ist und dessen Bewegungen, unter der Voraussetzung, daß keine Goldzuflüsse und keine andren einseitigen Veränderungen in seiner Mächtigkeit eintreten, nur Reflexe der Güterbewegung sind. Damit haben wir die Beschreibung des Kreislaufs geschlossen. Auch für eine Verkehrswirtschaft als Ganzes ergibt sich dieselbe Kontinuität, und unter denselben Voraussetzungen Konstanz, wie für die geschlossene Wirtschaft. Kontinuität und Konstanz nicht bloß der Vorgänge, sondern auch der Werte. Zwar wäre es eine Entstellung der Tatsachen, von

¹ Vgl. darüber u. a. Davenport, *Value and Distribution* 1908.

sozialen Werten zu sprechen. Werte müssen in einem Bewußtsein leben, wenn das Wort überhaupt Sinn haben soll, müssen daher ihrer Natur nach individuell sein. Die Werte, mit denen wir es hier zu tun haben, sind essentiell individuelle, beziehen sich auch nicht auf einen Standpunkt der ganzen Volkswirtschaft, sondern nur den der Privatwirtschaft. Die soziale Tatsache liegt hier, wie bei allen Wertungen, darin, daß die individuellen Werte miteinander im Zusammenhange und nicht unabhängig nebeneinander stehen. Die Fülle der wirtschaftlichen Beziehungen macht die Volkswirtschaft, wie die Fülle der sozialen Beziehungen die Gesellschaft aus. Kann man auch nicht von sozialen Werten sprechen, so gibt es doch ein soziales Wertsystem, ein soziales System von individuellen Werten. Diese Werte stehen in einem ähnlichen Zusammenhange miteinander, wie die Werte innerhalb der Einzelwirtschaft. Sie wirken aufeinander durch die Tauschbeziehung hindurch, so daß sie alle Werte anderer Wirtschaftssubjekte beeinflussen und von ihnen beeinflusst werden¹. In diesem sozialen Wertsystem spiegeln sich alle Lebensverhältnisse eines Volkes, alle „Kombinationen“ namentlich kommen darin zum Ausdruck. Die Produktionskombinationen sind wirklich soziale Tatsachen, denn obgleich die Volkswirtschaft als solche sie nicht beschließt, so erscheint doch von ihrem Standpunkte vieles als planvoll, was ganz außerhalb des Gesichtskreises der einzelnen Wirtschaftssubjekte liegt. — Der Niederschlag des sozialen Wertsystems ist dann das Preissystem. Es ist eine Einheit in demselben Sinne. Freilich drücken die Preise nicht etwa eine Art sozialer Wertschätzung eines Gutes aus. Sie sind ja überhaupt nicht der unmittelbare Ausdruck eines bestimmten Wertes, sondern nur die Resultate von Vorgängen, die unter dem Drucke vieler individueller Wertungen arbeiten.

Das soziale Wert- und Preissystem zentriert in einem

¹ Es besteht zwischen ihnen allgemeine Interdepenz. Vgl. das Nähere über diesen Punkt in „Wesen“ Buch II.

bestimmten Zustände, in einem bestimmten Mengenverhältnisse aller Güter bei den einzelnen Wirtschaftssubjekten. Wie die individuellen Wertsysteme zum sozialen, so verhalten sich die individuellen Gleichgewichtszustände zum sozialen. Dieses soziale Gleichgewicht ist der ideale Zustand, in dem die wesentlichen Tendenzen der Volkswirtschaft soweit zum reinsten, vollkommensten Ausdruck kommen. Bedürfnisse in Beziehung gesetzt zu einer bestimmten physischen und sozialen Umwelt halten sich in ihm die Wage und an ihm und seinen Veränderungen erkennt man am klarsten, daß sie das Alpha und Omega des soweit geschilderten Kreislaufs sind. Von ihnen ausgehend kann man, wie wir sehen, seinen wesentlichen Inhalt und die Struktur der wirtschaftlichen Erfahrung, auf Grund deren die Wirtschaftssubjekte handeln, mit einem einfachen und einheitlichen kausalen Band durchziehen.

Es sei beiläufig noch bemerkt, daß diese Auffassung von der Wirtschaft so ziemlich ganz von den Verschiedenheiten der einzelnen Kultur- und Lebensformen unabhängig ist. Die Grundtatsachen der Wertbildung der Genuß- und Produktivgüter, die Grundtatsachen auch der Produktion wären sogar dieselben in einem sozialistischen, wie in einem verkehrswirtschaftlich organisierten Staate. Weiter dann unterscheidet sich die tauschlose Wirtschaft des isolierten Wirtes oder einer kommunistisch organisierten Gemeinschaft wohl wesentlich von den Vorgängen in der Verkehrswirtschaft, welche letztern nur durch die Preistheorie erfaßt werden können, für die es kein Analogon in der Theorie der kommunistischen Wirtschaft gibt. Soweit es sich aber um eine Verkehrswirtschaft handelt, hat es gar keine Bedeutung für die Grundzüge der Theorie, ob diese Verkehrswirtschaft in dem allerprimitivsten Tausche zwischen Jägern und Fischern oder ob sie in einem komplizierten Organismus, wie wir ihn heute beobachten können, besteht. Die Grundzüge, die Konturen der Sache sind ganz dieselben, nicht einmal das ändert etwas daran, ob die volkswirtschaftliche Abrechnung geldwirtschaftlich oder nicht geldwirtschaftlich

vor sich geht. Denn wir sahen ja, daß der Geldverkehr in einer solchen Wirtschaft lediglich ein technisches Hilfsmittel ist, welches an dem Wesen der Sache nichts ändert. Die moderne Wirtschaft mag noch so sehr graduell von der primitiven verschieden sein, es geschieht doch in beiden soweit wesentlich dasselbe. Das ist auch weiter nicht zu verwundern. Es ist leicht einzusehen, daß das wirtschaftliche Moment im Wesen bei allen Völkern und zu allen Zeiten dasselbe Phänomen ist und wesentlich in derselben Weise sich äußert, mögen auch die konkreten Resultate dieser Äußerungen je nach Lage der Sache sehr verschieden sein.

Überblicken wir nun den zurückgelegten Weg, so sehen wir, daß der Kreislauf der Wirtschaftsperioden soweit nichts enthält, was auf die Möglichkeit einer Entwicklung aus sich selbst heraus hindeuten würde. Er ist beherrscht von gewissen Notwendigkeiten und bleibt so lange sich selber gleich, als diese Notwendigkeiten sich nicht verändern. Die Theorie schildert die Art und Weise, wie die Wirtschaftssubjekte auf die gegebenen Bedingungen reagieren und weist nach, daß diese Art und Weise eindeutig bestimmt ist. Wie die Bedingungen selbst entstehen, das haben wir nicht untersucht und darüber wissen wir vorläufig nichts. Da sie nun unter allen Umständen, mögen sie sich verändern oder nicht, soweit für uns Daten sind, nach denen sich die Wirtschaftssubjekte eben einrichten müssen, so können wir sie gleich als schlechthin konstant annehmen — auch wenn sie sich verändern, geschieht nichts für uns wesentlich Neues, vielmehr richten sich die Wirtschaftssubjekte dann eben nach den neuen Daten. Tun wir das, so bleibt das Bild der Wirtschaft, soweit die bisher behandelten Momente deren treibende Kräfte sind, jahraus jahrein so wie es ist. Stets gleiches wirtschaftliches Handeln zu größtmöglicher Bedürfnisbefriedigung auf Grund gegebener Verhältnisse — das schildert dann unser Bild. Deshalb sprechen wir von einer ruhenden, passiven, von den Umständen bedingten, stationären, von einer statischen Wirtschaft. Der Aus-

druck „statisch“ ist nicht glücklich, ruft er doch die Vermutung einer tatsächlich durchaus nicht vorliegenden Anlehnung an die Mechanik wach. Aber auch die übrigen Ausdrücke haben ihre Mängel, und zwar solche, vor denen sich nicht so einfach warnen läßt. Die statische Wirtschaft „ruht“ nicht, es läuft ja der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens ab; sie ist nicht schlechthin „passiv“, sondern nur in einem bestimmten Sinne; sie ist nicht absolut durch die Umstände „bedingt“, die Wirtschaftssubjekte könnten ja auch anders handeln; sie ist endlich auch nicht einfach „stationär“, vielmehr würde sich das Wesen der Sache auch nicht ändern — wie wir später sehen werden —, wenn z. B. die Bevölkerung stetig wüchse. So bleiben wir denn bei dem wohldefinierten und üblichen Ausdruck „statisch“, an dem nach dieser Bemerkung niemand mehr mit Recht Anstoß nehmen kann¹. In demselben Sinne werden wir auch von statischen Werten, Preisen, Wertsystemen, Preissystemen usw. sprechen.

Trotzdem sind wir aber doch von Tatsachen ausgegangen, welche das ganze Gebiet des Wirtschaftens zu umspannen scheinen. Die Grundlage der Theorie bildeten die jeweils vorhandenen Bedürfnisse der Wirtschaftssubjekte. Sicher begründen diese doch den Wunsch nach Gütererwerb. Müssen sie nicht auch Maß und Regel des wirtschaftlichen Handelns sein? Ihnen stellten wir das geographische und soziale Environment gegenüber, also Daten, die wirklich entweder unabänderlich oder außerwirtschaftlich sind. Dazu kamen gegebene technische Kenntnisse — offenbar auch ein außerwirtschaftliches Moment. Endlich waren allerdings auch aus einer früheren Wirtschaftsperiode übernommene Gütervorräte unter den Daten. Diese sollten wir freilich wirtschaftlich erklären können. Aber wo immer wir Menschen wirtschaften sehen, stets beginnen sie in jeder Wirtschafts-

¹ Ich weiß, daß die bloße Wahl anderer Ausdrücke meiner Auffassung die Annahme erleichtern würde. Aber es widerstrebt mir, einer Gegnerschaft, die sich an Ausdrücke klammert, Konzessionen zu machen.

periode mit irgendwelchen schon vorhandenen Gütermengen, deren Art und Menge für ihr wirtschaftliches Verhalten sehr entscheidend ist. In welcher Weise sie jedoch zu dieser Gütermenge gelangen, können wir auf Grund des bisher Gesagten nicht angeben. Wohl können wir diese Gütermenge in Arbeit und Boden auflösen, aber es bleibt Problem, wie diese Arbeits- und Bodenleistungen „aufgehäuft“ werden. Es ist keineswegs sicher, daß die Wirtschaftssubjekte diesen Vorrat, wenn sie ihn nicht schon hätten, nun sofort ansammeln würden. Dagegen ist gewiß, daß wir nicht einfach annehmen können, daß jener Vorrat stetig und planvoll zu seiner jeweiligen Größe heranwuchs. Denn das würde zum mindesten voraussetzen, daß wir etwas über die Art der wirtschaftlichen Entwicklung wüßten, andernfalls hängt jene Annahme völlig in der Luft. Weil wir nun unsere Wirtschaftssubjekte schon immer im Besitze von Gütern vorfinden, während uns das Gesagte kein Mittel an die Hand gibt, eine Behauptung über die wirtschaftliche Entwicklung auszusprechen, so bleibt nichts andres übrig, als den jeweils vorhandenen anfänglichen Gütervorrat als ein Datum hinzunehmen, was wir denn durch das „Ineinanderschachteln“ der Wirtschaftsperioden bewirkt haben.

Wir sind aber nicht nur von realen Tatsachen ausgegangen, sondern wir haben auch ebenso zweifellos reale Vorgänge beschrieben. Nicht nur für unsere Ausgangspunkte, auch für unsere Resultate und für jeden Schritt unseres Gedankengangs bietet jeder Blick in die Wirklichkeit tausendfältige Verifikation. Herrschen nicht überall die Bedürfnisse — durch die Nachfrage hindurch und orientiert an gegebenen Verhältnissen — über die Produktion? Müssen nicht in jedem Augenblicke dem Wirtschaftssubjekte die einzelnen Posten seines Wirtschaftsplans gegeben sein? Sehen wir nicht überall eine auf bestimmte Ziele eingestellte Logik am Werke?

Freilich sieht unser Bild auf den ersten Blick etwas verbluffend aus. In aller begrifflichen Schärfe und aller theoretischen Strenge erscheint es so wirklichkeitsfremd mit

seiner starren Konstanz, seiner Friktionslosigkeit, seinen Menschen, die sich stets gleichbleiben, und seinen Gütermengen, die sich in stets gleicher Weise erneuern. Gewiß ist es nur ein Schema. Aber eines, das durch eine geschlossene Kette der Analyse mit der Wirklichkeit zusammenhängt, das aus ihr herausfischt, was zum Wesen des Wirtschaftsprozesses gehört, und offenbar nur zurückläßt, was nicht treibende Kraft und dem Wesen des Vorganges nicht inhärent ist. Somit hätten wir wohl ein Recht, zu erwarten, daß es uns alle wesentlichen Züge des wirtschaftlichen Lebens wiedergibt. Wir hätten ein Recht, zu erwarten, daß die Auffassung, die in der Frage zum Ausdruck kommt: Wie handelt der Mensch unter gegebenen Verhältnissen? — die Gesamtheit der rein wirtschaftlichen Vorgänge deckt, daß eine bestimmte Art, auf Grund gegebener Verhältnisse zu handeln, wirklich das Erklärungsprinzip des Wirtschaftslebens enthält.

Aber auch andre Dinge als die Entwicklung vermißt der Leser in unserm Gedankengange. Zunächst haben wir nicht alle die Typen der wirtschaftenden Menschen darin, die wir vom täglichen Leben her kennen. Wir haben nur Arbeiter und Grundeigentümer. Es fehlt vor allem der Unternehmer. Wollte man sich aber auch in seinem Falle damit trösten, daß er eben als ein Arbeiter aufgefaßt und erklärt sei, so gibt es doch keinen solchen Trost beim Kapitalisten. Auch er fehlt, er würde in einer Wirtschaft, die unserm Bilde so wie es ist entspräche, nicht existieren. Sodann aber vermissen wir noch andres. Zunächst gemäß dem Fehlen jener beiden Typen von Wirtschaftssubjekten auch deren charakteristische Einkommenszweige, nämlich Unternehmergewinn und Zins. Der Unternehmer wäre, wie gesagt — wir setzen fest, daß wir den Begriff auf unsern statischen Betriebsleiter nicht anwenden wollen — ein *entrepreneur faisant ni bénéfice ni perte*¹, sein Einkommen wäre

¹ Vgl. Walras l. c., als Typus strengster Durchführung dieser Auffassung.

nur Arbeitslohn, er würde nur „seine Kosten decken“, im übrigen höchstens Zufallsgewinne machen. Für den Zins aber fehlt, wie ich mich nachzuweisen bemühte, schlechthin jede Grundlage. Es gibt kein Wertplus in unserm Bilde, aus dem er fließen, und keine Funktion, als deren Bezahlung er erscheinen könnte. Strikte herrscht hier das Kosten-gesetz und als Kostengüter erscheinen lediglich Arbeits- und Bodenleistungen. Endlich aber kann es in einer so gestalteten Volkswirtschaft keine Krisen geben. Denn jeder Schritt geschieht auf erfahrungsgemäß bekanntem Grunde und namentlich geschieht jeder Schritt bei der Produktion jedes Gutes unter dem Einflusse unmittelbar vorhandener Nachfrage, welche ihrerseits wieder unmittelbar auf gegebenen Bedürfnissen und Mitteln beruht. Auf die Entgegnung, daß sich alle diese Dinge oder doch manche derselben durch äußere Ursachen oder durch „Reibungswiderstände“ und Zufälle erklären lassen, geben die Ausführungen der folgenden Kapitel in ihrer Gesamtheit, wie ich glaube, eine ausreichende Antwort. Übrigens kommen wir auch noch mehrmals speziell auf diese Frage zurück.

Nochmals möchte ich betonen, daß diese Auffassung, die hier die statische genannt wird, weder meine Erfindung noch etwa bloß unsrer Darstellung eigen ist. Jeder Theoretiker erkennt sie vielmehr explicite oder implicite an, bei jedem Theoretiker kann man die Schilderung des wirtschaftlichen Kreislaufs von dem Problem unterscheiden, wie sich dieser Kreislauf verändert. Ein kursorischer Überblick über die Entwicklung der theoretischen Ökonomie zeigt das deutlich genug.

Wissenschaftliches Interesse, stark genug, um kontinuierliche und spezialisierte Arbeit sicherzustellen, wandte sich den Problemen des wirtschaftlichen Handelns nicht vor dem achtzehnten Jahrhundert zu. Und zwar waren es bekanntlich die praktischen Fragen der Zeit, die zuerst zu einer systematischen Diskussion führten. Das Aufbrechen der feudalen Bindungen, der Kampf um nationale Existenz und

Machtstellung, für den wirtschaftliche Momente immer entscheidender wurden, regten sie vornehmlich an. Dementsprechend waren es vor allem Fragen des Geldwesens, der Steuer- und Handelspolitik, an denen sich das erwachte Interesse versuchte. Stets greift man in den Anfängen einer Wissenschaft zunächst nach Dingen, die auch dem Laienauge als auffallend und problematisch erscheinen, und das tat man auch in den Anfängen der Ökonomie. Man suchte nach einem Standpunkt in gewissen Einzelfragen, man faßte nach kurzen Kausalzusammenhängen, die sich hier und da, zunächst ohne tiefere Beziehung zueinander darboten. Da gab es noch kein einheitliches Problem der Ökonomie, da können wir nicht nach großen Überblicken suchen. Der Merkantilismus namentlich war, wie der Leser weiß, nicht so sehr eine wissenschaftliche Richtung, als eine praktische Politik, und die Literatur, die er geschaffen hat — als Folge- und Begleiterscheinung —, enthält im großen und ganzen nicht mehr als Ansätze.

Sowie man weiter kam, lenkte man aber sofort in die Bahnen einer statischen Auffassung ein. Das taten zuerst — der Leser wird mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich in diesen nur einem bestimmten Zweck dienenden Bemerkungen darauf verzichte mich voller dogmenhistorischer Korrektheit zu befeißeln — die Physiokraten. Sie griffen direkt und unmittelbar nach der großen Tatsache des wirtschaftlichen Kreislaufs. Ihn zu schildern, seine Räder und deren Ineinandergreifen darzustellen war ihr vornehmstes, ihr einziges rein wissenschaftliches Ziel. Mit fast grotesker Deutlichkeit tritt bei ihnen der Gedanke des Kreislaufs hervor, die Absicht, seine Anatomie und Physiologie zu geben. Den Kreislauf schildern heißt aber ipso facto die statische Wirtschaft schildern — beschreiben, wie irgendwelche, aber stets gegebene Produktivkräfte ihren gewohnten Weg nach ihrer Bestimmung zurücklegen und welche Phänomene es dabei zu beobachten gibt. Und das blieb das Ziel der reinen Ökonomie bis auf unsre Tage. Stets blieb es ihr Ziel, den regelmäßigen Ablauf des Wirtschaftslebens auf

Grund gegebener Verhältnisse zu erklären. Das Entwicklungsproblem fehlte gewiß nicht ganz. Aber es wurde nicht lebhaft empfunden und mehr oder weniger flüchtig abgetan.

Es steht nicht ganz so mit A. Smith. Er faßte alles Vorhandene zusammen und befolgte Gedanken wie Tatsachen gegenüber eine Politik der offenen Tür. Er sammelte, ordnete und verband, aber er war kein Mann rigoroser Analyse. Gerade daher kommt die Lebenskraft seines Werks, denn der Tag rigoroser Analyse war noch nicht gekommen. So bespricht er denn auch eine Menge Entwicklungserscheinungen. Aber überall dort, wo sein Gedankengang festes Gefüge zeigt, ist seine Betrachtungsweise essentiell statisch. Das ist besonders in seinen ersten Kapiteln der Fall — mögen sie immerhin „Of the causes of improvement in the productive powers of labour“ usw. überschrieben sein — und namentlich im Zentrum der Sache, in der Preis- und Verteilungstheorie. Das kann gar nicht anders sein, wenn man das Kostenprinzip zur Grundlage nimmt. Das Kostenprinzip läßt sich etwa in der folgenden Weise einführen: Wenn wir danach fragen, was den Tauschwert der Güter, von dem so ziemlich alles andre in der Volkswirtschaft abhängt, bestimmt, wovon der Anteil abhängt, welches jedes Wirtschaftssubjekt in letzter Linie an dem Nationalprodukt erwirbt, so fällt uns sofort in die Augen, daß jedes Wirtschaftssubjekt soviel aus seiner Aufwendung gewinnen muß als es diese Aufwendung kostet. Denn im allgemeinen kann der Wirtschaftsbetrieb nur aufrecht erhalten werden, wenn der Güterausgang nicht größer ist als der Gütereingang. Wo immer dieser letztere Fall eintritt, muß die sich selbst überlassene Wirtschaft zugrunde gehen. Deshalb kann also der Preis eines jeden Produktes nicht geringer sein als seine Kosten. Ebenso kann in einer Volkswirtschaft, in der freie Konkurrenz herrscht, der Preis eines Gutes nicht auf die Dauer über seine Kosten steigen, weil der dadurch erzielte Gewinn die Tätigkeit der Wirtschaftssubjekte auf dieses Gebiet lenken muß, wodurch das Angebot erhöht und der Preis wieder auf den Kostensatz

gedrückt wird. Der Fall des Monopols bildet eine Ausnahme, die die Klassiker bereits anerkennen. Wenn man nun diesen Kostensatz, der gleichsam einen relativ festen Punkt in der Fülle der regellosen Erscheinungen bildet, näher analysiert, so findet man, daß er sich in Aufwendungen bestimmter Güter auflösen läßt. Es ist daher nicht schwer zu sehen, daß dieses Idealzentrum des wirtschaftlichen Treibens nur dann erreicht wird, wenn die Werte und Preise dieser Aufwendung gegeben sind und sich nicht ändern. Im gegenteiligen Falle entsteht eben jene Fluktuation, die Smith in seinem Kapitel „Über den natürlichen und den Marktpreis“ im Auge hat. Die Preise jener Produktivaufwendung jedoch sind nur dann konstant, wenn die allgemeinen Daten des wirtschaftlichen Lebens dieselben bleiben. Natürlich ist das nicht so gemeint, daß die Wirtschaft sich niemals von ihrem Niveau entfernen dürfte, aber es läuft doch dies darauf hinaus, daß die Theorie der Wirtschaft nichts anderes beschreibt, als die Art und Weise, wie sich das wirtschaftliche Leben den sei es nun konstanten oder wechselnden Verhältnissen anpaßt. Sprechen wir daher von der Konstanz der Bedingungen des Wirtschaftslebens, so meinen wir damit innerhalb des klassischen Systems, ebenso wie innerhalb des modernen, daß die Wirtschaftslehre nichts über das Zustandekommen dieser Bedingungen aussagt. Und sagen wir sowohl im klassischen wie im modernen System, daß es einen natürlichen Preis, einen Gleichgewichtspreis für alle Güter in jedem gegebenen Zeitpunkte gibt, so meinen wir damit nur, daß gegebenen Bedingungen ein und nur ein solcher Preis entspricht, damit auch nur eine eindeutig bestimmte Größe aller Einkommen, und daß die Wirtschaftslehre an sich nichts gewinnt, wenn man jene Bedingungen als veränderlich annimmt, da die Wirtschaft sich eben stets denselben anpaßt. Irgendwelche Veränderungen im Gleichgewicht der Wirtschaft führt Smith stets auf von den Bedingungen desselben ausgehenden Störungen zurück. Sein natürlicher Wert und natürlicher Preis ist statischer Wert und Preis, zwar nicht so definiert wie wir es heute tun,

aber doch im Wesen. Wo immer er von Fortschritt spricht, erklärt er denselben nicht aus den wirtschaftlichen Vorgängen selbst heraus, sondern nur mit Hilfe bestimmter regelmäßig zu erwartender Veränderungen in den Daten. Das ist ganz klar bezüglich des Bevölkerungszuwachses, weniger klar aber bezüglich der Vermehrung des Kapitals usw. Man überzeugt sich aber leicht, daß es da ausführliche Theorien solcher Gegenstände nicht gibt, daß Smith sich mit dem Mechanismus dieser Vorgänge nicht weiter befaßt, sondern nur kurz seiner Ansicht Ausdruck gibt, worauf dieselben zurückzuführen sind. Also z. B. die Kapitalansammlung auf Sparen usw.

Wenn wir daher den Gedankengang von Adam Smith untersuchen, so finden wir darin an ökonomischen Wahrheiten im wesentlichen nur solche statischer Natur. Er erklärt uns zunächst die soziale Tatsache der Arbeitsteilung, um der folgenden Tauschtheorie und dem, was darauf beruht, seine Unterlage zu geben und wendet sich dann diesen letztern Themen zu, um zu untersuchen, wie sich in einer verkehrswirtschaftlichen Organisation und unter gegebenen Verhältnissen der Wirtschaftsprozeß gestaltet. Freilich führt er uns dann im dritten Buch zu andern Gegenständen — zugleich aber auch aus der reinen Theorie hinaus.

Noch viel klarer aber wird es bei den spätern Autoren, daß der Kern der Theorie eine Statik der Wirtschaft ist, so vor allem bei Ricardo. Smith hatte den Kreis der Theorie weit gezogen und mit reichem Material gefüllt. Die weitere Entwicklung geht nun dahin, daraus ein einheitliches System von Grundprinzipien zu destillieren und alles, was außerhalb desselben steht, Spezialdisziplinen, namentlich solcher historischer Natur zuzuweisen, oder richtiger gesagt, einfach zu ignorieren, bis es schließlich von wissenschaftlichen Arbeitern andrer Art und Richtung aufgenommen wurde. In dieser abstrakten Präzisierung gewisser Prinzipien liegt die Leistung Ricardos. Auch sie ist kein Schüler- sondern ein Meisterwerk, während alle folgenden Theoretiker bis zum Auftreten der Grenznutzentheorie tatsächlich Schüler sind.

Ricardo entwirft nun in dem Bündel von Untersuchungen, aus denen sein Werk besteht, zweifelsohne nichts anderes als die Grundlinien einer Statik, als die Elemente einer Logik des wirtschaftlichen Kreislaufs. Fast meine ich offene Türen einzurennen, wenn ich das hervorhebe. Wenn überhaupt, so kann die in den Gütern enthaltene Arbeitsmenge ihren Tauschwert nur im Gleichgewichtszustand der Konkurrenzwirtschaft bestimmen und auf die Erfassung dieses Zustands ist seine ganze Betrachtungsweise eingestellt. Nur durch Datenveränderungen wird er gestört, nur seine Reaktion auf Datenänderungen wird unter dem Begriff „progress“ erfaßt. Das grundlegende Arrangement der produktiven Kräfte wird als irgendwie zustande gekommen vorausgesetzt, und nur seine Variationen innerhalb der gegebenen Grundformen werden beschrieben. Als Beispiel diene der Satz: „The estimation, in which different qualities of labour are held, comes soon to be adjusted in the market with sufficient precision for all practical purposes . . . the scale, when once formed, is liable to little variation“ (p. 15, ed. Mc. Culloch 1881). Eine viel schärfer statische Auffassung kommt hier zum Ausdruck als die ist, die ich vertrete. Wenn Ricardo dann weitergeht und den Einfluß des „Dazwischengkommens“ eines Vorrats produzierter Produktionsmittel auf den Wirtschaftsverlauf schildert, um in seinem Sinn zu zeigen, daß dasselbe nichts an seinem Grundgesetz des Tausches ändert, da zeigt er uns nicht, wie sich der Umschwung vollzog, der in Technik, Wirtschaftsweise und allgemeiner Kultur vollzogen sein muß, ehe es zur Bildung und Verwendung dieses Vorrats kommen kann, sondern er beginnt gleich mit der Wendung: Wenn solche Produktionsmittel existieren, wie gestaltet sich dann der Wirtschaftsprozess? — er nimmt ihr Vorhandensein einfach an, so streng im Rahmen der Statik bleibend. Auch sonst tut er das. Bei den wichtigsten Anwendungen seiner theoretischen Prinzipien in der Lehre von der Wirkung der Steuern und der Lehre von den internationalen Werten, trägt dann diese Anlage seines Systems ihre Früchte in der Gestalt präziser

und einfacher Resultate. Da zeigt er, wie sich die Volkswirtschaft geänderten Verhältnissen anpaßt und wie das auf die einzelnen Kategorien von Wirtschaftssubjekten wirkt. Voraussetzung ist immer, daß sich die Wirtschaftsweise und überhaupt die Gesamtheit aller Daten gleichbleibt. Ein letztes Beispiel für denselben Sachverhalt ist sein Kapitel über die Wirkung der Einführung von Maschinen auf die beteiligten Faktoren. Es ist bekannt, daß er die Art dieser Einführung nicht näher untersucht und zwar wohl aus dem Grunde, weil er annimmt, daß ihre Ursachen auf der Hand liegen, daß die Produktionsfortschritte im Interesse des Produzenten einen ausreichenden Erklärungsgrund finden. Sein Untersuchungsgebiet ist dann lediglich die Frage, wie diese Einführung von Maschinen auf die Beschäftigung und auf den Lohn der Arbeiter wirkt. Nicht einmal die kapitalistischen, ich meine die finanziellen, Voraussetzungen einer solchen Reorganisation des Produktionsprozesses interessieren ihn. So blieb es auch bei den Epigonen. Allerdings kommt es oft genug vor, daß gelegentliche Erklärungen über soziale und wirtschaftliche Umgestaltungen der Gesellschaft gegeben werden, stets aber fallen dieselben aus dem Kapitel der Theorie hinaus. Es sind meistens gelegentliche Erklärungen und zum andern Teile wieder nur Untersuchungen der Frage, wie die Wirtschaft auf eine allgemeine Expansion des sozialen Lebens reagiert¹. — Selbstverständlich haben wir genug soziologische Entwicklungstheorien, aber diese sind hier nicht gemeint.

¹ Nirgends sieht man klarer, wie ganz statisch die klassische Ökonomie gedacht ist als im vierten Buch Mills, das vom „Fortschritt“ handelt. Mill gebraucht bereits den Ausdruck „Statik“ und würde wohl im Prinzip sowohl unsre Ausführungen wie die Behauptung, daß alle Theorie ihrem Wesen nach bisher statisch gewesen sei, gebilligt haben. Nur würde er entgegnet haben, daß sich ja eine befriedigende Entwicklungstheorie ohneweiters ergäbe. Daß eine Entwicklungstheorie, die wesentlich auf den Momenten der Zunahme von Bevölkerung und Kapital beruht, nicht ausreicht, wird noch im letzten Kapitel gezeigt werden. Im übrigen aber nimmt Mill den ja erst zu erklärenden progress of Wealth hin und untersucht nur seine Wirkungen.

Der einzige größere Versuch nach dem Entwicklungsprobleme hin ist der von Karl Marx. Wir meinen hier nicht seine Geschichtsauffassung, denn diese Auffassung steht nicht im Zusammenhange mit seiner exakten Theorie. Sie ist vielmehr eine geschichtsphilosophische Konstruktion wie jede andre. Wenn man ein wenig über die Sache nachdenkt, wird man einsehen, daß kein Paradoxon darin liegt, wenn wir sagen, daß eine ökonomische Erklärung der Geschichte, so wie sie Marx versucht, nicht zur Ökonomie im engeren Sinne gehört, denn von Ökonomie kommt in diesem Gedankengang eben nichts andres vor als die Behauptung, daß die Momente, auf die sich das soziale Geschehen zurückführen lasse, im wesentlichen wirtschaftlicher Natur seien. Das ist aber kein ökonomischer Gedankengang, er operiert nicht weiter mit ökonomischen Methoden, Theoremen und Begriffen und ist für die Erklärung der wirtschaftlichen Erscheinungen selbst irrelevant. Allein Marx hat abgesehen von dieser Leistung noch eine andre auf „Entwicklung“ bezügliche aufzuweisen. Er hat es versucht die Entwicklung des Wirtschaftslebens selbst mit den Mitteln der ökonomischen Theorie zu behandeln. Seine Akkumulations-, seine Verelendungs-, seine Zusammenbruchstheorie ergeben sich wirklich aus rein ökonomischen Gedankengängen und stets ist sein Blick auf das Ziel gerichtet, die Entfaltung des Wirtschaftslebens als solche und nicht bloß seinen Kreislauf in einem bestimmten Zeitpunkt gedanklich zu durchdringen. Aber die Basen seiner Theorie sind dennoch durchaus statischer Natur — sind es doch die Basen der Klassiker. Und wenn auch der Ton Entwicklung atmet und darstellerisch das Moment der Statik zurücktritt, so bleibt doch auch in seiner Hand das klassische Gebäude, was es seiner Natur nach ist.

Ricardos Epigonen von James Mill bis Cairnes und Nicholson haben also in der Ausarbeitung der von ihm überkommenen Prinzipien, also der ökonomischen Statik ihr Arbeitsfeld gefunden. Daß es weiter und breiter aussieht als das statische Feld, das wir definierten, kommt, wie ge-

sagt, nur daher, daß viele Dinge — und vor allem die Zinstheorie — hineingepreßt werden, die sich in ihm nicht zeigen, wenn man seine Grundprinzipien folgerichtig zu Ende denkt. Und daher, daß ein jeder Autor auch mehr oder weniger über Entwicklung — aber doch nur über Wirkungen einer vorhandenen Entwicklung auf die statische Wirtschaft — sprach. Bei dieser Ausarbeitung trat die Erkenntnis vom statischen Charakter des ökonomischen Lehrgebäudes immer bewußter hervor. Den größten Dienst hat der Auffassung, die wir uns hier darzulegen und zu verteidigen bemühen, J. St. Mill geleistet, indem er die entscheidenden Sätze aussprach¹: „The three preceding parts include as detailed a view as our limits permit, of what . . has been called the Statics of the subject. We have surveyed the field of economic facts, and have examined how they stand related to one another as causes and effects . . . We have thus obtained a collective view of the economical phenomena considered as existing simultaneously. We have ascertained the principles of their interdependence; and when the state of some of the elements is known, we should now be able to infer . . the contemporaneous state of most of the others. All this, however, has only put us in possession of the economical laws of a stationary and unchanging society. We have still to consider the economical condition of mankind as liable to change . . . thereby adding a theory of motion to our theory of equilibrium — the Dynamics of political economy to the Statics.“ Klar also, daß nicht ich erst etwas in die klassische Theorie hineinlege, was ihrem Wesen fremd ist. Von Mill weiche ich nur darin ab, daß ich nachweisen zu können glaube, daß der statische Zustand nicht alle ökonomischen Grundphänomene enthält, sondern daß das Leben einer stationären Volkswirtschaft sich von dem einer

¹ Principles IV. Buch 1. Kapitel. Aber zu einer Entwicklungstheorie selbst hat er es nicht gebracht — nicht zu einer Entwicklungstheorie, die Ursachen und Vorgang der Entwicklung selbst erklärt, mehr Erklärung dafür hat als einige Oberflächenbetrachtungen. Vgl. die vorhergehende Note.

nichtstationären wesentlich und in seinen Grundprinzipien unterscheidet.

Die große Reform der Theorie durch die subjektive Wertlehre ließ den statischen Charakter des Lehrgebäudes unberührt. Das sehen wir unmittelbar aus den Ausführungen dieses Kapitels, die ja — wie dieses ganze Buch — auf ihrem Boden stehen. Ja, der statische Charakter der Theorie gewann durch die neue Analyse noch wesentlich an Strenge und Klarheit. Keine Darstellung ist „statischer“ als die Léon Walras', in dessen Hand sich die Grundprinzipien der Theorie seit dem Beginn unserer Wissenschaft in strengster Form krystallisierten. Die Autoren der österreichischen Schule legen formell kaum Gewicht auf das, was wir den statischen Charakter der Theorie nennen, aber auch sie schildern natürlich nichts andres als den Kreislauf der Wirtschaft. Formell wird darauf in Amerika viel Gewicht gelegt, nach dem Vorgang Prof. J. B. Clarks¹. Dieser Autor hat einen wesentlichen Schritt über den erwähnten Standpunkt Mills hinausgetan und den statischen Zustand sorgfältig definiert und die Bedingungen seines Eintretens untersucht, so daß man die bewußte Scheidung von Statik und Dynamik wohl vor allem an seinen Namen knüpfen muß. Von ihm ist auch das Postulat einer besondern Theorie der „Dynamik“ mit Energie vertreten worden. Zu seinem Versuche es zu erfüllen, kommen wir noch im siebenten Kapitel.

Diese Übersicht dürfte dem Leser gezeigt haben, daß unsre Auffassung keineswegs so sehr abseits vom Wege liegt, daß vielmehr der Zug der doktrinen Entwicklung nicht undeutlich auf die Erkenntnis des statischen Charakters des bestehenden theoretischen Lehrgebäudes geht. Nur über die Grenzen und einzelnen Merkmale der Statik kann heute noch ein ernstlicher Zweifel bestehen. Unsre Abgrenzung derselben deckt sich weder mit der Prof. Clarks noch mit

¹ Vgl. sein: *Distribution of Wealth und Essentials of Economic Theory*. Darüber meine Abhandlung über die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten. Schmollers Jahrbuch 1910.

der irgendeines andern Autors völlig. Deshalb sei der Leser ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß ich hier von dem ausgehen und mit dem operieren werde, was ich für das Wesen der Statik halte, und daß dieser Begriff, wie er hier verwendet wird, nur in dem ihm hier gegebenen Sinn zu verstehen und nicht ohneweiters den Begriffen desselben Namens bei andern Autoren gleichzusetzen ist. Ich glaube zwar natürlich, daß die lange Entwicklung, die schon von den Quellen der Nationalökonomie an auf die Zweiteilung ihres Grundproblems hindrängt, schließlich in meinem Begriff der Statik münden oder doch durch ihn hindurchgehen muß, aber heute ist das ganze hier liegende Problem noch viel zu ungeklärt, als daß man jemals von Statik sprechen oder lesen dürfte ohne sich genau zu vergegenwärtigen, was mit dem Worte gemeint ist.

Seit sie existiert, schildert die theoretische Ökonomie im Wesen einen stetigen in sich zurückkehrenden und sich gleichbleibenden Strom des Wirtschaftslebens. Wir haben diesen Kern bloß mit ungewohnter Schärfe präzisiert¹. Da hat es denn keinen Sinn uns zuzurufen, wir sollten eben nicht so scharf zufassen, sondern mehr Latituden lassen, dann würden sich mehr Tatsachen unserm Bilde einfügen. Wäre das, was fehlt, vom Stamme der „Reibungswiderstände“, dann wäre diese Mahnung ganz am Platze. Aber das ist eben nicht der Fall. Wenn etwas sicher ist, so ist es das Resultat, daß wir alles Wesentliche, das sich aus unsern Ausgangspunkten ergibt, vollständig erfassen und daß Reibungswiderstände und außerwirtschaftliche Momente nur eine Klasse von Abweichungen unseres Bildes von der Wirklichkeit erklären. Dieses Resultat wird durch den Erfolg, den andre Ökonomen erzielt haben, bestätigt. Sie haben jene Mahnung wahrlich nur zu gut befolgt. Auch

¹ Umfassender ist das in meinem Buche „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“ geschehen. Dort wird der strikte Nachweis für diese Behauptung erbracht, an der ich auch nach der Diskussion, die sich darum entsponnen hat, festhalte.

haben sie wirklich mehr Erscheinungen behandelt. Aber nicht etwa nur um den Preis von Verlusten an theoretischer Strenge, sondern um den Preis von Fehlern. Daher kommen alle die Theorien in der Nationalökonomie, die jeder wiederholt und kein Mensch ernstnimmt. Ich danke also für den guten Rat, den wahren Sachverhalt durch verschwommene Phrasen zu verhüllen. Wir haben vom kausalen Bande, das wir zwischen den Erscheinungen bisher zu knüpfen strebten, nur abgeschüttelt, was es nicht zu tragen vermag. Wir akzeptieren die Konsequenz, daß unser Bild der Erfahrung und Bedingtheit, obgleich es aus Tatsachen gewonnen und dasselbe Bild ist, das die Ökonomie stets gezeichnet hat, so innerlich geschlossen es auch ist, doch an wesentlichen, großen, rein wirtschaftlichen Problemen versagt¹. Aber wir wollen der Statik nicht ihre Klarheit und in der Tat allen ihren Wert und der Entwicklung ihre Wucht und ihr Leben nehmen, dadurch daß wir versuchen alle rein wirtschaftlichen Erscheinungen in die Statik zu zwingen. Wir begnügen uns also zu konstatieren, daß wir mit ihrer Hilfe viele und wichtige erklärt haben. Nun wenden wir uns den andern zu.

¹ Man hat der theoretischen Ökonomie vieles vorgeworfen: Aprioristische Spekulation, Manchestertum, Vernachlässigung des ethischen Moments usw. Auf diese Vorwürfe läßt sich verhältnismäßig leicht antworten. Daß sie aber auch ihre eigenste Aufgabe nur zum Teile löste und in wesentlichen Punkten innerlich mangelhaft ist, das kann man ihr wirklich vorwerfen.

Zweites Kapitel.

Das Grundphänomen der wirtschaftlichen Entwicklung.

Auf Grund der vorbereitenden Ausführungen des ersten Kapitels treten wir jetzt an das Problem der wirtschaftlichen Entwicklung heran. Unter „Entwicklung“ sollen hier nur solche Veränderungen des Kreislaufs des Wirtschaftslebens verstanden werden, die die Wirtschaft aus sich selbst heraus zeugt, nur eventuelle Veränderungen der „sich selbst überlassenen“, nicht von äußerem Anstoße getriebenen, Volkswirtschaft. Sollte sich ergeben, daß es solche auf dem wirtschaftlichen Gebiete selbst entstehende Veränderungsursachen nicht gibt und das Phänomen, das wir in praxi wirtschaftliche Entwicklung nennen, lediglich darauf beruht, daß sich die Daten ändern und daß sich die Wirtschaft ihnen fortschreitend anpaßt, so würden wir sagen, daß es keine wirtschaftliche Entwicklung gäbe. Damit würden wir meinen, daß die Entwicklung der Volkswirtschaft kein bis in sein innerstes Wesen wirtschaftlich zu erklärendes Phänomen sei, sondern daß die Wirtschaft, an sich entwicklungslos, von den Veränderungen ihrer Umwelt gleichsam mitgezogen werde, daß die Gründe und daher die Erklärung der Entwicklung außerhalb der Tatsachengruppe gesucht werden müssen, die durch die Wirtschaftstheorie prinzipiell beschrieben wird. Als erste Einführung des Begriffes der Entwicklung mag das genügen. Seinen Inhalt wird das Folgende nach und nach aufbauen, während wir

im letzten Kapitel dann die wirtschaftliche Entwicklung als Ganzes noch einmal überschauen wollen.

Es sei kurz bemerkt, daß in unserm Sinne auch das bloße Wachstum der Wirtschaft, wie es sich in Bevölkerungs- und Reichtumszunahme darbietet, hier nicht als Entwicklungsvorgang bezeichnet wird. Denn sie ruft keine neuen Erscheinungen hervor, sondern nur Anpassungsvorgänge derselben Art, wie etwa die Änderungen der natürlichen Daten. Da wir unsern Blick auf andre Vorgänge richten wollen, so rechnen wir solche Zunahmen zu den Datenänderungen. Natürlich bedarf das der Rechtfertigung. Sie wird ausführlich folgen. Vorläufig bitte ich den Leser, diese Festsetzung einfach zur Kenntnis nehmen und sein Urteil einem spätern Zeitpunkte vorbehalten zu wollen.

Wir haben also bisher den Wirtschaftsprozeß in seiner Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse geschildert, das heißt, wir haben uns klar gemacht, wie das wirtschaftliche Handeln der Menschen aussieht, wenn sie aus gegebenen Verhältnissen unter dem Gesichtspunkte der bestmöglichen Befriedigung ihrer Bedürfnisse die Konsequenzen ziehen. Danach wäre die Wirtschaft konstant, wenn ihre Daten konstant wären. Jetzt will ich einen zweiten Typus wirtschaftlichen Handelns vorführen, der ein neues und selbständiges Agens in der Volkswirtschaft darstellt, nämlich das schöpferische Gestalten auf dem Gebiete der Wirtschaft. Jenes passive „Konsequenzenziehen“ ist nicht das einzig mögliche wirtschaftliche Verhalten. Denn die gegebenen Verhältnisse kann man zu ändern versuchen. Tut man das, so tut man etwas, das in unserem Bilde der Wirklichkeit noch nicht enthalten ist, etwas, das besondere Erscheinungen zeitigen muß. Jenes Streben nach Bedürfnisbefriedigung aber ist — sei es gleich ausgesprochen — nicht der einzige Richtpunkt wirtschaftlichen Handelns, nicht sein einziges Motiv. Es gibt noch ein andres. Und wenn das wahr ist, so muß auch das Erscheinungen zur Folge haben, die in unserm Bilde noch fehlen. Wir werden sehen, daß sich beide Momente in einem Typus wirtschaftlichen Handelns

vereinigen und daß die Untersuchung dieses Typus uns die Erklärung gerade jener Erscheinungen gibt, die wir in unserm Bilde vermissen.

Wir stehen hier vor einer für uns fundamentalen Erörterung. Um uns dieselbe zu erleichtern und das klar und scharf zu sehen, worauf es uns ankommt, wollen wir bezüglich alles übrigen die statischen Annahmen festhalten. Wir gehen überhaupt von einer statischen Volkswirtschaft aus und stellen unser neues Agens in eine solche hinein, damit es sich in allen seinen Formen entsprechend abhebt. Konstanz der Bevölkerung, der politischen und sozialen Organisation usw., allgemein also, Abhandensein aller Veränderungen mit Ausnahme jener, von welchen wir jeweils sprechen, soll daher angenommen werden. Erst am Ende unseres Weges werden wir auch diese Veränderungen berühren. Wollten wir anders vorgehen, so würden wir uns die Darstellung ganz zwecklos erschweren. Außerwirtschaftliche Momente in unserm Sinne schließen wir also zunächst aus unserer Betrachtung aus. Und diesem Zwecke dienen diese Annahmen.

Auch noch ein andrer Punkt, der für uns von Bedeutung ist, sei gleich jetzt hervorgehoben, obgleich er erst später in die richtige Beleuchtung rücken kann. Ein jedes Ereignis in der sozialen Welt erzeugt Wirkungen nach den verschiedensten Richtungen. Es wirkt auf alle Elemente des sozialen Lebens, wenn auch auf die einen stärker und auf die andern schwächer. Ein Krieg z. B. läßt seine Spuren auf allen sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen zurück. Das ist auch so, wenn wir unsere Betrachtung auf das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens beschränken. Die Veränderung eines Preises zieht prinzipiell Veränderungen aller Preise nach sich, mögen auch manche der letztern so unbedeutend sein, daß wir sie in praxi nicht nachweisen können. Und alle diese Veränderungen haben dann ihrerseits wieder dieselben Wirkungen, wie jene erste, von der sie alle veranlaßt wurden, und wirken schließlich auf sie zurück. Wir haben es in den Sozialwissenschaften immer

mit einem solchen Gewirre von Wirkungen, mit Wechsel- und Rückwirkungen zu tun, in dem wir leicht den Faden verlieren können, der uns von Gründen zu Folgen leitet. Der größern Präzision willen setzen wir also jetzt ein für allemal fest: Nur dort sprechen wir von Grund und Folge, wo ein nicht umkehrbarer Kausalzusammenhang vorliegt. In diesem Sinne sagen wir, daß der Gebrauchswert der Grund des Tauschwertes der Güter ist. Dagegen sprechen wir dort nicht von Grund und Folge, wo zwischen zwei Tatsachengruppen die Beziehung der Wechselwirkung besteht, wie z. B. zwischen Klassenbildung und Vermögensverteilung. Mag auch im konkreten Falle jemandes Vermögen seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse „begründen“, so reicht das nach unserer Festsetzung nicht aus, ebensowenig, wie wenn für jemand in einem besondern Falle eine Veränderung des Tauschwertes eines Gutes eine Veränderung in seinem Gebrauchswerte verursacht, was ja vorkommen kann. Man sieht, was ich meine: Als ein Grund für eine wirtschaftliche Erscheinung soll nur ihr Erklärungsprinzip bezeichnet werden, jenes Moment, das uns ihr Wesen verstehen läßt. Wir unterscheiden ferner prinzipiell zwischen Wirkungen und Rückwirkungen eines Momentes. So werden wir ein bestimmtes Erklärungsprinzip für die Entwicklung der Wirtschaft angeben. Jene Folgen, die sich aus seinem Wesen selbst ergeben, werden wir „Wirkungen der Entwicklung“ nennen. Andre Erscheinungen, die sich nicht direkt aus jenem Prinzipie ergeben, sondern die nur regelmäßig sich in seinem Gefolge einstellen, Erscheinungen, welche sich auf Grund andrer Erklärungsprinzipien verstehen lassen, wenngleich sie in letzter Linie ihre Existenz der Entwicklung verdanken, wollen wir „Rückwirkungen der Entwicklung“ nennen. Diese Unterscheidung der Entwicklungserscheinungen in zwei Klassen ist, wie sich zeigen wird, von erheblicher Wichtigkeit. Man pflegt diese Erscheinungen sonst als gleichberechtigt zu betrachten, aber wir werden sehen, daß sie ihrer Natur nach in primäre und sekundäre zerfallen und daß man, indem man das er-

kennt, näher an das Wesen des Phänomens der Entwicklung herankommt.

Es hätte keinen Zweck, uns hier mit näheren Ausführungen über diesen Punkt, der später von selbst klar werden wird, aufzuhalten. Noch auf einen andern möchte ich hinweisen. Jeder konkrete Entwicklungsvorgang beruht auf vorübergehenden Entwicklungen. Um aber das Wesen der Sache ganz scharf zu sehen, wollen wir davon abstrahieren und die Entwicklung sich aus einem entwicklungslosen Zustand erheben lassen. Jeder Entwicklungsvorgang schafft die Voraussetzungen für die folgenden. Dadurch werden deren Formen alteriert, und die Dinge verlaufen dann anders als sie verlaufen würden, wenn jede konkrete Entwicklungsphase sich ihre Bedingungen erst schaffen müßte. Wenn wir aber an das Wesen der Sache kommen wollen, dürfen wir nicht in unsere Erklärung Elemente des zu Erklärenden aufnehmen. Wir wollen das auch nicht tun, aber indem wir es nicht tun, schaffen wir eine scheinbare Diskrepanz zwischen Tatsachen und Theorie, die zu überwinden eine Hauptschwierigkeit für den Leser bilden dürfte. — Diese beiden Punkte sind von grundlegender Bedeutung für unsere Darstellung. Deshalb werde ich stets auf sie hinweisen. An dieser Stelle kann ich nur die allgemeine Mahnung aussprechen, nicht für Ursache der Entwicklung zu halten, was nur Folge bereits vorhandener oder vorausgegangener Entwicklung ist.

Gehen wir ans Werk. Wenn man bedenkt, daß wir in unserm Bilde der Wirklichkeit Konstanz der Daten und namentlich der ganzen Wirtschaftsweise einfach angenommen haben, weil wir soweit über deren Veränderungen nichts Besonderes zu sagen wissen, so wird man erwarten, daß unser Bild recht schlecht auf die Tatsachen paßt. Dem ist aber nicht so. Die Statik leistet in praxi wirklich in weitem Maße, was sie soll. Jene Konstanz ist nicht bloß Annahme — als welche wir sie in unsere Theorie gestellt haben —, sondern zum Teile auch reale Tatsache. Diese

letztere Behauptung liegt nicht schon an sich in unserer Theorie, da diese über Veränderungen zwar nichts sagt, aber natürlich nicht behauptet, daß solche nicht vorkommen. Die Statik behauptet soweit nur, daß Veränderungen sich nicht aus dem Wesen der Wirtschaft selbst ergeben¹. Daß aber auch eine Annahme tatsächlicher Konstanz, wie wir sie jetzt machen, nicht so böß ist und nur der Natur der Sache entspräche, soll jetzt gezeigt werden. In der Tat — lange kann man die Wirklichkeit betrachten, ohne an ihrem statischen Bild irre zu werden.

Wie treu wir den Tatsachen sind, wenn wir auf die Konstanz der Wirtschaft soviel Gewicht legen, wenn wir unsere Untersuchung auf eine entwicklungslose Wirtschaft basieren und wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung keineswegs als etwas Selbstverständliches betrachten, als etwas, das so „von selbst“ abläuft wie die von alters her gegebene Wirtschaftsweise, sondern als ein besonderes Problem, das sorgfältiger Analyse bedarf — das lehrt ein Blick in die Weltgeschichte der Wirtschaft. Nur ein zeitlich und örtlich ganz minimaler Ausschnitt derselben ist erfüllt von lebensvoller Entwicklung. In diesem Ausschnitt allerdings leben wir, deshalb erscheint er uns viel größer und wichtiger als er ist und deshalb sind wir so an Entwicklung gewöhnt, daß wir die Dinge immer so betrachten, wie wenn es nie und nirgends anders sein könnte. Deshalb ist es unbedingt nötig, daß der Leser sich dieses Denken in Begriffen der Entwicklung abgewöhnt. Ich werde immer wieder darauf dringen, daß er sich in diesem Punkte umdenkt. Aber schon in unserm Ausschnitte fehlt es nicht an Verifikationen des statischen Wirklichkeitsbildes. Die modernste Unternehmung

¹ Hier liegt eine Entgegnung nahe. Der Nachweis, daß der statische Kreislauf wirklich seinem Wesen nach entwicklungslos ist, wird im siebenten Kapitel vervollständigt werden, in einem Punkte auch schon in diesem. Das im ersten Kapitel Gesagte würde nicht völlig ausreichen, wie schon Mills erwähntes viertes Buch beweist, in dem der Autor auf ganz statischer Grundlage an die Erklärung oder doch Diskussion der Entwicklung geht.

hat einen Beharrungswiderstand gegen Veränderungen. In dem modernsten Industriezentrum erregt es Erstaunen, wenn ein Carnegie seinen fast völlig neuen Produktionsapparat als altes Eisen verkauft in dem Augenblicke, wo ein zweckmäßigerer konstruiert worden ist. Und nur in den allerfortgeschrittensten Schichten der industriellen Gesellschaft kommen solche Fälle überhaupt vor. Tritt man aus diesen hinaus, so ist man erstaunlich schnell mitten in einer wesentlich statischen Wirtschaftsweise. Wie unmittelbar außerhalb der wissenschaftlich führenden Kreise das Niveau wissenschaftlichen Denkens und wissenschaftlichen Verstehens rapide sinkt, wie außerhalb eines ganz engen Kreises künstlerisches Arbeiten fast plötzlich auf ein viel tieferes Niveau sinkt als man gewöhnlich glaubt — denn viele Umstände tragen dazu bei, diesen Sachverhalt zu verhüllen —, so sinkt die Intensität jenes wirtschaftlichen Handelns, dem allein wir den Eindruck verdanken, daß es Wirtschaft ohne Entwicklung nicht gäbe, sehr schnell auf Null herab. Wenn wir nur jene Vorstellung aufgeben, die völlig analog der des Stadtkindes ist, das nie auf dem Lande gelebt hat und das Aufhören der Häuserreihen als eine Abnormität betrachtet, so sehen wir, daß selbst in unsern Tagen das Wirtschaften nach statischen Grundsätzen die Regel bildet. Schon in den untern Schichten der Industrie, in den Schichten der mittlern und kleinen Fabriken, finden wir, daß mit vielfach veralteten Maschinen, mit veralteten kommerziellen Kombinationen und ohne viel Initiative gearbeitet wird. Neue Maschinen, neue kommerzielle Kombinationen werden nur und erst dann eingeführt, wenn sie von außen dargeboten, erstere also etwa von einem Agenten aufgedrängt, letztere durch Bestellungen und Angebote dem „Fabrikanten“ gleichsam auf den Weg gelegt werden. Selbst dann sträubt er sich oft noch, indem er z. B. besondere Garantien, Vorausbezahlung oder Sicherstellung des Preises, Kreditgewährung usw. verlangt, wenn er nicht gar eine Beziehung mit einem ihm fremden Markte schlechthin ablehnt. Betrachtet man solche Wirtschafts-

subjekte, so kommt man leicht zu dem Schlusse, daß die individuelle Initiative in der Wirtschaft keine große Rolle spielt¹. Das zeigt sich besonders in der Lehre vom Unternehmergewinn, welchen manche Theoretiker sorgfältig von jeder nichtstatischen Tätigkeit zu trennen bemüht sind². Es ist ganz interessant zu konstatieren, daß das theoretische Bild des Unternehmers ganz verschieden ausfällt, je nachdem der Blick des Theoretikers auf verschiedene Klassen von Betriebsleitern fällt. Das nur nebenbei.

Außerhalb der „Industrie“ drängt uns die Wirklichkeit eine statische Auffassung des Wirtschaftslebens aber auch heute noch geradezu auf. Im handwerksmäßigen Betriebe tut das Wirtschaftssubjekt wirklich im Wesen nur das, was es gelernt hat, was schon seine Vorgänger taten. Selbst der noch in die statische Theorie fallenden Funktion der Anpassung erweist es sich meist nicht gewachsen. Es folgt nur unbedingter Notwendigkeit, nur solchen Tendenzen, die als Tatsachen vor ihm stehen und ihn vor die Wahl zwischen Untergang und Anpassung stellen, zugleich aber über die Art der nötigen Anpassung keinen Zweifel lassen. Selbst die geäußerten und durch zahlungsfähige Nachfrage gestützten Wünsche des Konsumenten ignoriert der Handwerker mit Vorliebe, wenn sie ihm Ungewohntes zumuten, selbst die kleinste Reform in seinem Betriebe nimmt er nicht vor, wenn er es vermeiden kann. Wer weiß nicht, daß selbst Verbesserungen von einleuchtendem Vorteil und geringfügigen Kosten dem Handwerker durch Gewerbeschulen, Unterweisung andrer Art, besondere Prämien usw. aufgenötigt werden müssen — also von außen her in seine Wirtschaft hineinkommen? Wer weiß nicht, daß alle Ratschläge oft spurlos an ihm vorübergehen, daß er Verbesserungen, die ihm halb — und oft mehr als halb — geschenkt werden, — wie z. B. Kesselanlagen, zu denen der Staat Handwerkerorganisationen mitunter verhilft — wieder aufgibt oder nicht

¹ wie z. B. Steinitzer.

² wie z. B. Mataja.

festzuhalten vermag? Oft bemüht man sich aus verschiedenen Gründen, diese Tatsachen zu unterdrücken oder zu beschönigen, oft erblickt man in ihnen den Ausdruck besonderer Unfähigkeit der einzelnen Individuen. Aber wir stehen hier einem Verhalten gegenüber, das in der Geschichte der Menschheit die Regel ist. Man hat das Verhalten des Handwerkers oft als Problem gefühlt und darauf zurückgeführt, daß der Handwerker nicht unter dem Gesichtspunkte des Gewinnes sondern unter dem der sozialen Pflichterfüllung, des Erwerbes der „bürgerlichen Nahrung“ wirtschaftete wie im Mittelalter. Die Auffassung, die ich da auf einen kürzesten Ausdruck zu bringen suche, ist dem Leser gewiß bekannt. Von unserm Standpunkte sind aber dagegen zwei Einwendungen zu machen. Einmal ist das Verhalten des Handwerkers nichts, was nur ihm eigen wäre und aus einer besonderen Zeit stammte, wie schon gesagt. Es erscheint nur so, wenn man von der modernen wirtschaftlichen Entwicklung erfüllt ist. Dann aber hebt diese Auffassung ein zwar ganz richtiges, aber für unsere Zwecke nicht entscheidendes Moment hervor. Gewiß denkt und fühlt der Handwerker mittelalterlich. Nicht nur altes Recht auch alte soziale Zustände leben im Volksbewußtsein fort und ragen wie Gespenster in das moderne Leben hinein. Sie erklären einen guten Teil der Diskrepanz zwischen Tatsachen und Idealen. Aber das berührt das Wesen des Wirtschaftens nicht. Der Handwerker wirtschaftet innerhalb der gewohnten Bahnen ganz nach den Regeln der „Börsenökonomie“. Er strebt den höchsten Preis der Produkte und den niedrigsten der Produktionsmittel an. Er tut nach seinem Lichte auch sonst, was jedes Wirtschaftssubjekt tut. Nur gewissen Aufgaben gegenüber versagt er, nämlich solchen gegenüber, die außerhalb der erfahrungsgemäß gegebenen Bahn liegen. Das Bild des Handwerkers, das wir hier entwerfen, paßt überall dort, wo es selbständige Handwerker in größerer Zahl gibt. Wo das nicht der Fall ist allerdings, werden wir ein solches Passen gar nicht erwarten, weil der Handwerker es da mit

einer Umwelt zu tun hat, die ihm nicht gestattet, sich in der beschriebenen Weise einzukreisen.

Fast meine ich, daß ich offene Türen einrenne, wenn ich behaupte, daß dasselbe in noch höherem Maße für die Bauernwirtschaft gilt. Die Bauernwirtschaft Mitteleuropas hat sich seit der dauernden Besiedelung des Bodens nur insoweit geändert, als das der Druck von außen her unvermeidlich machte. Eine Ausnahme liegt wiederum dort vor, wo der Bauer mit moderner Entwicklung unmittelbar in Kontakt kommt und bis zu einem gewissen Grade in ihre Strömung gezogen wird, also etwa in Dänemark, dann an verkehrsreichen Küsten und Strömen, in der Umgebung von Städten, in Industriebezirken usw. Aber auch diese Wandlungen fallen ganz in das Schema der Statik, denn sie stellen lediglich Anpassungen an geänderte Verhältnisse dar und vollziehen sich unter der Herrschaft einer ihnen vorhergehenden Nachfrage. Die Sache ist so zu denken, daß durch Jahrzehnte eine zahlungsfähige Nachfrage an die Tore der Bauernwirtschaften klopft — natürlich ist das bildlich gemeint — und die Bauern finden, daß sie mit manchen ihrer Produkte bessere Geschäfte machen als mit andern. Dementsprechend suchen sie mehr von den erstern und weniger von den letztern zu produzieren und unter dem Einflusse dieses Strebens wandelt sich ihre Wirtschaftsweise Schritt für Schritt um und mit ihr auch ihre „Konsumkombination“, indem sie eine Nachfrage nach den Gütern zu entfalten beginnen, die sie um sich her in Gebrauch sehen.

Aber abgesehen davon verändert sich die Bauernwirtschaft nur durch Gewalt, durch agrarpolitische Eingriffe von außen — welche sehr zwingend sein müssen, wenn sie mehr sein wollen als fromme Wünsche und andre Konsequenzen haben wollen als das Bedrucken eines Stückes Papier —, kurz, nur durch äußere Ereignisse. Sich selbst überlassen würde der Bauer noch jetzt genau so wirtschaften wie im Mittelalter und im ganzen Mittelalter hätte er genau so gewirtschaftet wie in der ersten Zeit der Ansiedlung, wenn er nicht in bekannter Weise seine Freiheit verloren und

sich einem Herrn anzubequemen gehabt hätte. Es ist ja bekannt, wie wenig Neigung zu technischen und kommerziellen Neuerungen in der Landbevölkerung herrscht, wie jede Anregung von außen kommen muß — und mit Autorität kommen muß —, wenn es eine Veränderung geben soll. Eine alte Anekdote erzählt, wie den Bauern das „Gipsen“ des Klees beigebracht wurde. Ähnlich ist es immer gewesen. Und dabei kann man nicht sagen, daß der Bauer nicht ökonomisch wirtschaftete. In einer solchen Behauptung liegt stets die Verwechslung von „wirtschaftlich Handeln“ und „mit größter Einsicht Handeln“. Ebenso in der Behauptung, daß der Bauer nicht rechne. Er führt keine Bücher, er rechnet nicht immer in Geld, aber er rechnet dessenungeachtet sehr genau. Er kennt seinen Vorteil innerhalb der gewohnten Wirtschaftsweise, und er klammert sich an ihn mit größerer Energie und Rücksichtslosigkeit als irgendwer. Nur bei Neuem, Ungewohntem versagt er in der Regel. Nicht immer allerdings. Ein Beispiel aus alter Zeit ist die Rodung im herrenlosen oder im herrschaftlichen Walde. Beispiele aus der Gegenwart findet man in jenen Dorfpotentialen, die namentlich durch Verbindung ihrer Bauernwirtschaft mit irgendwelchem Gewerbe (einer ländlichen Brauerei, einem Viehhandel, einer Gastwirtschaft usw.) sich über jene Passivität erheben. Sie sind eine numerisch verschwindende Minderheit, aber sie fallen aus unserm Bilde heraus. Sie gehören jenem Typus zu, auf dessen Schilderung wir abzielen. Natürlich kommt dergleichen auch bei Handwerkern vor. Doch werden wir auf diese wenig wichtigen Spielarten eines Typus, der viel Großartigeres bietet, nicht wieder zurückkommen.

Aber weiters gibt es auch in der Gegenwart fast ganz stationäre Kulturvölker. Hierher gehören die Chinesen und die indischen Völker. Soweit ihre Wirtschaft nicht vollständig dem statischen Typus entspricht, liegt das nur daran, daß europäische Energie in sie verwoben ist. Abgesehen davon aber geben sie uns einen deutlichen Beleg dafür, daß die entwicklungslose Wirtschaft keine Fiktion und die Ent-

wicklung daher kein Scheinproblem ist. Man fragt sich oft mit Erstaunen nach der Ursache des Mangels an wirtschaftlicher Entwicklung bei jenen Völkern. Wir können gerade den stets gleichbleibenden Kreislauf ihrer Wirtschaft erklären. Wir fragen umgekehrt mit Erstaunen nach der Ursache, die es mit sich bringt, daß bei uns die Sachen anders stehen. Auch in diesen Fällen müssen wir übrigens zugeben, daß es wirtschaftliche Entwicklung, wenn auch in kleinstem Maße gibt. Aber im großen und ganzen haben wir stationäre Wirtschaften vor uns, deren Veränderungen sich auf äußere, nicht wirtschaftliche Momente zurückführen lassen, also namentlich auf ethnische Verschiebungen, Religionskämpfe, politische Veränderungen usw. Da dieselben aber die breiten Massen der Bevölkerung verhältnismäßig wenig berührt zu haben scheinen, so können wir geradezu sagen, daß diese Volkswirtschaften noch stationärer seien als unser theoretisches Bild.

Bekanntlich ist es unzulässig, die heute noch vorhandenen „Naturvölker“ unsern Vorfahren gleichzusetzen und von den Lebensverhältnissen der erstern auf die der letztern zu schließen. Bezüglich des einen Punktes aber, in dem beide hier in Betracht kommen, dürfte es keinem Einwande unterliegen, wenn wir sie zusammen erwähnen. In der Wirtschaft des Naturmenschen scheint es keine Entwicklung zu geben, wenn man von solchen Veränderungen absieht, die auf den Einfluß von Europäern zurückzuführen sind. Gibt es eine solche, dann muß sie unmerklich sein, denn die Ethnologie berichtet m. W. nichts davon. Allerdings kann das mit der Natur ethnologischer Berichterstattung zusammenhängen, welche sehr häufig nur Augenblicksbeobachtung möglich macht. Soviel aber ist sicher, daß außer der durch kriegerische u. a. „äußere“ Ereignisse veranlaßten Veränderungen die Wirtschaft des Naturmenschen für lange Perioden stationär zu sein scheint. Die Resultate einer Entwicklung sehen wir allerdings an verschiedenen Momenten, so können wir z. B. eine Art Genealogie der Werkzeuge aufstellen und daraus im einzelnen Falle nach

dem Stande der Werkzeuge auf vorhergegangene Entwicklungen schließen. Die Art dieser Entwicklung bleibt aber Problem. Was wir sehen, ist eine ruhende Wirtschaft.

Dasselbe gilt für die Wirtschaft unserer Vorfahren vor der Zeit der Niederlassung. Aber vor allem gilt das für jene Jahrtausende, in denen das Wirtschaften in der „primitiven Nahrungssuche“ bestand. Da kann es durch Zeiträume, über deren Länge ich kein Urteil habe, auch nicht die Spur von wirtschaftlicher Entwicklung gegeben haben, während die Regeln des stationären Wirtschaftens im Prinzip auch für den Urmenschen gelten. In der Behauptung, daß der Urmensch nicht wirtschaftete, hat das Wort „wirtschaften“ einen andern Sinn als hier. Genüge das Angeführte, um zu zeigen, daß lebendige Entwicklung durchaus nichts Selbstverständliches ist.

Diese weitgehende Konstanz der wirtschaftlichen Tatsachen muß nun aber erklärt werden. Denn der Grundstein unserer Theorie, das Streben nach Befriedigung gegebener Bedürfnisse, enthält die Erklärung dafür noch nicht. Gewiß haben wir das Gebäude der wirtschaftlichen Erfahrung eines jeden Wirtschaftssubjektes in der Weise analysiert, daß wir uns es gleichsam wegdenken und sodann nach rationalistischen Grundsätzen vor unsern Augen wieder entstehen lassen. Da ergab sich dann allerdings unter gegebenen Verhältnissen ein ganz bestimmtes Handeln der Individuen, das sich in jeder Wirtschaftsperiode wiederholen würde, wenn jene gegebenen Verhältnisse dieselben blieben. Und zwar aus dem Grunde, weil sich so die relativ besten Resultate für jedes Wirtschaftssubjekt ergeben. Aber die Daten der Wirtschaft sind ja nicht unabänderlich, sie sind zum Teile das Werk der Wirtschaftssubjekte selbst. Wie kommt es, daß sich dieselben bei ihnen beruhigen, sie einfach „passiv hinnehmen“? Da erhebt sich denn die Frage, ob wir jene Daten, die Menschenwerk sind, ebenso rationalistisch erklären können wie dasjenige Handeln, das dann, wenn sie

einmal gegeben sind, in bezug auf sie erfolgt. Können wir das?

Die „gegebenen Verhältnisse“ können wir in drei Gruppen einteilen. Die erste wird durch unabänderlich gegebene Naturtatsachen gebildet. Dahin gehören die geographischen, klimatischen Verhältnisse usw. Auch Zahl und Arbeitskraft der Bevölkerung wollen wir wie gesagt, hierzu rechnen, weil wir auf deren Variationen kein Gewicht legen und dieses Moment erst im Schlußkapitel untersuchen wollen. Die zweite Gruppe von Daten besteht aus sozialen aber an sich nicht wirtschaftlichen Tatsachen, also aus der gesamten sozialen Organisation der Gesellschaft. Auch diese Gruppe brauchen wir nicht wirtschaftlich erklären zu können. Der dritten endlich gehören wirtschaftliche Tatsachen an, namentlich die Art und Größe des Gütervorrates und die Art der Produktionsmethoden. Zum Teile nun sind diese Daten zwar in jedem Augenblicke gegeben, aber doch nicht unabänderlich, wenigstens nicht absolut, und zum andern Teile betreffen sie direkt das Verhalten des Individuums, das dasselbe doch einfach ändern könnte. Wie steht es also um ihre Erklärung?

Nun, wir können sie unzweifelhaft nicht auf rationalistischem Wege erzielen. Denn das würde voraussetzen, daß wir sie in irgendeinem Sinne als „beste“ nachweisen könnten. Nur wenn und nur solange diese Resultate des Handelns der Wirtschaftssubjekte — denn das sind ja Gütervorrat und Produktionsmethode — die „bestmöglichen“ sind, werden sie konstante Daten sein, andernfalls aber sich verändern. Und das können sie höchstens in einem gegebenen Augenblicke sein, niemals aber auf die Dauer, weil eben stetig sich Verbesserungsmöglichkeiten darbieten und es Vollkommenheit da nicht geben kann. Etwas andres also muß die Wirtschaftssubjekte bei der gegebenen Wirtschaftsweise festhalten, das Streben nach Bedürfnisbefriedigung an sich würde im Gegenteil zu steten Veränderungen führen. Die bewegende Kraft des Kreislaufes der statischen Wirtschaft scheint also an diesen Daten weniger fühlbar zu pulsieren,

das Prinzip des rationellen Wirtschaftens scheint da aus irgendwelchen Gründen zu versagen. So müssen wir nach andern Ursachen der tatsächlich zu beobachtenden Konstanz forschen.

Wir haben diese Ursachen bereits im ersten Kapitel angedeutet. Sie liegen in gewissen Widerständen, auf die das wirtschaftliche Handeln immer dann stößt, wenn es aus den gewohnten Bahnen hinauslenken will. Bevor wir dieselben ausdrücklich formulieren, muß aber einer naheliegenden Einwendung begegnet werden. Das statische System gilt ja streng genommen nur für den Augenblick — es bringt Tendenzen zum Ausdruck, die bewirken, daß die Wirtschaft in jedem Augenblicke nach einem ganz bestimmten Zustand hin strebt — und ändert sich mit seinen Daten. Soweit dieselben selbst wieder vom wirtschaftlichen Handeln abhängen, so werden sie wirklich die in jedem Augenblicke „bestmöglichen“ sein und verändert werden, wenn sie aufhören die bestmöglichen zu sein. Wenn daher die menschliche Wirtschaft mitunter durch Jahrhunderte konstant bleibt, so kann das nur davon kommen, daß da eben ein und dieselbe Produktionsweise durch Jahrhunderte die bestmögliche bleibt. Und in der Tat ist es ohneweiters verständlich, daß auf primitiven Kulturstufen sich praktisch brauchbare Verbesserungsmöglichkeiten nur sehr selten darbieten. Diese Einwendung ist nicht stichhaltig. Denn wir behaupten eben — und wollen gleich nachweisen —, daß sich unsere dritte Gruppe von Daten auch dann nicht so leicht ändern würde, wenn man Verbesserungen an ihr ganz klar sähe. Daher kann die tatsächliche Konstanz der Wirtschaft nicht dadurch erklärt werden, daß die Wirtschaftssubjekte keine sehen, woraus auch folgt, daß wir umgekehrt die tatsächliche Entwicklung nicht aus dem Erkennen neuer Möglichkeiten allein ableiten können.

Von jenen Widerständen, die die Beschränktheit der vorhandenen Mittel dem Betreten neuer Bahnen entgegensetzt, sprechen wir nicht. Dieselben sind ja klar und werden von der Theorie berücksichtigt. Sieht man noch so deut-

lich, daß das Aufsuchen eines andern Marktes vorteilhaft wäre, mit dem keine Verbindungen bestehen, hat man aber die dazu nötigen Mittel nicht, so kann man ihn eben nicht aufsuchen. So schließt dieses Moment manche neue Möglichkeiten einfach aus und gestattet nach dem Grundsatz der steigenden Kosten die Ausnützung andrer Möglichkeiten nur teilweise. Aber zwei andre Gruppen von Widerständen sind interessanter und sie wollen wir genauer betrachten.

Die eine besteht in dem Gegendrucke, mit dem das soziale Milieu demjenigen begegnet, der sein wirtschaftliches Verhalten ändern will. Wir meinen hier keineswegs die Schranken, die die rechtliche und politische Organisation dem individuellen Handeln setzt. Diese Dinge stehen außerhalb der Wirtschaft, wie schon gesagt, und werden hier nicht weiter betrachtet. Wir meinen etwas andres. Jedes abweichende Verhalten eines Gliedes der sozialen Gemeinschaft begegnet der Mißbilligung der übrigen Glieder. Diese Tatsache ist der Soziologie wohlbekannt und leicht aus der alltäglichen Erfahrung zu verifizieren. Wenn man sich anders kleidet als die übrigen Individuen derselben Gesellschaft oder desselben Gesellschaftskreises, wenn man in Benehmen und Lebensgewohnheiten von ihnen absticht, so reagieren sie dagegen. Diese Reaktion kann von sehr verschiedener Art und Intensität sein. Sie ist stärker auf primitiven Kulturstufen als auf entwickelteren, aber sie fehlt niemals. Schon das bloße Erstaunen über die Abweichung, schon das bloße Konstatieren derselben ist eine solche Reaktion und übt einen Druck auf das Individuum aus. Die Äußerung einer Mißbilligung in Verhalten und in Worten bildet einen höhern Grad dieser Reaktion und kann schon merkliche Folgen nach sich ziehen. Weiter kann es zur gesellschaftlichen Ablehnung und zur Meidung des Betroffenen kommen, und das ihm in seiner Berufstätigkeit und in seinem ganzen Leben ernststen Schaden zufügen. Mitunter steigert sich diese Reaktion bis zur physischen Verhinderung des Individuums an seinem Vorhaben und bis

zum direkten Angriffe auf dasselbe, der allerdings wieder je nach der Kulturstufe anders ausfallen wird. Die Tatsache, daß die fortschreitende Differenzierung dieses Moment abschwächt, ändert um so weniger an seiner prinzipiellen Bedeutung, als diese Differenzierung und unsere Gewöhnung daran erst eine Folge der Entwicklung ist, die wir ja erst erklären wollen. Auch die Tatsache, daß auf viele Individuen die schwächeren Grade solcher Reaktion anreizend wirken und daß sie gerade ihrethalben sich abweichend verhalten, ändert nichts an unserm Argumente, denn eine derartige Disposition ist nur einer besondern Art von Individuen eigen, welche wir den übrigen, für die das Gesagte zutrifft, später gegenüberstellen wollen.

Das gilt wie überall so auch auf dem Gebiete der Wirtschaft. Abgesehen davon, daß auf primitiven Kulturstufen das Individuum sein Verhalten nicht ändern kann, ohne die andern zu stören — Gemenglage! —, so würde es, wenn es seine Wirtschaftsweise abänderte, zum Gegenstande oft sehr peinlicher Aufmerksamkeit werden und in der Regel würde es dabei nicht bleiben. Ohne länger bei diesem Momente verweilen zu wollen, möchte ich nur auf zwei Hilfsmittel hinweisen, mit denen man sich seine Bedeutung vor Augen stellen kann. Erstens male man sich aus, auf welche soziale Schwierigkeiten ein Bauer in einem welt-abgeschiedenen Dorfe stoßen würde, wenn er eine Änderung seiner Wirtschaftsweise versuchte. Zweitens stelle man sich vor, daß man sich in seiner Berufstätigkeit plötzlich anders verhalte, als die Berufsgenossen, mit denen man in täglicher Berührung steht. Dann wird man sofort ein klares Bild aller jener Gegenströmungen haben, die im einzelnen darzustellen hier zu weit führen würde. Und dieser Druck ist für die Masse durchaus zwingend. Der einzelne, besonders in unserm kulturellen Milieu und hier wiederum in den „freien“ Berufen, wird sich von ihm losmachen können. Die Mehrzahl der Wirtschaftssubjekte kann ihn nicht ignorieren.

Die zweite Gruppe von Widerständen findet ein jeder in seiner eigenen Brust. Es ist eine psychische Tatsache,

daß es unendlich viel leichter ist, eine scharf ausgetretene Bahn zu begehen, als eine neue einzuschlagen. Zum Teile liegt das ja an jenen äußern Widerständen, sei es der Menschen, sei es der Mittel. Aber außerdem ist es auch psychisch schwer, etwas zu tun, was man noch nicht getan hat. Es erfordert dies eine neue und anders geartete Willensaufwendung, deren nicht jedermann fähig ist, und es involviert dies immer ein Risiko von andern und ganz neuen Gefahren. Die innere Wahrnehmung unseres Alltagslebens zeigt uns die Grundlage des Phänomens, auf das wir hier abzielen. Physisch und psychisch sind wir auf eine bestimmte Lebensweise und eine bestimmte Art der Tätigkeit eingerichtet. Wir kennen die Aufgabe, die wir da zu lösen haben, und die Menschen, denen wir dabei begegnen. Die große Masse der kleinen Dinge, die wir alltäglich zu tun haben, tun wir ohne besondere Überlegung und ohne daß es besonderer Entschlußfassungen bedürfte. Ein großer Teil der von uns geistig und physisch zu leistenden Arbeit geht dabei verhältnismäßig reibungslos vor sich und kostet uns wenig Energie. Er wird ferner mit großer Sicherheit erledigt, und einem sich plötzlich erhebenden Widerstande begegnen wir mit einer Entschlossenheit, die uns fehlen würde, wenn wir nicht alle Elemente, die dabei in Betracht kommen, genau kennen würden. Wir lenken von selbst an jedem Tage in diese gewohnten Bahnen ein und selbst verhältnismäßig ganz unbedeutende Veränderungen kosten Willensanstrengung, erregen Unlust und werden als etwas Ungewohntes, Fremdes betrachtet. Es wäre überflüssig, auf diese Dinge hier weiter einzugehen. Das Phänomen, das wir meinen, ist damit ausreichend präzisiert.

Seine Wirkungen zeigen sich mehr oder weniger deutlich auf allen Gebieten des sozialen Lebens und so hat man, wenn man einmal etwas Neues, Ungewohntes tun will, nicht nur größere äußere Widerstände, sondern auch solche in seinem eigenen Innern zu überwinden. Auf dem Gebiete der Wirtschaft nun sind alle diese Bindungen von besonderer Bedeutung. Es hängt von dem Gelingen des Wirtschafts-

prozesses für die meisten Wirtschaftssubjekte nicht viel weniger ab als ihre Existenz. Der Umstand, daß eine bestimmte Bahn gewohnt, bekannt und bewährt ist, spricht daher mit sehr großem Gewicht zugunsten der Beibehaltung derselben. Mithin kann es nicht schwer sein, einzusehen, daß unter den gegebenen Verhältnissen sich auch Dinge befinden können, die lediglich von dem Handeln des Wirtschaftssubjektes abhängig sind und die sich trotzdem nicht leicht ändern werden, so z. B. die Produktionsmethode, auch überall dort, wo kein sozialer Widerstand oder besondere technische und kommerzielle Schwierigkeiten zu überwinden wären. Jetzt ist auch wohl der Sinn klargestellt, in dem wir das „Anpassen an gegebene Verhältnisse“ meinen. Wir meinen nicht bloß etwa die Selbstverständlichkeit, daß jede Handlung eben mit ihrer Umwelt rechnen muß, sondern wir denken an eine passive Art der Anpassung, an ein Gleichbleiben der großen Linien der Wirtschaft.

Es ist wichtig, festzuhalten, daß es nicht bloß schwieriger ist, Neues zu tun, sondern daß es überhaupt etwas wesentlich andres involviert. Die Schwierigkeiten, denen man dabei begegnet, sind nicht etwa nur graduell von denen verschieden, die es auch in den gewohnten Bahnen zu überwinden gibt, sondern es sind andre Schwierigkeiten. Wir treffen da auf Widerstände, die es innerhalb der Grenzen der ausgefahrenen Bahnen überhaupt nicht, und nicht nur in geringerem Maße, gibt. Der ganze Unterschied zwischen dem Schwimmen eines Körpers mit dem Strome und dem Schwimmen gegen den Strom liegt hier. Während die Fortbewegung im erstern Falle unmittelbar erklärt ist, bedarf es einer besondern, dort nicht nötigen, Kraft, um die Bewegung eines Körpers gegen die Strömung zu erklären. Dieser Umstand begründet das Problem, das hier liegt, und unser Bedürfnis nach einem solchen besondern Erklärungsgrund.

Aber hier treffen wir abermals auf eine Einwendung, an der wir nicht ohne Antwort vorübergehen dürfen. Sie schließt sich an die oben diskutierte an. Alle diese Bindungen

begründen ja doch, so könnte man sagen, nur „Reibungswiderstände“ und das wirtschaftlich-rationelle Handeln muß sich schließlich auch ihnen gegenüber, wenngleich nicht sofort oder schnell, durchsetzen. Gewiß kann man sie so nennen. Aber dann darf man nicht übersehen, daß sie eine wesentlich andre Rolle spielen als das, was man üblicherweise in der statischen Theorie unter „Reibungswiderständen“ versteht. Bedeutet diese Einwendung, daß beide Klassen von Reibungswiderständen dieselbe Rolle haben, dann ist sie falsch. Und zwar aus dem folgenden Grunde:

Daß der Mensch rationell wirtschaftlich handle, so daß sich auch seine auf Erfahrung und nicht auf jedesmaligen Entschlüssen beruhenden Maßregeln „rationalistisch“ erklären lassen, ist unter allen Umständen eine Hypothese. Sie beruht auf Beobachtung, aber sie abstrahiert immer von mancherlei Tatsachen. Ihr Sinn und ihre Rechtfertigung liegen darin, daß sie eine Annäherung an die Wirklichkeit darstellt, welche das prinzipiell Interessante an derselben erfaßt und nur von unserm Standpunkte Nebensächliches vernachlässigt. Die wichtigste Gruppe von vernachlässigten Tatsachen ist jene, die aus Reibungswiderständen besteht. Damit meint man solche Momente, die zwar an dem Wesen der Vorgänge nichts ändern, wohl aber verhindern, daß es sich sofort und vollständig in voller Reinheit zeigt. Kein Mensch handelt ganz prompt. Wenn z. B. infolge eines Schutzzolles der Preis eines Gutes steigt, so ändern sich die Preise der übrigen Güter erst nach und nach, mitunter auch gar niemals so, wie es die Theorie vorhersagen müßte. Der Theoretiker sagt dann, er habe das Prinzip der Sache beschrieben und die etwa vorhandene Diskrepanz mit der Wirklichkeit sei durch Reibungswiderstände zu erklären. Und wenn er das sagen kann, so ist die Sache erledigt und die grundlegende Hypothese gerechtfertigt. An sich ist natürlich jede Hypothese „berechtigt“, aber zur Erklärung der Tatsachen taugt sie nur dann, wenn das wirklich zutrifft. Ist das nun so in unserm Falle?

Es ist zweifellos so innerhalb der ausgefahrenen Bahnen

der statischen Wirtschaft¹. In ihrem Rahmen handelt so gut wie jeder Mensch nach seinem Gesichtskreise rationell-wirtschaftlich. Die Ausnahmen sind von ganz untergeordneter Bedeutung. Die Wahlen zwischen den Verwendungsmöglichkeiten seiner Güter vollzieht er mit Sicherheit und auf dem gewohnten Markte tut er mit Sicherheit das Richtige, so tief er geistig sonst auch stehen mag. Wir haben das bereits betont. Wirklich ist das Prinzip des rationellen Verhaltens hier der Schlüssel der Vorgänge, die wir in der Welt der Statik beobachten, und wirklich sind alle Abweichungen, soweit nicht auf nichtwirtschaftlichen Motiven beruhend, nur „Reibungswiderstände“, die keine neuen und interessanten Phänomene zeugen. Aber infolge der erwähnten Bindungen ist das anders, wenn die Daten nach rationalistischen Regeln zu ändern wären, wenn Neues zu schaffen ist. Da bewährt sich unsere Hypothese nicht. Jedem kann ich zutrauen, daß er zwischen Apfel und Birne zu wählen vermag, so gut wie jedem auch, daß er den höchsten Preis fordert und den niedrigsten bietet. Aber ich kann den meisten Leuten nicht zutrauen, daß sie planvoll und energisch durch jene Bindungen brechen. Hier entbehrt unsere Hypothese der breiten Tatsachenbasis, die sie trägt, solange man eine statische Wirtschaft betrachtet. Aber wird nicht doch eine Tendenz bestehen, die Daten nach und nach abzuändern, bis sie wieder die bestmöglichen sind, die sie einst waren? Mußte sich nicht doch endlich und schließlich die Entwicklung so durchsetzen und wird sie nicht langsam überwinden, was zunächst unüberwindlich erschien? Wird nicht in der Volkswirtschaft ein allgemeiner Wunsch nach Veränderung bestehen und langsam den Druck der Bin-

¹ In der theoretischen Ökonomie war J. St. Mill der erste, der, offenbar unter dem Einfluß von Coleridge, im Kapitel über Custom and Competition andre als rationalistische Momente berücksichtigte. Die Anregung fiel dann ziemlich zu Boden. Man konnte mit ihr nichts anfangen. Auch handelt innerhalb der gegebenen Verhältnisse jeder Bieher rationell. Die Unterscheidung im Texte macht etwas aus der Sache.

dungen zersetzen, wie der Tropfen den Stein aushöhlt? Gewiß müßte das endlich geschehen und gewiß besteht eine solche Tendenz. Aber während die analoge Tendenz in der statischen Wirtschaft deren treibende Kraft ist, ist diese Tendenz nicht die treibende Kraft der Entwicklung. Wäre sie es, so wären wir jetzt noch auf dem Niveau der Pfahlbauten und vielleicht nicht einmal so weit. Es gibt eben ein andres Agens, das unendlich viel schneller arbeitet und das die Entwicklung der Wirklichkeit erklärt. Ihm gegenüber verschwindet die Wirkung dieser Tendenz so gut wie vollständig, so vollständig, daß sie gar nicht dazukommt sich auszuleben. Deshalb ist es hier praktisch unmöglich, sie zum Grundprinzip zu nehmen und jene Bindungen als Reibungswiderstände zu bezeichnen, was zu beweisen war. Deshalb ist die Überwindung der Bindungen ein besonderes Problem. Und deshalb gehen wir von einer schlechthin konstanten Wirtschaft aus, um erst im Schlußkapitel dieses Moment noch einmal zu berühren. Denn wir scheiden nichts für die großen Linien der Tatsachen Wesentliches aus, wenn wir das tun und wir erleichtern uns dadurch ihre Darstellung¹.

Wir finden dieses Agens der Entwicklung in einem besondern Typus wirtschaftlichen Handelns. Ihn wollen wir nun untersuchen.

Auf allen Gebieten menschlichen Handelns können wir zunächst Analoga für jenes wirtschaftliche Verhalten sehen, das wir bisher beschrieben haben. Jedes solche Gebiet, das

¹ Vielleicht empfiehlt es sich, vorgehend einfach zu sagen: In gewohnten Bahnen gibt es keine prinzipiell relevanten Unterschiede im wirtschaftlichen Handeln verschiedener Mitglieder einer Volkswirtschaft. Außerhalb derselben ist das Verhalten der einzelnen so verschieden, daß man es nicht als prinzipiell gleichartig bezeichnen kann, wenn man mit den Tatsachen nicht jeden Kontakt verlieren will. Vor allem aber: In gewohnten Bahnen geht, wie im ersten Kapitel gezeigt, die Wirtschaft prinzipiell automatisch und führerlos vor sich. Wo Neues geschehen soll, da kann die Masse der Menschen der Führung im eigentlichen und persönlichen Sinn nicht entbehren.

der Kunst, Politik usw., ist, nachdem die soziale Differenzierung nach Berufsständen ihr Werk getan hat, durch eine besondere reale Menschengruppe charakterisiert auch dann, wenn alle Glieder der sozialen Gemeinschaft an den Resultaten auf jedem Gebiete mehr oder weniger teilhaben. Vielleicht wirken die Bindungen, auf die wir für die Wirtschaft hingewiesen haben, auf andern Gebieten nicht immer so stark. Aber im Prinzip sind sie auch da vorhanden. Und auch da fügen sich ihnen viele Leute schlechthin. Jenes Handeln und Denken in ausgefahrenen Bahnen, die gleichsam zu selbständigen Mächten werden, ist etwas dem Typus wirtschaftlichen Handelns, den wir bisher vor Augen hatten, völlig Analoges. Es ist das Anwenden dessen, was man gelernt hat, das Arbeiten auf den überkommenen Grundlagen, das Tun dessen, was alle tun. Nur innerhalb der gegebenen Arbeitsmethoden herrscht völlig freie und bewußte Wahl und liegt ein lediglich vernunftgemäß zu begreifender Handlungsspielraum. Auf diese Art wird nie „Neues“ geschaffen, kommt es zu keiner eigenen Entwicklung jedes Gebietes, gibt es nur passives Anpassen und Konsequenzenziehen aus Daten. Zugleich aber sehen wir hier sofort, daß dieser Typus des Handelns zwar real und die Regel, aber nicht der einzig mögliche ist. Es gibt noch einen andern, es gibt auch schöpferisches Neugestalten. Nun ergibt sich natürlich sofort die Einwendung, daß auch dieses Neugestalten auf Vorleistungen beruht, durch die Umstände bedingt und Kind seiner Zeit ist. Auf diese Entgegnung werde ich für das wirtschaftliche Gebiet zu antworten haben. Hier genüge die populär bekannte Tatsache der Verschiedenheit beider Typen. Ich beginne ja hier erst mit meiner Darlegung, erst nach und nach wird das Bild die Farbe und Präzision gewinnen, die ich ihm überhaupt geben kann.

Bekanntlich also hat die Nationalökonomie von jeher gezögert künstlerische, gelehrte, politische und andere Tätigkeit unter den Begriff der wirtschaftlichen Arbeit zu fassen. Alle Nationalökonomien haben mehr oder weniger deutlich ein Gefühl dafür gezeigt, daß es hier gewisse

Schwierigkeiten gibt, welche eine solche Zusammenfassung nicht wünschenswert erscheinen lassen. An sich können wir aber wie gesagt in allen diesen Gebieten Parallelismen für das wirtschaftliche Handeln finden, und es liegt sehr nahe, diese Dinge deshalb unter den Begriff des wirtschaftlichen Handelns zu subsumieren. Aber wir kommen bald darauf, daß das nicht vollständig geht, daß unser Bild auf manche Erscheinungen hier durchaus nicht passen will. Man dürfte nicht fehl gehen, wenn man den Grund hierfür darin sucht, daß unsere beiden Charakteristika des wirtschaftlichen Handelns auf einen Teil des Handelns auf nichtwirtschaftlichem Gebiete nicht zutreffen. Der Wunsch nach Bedürfnisbefriedigung in wirtschaftlichem Sinn also, der Wunsch nach Erwerb wirtschaftlicher Güter zum Konsum ist unzweifelhaft nicht Erklärungsgrund und Maß für diese anderen Tätigkeiten, wenigstens nicht für die Gesamtheit der unter sie fallenden Handlungen. Mag ein Maler mit seiner Kunst auch wirtschaftliche Ziele verfolgen, so bedarf es doch keines Wortes darüber, daß man mit diesem Momente als Erklärungsprinzip dem Wesen künstlerischer Tätigkeit nicht gerecht wird. In diesem Zusammenhang ist besonders ein Moment wichtig, das einen wesentlichen Unterschied bedeuten dürfte. Die wirtschaftliche Arbeit hört auf in dem Momente, wo die Arbeitsermüdung dem weiter noch zu erwartenden Genußzuwachs gleichkommt. In ihrer Allgemeinheit gilt diese Behauptung auch für das künstlerische Handeln. Selbstverständlich macht das Gefühl der Ermüdung auch ihr ein Ende, aber der Genuß findet sein Gesetz nicht in den für die Resultate dieser Arbeit zu erwerbenden Genußgütern, und das hat nicht bloß die offenbare Konsequenz, daß die Wertskala in solchen Fällen anders verlaufen muß. Das ist selbstverständlich und würde übrigens auch ihre Form, soweit sie für uns wichtig ist, nicht ändern. Es würde nichts daran ändern, daß die Skala auch dieses Genusses stetig sinkt, unter denselben Voraussetzungen, wie die eines jeden andern Genusses. Sondern das hat auch noch eine andre, eine vielleicht ernstere Konsequenz, nämlich die, daß es einen

bleibenden Gleichgewichtszustand nicht gibt. Was immer der Künstler erworben haben mag, er wird in seiner Tätigkeit noch weiter fortfahren, und seine Tätigkeit ist unter diesen Umständen nicht eine Form passiver Anpassung an andre gegebene Verhältnisse, sondern vielmehr eine Ursache stets weiterer originärer Veränderungen.

Aber auch unser zweites Charakteristikon, das „Konsequenzenziehen“ aus gegebenen Daten paßt auf solche Tätigkeit nicht oder doch nicht vollständig. Angewendet z. B. wiederum auf künstlerische Tätigkeit würde unser Charakteristikon besagen, daß der Künstler seine Technik sowohl wie seine Einfälle von außen her übernommen hat. Es gibt nun zweifellos einen Sinn, in dem man dies sagen kann. Es ist ja klar, daß auch jeder Künstler ein Kind seiner Zeit, seiner Umgebung usw. ist und insofern nicht als letzte Ursache dessen betrachtet werden kann, was er schafft. Aber in einem andern Sinn ist diese Behauptung falsch oder wenigstens unzulänglich. In dem Sinne nämlich, in dem sie besagt, daß das bisher schon Bekannte und nur das allein in den Werken des Künstlers zum Ausdruck kommen kann. Meint man die Behauptung in diesem letztern Sinne, so sieht man sofort, daß noch etwas fehlt, um ein allgemeines Bild künstlerischen Handelns vollständig zu machen, es fehlt eben das Moment, das man als originelle, als schöpferische Tätigkeit, als Neugestaltung zu bezeichnen pflegt. Die Existenz dieses Momentes ist zweifellos. Seine Bedeutung für uns liegt darin, daß es die Kontinuität der Entwicklung auf dem betreffenden Gebiet unterbricht, daß die bisherige Entwicklung ein Ende findet und eine neue beginnt, und daß der Übergang von der einen zur andern nicht lediglich durch eindeutig bestimmte Anpassung an Datenänderungen erfolgt.

Wir haben genug gesagt, um die beiden Typen als verschieden erkennen und auseinanderhalten zu können. Nun bedürfen wir passender Namen für sie. Das ist eine heikle Sache, da man nicht leicht Begriffsbezeichnungen wählen kann, die nicht irgendwelche Nebenbedeutungen haben und so billige Angriffspunkte abgeben können. Allein da

es einmal sein muß, so treffen wir eben eine Entscheidung: Der eine Typus soll als „statisch“ der andre als „dynamisch“ bezeichnet werden. Und mit dieser Bezeichnung soll uns eine andre gleichbedeutend sein, nämlich „hedonisch“ und „energisch“. Wir sprechen nicht nur von hedonischen oder statischen und von energischen oder dynamischen Typen des Handelns, sondern auch von hedonischen oder statischen und von energischen oder dynamischen Individuen, wobei wir unter den erstern jene verstehen, an denen wir lediglich hedonisch-statisches Handeln wahrnehmen, unter den letztern jene, die wir auch dynamisch-energisch handeln sehen.

Warum wir das „dynamische“ Handeln auch als „energisches“ bezeichnen, dürfte klar sein. Wir denken dabei an den Kampf mit jenen „Bindungen“, den nicht jeder aufnehmen kann. Weshalb wir nicht so sehr auf weitem Gesichtskreis und neue Ideen Gewicht legen, sondern auf die Energie des tatsächlichen Handelns, wird noch begründet werden. Hier sei betont, daß wir den Terminus „energisches Handeln“ einfach dem täglichen Sprachgebrauch entnehmen. Wir präzisieren zwar unsern Begriff schärfer, als es das gewöhnliche Leben zu tun pflegt, glauben aber, daß wir nur den Inhalt schärfer herausarbeiten, den schon das letztere mit dem Worte verbindet. Es handelt sich also lediglich um die wissenschaftliche Verwertung eines Popularbegriffes, um die Aufnahme der durch ihn bezeichneten Tatsachen in das gedankliche Bild der Wirklichkeit und um nichts andres — namentlich nicht um eine Anlehnung an einen der Inhalte, die das Wort schon bisher in verschiedenen Wissenszweigen gefunden hat.

Warum wir das „statische“ Handeln auch als „hedonisches“ bezeichnen, sei ebenfalls kurz angedeutet. An sich braucht statisches Handeln nicht lediglich auf hedonischen oder eudämonistischen Motiven zu beruhen, ebenso wie hedonische oder eudämonistische Motive nicht mit begrifflicher Notwendigkeit zu einem statischen Handeln führen müssen. Aber in Wirklichkeit fallen de facto statisches Handeln und hedonische Motive meist zusammen. Vom hedo-

nischen Standpunkte würde sich ein Kampf mit den Bindungen so gut wie nie empfehlen. Hedonische Motive charakterisieren ferner in der Regel solche Individuen, bei denen auch jene gewisse Schwäche der Entschlüsse vorliegt, die dazu führt, daß man in den alten Bahnen bleibt. Es liegt mehr als eine bloße Annahme darin, wenn manche Ökonomen den Typus des „vollkommenen Hedonisten“ beschreiben. Der Wertgedanke an sich allerdings gilt allgemein. Aber man kann hedonische und nichthedonische Werte unterscheiden. Wir werden das noch näher ausführen.

Innerhalb des individuellen Handelns also und auch im großen Rahmen der Völkergeschichte können wir deutlich das Wirken eines ahedonischen Typus wahrnehmen. Wir haben nun zu zeigen, daß es dergleichen auch auf dem Gebiet des Erwerbslebens gibt. Das bisher Gesagte ist kaum dem Widerspruch ausgesetzt. Außerhalb des Gebiets der Wirtschaft wird man unsern Typus sicherlich anerkennen. Eine ärmliche Auffassung wäre es, die sich da mit einem hedonischen Erklärungsprinzip begnügt und die überall nach den beiden hedonischen Komponenten der Motivation suchen wollte. Aber auf dem Gebiet des Wirtschaftens liegt die Sache anders. Ein andres als hedonisches Verhalten scheint da unmöglich, zweckwidrig zu sein.

Denn wenn man zugibt, daß Richtung und Intensität der Bedürfnisse das wesentliche Erklärungsmoment für das wirtschaftliche Handeln ist, und daß dieses Erklärungsmoment uns eben das Bild des statischen Handelns liefert, so kommt die Frage, ob es auch einen andern Typus wirtschaftlichen Handelns geben könne, auf die andre Frage hinaus, ob man Güter auch aus andern Gründen produzieren könne, als um sie entweder direkt zu konsumieren oder zum Austausch gegen Güter zu verwenden, die man konsumieren will und deren Nutzertrag in diesem Falle die Regel des wirtschaftlichen Verhaltens ergibt¹. Das nun

¹ Selbstverständlich ist in dieser Behauptung das altruistische Interesse an der Bedürfnisbefriedigung anderer mit eingeschlossen.

scheint zunächst unmöglich zu sein, denn das was jenes Handeln auf andrem als wirtschaftlichem Gebiete vom wirtschaftlichen Handeln unterscheidet, ist offenbar das Vorhandensein anderer Ziele, eben jener Ziele, welche man populär als „höhere“ zu bezeichnen gewöhnt ist. Das gesamte Bild des Verhaltens eines Individuums in allen seinen Tätigkeiten würde sich dann etwa in der folgenden Weise darstellen: Ein jedes Individuum muß wirtschaften, ein jedes Individuum ist in irgendeiner Beziehung Wirtschaftssubjekt. Soweit es das ist, soweit verhält es sich nach den Regeln der geschilderten wirtschaftlichen Theorie. Wenn es aber dem Drucke der Notwendigkeit gehorcht hat, wenn die Notwendigkeiten der Lebenshaltung befriedigt sind, dann beendet es gleichsam seinen wirtschaftlichen Arbeitstag und wendet sich jenen andern Tätigkeiten zu, denen sein eigentliches Interesse gilt, die es eventuell um ihrer selbst willen vornimmt, und auf diese Tätigkeiten dann paßt das Bild des Handelns, das die ökonomische Theorie entwirft, nicht. Ohne Zweifel ließe sich eine solche Auffassung leicht verifizieren. Daß sehr viele Individuen der wirtschaftlichen Notwendigkeit genügen, um dann das wirtschaftliche Handeln, das als lästig und unlustvoll empfunden wird, beiseite zu werfen und sich an andern Betätigungen zu erfreuen, ist klar. Es ist in diesen Fällen selbstverständlich, daß diese Individuen die wirtschaftliche Tätigkeit auf das Minimum beschränken, daß sie in der Tat nur die Konsequenzen aus den Verhältnissen ziehen werden und zwar in der tunlichst einfachen und in der tunlichst fruchtbringenden Weise. Kein andres Ziel, als das der Bedürfnisbefriedigung scheint es hier geben zu können und ein andres Verhalten als das, welches dieses Ziel am schnellsten erreicht und bei diesem Ziele sofort haltmacht, scheint hier gleichsam vernunftwidrig zu sein. Jene sogenannten höheren Ziele gibt es hier offenbar nicht, und wenn man trotzdem sich anders verhält, namentlich mehr Aufmerksamkeit und Energie auf seine Wirtschaft verwendet, als der Gleichung zwischen Grenznutzen und Greuzunlust der Arbeit entspricht, so scheint

die einzige mögliche Erklärung dafür in einem Irrtum oder darin zu liegen, daß man an einer erworbenen Gewohnheit festhält, auch wenn ihre rationalistische Grundlage entfallen ist.

Hedonisches Verhalten also, nicht aber bloß ein Verhalten entsprechend dem „wirtschaftlichen Prinzip“, scheint hier das einzig Vernünftige zu sein. Es ist offenbar selbstverständlich, daß nur erworben wird, um zu genießen — jedes andere Ziel scheint da widerspruchsvoll zu sein, geradezu auf einen geistigen Defekt hinzuweisen. Aber dennoch finden wir Leute, auf welche das Bild der Statik nicht paßt. Wir finden Beispiele für einen andern Typus wirtschaftlichen Handelns, und zwar auf den Höhen der Volkswirtschaft. Da tritt er ganz klar zutage und da gewinnt er seine Bedeutung für uns.

Der praktischen Erfahrung ist dieser Typus wohl bekannt. Er kommt selten vor im Vergleiche zu der Überzahl der statisch disponierten Wirtschaftssubjekte. Aber um so mehr fällt er auf, um so mehr zieht er die Aufmerksamkeit auf sich. Nicht nur auf allen übrigen Gebieten menschlicher Tätigkeit, auch auf dem der Wirtschaft gibt es Führer, die kraftvoll aus der Masse emporragen, gibt es Persönlichkeiten, die die Regeln ihres Handelns in sich tragen. Der Industriekapitän, der Geldmann unsrer Tage ist niemand fremd. Seine Vorgänger in der Vergangenheit sind nicht schwer anzugeben. Es gibt Individualitäten, die auch auf wirtschaftlichem Gebiete nicht nach statisch-hedonischen Regeln handeln, Individualitäten, deren Tun ein neues Moment in unser Bild der Wirklichkeit bringt. Die praktische Erfahrung kennt sie zwar, aber sie analysiert sie nicht oder doch nur unvollkommen. Das haben wir jetzt zu tun.

Die wesentlichen Merkmale dieses Typus sind erstens die Energie des Handelns und zweitens eine besondere Art der Motivation.

Das erste Merkmal ist gegeben durch das Verhalten gegenüber jenen Widerständen, welche Konstanz der Wirtschaft begründen. Zum Teile existieren sie für diesen Typus

nicht. Das gilt von den psychischen Widerständen, die ein jeder bei sich zu überwinden hat, wenn es Neues, Ungewohntes zu vollbringen gilt. Der Mann der Tat handelt auch auf wirtschaftlichem Gebiete außerhalb der gegebenen Bahn mit derselben Entschlossenheit und demselben Nachdruck wie innerhalb des erfahrungsgemäß Gegebenen. Die Tatsache, daß etwas noch nicht getan wurde, wird von ihm nicht als Gegengrund empfunden. Jene Hemmungen, die für die Wirtschaftssubjekte sonst feste Schranken ihres Verhaltens bilden, fühlt er nicht. Die verschiedenen Möglichkeiten, die er überhaupt sieht, unterscheiden sich für ihn nicht wesentlich nach dem Kriterium, ob sie schon realisiert wurden oder nicht. Er sieht sie alle mit der gleichen Klarheit und wählt frei zwischen ihnen. Sie alle sind für ihn in gleicher Weise real.

Etwas anders liegt die Sache bei den sozialen Bindungen, unter deren Druck ein jedes Glied einer sozialen Gemeinschaft steht. Wir werden später sehen, daß unser Mann der Tat diesem Drucke besonders auf primitiven Kulturstufen weniger ausgesetzt ist, als die große Masse, weil er da schon aus andern als wirtschaftlichen Gründen meist eine Sonderstellung einnimmt, die ihm dann auch auf wirtschaftlichem Gebiete zugute kommt. Aber insoweit das nicht der Fall ist, steht auch ihm der so schwer zu überwindende aktive und passive Widerstand der übrigen Wirtschaftssubjekte gegenüber. Nur daß er diesem Drucke nicht nachgibt, sondern gegen ihn ankämpft. Ja, man bleibt sogar innerhalb des Kreises wohlbekannter Tatsachen, wenn man sagt, daß jene Widerstände eher einen Anreiz als eine Abschreckung darstellen — auch sie werden von ihm nicht schlechthin als Gegengrund empfunden, keinesfalls als etwas Unabänderliches betrachtet.

Ebensogut wie von energischem Handeln könnten wir von einem schöpferischen Gestalten der Wirtschaft sprechen, ganz in demselben Sinne, wie wir das auf andern Gebieten menschlicher Tätigkeit tun. Wir meinen damit, daß sich für unsern Typus aus den Daten nicht eine eindeutig be-

stimmte Handlungsweise oder doch nicht jene eindeutig bestimmte Handlungsweise ergibt, die wir beim statischen Wirtschaftssubjekte beobachten. Bei gegebenem Bedürfnisstande macht das letztere etwas ganz Bestimmtes aus seinen Mitteln. Unser Typus macht, in einem andern Sinne genommen, natürlich ebenfalls etwas ganz Bestimmtes daraus, aber etwas andres, Neues. Er setzt den Daten gleichsam etwas hinzu. Während ein statisches Wirtschaftssubjekt aus ihnen in einer charakteristischen Weise „passiv“ die Konsequenzen zieht, gestaltet sie unser Mann der Tat. Er gibt ihnen neue Formen und stellt sie in neue Zusammenhänge, so wie das der große, schaffende Künstler mit den überkommenen Elementen seiner Kunst tut. Er ändert die Wirtschaftsweise, die die „Statiker“ nur jahraus, jahrein durchführen können. Sein Handeln ist nicht ungezwungen als ein Streben nach Anpassung zu verstehen. Es ist etwas wesentlich andres als das statische Handeln und zeugt wesentlich andre Erscheinungen. Aus dem Zusammenwerfen beider fließen die wichtigsten Unklarheiten der Nationalökonomie. Mag meine Erfassung des Typus noch so unvollkommen sein, man wird dieser Differenz zwischen zwei Arten wirtschaftlichen Verhaltens nicht auf die Dauer Anerkennung versagen können.

Hier ist noch ein Moment von großer Bedeutung. Unser Mann der Tat folgt nicht einfach gegebener oder unmittelbar zu erwartender Nachfrage. Er nötigt seine Produkte dem Markte auf. Das ist ein jedem Geschäftsmanne vertrauter Vorgang. Wenn ein neues Produkt auf einem Markte eingeführt werden soll, so gilt es, die Leute zu seinem Gebrauche zu überreden, unter Umständen sogar zu zwingen. Man gibt es zunächst mit Verlust oder auch ganz umsonst weg und man sucht maßgebende Faktoren daran zu interessieren. So ist das zunächst bei der Erschließung von Märkten in unentwickelten Ländern. Da müssen Bedürfnisse und Nachfrage erst künstlich geweckt werden — der europäische Exporthandel nach solchen Ländern hat sich wesentlich in dieser Weise entwickelt. Aber in kleinerem

Maßstabe ist das auch in Europa und selbst in den Zentren des Verkehrs so. Keine neue Maschine, keine neue Marke eines Genußgutes wird unter dem Drucke vorhandener Nachfrage erzeugt. Oder doch nur ausnahmsweise, und auch diese Ausnahme verdankt ihr Vorhandensein eben schon existierender wirtschaftlicher Entwicklung, so daß sie für uns, die wir von einer statischen Wirtschaft ausgehen, nicht weiter in Betracht kommt. Sind die Leute einmal an wirtschaftliche Entwicklung gewöhnt, sind sie einmal alert geworden und gibt es für sie jene Gebundenheit nicht mehr, die jede primitive Wirtschaft zeigt, dann allerdings verschwimmen unsere Typen in der Wirklichkeit mehr und mehr. Doch ist das Gesagte ausreichend. Nur einer naheliegenden Einwendung muß begegnet werden: Man könnte sagen, daß, gleichgültig ob für vorhandene oder erst zu weckende Nachfrage produziert wird, doch eben immer für Nachfrage produziert wird und daß daher unser Fall nichts prinzipiell Interessantes an sich habe. Dem ist nicht so. Das Moment der Nachfrage muß dem Momente des Angebots als unabhängige, letzte Ursache gegenüberstehen, wenn unser Bild auf die Vorgänge passen soll. Wird die Nachfrage erst vom Angebote geweckt, dann ist sie das nicht, dann haben wir nicht zwei selbständige Kräfte vor uns und zwei selbständig wirkende Gruppen von Wirtschaftssubjekten, sondern ein neues Phänomen — ein Angebot, das in letzter Linie, wenn auch durch eine Nachfrage hindurch, auf sich selbst als Ursache zurückgeht.

Gehen wir nun daran, unsern Typus des wirtschaftlichen Handelns psychologisch zu erklären. Wir tun das in derselben Absicht, in der man überhaupt bei sozialen Problemen auf die Motive der Handelnden eingeht, nämlich in der Absicht, aus den Motiven ein Verständnis und mit ihm ein Gesetz des Handelns zu gewinnen. Vor allem haben wir negativ noch genau festzustellen, daß das Streben nach Bedürfnisbefriedigung durch Güterkonsumtion kein ausreichendes Erklärungsprinzip darstellt und das aus folgenden Gründen:

Wir beobachten im täglichen Leben, daß die führenden Persönlichkeiten der Volkswirtschaft und überhaupt alle jene, die im Getriebe der Wirtschaft über die Masse emporragen, in jedem Zeitpunkte bereits über bedeutende Mittel verfügen. Trotzdem sehen wir sie ihre ganze Kraft dem Erwerbe weiterer Gütermengen widmen, sehr oft ohne einem andern Gedanken Raum zu geben. Streben sie nun nach einem wirtschaftlichen Gleichgewichte, denken sie bei jedem Schritte an bestimmte durch die dabei zu erwerbenden Güter zu deckende Bedürfnisse? Wägen sie bei jedem Schritte die Intensität bestimmter Bedürfnisse gegen einen negativen Wert ab, der einer Unlust des betreffenden Aufwandes an wirtschaftlicher Tätigkeit entspricht? Lassen sich die Motive ihres Handelns in jene zwei Komponenten — Befriedigung und Arbeitsleid — zerlegen, deren Zusammenwirken die vorhandene Menge an Arbeit in den breiten Massen der Wirtschaftssubjekte bestimmt? Darauf kommt es an. Nur wenn wir diese Fragen bejahen könnten, wäre das Grundprinzip der ruhenden Volkswirtschaft allgemein gültig.

Nun ist es aber eine Tatsache, daß, nachdem ein gewisser Befriedigungszustand für ein Wirtschaftssubjekt gesichert ist, der Wert weiterer Gütererwerbungen für dasselbe bald sehr tief sinkt. Das Gossensche Gesetz erklärt diese Tatsache, und die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß über eine, übrigens individuell verschiedene Größe des Einkommens hinaus, die Intensitäten der dann noch unbefriedigten Bedürfnisse außerordentlich gering werden. Für jede Kulturstufe und für jedes konkrete Milieu läßt sich, wenn auch nur in roher Schätzung, eine Einkommenssumme angeben, über die hinaus der Wert der Einkommenseinheit sich der Null nähert. Dem Laien liegt es nahe, zu entgegnen, daß je mehr Mittel einer besitze, desto größer seine Bedürfnisse werden und daß solche neue Bedürfnisse sich mit derselben Energie fühlbar machen wie die alten. Daran ist etwas Wahres. Das Gossensche Gesetz gilt zunächst für einen gegebenen Bedürfnisstand. Mit zunehmenden Mitteln aber entwickelt sich dieser. Die Skala der Wertschätzungen für

wachsende Gütermengen wird daher wirklich nicht so schnell sinken, als sie das täte, wenn die Bedürfnisse dieselben blieben. Wir werden noch einmal auf dieses Moment zurückzukommen haben. Hier genüge es zu sagen, daß die zuwachsenden Bedürfnisregungen notwendig solche immer geringerer Intensität sind — was für unsere Zwecke durch die Tatsache ausreichend verifiziert ist, daß eine bestimmte Geldsumme für den, dessen ganzen Besitz sie ausmacht, eine ganz andre Bedeutung besitzt als für den Millionär, der von ihr nur die Möglichkeit einer ihm im Grunde ganz gleichgültigen Ausgabe abhängig weiß. Daraus würde nun folgen, daß jene Führer der Volkswirtschaft von einer schier unersättlichen Begierde nach Genuß getrieben und ihre Bedürfnisse ganz besonders intensiv sein müssen, wenn sie wirklich nur deshalb nicht haltmachen sollen, weil der Punkt der Sättigung für sie über alle erreichbaren Grenzen hinausläge.

An einer solchen Interpretation muß man sofort irrewerden, wenn man bedenkt, daß ein solches Verhalten durchaus zweckwidrig wäre. Erwerbstätigkeit ist ein direktes Hindernis für den Genuß gerade jener Güter, die jenseits einer gewissen Einkommensgröße vornehmlich erworben zu werden pflegen. Denn dazu gehört vor allem Muße, und das Verlangen danach und nach der Konsumtion des Erworbenen müßte für einen „Hedoniker“ bald überragende Bedeutung gewinnen. Allerdings ist zuzugeben, daß ein solches vernunftwidriges Verhalten im praktischen Leben solchen Männern tatsächlich zugeschrieben wird. Näherstehende wie auch Leute, die von ihnen nicht mehr als den Namen kennen, haben sehr häufig diese Auffassung. Und ferner ist auch zuzugeben, daß ein derartiges Verfehlen eines hedonischen Zieles noch nicht ohneweiters das Abhandensein hedonischer Motive beweist. Gewohnheit, die einmal erworben fortwirkt, auch wenn ihre ratio weggefallen ist, auch andre, halb pathologische Momente, können die Erklärung abgeben.

Allein wir bemerken, daß sich bei solchen Leuten ge-

radezu eine bemerkenswerte Gleichgültigkeit, ja selbst Abneigung, gegen untätigen Genuß zeigt. Man braucht sich nur die eine oder die andere der ja so allgemein bekannten Gestalten der leitenden Männer oder auch nur den ersten besten Mann, der ganz in seinen Geschäften aufgeht, zu vergegenwärtigen, um sofort die Wahrheit dieser Behauptung einzusehen. Solche Wirtschaftssubjekte leben freilich meist luxuriös. Aber man wird, meine ich, nicht leugnen, daß wir die Tatsachen richtig interpretieren, wenn wir sagen, daß sie luxuriös leben, weil sie die Mittel dazu haben und nicht, daß sie die Mittel zu dem Zwecke erwerben, um luxuriös zu leben. Es ist nicht leicht, diesen Tatsachen ganz gerecht zu werden. Während die Sätze der statischen Werttheorie unmittelbar in jedermanns Bewußtsein verifiziert sind, wird hier persönliche Auffassung und persönliche Erfahrung des Beobachters eine große Rolle spielen müssen, und es ist von vornherein nicht zu erwarten, daß unsere Behauptung ohneweiters akzeptiert werden wird. Doch wird man ihr kaum allen Grund absprechen, namentlich dann nicht, wenn man sich nicht auf seine bisherige allgemeine Ansicht und auf vorgefaßte Meinungen verläßt, sondern versucht, einzelne konkrete Repräsentanten unseres Typus zu analysieren. Wenn man das tut, wird man wohl bald sehen, daß scheinbare Ausnahmen sich ungezwungen erklären und namentlich, daß Leute, bei denen das Genußstreben und der Wunsch nach einem bestimmten hedonischen Resultate, besonders nach einem Sich-zur-Ruhe-Setzen bei bestimmter Einkommensgröße, im Vordergrund steht, ihre Position meist nicht eigener Kraft und ihre eventuellen Erfolge nur dem Umstande verdanken, daß eine Persönlichkeit unseres Typus ihnen vorgearbeitet hat.

Die Männer, die die moderne Industrie geschaffen haben, waren „ganze Kerle“ und keine Jammergestalten, die sich fortwährend ängstlich fragten, ob jede Anstrengung, der sie sich zu unterziehen hatten, auch einen ausreichenden Genußüberschuß verspreche. Wenig haben sie sich um die hedonischen Früchte ihrer Taten gekümmert. Von Anfang

an bestand für sie keine Absicht, sich des Erworbenen müßig zu erfreuen, nicht dazu haben sie gelebt. Solche Männer schaffen, weil sie nicht anders können. Ihr Tun ist das großartigste, glänzendste Moment, das das wirtschaftliche Leben dem Beobachter bietet, und geradezu kläglich nimmt sich daneben eine statisch-hedonische Erklärung aus. Und neunundneunzig von hundert unbefangenen Leuten werden das ohneweiters zugeben, auch wenn wir davon absehen, bestimmte Namen zu nennen.

Das Streben nach der durch Konsum der erworbenen Güter zu erzielenden Bedürfnisbefriedigung ist also offenbar nicht das Erklärungsprinzip für unsern Typus. Psychologisch unmotiviert kann er aber nicht sein. Denn jedem gewollten Handeln entsprechen psychische Motive. Sie brauchen allerdings nicht dem Handelnden klar bewußt zu sein. Sie können auch widerspruchsvoll, schwankend, unsinnig sein. Aber sie können nicht fehlen. Wenn wir von einer „unmotivierten“ Handlung sprechen, so meinen wir nicht, daß sie psychisch, sondern nur, daß sie logisch unmotiviert sei, d. h., daß ihr — jedenfalls vorhandenes — Motiv auf einem unserer Ansicht nach unrichtigen Urteile beruhe. Folglich müssen auch unsere „Männer der Tat“ bestimmte Motive für ihr Handeln haben. Nun streben sie ja ebenfalls Gütererwerb an. Dabei verfahren sie ebenfalls nach dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit und machen sie sich im Tauschverkehre dieselben Grundsätze zu eigen, die auch die statischen Wirtschaftssubjekte leiten. Und deshalb kommen wir zu dem Resultate, daß man alles das auch aus andern Motiven tun kann, als um seine Konsumbedürfnisse zu befriedigen. Man muß Güter auch noch aus andern Gründen erwerben wollen als um sie zu konsumieren oder der Konsumtion anderer Leute zuzuführen. Welches sind nun diese Motive? Wir finden deren zwei: Die Freude an sozialer Machtstellung und die Freude an schöpferischem Gestalten.

Das erste der beiden Motive liegt schon der oberflächlichsten Betrachtung außerordentlich nahe. Ein jeder fühlt

unmittelbar seine Realität und ein jeder sieht seine Wirksamkeit wie auf allen andern Gebieten sozialer Tätigkeit so auch auf dem des Wirtschaftslebens. Großer Besitz bedeutet soziale und wirtschaftliche Machtstellung, nicht bloß die Möglichkeit weitgehender Konsumbefriedigung. Beide Momente sind wesentlich verschieden und schließen einander nicht etwa schon begrifflich ein. Es wäre z. B. nicht ohne weiteres gestattet, neben der Freude an Bedürfnisbefriedigung auch noch eine Freude am Besitz d. h. der Befriedigungsmöglichkeit zu unterscheiden, ebensowenig als es gestattet ist, neben dem Werte einer Geldsumme auch noch einen selbständigen Wert einer auf dasselbe Geld lautenden Forderung anzuerkennen. Aber so steht die Sache in unserm Falle nicht. Ein Vermögen bietet seinem Eigentümer tatsächlich zwei wesensverschiedene Vorteile. Und man kann es sowohl wegen beider als auch nur wegen eines derselben schätzen. Im allgemeinen wird man sein Vermögen nach beiden Vorteilen schätzen. Die Theorie leitete den Wert eines Vermögens bisher stets aus dem Befriedigungswerte jener Nutzleistungen seiner Bestandteile ab, die innerhalb des Gesichtskreises seines Herrn liegen. Dabei erscheint dann die soziale Stellung, die der Besitz des Vermögens bietet als eine Art von Nebenprodukt, ohne daß die Rücksicht auf dieses Nebenprodukt im wirtschaftlichen Handeln hervortreten würde, abgesehen höchstens von jenen Fällen, in denen Güter weniger deshalb erworben werden, weil das Wirtschaftssubjekt nach ihnen an sich verlangt, sondern vielmehr deshalb, weil ihr Erwerb aus sozialen Gründen ihm wünschenswert erscheint. Diese Auffassung reicht gewöhnlich vollkommen aus, und das um so mehr als das Wirtschaftssubjekt sich bei dem einzelnen Tauschakte in der Regel nicht von Vermögen als solchem trennt, sondern entweder eine wiederkehrende Nutzung realisiert — so daß der Tauschprozeß nur den Einkommensstrom betrifft — oder — wenn es einen Teil seines Vermögens wegtauscht — Vermögenswert wieder durch Vermögenswert ersetzt. Da bleibt also das Moment der sozialen Stellung unberührt, und des-

halb macht es sich nicht weiter bemerkbar. Im Prinzip aber wirken beide Momente zusammen. Wenn wir uns nun fragen: Warum hat Der oder Jener sein Vermögen erworben? — so treten unsere Momente viel schärfer hervor. Mitunter werden wir den Wunsch nach Bedürfnisbefriedigung, mitunter jenen nach sozialer Machtstellung als Motiv erkennen. Bis zu einem gewissen Grade müssen freilich beide Motive wirken. Auch jeder Millionär würde, wenn er seine Millionen verlöre, zunächst auf Bedürfnisbefriedigung hinarbeiten. Auch jeder Arbeiter sucht seine soziale Position festzubalten. Aber jenseits einer sehr realen, wenn auch nicht fest anzugebenden Grenze gewinnt jedes der beiden Motive selbständige Bedeutung. Mancher strebt nach bestimmten Genüssen ohne jede Rücksicht auf soziale Macht. Mancher nach der sozialen Stellung ohne viel Sehnsucht nach tatenlosem Genießen. Während nun in einer statischen Volkswirtschaft, in der es ja strenggenommen Vermögenserwerb nicht geben würde, die erstere Disposition das Wirtschaften ausschließlich, und in den einer statischen Wirtschaft angenäherten Massen von Wirtschaftssubjekten vorwiegend, von dem erstern Motive beherrscht wird, so wird das letztere für das Wirtschaften viel wichtiger, wenn ein gewisser Dringlichkeitsgrad der noch unbefriedigten Bedürfnisse überschritten ist. Wo das Erklärungsmoment des Wunsches nach Bedürfnisbefriedigung aus den früher angeführten Gründen schon völlig versagt, können wir uns oft noch auf das des Ringens nach sozialer Machtstellung stützen. Viel eher als das erstere erklärt das letztere jenes Einsetzen der ganzen Kraft auf wirtschaftlichem Gebiete. Es ist auch klar, daß dieses Motiv sich sehr häufig mit einer energischen Disposition in einem und demselben Individuum vereinigen wird. Berücksichtigt man noch, daß es in so gut wie jeder Volkswirtschaft Klassen von Leuten gibt, denen ein anderer Weg zu sozialer Machtstellung nicht offen steht und daß solchen Leuten, die schon für ihren Unterhalt, also für hedonische Zwecke, arbeiten müssen, dieser Weg sehr nahe vor den Augen liegt, so wird man erkennen, wie wichtig dieses vom hedonischen unter-

scheidbare Motiv zur Erklärung wirtschaftlicher Tatsachen sein muß¹.

Wesentlich dasselbe Moment kommt in den Worten zum Ausdruck: „Freude am Erfolghaben“, „Freude am Siege über andre“. Setzt man seine ganze Kraft auf wirtschaftlichem Gebiete ein, so kann man dahin kommen, daß man die Güter, die man erwirbt, vornehmlich als Indices seines Erfolges schätzt, als äußeres Zeichen für errungene Siege. Und das mag manches wirtschaftliche Handeln erklären, das vom hedonischen Standpunkte einfach als vernunftwidrig erscheint. Das leitet zum zweiten Motive über, das „ahedonisches“ Handeln erklärlich macht.

Auf dieses legen wir das Hauptgewicht. Während das wirtschaftliche Handeln, im Falle es auf dem Wunsche nach sozialer Machtstellung beruht, noch Diener eines außerhalb seiner selbst gelegenen Zweckes erscheint, so soll nun gezeigt werden, daß es auch Selbstzweck sein kann. Daran nun sind wieder zwei Dinge zu unterscheiden, die man kurz bezeichnen kann mit den Worten: „Freude am schöpferischen Gestalten“ einerseits und „Notwendigkeit der Betätigung“ andererseits. Beides ist auf anderem als wirtschaftlichem Gebiete allgemein bekannt. Aber auch im Wirtschaftsleben gibt es ganz Analoges. Wer das leugnet, der hat sich nicht mit offenen Augen in der Wirklichkeit umgesehen. Aber es wird kaum geleugnet werden. Fraglich kann nur sein, ob jenen Momenten wirklich die ihnen hier vindizierte Bedeutung zukommt. Nur der Zusammenhang ist neu, in den wir sie hier stellen, und dieser kann nur beurteilt werden, wenn man sich Schritt für Schritt, von der ersten Seite an, unsern Gedankengang vor Augen hält und jedes Argument wägt. An dieser Stelle handelt es sich nur darum, jene beiden Momente an sich psychologisch zu fundieren, um einem naheliegenden Vorwurf zu begegnen. Da uns

¹ Dieses Motiv begründet auch unter Umständen eine andere Verwendung des Erworbenen als jene, die nach hedonischen Prinzipien zu erwarten wäre. Doch interessiert uns diese Tatsache nicht weiter.

aber die psychologische Seite der Sache als solche nicht interessiert, so wollen wir uns ganz kurz fassen.

Das erste Moment, die Freude am Neugestalten, am Schaffen neuer Formen der wirtschaftlichen Dinge ruht auf ganz denselben Grundlagen wie das schöpferische Tun des Künstlers, des Denkers oder des Staatsmannes. Die Art und die Motivation des Handelns ist auf allen diesen Gebieten, das wirtschaftliche eingeschlossen, wesentlich dieselbe, nur die Verschiedenheit seines Objektes bewirkt einen Unterschied. Welches von allen den Gebieten ein starker Geist zum Schauplatze seiner Tätigkeit wählt, hängt oft von Neigung und Eignung, öfter vom Zufalle ab, der ihn in das eine oder das andre hineinstellt. Im Grunde ist das konkrete Gebiet Nebensache. Ein jedes kommt nur unter dem Gesichtspunkte des Schauplatzes seiner Tätigkeit in Betracht, auf jedem lebt er sich gleichsam aus. Das kann auf wirtschaftlichem ebensogut geschehen wie auf jedem andern. Auch hier kann man Schaffen um der Freude an dem Geschaffenen willen, auch hier kann man jene Lust empfinden, die man vorzugsweise dem künstlerischen Schaffen zuzuschreiben pflegt. Darin liegt kein Widerspruch zu der Erkenntnis von dem hedonischen Zwecke des Wirtschaftens. Gewiß erklärt nur die Tatsache der Notwendigkeit des wirtschaftlichen Handelns zur Befriedigung der Bedürfnisse, daß es überhaupt so etwas gibt wie „Wirtschaften“. Ohne diese Tatsache gäbe es kein wirtschaftliches Handeln und kein besonderes Tätigkeitsgebiet der Wirtschaft. Es gäbe auch keine Wissenschaft, wenn wir nicht durch praktische Notwendigkeiten gezwungen würden zu denken und wenn uns diese Notwendigkeiten nicht daran gewöhnt hätten, Fragen zu stellen. Das hindert aber nicht, daß, wenn diese Gewohnheit einmal geworden ist, man sich auch Fragen vorlegen kann, ohne daß eine praktische Notwendigkeit sie uns aufdrängt, und daß man sich der Wissenschaft ohne Rücksicht auf und selbst ohne jedes Interesse für praktische Anwendbarkeit der Resultate widmen kann. So verhält es sich auch in unserm Falle. Die Wirtschaft wird aus einer

Notwendigkeit für manche Individualitäten zum Stoffe, den sie bilden um des Bildens willen. Die Wirklichkeit bestätigt unsere Auffassung tausendfältig. Der „Industrielle“ hat oft eine von jeder Rücksicht auf den zu erwartenden Genußzuwachs freie Tendenz an seiner Unternehmung zu ändern, Dinge zu tun, die er noch nicht getan hat. Aber doch, um einen Gewinn zu erzielen? Gewiß, wie der Spieler spielt, um markieren zu können — nur in diesem Sinne arbeitet der Industrielle sehr häufig¹ des Gewinnes halber. Dabei ist seine Schöpferfreude von der etwa seines Ingenieurs zu unterscheiden. Nicht um das technische Moment als solches, das ja etwas Außerwirtschaftliches und daher ohne weiteres als Gegenstand schöpferischen Gestaltens anerkannt ist, sondern um das wirtschaftliche handelt es sich. Auch dieses hat seine Romantik. Man muß nur den Blick dafür haben. Die Probleme, die neuen Möglichkeiten, die sich dem Manne der Tat jeweils darbieten, ziehen ihn an, interessieren ihn. Es drängt ihn zu experimentieren und den wirtschaftlichen Verhältnissen den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Die Verifikation des Gesagten stößt auf schon erwähnte Schwierigkeiten, da es sich hier um seltenere Erscheinungen handelt und wir uns nicht auf so zweifellose Tatsachen der inneren Wahrnehmung stützen können. Dennoch appellieren wir am besten an diese. Denn einzelne Beispiele von leitenden Männern des Wirtschaftslebens anzuführen empfiehlt sich nicht, vor allem deshalb, weil im einzelnen Falle verschiedene Interpretationen der jemand leitenden Motive stets möglich sind. Das sieht man ja bei der Interpretation historischer Vorgänge. Niemals ergibt sich dabei jene volle Sicherheit,

¹ Ich sage „sehr häufig“, weil ich in diesem Augenblicke nicht Umfang und Bedeutung der diskutierten Erscheinung untersuche. Ich will aber keineswegs andeuten, daß unser Moment die ihm hier zugewiesene Rolle unvollkommen erfülle. Vielmehr meine ich, daß hierin wirklich die treibende Kraft der Entwicklung liege und daß Wirtschaftssubjekte, die im Gewinne den Befriedigungszuwachs sehen, wesentlich „statische“ sind und daß es nicht Entwicklung in unserm Sinne geben würde, wenn sie den einzigen Typus darstellten.

die etwa die Grundlagen der Wertlehre auszeichnet. Nur wenn es sich um zahllose alltägliche Erlebnisse handelt, gelingt die „Einfühlung“ in die Motive dem Beobachter verhältnismäßig leicht. Und nur wenn er in seinem eigenen Bewußtsein Analoges vorfindet, kann er die Motive anderer Leute erfassen. Deshalb muß sich der Leser, der dem Gesagten gerecht werden will, zunächst an seine eigene innere Wahrnehmung und sodann an seine Erfahrung wenden. Die innere Wahrnehmung soll ihm erstens, vom engsten Kreise des täglichen Lebens ausgehend, die Existenz unseres Momentes zeigen. Ein jeder kann es namentlich in jenen Rudimenten künstlerischen Tuns, die auch dem beruflichen Alltag nicht fremd sind, an sich selbst beobachten. Zweitens kann ein jeder seine Regungen zu schöpferischem Gestalten unmittelbar als etwas von statischem Zweckhandeln Verschiedenes erkennen. Drittens kann jeder entweder selbst beobachten, daß es kleinere oder größere Impulse zum schöpferischen Gestalten als Selbstzweck auch innerhalb seines wirtschaftlichen Handelns gibt oder doch erkennen, daß bei manchen Leuten und besonders jenen, die mit ihrer ganzen Kraft und ihrem ganzen Interesse, mit ganzer Seele sozusagen, im Wirtschaftsleben stehen, eine solche Freude am schöpferischen Gestalten an sich auch in ihrem wirtschaftlichen Handeln lebendig sein kann. Die praktische Erfahrung eines jeden aber wird, meine ich, wenn ohne Voreingenommenheit gewogen, die Lebenswahrheit unserer Schilderung bestätigen. Ist man nun einmal so weit und ist alles das einmal zugegeben, dann führt eine geschlossene, zwingende Kette von Überlegungen zu der Auffassung, die ich mich darzulegen bemühe, namentlich zu dem Satze, daß hedonisches Zweckhandeln in einer ruhenden Wirtschaft herrscht, unser Moment hingegen ein Hebel steter Veränderungen ist.

Das Moment der Notwendigkeit der — oder des Dranges nach — Betätigung ist durch in der Psychologie allgemein anerkannte Beobachtungen vollkommen ausreichend gestützt. Vielleicht erscheint es als Haarspalterei, wenn wir dieses

Moment von dem des schöpferischen Gestaltens besonders unterscheiden. Aber auf der Unterscheidung, für die sich übrigens anführen ließe, daß man in der „Freude am Gestalten“ eventuell noch ein von der Anstrengung selbst geschiedenes Moment erblicken könnte, während bei Tätigkeit infolge eines Wunsches nach Betätigung eine solche Gegenüberstellung schlechthin sinnlos wäre, liegt kein großes Gewicht. Entscheidend sind nur die Tatsachen und Argumente, die unter dem Titel „Drang nach Betätigung“ anzuführen sind. Kurz gesagt: Das Erreichen selbstgesetzter Ziele und das Ins-Auge-fassen neuer gehört ja in viel höherm Maße zu einem gesunden psychischen Leben kräftiger Naturen als einfaches Genußstreben. Die volle Betätigung aller Energien der Persönlichkeit kann jeder als ein Bedürfnis in seinem eigenen Bewußtsein wahrnehmen und im täglichen Leben auch äußerlich beobachten. Schwache kämpfen sich mühsam durch die Erledigung der hergebrachten und wiederkehrenden Aufgaben durch. Der Starke behält dabei einen Kraftüberschuß — er wird ändern und wagen um des Ändern und Wagens willen, immer neue Pläne durchführen und dann an immer weitere herantreten. Aus einem Gegengrund wird die Tätigkeit als solche bei ihm zum Selbstzweck, ohne daß es eines andern Anstoßes bedürfte: Freude am Tun selbst, ohne jedes andre Motiv, ist sicher eine psychische Realität.

Mit den hedonischen Motiven fallen auch — unbeschadet der Allgemeingültigkeit des Wertgedankens — die auf ihnen beruhenden Gesetze des wirtschaftlichen Handelns für unsern Typus weg. Die Erwägungen, die das hedonische Wirtschaftssubjekt leiten, verlieren ihre Bedeutung für das energische. Es ist sofort klar, daß für das letztere alle Wertindices der Güter andre sind. Namentlich sind, wie gesagt, positive und negative Werte anders verteilt, und auch abgesehen davon gewinnen manche Wertskalen, so z. B. die des Geldes, eine andre Gestalt. Aber von besonderer Wichtigkeit ist die Tatsache für uns, daß es für unsern Mann der Tat keinen angebbaren Ruhepunkt, keine Wirtschaftsweise und

kein Grenznutzenniveau gibt, bei der oder bei dem er stehenbleiben würde. Weder Rücksicht auf Anstrengung noch Sättigung seiner hedonischen Bedürfnisse lähmt seine Tatenlust. Es ist ja klar, daß, wenn man die Güter aus andern Gründen anstrebt als dem Wunsche nach ihrem Konsum, kein Grund vorliegt, bei der durch diesen Wunsch und seine Gesetze bestimmten Grenze stehenzubleiben, ebenso wie normalerweise die Größe seines Gewinnes einen Spieler, der um des Spieles willen spielt, niemals zum Aufhören veranlassen wird, auch dann nicht, wenn er soviel gewonnen hat, daß er aufhören würde, wenn das Spiel ihm lästige Arbeit wäre. Es besteht vielmehr ein Impuls zu stetem Vordringen, ohne jede angebbare Grenze. Er hört nur auf, wenn die Kraft seines Trägers erschöpft ist oder wenn äußere Hindernisse sich als unüberwindlich erweisen, niemals infolge satter Befriedigung. Das Haltmachen erfolgt nie freiwillig, d. h. aus rationalistischen Gründen, niemals weil unsre Männer der Tat „genug haben“, sondern ist stets nur eine Resignation vor dem Unvermeidlichen, bedeutet eine schmerzliche Niederlage, nicht behagliche Freude. Was solche Individualitäten wollen, sind weitere und immer weitere Taten, immer neue Siege. Nie wird das Maß des Erreichten zum Grunde für träge Ruhe.

So gibt es hier kein Gleichgewicht. Man könnte allerdings einwenden, daß auch der einseitigste Geldmensch sich doch meist irgendwann von den Geschäften zurückzieht. Aber der entscheidende Punkt ist, daß wir mit den Regeln der hedonischen Theorie dieses Ende seiner Tätigkeit nicht fest bestimmen können. Natürlich ist auch seine Tätigkeit von Ursachen bestimmt, aber eben nicht von jenen Ursachen, die das Verhalten des Hedonikers beherrschen und die wir einfach und exakt ausdrücken können. Hier fehlen uns jene beiden einfachen Komponenten, deren Zusammenwirken das statische Handeln formt. Man interpretiert, denke ich, die Wirklichkeit treuer, und man hebt das, worauf es ankommt, schärfer hervor, wenn man sagt, daß sich unser Mann der Tat niemals in seiner Vollkraft zurück-

zieht. Manche tun es überhaupt nicht ohne Zwang, aber auch jene, die den Kampfplatz verlassen, dürften das meist nur tun, weil sich die Schatten des Abends auf ihren Tag senken und sie jüngern Gegnern sich nicht mehr gewachsen fühlen. Auch kann sich unser Mann der Tat im absteigenden Ast des Lebens zu einem „Hedoniker“ entwickeln. Das darf uns nicht irremachen, denn dann verläßt nicht der den Kampfplatz, der auf ihm zu siegen gewohnt war, sondern eigentlich jemand anderer, der nur sein Schatten ist. Ich glaube nicht nur, daß diese Auffassung auf dem Gebiete des Erwerbslebens tausendfältig bestätigt wird, sondern auch, daß es sich da um eine ganz allgemeine Erscheinung handelt. Man lebt nur während eines Bruchteils des physischen Lebens. Der Künstler, der Gelehrte, der Politiker und auch unser Industriekapitän — sie alle haben nur eine relativ kurze Spanne Zeit zu wirklich schöpferischer Tätigkeit. Dann tritt eine eigentümliche Erschöpfung ein. Der Mann ist nicht mehr „er selbst“. Er konzipiert nichts Neues mehr, sondern führt höchstens aus, was früher vorbereitet wurde. Der Schriftsteller „schreibt sich aus“, der Maler wird schwächer, der Politiker führt seine Anhänger nicht mehr so sicher zum Siege und immer seltener hört man von neuen Taten unsrer wirtschaftlichen Führernatur: Das sind Vorboten des physischen Todes, unser Prinzip wird dadurch nicht berührt.

Die Bedeutung unsres Typus für unsre Zwecke liegt darin, daß wir in ihm das gesuchte Agens der Entwicklung finden. Das wird im Laufe unsrer Erörterungen natürlich noch entsprechend zu präzisieren sein. Ein steter Anstoß zu Veränderungen geht von ihm aus. Er ist ein Agens der Entwicklung insofern, als er eine stete Quelle von Veränderungen auf dem Felde der Wirtschaft ist, und er ist das Agens der wirtschaftlichen Entwicklung, weil er eine Veränderung der Wirtschaft aus der Wirtschaft selbst heraus erzeugt. Alle andern Veränderungen im Wirtschaftsleben führen auf eine Veränderung der gegebenen Daten von außen her zurück, einmal gegebene Daten

aber erzeugen nur einen ganz bestimmten Zustand der Wirtschaft. Unser Moment hingegen kann nicht ohneweiters in eine Gleichgewichtsbedingung gefaßt werden, seiner Natur nach führt es nicht einen bestimmten Zustand, sondern stete Veränderungen gegebener Zustände herbei. Wir haben hier ein Moment, das auch, wenn die Daten von außen nicht geändert werden, dieselben doch verändert, und das namentlich die Wirtschaftsweise stetig und ohne jede angebbare Grenze ändern kann. Wenn wir darin das wesentliche Erklärungsprinzip der Entwicklung sehen, so können wir uns wieder auf die Analogie anderer Gebiete des menschlichen Handelns berufen, wo das Gleiche viel offener ist. Die meisten Formen des Handelns, die Ideenvorräte und die Denkgewohnheiten in Kunst, Literatur und Politik gehen unmittelbar wenigstens stets auf irgendwelche führende Persönlichkeiten zurück, deren Epigonen eben fortsetzen, was jene eingeführt haben. Auf solche Persönlichkeiten paßt dann sowohl das erste Charakteristikon unsres Typus, wie auch unsre psychologische Erklärung; auf allen Gebieten tritt uns unser Moment der Tatenlust, die Rolle des Führers, als eine Realität entgegen. — Nachdem wir nun unsern Typus erörtert haben, tritt uns auch das Wesen des statischen Typus schärfer vor Augen: Sein Handeln ist das Resultat hedonischer Impulse und empfängt von dem Gegebenen sein eindeutiges Maß und Gesetz, es ist erklärt durch den Wunsch nach Konsumtion, durch die Logik des Bedarfslebens.

Nun wäre es ein Leichtes, das energetische Moment weiter zu untersuchen, zu präzisieren und diese ganze Auffassung durch ähnliche in Nachbargebieten zu stützen. Allein wir wollen nicht philosophieren, sondern wir haben es mit den Tatsachen der Wirtschaft zu tun. Es ist wichtig zu sehen, daß unsre Ausführungen völlig unabhängig von irgendwelchen Obersätzen sind, die man hinter denselben vermuten könnte. Wir kümmern uns um nichts andres als um wirtschaftliche Phänomene. Sie drängen uns unsre

Auffassung auf und nur sie leiten unsern Gedankengang. Aber gewissen naheliegenden Einwendungen müssen wir doch noch begegnen. Die erste ist die, daß unter allen Umständen das wirtschaftliche Handeln als das Resultat eines schmerzfliehenden und lustsuchenden Wollens aufgefaßt werden und daher immer ein Gleichgewichtszustand bestimmt werden kann, in dem sich diese beiden Momente die Wage halten. Man braucht bloß als Ziel unsres Typus den Genuß von Machtstellung oder den Genuß, den ihm die Anstrengung bereitet, aufzufassen. Dann sucht er Genuß, wie alle andern Leute, und das Problem ist wieder auf eine hedonische Basis reduziert. Die Wertungen der Menschen sind natürlich nicht gleich: Der eine schätzt Birnen mehr als Trauben, der andre wertet umgekehrt; der eine zieht einen Spaziergang einem Nachmittagsschlaf vor, der andre den letztern; und so strebt auch der eine nach Macht, der andre nach sinnlichem Genusse, aber Genuß, Bedürfnisbefriedigung sucht ein jeder.

Dieser Einwand ist überaus billig. Ebenso hat man den Unterschied zwischen egoistischer und altruistischer Handlungsweise verwischen wollen, da ja die letztre zweifelsohne ein Bedürfnis befriedigt und folglich auch egoistisch sei. Das ist eine Spielerei, die die Tatsachen nur entstellt. Freilich kann man sich so ausdrücken. Aber dann haben wir eben wiederum einen wesentlichen Unterschied zwischen egoistischen und altruistischen Bedürfnissen, auf den alles ankommt. Die Tatsache, daß man es mit zwei grundverschiedenen Typen zu tun habe, deren Wirkungsweise diametral entgegengesetzte Folgen zeitigt, wird dadurch nicht wegformuliert. So auch in unserm Falle. Wenn man sagt, daß ein Sieg über andre Genuß bereitet oder Bedürfnisse befriedigt, so ist eben dieser Genuß und diese Bedürfnisbefriedigung etwas ganz andres — und Streben danach führt zu einer ganz andern Handlungsweise — als Genuß und Befriedigung hedonischer, passiver Art. Das Tun, das Selbstzweck und jenes, das der Gewinnung von passiven Genüssen gewidmet ist, folgt eben andern Gesetzen.

Die Energieaufwendung bei letzterm ist wirtschaftlich durch den Konsumtionswunsch eindeutig bestimmt, die Energieaufwendung bei ersterm aber nicht. Und das ist für uns der entscheidende Punkt, da unsre Resultate davon abhängen. Der Philosoph mag anders darüber denken, für uns ist die Sache ganz klar. Das ist aber nicht alles. Ob Birnen oder Trauben gewünscht werden, ist für die Theorie gleichgültig. So formal aber ist sie nicht, daß auch der Unterschied zwischen Bedürfnisbefriedigung hedonischer Art und etwa Arbeitsfreude bedeutungslos wäre. Die Wirtschaft gestaltet sich völlig anders, je nachdem das eine oder das andre angestrebt wird. Wir sind daher wohl im Rechte, wenn wir für unsre Zwecke zwei verschiedene Typen des Handelns annehmen. Die statische Theorie erfordert es, wie wir sehen, daß Arbeitsanstrengung negativ gewertet werde. Ihre Theoreme haben ferner nur dann ungekünstelten Sinn, wenn unter „Genuß“ die Befriedigung der Bedürfnisse durch Konsum des Erworbenen verstanden ist: Nur diese folgen dem Gossenschen Gesetze, nur deren Skala nimmt stetig ab, nur sie, endlich, arbeiten auf ein stabiles Gleichgewicht hin. Besonders wichtig aber ist der Umstand, daß die statische Theorie, wie wir sahen, sehr viele Dinge als gegeben annimmt. Nur vom „hedonischen“ Handeln nun läßt sich voraussetzen, daß es sich mit diesen Verhältnissen einfach abfinden und gar nicht versuchen werde, sie zu radikal zu ändern. Nimmt man das für unsern Typus an, so beraubt man ihn seines wahren Wesens.

Kurz also: Die hier bekämpfte Auffassung versucht eine Verallgemeinerung des Begriffes „Bedürfnisbefriedigung“, welche wesentliche Tatsachen verdunkelt und, um richtig zu sein, zu einer Tautologie wird. Vom Standpunkte unsrer Zwecke hat es gesunden Sinn, den Begriff auf passive oder hedonische Bedürfnisse zu beschränken¹. Und dann können

¹ Ob der Energische den „Schmerz“ nicht flieht oder die Anstrengung für ihn kein „Schmerz“ ist, kommt auf dasselbe hinaus, wenigstens für uns.

wir wirklich sagen, daß Bedürfnisbefriedigung nicht immer Ziel von Handlungen ist, welche dessenungeachtet „wirtschaftliche“ genannt werden müssen. Wirtschaftliche Ziele brauchen eben nicht hedonische zu sein. Ich glaube, daß das nur offenbaren Tatsachen entspricht.

Auch dieses schöpferische Gestalten aber muß doch mit den vorhandenen Daten rechnen. Ja noch mehr. Man könnte sagen, daß es nichts andres in der Zukunft schaffen kann als wozu die Gegenwart den Keim birgt. Auch der Tatkräftigste würde also nur die Konsequenzen aus den gegebenen Verhältnissen ziehen, und man käme auf diese Weise sehr schnell zu dem Schlusse, daß auch er nichts schlechthin Neues schaffen kann und daß die Kontinuität des wirtschaftlichen Lebens auch in seinem Falle gewahrt bleibt. Endlich kann man von einem bestimmten Standpunkt aus die Existenz unsres schöpferischen Gestaltens überhaupt leugnen. Man kann den Glauben an sie als ein populäres Vorurteil erklären. Was uns als schöpferisches Gestalten erscheint, so könnte man sagen, braucht in Wirklichkeit noch lange nicht undeterminiert zu sein. Ebenso wie wir das statische Verhalten als völlig determiniert erkennen, obgleich das statische Wirtschaftssubjekt selbst sich doch der prinzipiellen Freiheit seiner Entschließungen bewußt ist, ebenso können wir auch in unserm Falle in den Tatsachen doch eindeutige Bestimmtheit finden, wo im individuellen Bewußtsein sowohl wie auch im täglichen Leben der Schein völliger Willkür herrscht. Von diesem Gedankengange aus kann man mir dann leicht vorhalten, daß ich den Sinn der statischen Theorie mißverstehe, wenn ich behaupte, daß sie nur absolut konstante oder sich doch lediglich passiv verhaltende Wirtschaftsvorgänge schildere, und daß man jedenfalls meinem Typus einfach dadurch Rechnung tragen kann, daß man ihn unter die Daten der Wirtschaft aufnimmt. Er ist ja auch jeweils in bestimmtem Ausmaße vorhanden und er hat ja auch seine Gesetze.

Darauf entgegne ich: Unter die Daten der Wirtschaft können wir einen solchen „Vorrat an Kraft zu schöpferi-

schem Gestalten“ deshalb nicht rechnen, weil sich derselbe anders verhält als die übrigen. Er stellt ein Agens dar, das immer neue Veränderungen erzeugt, während die übrigen Daten eben einen Gleichgewichtszustand bestimmen. Die gegebene Arbeitsmenge z. B. erzeugt unter bestimmten Verhältnissen bestimmte Genußgütermengen jahraus jahrein. Jene „Kraft“ aber wendet sich mit Notwendigkeit immer neuen Dingen zu. Wären wir viel weiter als wir heute sind, könnten wir wägen und messen, wo wir tatsächlich nur die Existenz eines Momentes nachweisen können, dann wäre es vielleicht möglich ein theoretisches System zu schaffen, in dem auch das schöpferische Gestalten ein bestimmtes Datum wäre. Allein so weit sind wir nicht. Wir haben nur das statische System. Und diesem steht das Moment des schöpferischen Gestaltens als eine fremde Macht gegenüber, sowie es auch in der Wirklichkeit der erfahrungsgemäß gegebenen Wirtschaft, die einen geschlossenen Organismus bildet, als etwas Fremdes gegenübertritt.

Gewiß muß ferner auch der Mann der Tat mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und gewiß kann er nur das schaffen, wozu die Zeit gekommen ist¹. Wir meinen natürlich nicht, daß es ihm frei stehe, in die Wirtschaft eines nomadisierenden Hirtenvolks den modernsten Hochofenprozeß einzuführen. Aber er zieht andre Konsequenzen aus den Daten der ihn umgebenden Welt, als die Masse der statischen Wirtschaftssubjekte, Konsequenzen, die vom Standpunkte der statischen Wirtschaft schöpferisch sind, und er ändert die ausgefahrenen Bahnen. Könnten wir allerdings sein Tun so genau beschreiben, wie das der „Statiker“, sähen wir die neuen Bahnen so klar wie die alten, wären die Momente, die auch ihn in bestimmten Richtungen halten, so einfach anzugeben, wie die Ketten, die die Masse an ihre Wirtschaftsweise binden, dann würden auch wir nicht von

¹ Man kann sogar sagen, daß auch sein Handeln nur „Anpassung“ sei — aber dann ist es eben eine andre Art von Anpassung, eine Anpassung nach andern Regeln als die statische.

schöpferischem Gestalten sprechen. Aber solange das nicht der Fall ist, hat es keinen Sinn auf die Determiniertheit des Handelns auch unsres Maunes der Tat Gewicht zu legen. Auf dem Gebiete der politischen Geschichte ist über dieses Thema eifrig debattiert worden. Aber wie immer man über die kausale Macht der Persönlichkeit denken mag, sicher ist doch, daß die Persönlichkeit als selbständiges Agens in der Geschichte erscheint und daß man nur darüber streiten kann, ob sie das als Persönlichkeit als wollendes Wesen tut oder ob sich unpersönliche Momente gerade in ihr treffen und durch sie hindurch wirken. Das diskutieren wir hier nicht. Uns kommt es lediglich darauf an, daß das schöpferische Gestalten die letzte für uns exakt erfassbare Tatsache ist, es berührt uns aber nicht, ob es sozusagen zu eigenem Rechte wirkt oder in ihm nur andre sachliche, wenngleich außerhalb der statischen Wirtschaft liegende Momente zu Worte kommen. Am Schlusse dieses Buches werden wir diesen Punkt noch einmal berühren.

Das verdeutlicht auch gleich, in welchem Sinne wir sagen, daß das Moment des schöpferischen Gestaltens die Kontinuität des volkswirtschaftlichen Werdens unterbricht. Es unterbricht die Kontinuität jener Art des Wirtschaftens, die wir als statisch bezeichneten. Freilich kann man in einem andern Sinne sagen, daß die Geschichte der Wirtschaft, wie des gesamten sozialen Lebens überhaupt, ein Kontinuum bilde. Und darin liegt sogar der Anfangspunkt aller wissenschaftlichen Erkenntnis der Geschichte. Vom Standpunkte unsrer Detailprobleme aber hilft uns diese Erkenntnis nicht über die Tatsache hinweg, daß wir spätere Entwicklungsphasen nicht in exakter Weise restlos auf frühere zurückführen können. Dann aber legen wir lieber gar keinen Wert auf sie. Und diese Erkenntnis hilft uns auch nicht über die weitere Tatsache hinweg, daß es zwei verschiedene Arten von wirtschaftlichen Vorgängen gibt, von denen die einen die Kontinuität der andern insofern unterbrechen, als sie es uns unmöglich machen, die letztern in jedem Zeitpunkte bloß aus sich selbst heraus zu verstehen.

Ich meine: Das schöpferische Gestalten verändert, wie wir sehen werden, die Daten auch der statischen Wirtschaften. Die letztern müssen sich anpassen. Wenn ich nun die Lage derselben in einem bestimmten Zeitpunkte betrachte, so führt mich ihre Untersuchung notwendig auf solche Eingriffe seitens unsres Momentes zurück. Und deshalb kann ich meist auch die Lage der statischen Wirtschaften nicht völlig verstehen, wenn ich auf diese Eingriffe nicht eingehe. Der Zustand der statischen Wirtschaften vor einem konkreten solchen Eingriffe, lehrt mich an sich noch nicht ihren Zustand nach demselben verstehen, wie das der Fall sein müßte, wenn kein fremdes Moment dazwischen gekommen wäre. Die Kontinuität in diesem Sinne wird durch unsern Typus des wirtschaftlichen Handelns tatsächlich unterbrochen.

Für uns also, die wir nicht tiefer in die Dinge eindringen können und wollen, als es unsre Probleme erfordern, ist das „schöpferische Gestalten“ tatsächlich ein letztes Prinzip. Dasselbe hat wirklich eine andre Stellung zu den Daten der Wirtschaft als das statische Handeln und nur diesen tatsächlichen Unterschied drückt — glücklich oder unglücklich — unsre Terminologie aus, wenn wir von Konstanz und Passivität der statischen Wirtschaft sprechen. Um alle Zweifel aufzulösen, müßten wir allerdings noch vieles sagen. Aber der Gewinn an Klarheit würde der Belastung der Darstellung und der Ermüdung des Lesers nicht wert sein. Ich ziehe es also vor, auf den Gesamteindruck des Bildes der Wirklichkeit zu verweisen, das sich aus der Gesamtheit der folgenden Ausführungen ergeben wird. Schließlich — wer wollte den Unterschied zwischen Ausüben und Schaffen, zwischen Führen und Geführtwerden, oder seine Bedeutung für die Erkenntnis der sozialen Vorgänge ernstlich leugnen?

Es erübrigt nur noch, uns ein Urteil zu bilden, über das Verhältnis dieses Momentes zu jenem, das ebenfalls ein Agens wirtschaftlicher Entwicklung sein kann, zu dem Momente des Auftretens starker Bedürfnisse und der Ausweitung des Gesichtskreises. Wir haben dasselbe erwähnt, ehe wir auf das psychische Phänomen der „Taten-

lust“ oder wie man es sonst nennen mag, zu sprechen kamen. Jetzt bieten sich die folgenden Überlegungen dar.

Zunächst besteht eine Analogie zwischen beiden Momenten. Das Auftreten starker Wünsche, die Erweiterung des wirtschaftlichen Gesichtskreises muß plötzlich und in großem Maße wirksam werden, wenn es zu mehr als bloß anpassender Veränderung der Wirtschaftsweise in unserm Sinne, also zu wirtschaftlicher Entwicklung führen soll. Wünsche wie Gesichtskreis mögen nach u d nach wachsen ohne zunächst wirksam zu sein, aber in praktisches wirtschaftliches Handeln dürfen beide nicht nach und nach, sondern uno actu, mit einem Entschlusse, umgesetzt werden. Denn sonst kommt es eben nicht zu neuen Unternehmungen, kleine Impulse und Summen von kleinen Impulsen können statisch wirken, sich nur in „Anpassungserscheinungen“ in unserm Sinne äußern. Auch das Moment der Tatenlust wirkt durch auf einmal sich äußernde, diskontinuierlich auftretende Entschlüsse. Dadurch eben wird es zum Hebel der Entwicklung, zum Hebel, der die Wirtschaft aus ihrer statischen Bahn herauslenkt. So wirken also beide Momente soweit ganz gleich nach außen hin und unterscheiden sich lediglich durch ihre psychologische Natur.

Sodann wurde aber schon hervorgehoben, daß auch plötzlich auftretende oder sich doch plötzlich äußernde Bedürfnissteigerungen und Gesichtskreisweitungen noch immer statisch wirken, d. h. sich durch viele kleine Schritte auf dem Wege fortschreitender Anpassung der Wirtschaft an sie durchsetzen können. Dann geschieht nichts, was den Wirtschaftssubjekten jemals als etwas ganz Neues erscheint, dann bleibt die Wirtschaft im Wesen, was sie war. Nur soweit ein andrer Weg gewählt wird, soweit schöpferisches Gestalten in Frage kommt, gibt es einen eigentlichen Entwicklungsvorgang, d. h. einen die Kontinuität unterbrechenden Übergang zu neuen wirtschaftlichen Niveaus. Diese Momente wirken also entweder statisch oder so wie unser Moment der „Tatenlust“. Der kraftvolle Entschluß allein bringt Neues, bringt Entwicklung ins Leben. Das bloße

Auftreten stärkerer Bedürfnisse und weiterer Einsichten für sich allein aber nicht. Wie die Nachfrage nur dann für die Wirtschaft in Betracht kommt, wenn sie effektiv ist, so werden auch jene Momente nur dann von Bedeutung, wenn sie zum Kampfe mit den geschilderten Widerständen führen, man könnte sagen, wenn sie sich mit Tatenlust kombinieren.

So fallen denn schließlich unsre beiden Agentia in eins zusammen. Regungen stärkerer Wünsche und Weitungen des wirtschaftlichen Gesichtskreises werden nur beim Manne der Tat zur Entwicklungsursache. Übrigens könnte man auch darauf hinweisen, daß sie in dieser kraftvollen Weise sich überhaupt nur beim Manne der Tat einstellen. Der Begriff des „schöpferischen Gestaltens“ ist also zunächst der weitere, er umfaßt sowohl hedonische wie energische Motive. Sodann aber sehen wir, daß es auch ohne die erstern, aber kaum jemals ohne die letztern zu schöpferischem Gestalten kommen würde. Außerdem treten starke Wünsche und Erweiterungen des wirtschaftlichen Gesichtskreises nur sehr selten mit der notwendigen „Plötzlichkeit“ auf. Und endlich bilden sie keine stets fortwirkende Kraft, sondern sie fügen sich, einmal vorhanden, den statischen Gesetzen ein.

Deshalb wollen wir im Folgenden in der Regel nur vom „energischem“ Momente sprechen. Aber wir leugnen damit nicht das andre und unsre Resultate gelten auch dafür. Nur stellen wir fest, daß seine selbständige Bedeutung sehr gering ist und daß es auch, soweit es eine solche hat, nur ebenso wirkt als das Motiv, auf das wir das Hauptgewicht legen. Wer das Gegenteil glaubt, der mag es tun. Wer aber glaubt, daß große Erfolge nur Zufallsgewinne von Wirtschaftssubjekten sind, die sich ebenso statisch verhalten wie die andern, dem soll das Folgende Gründe für eine andere Auffassung zeigen.

Wir wollen nun einen Schritt weiter in der Analyse der der statischen Theorie unzugänglichen Tatsachen der Wirtschaft tun. Der neue Typus, den wir herauszuarbeiten suchten,

verkörpert das Grundprinzip des Folgenden. Aber für sich allein würde uns dasselbe wenig sagen. Zwar glaube ich, daß seine Präzisierung ein großes Interesse hat, allein an konkreten wirtschaftlichen Erkenntnissen würden wir dadurch nicht reicher. Fast könnte es scheinen, daß sich daraus ergäbe, daß gerade über die glänzendsten Erscheinungen des Wirtschaftslebens unsre Theorie nichts zu sagen vermag — was in der Tat nur die *communis opinio* ist. Denn unser Resultat ist eigentlich nur negativ: Viele und gerade die stärksten Individualitäten werden anders handeln, als man nach den Sätzen der Statik annehmen sollte. Aber wie? Sie werden Neues schaffen und Altes zerstören, kühne Pläne irgendwelcher Art konzipieren und durchführen, deren Originalität aller Erfassung zu spotten scheint, ihre Mitbürger ihrer Herrschaft unterwerfen, vielleicht die nationale Politik und Organisation beeinflussen, den „natürlichen“ Gang der Wirtschaft durch gesetzliche und ungesetzliche Mittel und jedenfalls anders als durch „Tausch“ abändern usw. Was vermögen wir demgegenüber? Gewiß können wir nicht alle diese Dinge kurz zusammenfassen. Vor allem ist es naturgemäß, daß wir uns auf jene Äußerungen energischen Willens beschränken, die sich nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete abspielen, sondern deren Mittel auch rein wirtschaftliche sind. Gewalttaten jeder Art, z. B. Revolutionen, müssen wir natürlich von der Betrachtung ausschließen. Das bedeutet keineswegs eine Entstellung der Wirklichkeit, sondern nur, daß wir von all den Tatsachen, die es hier gibt, eine Gruppe herausheben, welche wir bewältigen zu können glauben und welche glücklicherweise außerdem von besonderem Interesse ist. Auch werde ich in diesem Buche nicht versuchen, gleich eine ganz exakte Theorie zu entwickeln. Das geht nicht im ersten Anlaufe und würde dabei nur schädlich sein. Sondern ich werde lediglich einige allgemeine Erkenntnisse darzulegen suchen, zweifelsohne nicht ganz korrekt, welche hinreichend regelmäßige und häufige Tatsachen betreffen und, wenn sie nicht alles bieten, doch unsrer Einsicht manches hinzu-

fügen können und unmittelbar eine lohnende theoretische Ernte tragen.

Unter dieser Reserve ergibt sich eine brauchbare positive Antwort auf die essentielle Frage, worauf jene nicht-statische Energie verwendet wird, ganz leicht. Alle ihre Betätigungen kann man auffassen als Änderungen der gegebenen Verhältnisse, von denen die statische Theorie ausgeht. Und jene Betätigungen derselben, die wir hier näher betrachten wollen, bestehen in der Durchsetzung neuer Kombinationen der vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten.

Erklären wir das näher. Es muß Neues geschaffen werden und dieses Neue kann zunächst, d. h. bis sein Erfolg realisiert ist, in nichts anderm bestehen als in neuen Verwendungsarten vorhandener Mittel. „Neu“ heißt hier „neuartig“. In gewissem Sinne ist jeder neue Rock etwas Neues. Aber das meinen wir hier nicht. Der Ton liegt darauf, daß etwas geschaffen wird, was in dem statischen Zustande der Wirtschaft, von dem wir ausgehen, nicht bereits regelmäßig geschaffen zu werden pflegte, was dem Wertsysteme der Statik zunächst fremd gegenübersteht und erst nach und nach von ihm assimiliert werden muß, wobei dasselbe mehr oder weniger verändert wird. In einem streng statischen Zustande bewegen sich, wie geschildert, Produktion und Konsumtion in ausgefahrenen Geleisen. Es werden immer dieselben Güter — und immer in denselben Mengen — von immer denselben Leuten produziert und konsumiert; geschieht das ausnahmsweise nicht, so besteht eine Tendenz, das wieder gutzumachen. Es ist nun sehr wichtig dieses wirklichkeitsfremde Bild klar festzuhalten, da sich aus dem Gegensatze dazu unsre Phänomene hier besser erkennen lassen. Unser Mann der Tat entzieht einen Teil der Güter, die in der statischen Wirtschaft, von der wir ausgehen, vorhanden sind, den statischen Verwendungen, denen sie bisher regelmäßig dienten oder für die sie produziert wurden, und verwendet sie anders. Das ist es, was wir unter der Durchsetzung neuer Kombinationen verstehen.

Diese Auffassungsweise erweist sich als sehr fruchtbar und da sie nur Hilfsmittel der Darstellung ist, so liegt kein Grund vor, sie prinzipiell anzugreifen ehe die Resultate bekannt sind, zu denen sie führt.

Das nächstliegende Beispiel ist die Produktion eines bisher noch nicht bekannten Gutes. In einem statischen Zustande der Volkswirtschaft, in dem es keine „industrielle Reservearmee“ gibt und auch sonst alle Produktionsmittel beschäftigt sind, muß evidentermassen der Bedarf dieser neuen Produktion an Produktionsmitteln den bisherigen entzogen werden¹. Auf derselben Stufe steht natürlich die Einführung einer neuen Qualität eines Gutes oder einer neuen Verwendung eines bereits bekannten. Aber auch eine neue Produktionsmethode für eines der bisher produzierten Güter ist als eine „neue Kombination“ aufzufassen. Man sieht das leicht, wenn man bedenkt, daß auch das zu einem Virement der produktiven Kräfte und der Werte führt. Dasselbe weiters gilt von der Erschließung eines neuen Marktes, wie ohneweiters klar ist und endlich hat es auch keine Schwierigkeit, in der Änderung der wirtschaftlichen Organisation, z. B. in der Schaffung eines Trustes, der Einführung des Großbetriebs usw. dasselbe Moment zu erkennen. Der typischste Fall, der alle die verschiedenen Möglichkeiten und alle Seiten der Sache, die organisatorische, kommerzielle, technische usw. mehr oder weniger repräsentiert, ist die Gründung einer neuen Unternehmung. Wir wollen daher im allgemeinen davon sprechen und festsetzen, daß wir einen Vorgang von der Art der erwähnten, wenn

¹ Diese Auffassungsweise ist ganz grundlegend für unser Gebäude. Man könnte sagen, daß für neue Produktionen die natürlichen Zuwächse, die die Produktivkräfte einer Volkswirtschaft ja erfahren, zur Verfügung stehen. Allein erstens stehen wir auf dem Standpunkte, daß diese Zuwächse wesentlich erst Konsequenzen der Entwicklung sind und zweitens wäre unsre Auffassung auch auf sie anwendbar: Diese Zuwächse würden eben jenen Verwendungen entzogen, denen sie zugewendet würden, wenn nichts „Neues“ geschaffen würde und sie statisch verwendet werden müßten.

er von einer alten Unternehmung ausgeht, als eine partielle Neugründung auffassen. Das paßt durchaus auf die Sache, da ja das Einschlagen neuer Bahnen in beiden Fällen das entscheidende Moment ist und hat keinen andern Zweck, als die Ausdrucksweise zu vereinfachen und festere, lebendigere Vorstellungen hervorzurufen.

Unser zweites Grundprinzip stellt sich also folgendermaßen dar: Im normalen Kreislaufe des statischen Wirtschaftsprozesses erscheinen alle Vorgänge, die es da gibt, und alle vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen in bestimmte Kombinationen gefaßt. In bestimmt gegebener Weise werden die vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen zu bestimmten Produkten vereinigt. Innerhalb der natürlichen und sozialen Schranken, aber auch innerhalb dieser gewohnten Kombinationen ist das Handeln jedes Wirtschaftssubjekts durch das Streben nach größtmöglicher Bedürfnisbefriedigung zu erklären. Allein diese Kombinationen, die in jedem Augenblick der Ausdruck der Lebens- und Wirtschaftsweise eines Volkes sind, können niemals die absolut besten sein, die überhaupt möglich sind. Daß ein Wirtschaftssubjekt sich bei gegebenen Kombinationen so gut einrichten werde als es möglich ist, ist eine Behauptung von bestimmtem, gesundem Sinne. Daß jene Kombinationen die besten seien, die die natürlichen und sozialen Verhältnisse gestatten, ist dagegen unmöglich. Das technische und kommerzielle Produzieren ist innerhalb eines bestimmten natürlichen und sozialen Milieu und selbst innerhalb eines bestimmten Standes technisch-wissenschaftlicher Erkenntnis praktisch unbegrenzt verbesserbar. Nie sind „alle“ Möglichkeiten realisiert und wären sie es einmal, so würden sich sofort neue eröffnen. Nur in bezug auf eine gegebene Produktionsweise gibt es einen relativ besten Zustand, ohne eine solche aber nicht. Davon überzeugt man sich leicht, wenn man bedenkt, daß das Gegenteil heißen würde, man könne nichts mehr in der Wirtschaft noch anders machen, man habe ein Ideal erreicht. Das Ideal des statischen Gleichgewichtszustandes ist prinzipiell erreichbar, da es sich

dabei nur darum handelt zwei entgegengesetzte Kräfte, Nutzen und Kosten, bei jeder gegebenen Verwendungsweise der Produktionsmittel zu balancieren. Die ideale Verwendungsweise selbst ist nicht erreichbar, weil es hinter ihr notwendigerweise immer noch „idealere“ gibt: Erzeuge ich aus meinem Getreide Branntwein und Brot, so gibt es ein Mengenverhältnis beider, das ich einhalten muß, wenn ich nicht darauf kommen soll, daß ich entweder zu wenig Branntwein im Verhältnis zum Brot oder zu wenig Brot im Verhältnis zum Branntwein habe. Erzeuge ich aber Brot oder Branntwein in besserer Weise als bisher, so fehlt dieser Regulator: Ich kann Brot oder Branntwein immer wieder in noch besserer Weise erzeugen, ohne daß ich die bisherige Produktionsweise als einen Hemmschuh fühle. Wenn ich ein drittes Genußgut aus meinem Getreidevorrat erzeuge, so wird dessen Menge in statischer Weise ihr Maß finden. Wenn ich aber immer weitere vorteilhafte Verwendungsmöglichkeiten meines Getreides sehe, so werde ich es in immer neuer Weise verwenden ohne jede angebbare Grenze. Man sieht — innerhalb gegebener Kombinationen hat jede Gütermenge ihre Grenze. Die Kombinationen selbst aber haben keine. Stets wird im großen Ganzen der Volkswirtschaft geändert und gebessert und der Erschöpfung der Möglichkeiten stehen wir heute nicht näher als zur Steinzeit.

Von einem Gleichgewichtszustand und einer ruhenden Wirtschaft können wir also nur unter der Annahme sprechen, daß die Kombinationen alle fest gegeben sind. Diese Annahme hat die bisherige theoretische Ökonomie im allgemeinen tatsächlich gemacht, wenn auch meist nicht ausdrücklich — diese Annahme liegt ja schon in der Aufnahme der Technik unter die Daten der Wirtschaft —, und sie hat wesentlich nur die Gesetze des wirtschaftlichen Kreislaufs innerhalb gegebener Kombinationen untersucht. Sie konnte das auch tun, weil die Kombinationen tatsächlich bemerkenswert konstant sind, weil die Wirtschaftssubjekte die neuen Möglichkeiten nicht sehen oder, wenn sie sie sehen, sie

nicht prompt realisieren. — Zugleich liegt in der Durchsetzung neuer Kombinationen der Umstand, der macht, daß die Wirtschaft nicht statisch ist, es liegt in ihr das Wesen und der Inhalt der Entwicklung. Dagegen liegt ihr Wesen nicht im statischen Wachstum der Wirtschaft, etwa in der Zunahme von Bevölkerung oder „Kapital“. Dieser negative Nachweis wird noch im letzten Kapitel nachgetragen werden.

Nun haben wir diese Auffassung zu unserm ersten Grundprinzip in Beziehung zu setzen. Es erhebt sich die Frage: Wie setzt sich das Neue in der Wirtschaft durch? Wir haben einen streng statischen Gleichgewichtszustand irgendeiner Volkswirtschaft und zahllose mögliche neue Kombinationen, denen keinerlei materielle Existenz zukommt. Wo existieren also die letztern? In der Psyche einer kleinen Gruppe der Wirtschaftssubjekte¹. Weitaus die meisten Leute sehen sie nicht. Für diese existieren sie nicht. Die meisten Leute gehen ihrem täglichen, gewohnten Erwerbe nach und haben damit genug zu tun. Meist stehen sie auf schlüpfrigem Boden, und das Bestreben, sich aufrecht zu erhalten, nimmt ihre Kraft in Anspruch und erstickt alle Lust nach weitem Ausblicken. Sie wollen einfach nicht untergehen, das tägliche Brot erwerben in der erprobten Weise. Mit Neuem zu experimentieren haben sie keine Neigung. Mag ihnen auch einmal einfallen, daß das oder jenes viel besser oder einfacher getan werden könnte — der moralische Mut fehlt ihnen, zu versuchen. Sie haben die Kraft und Muße nicht, die Sache durchzudenken, sie können

¹ Der Leser sieht, worauf ich hinaus will: Wie die Durchsetzung neuer Kombination Form und Inhalt der Entwicklung ist, so ist das Tun des Führers ihre treibende Kraft. Wären alle Wirtschaftssubjekte gleich weitsichtig und energisch, so müßte unser Bild der Wirtschaft natürlich anders ausfallen. Aber es ist nicht so, und wir meinen, daß hier graduelle Unterschiede der Persönlichkeiten, die für die einfache Logik der Wirtschaft prinzipiell irrelevant sind, zu wesentlichen Erklärungsmomenten des Geschehens werden.

die bisherige Basis ihrer Existenz nicht riskieren. Die tägliche Arbeit hält sie nieder, Organisation, Einflüsse ihrer Genossen legen ihnen unzerreißbare Ketten auf.

Das ist die Menge. Eine Minorität von Leuten mit einer schärfern Intelligenz und einer beweglicheren Phantasie sehen zahllose neue Kombinationen. Mit offeneren Augen blicken sie in die alltäglichen Vorkommnisse und eine Menge Ideen suggerieren sich ihnen wie von selbst. Viele unter ihnen retten sich genügend Frische aus der täglichen Routine, um einzelne dieser Ideen weiter verfolgen zu können und in konkrete Form zu bringen. Aber das allein genügt nicht. Auch für diese Leute gelten ähnliche Hindernisse, auch sie müssen ihre Kraft dem einmal eingeschlagenen Wege widmen, andernfalls können sie ihre Ideen mit ihrer wirtschaftlichen Existenz bezahlen. Dann aber kommt es nie zur Tat und jene Einsichten haben nicht mehr praktische Bedeutung, als Träumereien im Reiche der Feen. Und so wertlos sind für die Praxis selbst sorgfältig ausgearbeitete Einfälle, daß der „Praktiker“ meist nur ein Lächeln für sie hat und allzuviel Planemachen direkt als ein geistiger Defekt angesehen wird. Nicht ohne Recht; oft ist die einzige Folge, daß die statische Tätigkeit jener Planeschmiede leidet. Aber immerhin leisten sie eine Vorarbeit, deren Früchte sie freilich fast nie genießen.

Dann aber gibt es eine noch geringere Minorität — und diese handelt. Ob sie den Plan ihrer Tat selbst konzipierten und einen der vielen, die der eben erwähnte Typus unaufhörlich hervorbringt, aufgriffen, das ist ganz gleichgültig. Die neuen Kombinationen kann man immer haben, aber das Unentbehrliche und Entscheidende ist die Tat und die Kraft zur Tat. Es ist jene Geistesverfassung, welche wir früher zu charakterisieren suchten. Es ist jener Typus, der hedonisches Gleichgewicht verachtet und nicht ängstlich auf das Risiko blickt. Die Folgen, die eine Niederlage für ihn haben muß, und die Frage, ob alle, die von ihm abhängig sind, dadurch nicht ihre Altersversorgung verlieren werden, beachtet er nicht. Sehr gleichgültig ist

ihm, was seine Genossen und Übergenossen zu seinem Unternehmen sagen werden, und seine tägliche Arbeit hat ihn nicht kraft- und mutlos gemacht. Und was immer seine Lage ist, ob er weitem Erwerb sehr nötig braucht oder alle seine Bedürfnisse überreich befriedigen kann — es ist die Tat, die ihn lockt. So ist also die Energie das entscheidende Moment und nicht die „Einsicht“ allein. Letztere ist viel häufiger, ohne daß sie zur einfachsten Tat führt. Auf die Disposition zum Handeln kommt es an. Die Fähigkeit, andre sich zu unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, zu befehlen und zu überwinden ist es, die — auch ohne besonders glänzende Intelligenz — zu erfolgreichem Tun führt.

Wir wenden uns nun einem Punkte zu, der für unsern engeren Zweck von Bedeutung ist. Die neuen Kombinationen sind zunächst nichts Materielles, sie sind zunächst überhaupt nichts. Ihr Vorhandensein im Bewußtsein einiger Leute ändert nichts an dem Gange der Wirtschaft und ist an sich, wie wir sahen, so bedeutungslos wie die Kanäle im Mars. Aber das ändert sich, sobald eine solche neue Kombination von einem Manne unsres energischen Typus aufgegriffen wird. Zu etwas Materiellem wird sie dadurch allerdings nicht; aber aktuell wird sie. Von dem Momente an, nämlich, von dem unser Mann ihre Realisierung ernstlich ins Auge faßt, beginnt ihr Vorhandensein sich in sehr reeller Weise fühlbar zu machen. Auf die vorhandenen Güter wirkt sie nicht sofort, wohl aber auf deren Werte und durch diese auf die Preise. Unser Mann wird seine Wertschätzungen für viele Güter ändern; er wird sowohl seine eigenen anders werten, wie auch Güter andrer Leute mit andern Augen ansehen. Gedenkt er seiner Unternehmung z. B. irgendwie eine Monopolstellung zu erobern, so wird er von dem Momente, in dem sein Plan zum Entschlusse wird, sie nun anders schätzen. Ist für seine Absicht das Grundstück seines Nachbarn nötig, so wird er eine bisher nicht vorhandene Nachfrage danach entfalten. Dieser Einfluß

reicht sehr weit. Holt jemand zu einem großen Unternehmen aus, so wird ihm sein gesamter Güterbesitz, wenn dasselbe von ihm abhängig ist, in anderm Lichte erscheinen als bisher. Aber auch auf andre Leute wird sich das erstrecken. Wer z. B. Vertrauen zu unserm Manne hat und mit ihm kooperieren will, wer ferner sonst einen Vorteil oder auch einen Nachteil von der Ausführung seines Planes zu erwarten hat — und der Kreis dieser Leute wird oft ein großer sein — wird die Wertungen seiner Güter und seine Nachfrage nach solchen andrer Leute mehr oder weniger ändern, was ja nichts andres heißt, als daß er, sobald ihm jener Plan bekannt und er durch denselben irgendwie affiziert wird, sein wirtschaftliches Handeln danach einrichten, d. h. mehr oder weniger verändern wird. Das wichtigste sind natürlich immer die Schätzungen des Mannes der Tat, während sich die große Masse der Wirtschaftssubjekte auch in dieser Beziehung passiv verhalten wird.

Wir werden also sagen können, daß in jeder nicht völlig stationären Volkswirtschaft eine große Anzahl von Gütern, in gewissem Sinne geradezu alle, zwei verschiedene Wertskalen hat, die in der Psyche einer größeren oder kleineren Gruppe von Leuten nebeneinander bestehen. Am meisten gilt das von den Produktivgütern, von Arbeit, Boden und Werkzeugen und Rohmaterialien, aber es gilt auch zunächst von Genußgütern im Besitze von Leuten, die sie zu Erwerbszwecken verwenden wollen und schließlich auch von solchen, die von ihrem Besitzer für seinen Genuß bestimmt sind. Von einzelnen Gütern namentlich der letztern Art mag man das nicht sagen können, betrachtet man aber nur diese Kategorien als Ganze, so gilt das Gesagte schlechthin allgemein. Güter aller dieser Kategorien haben also in jedem Zeitpunkte einen bestimmten statischen und einen weniger stabilen, aber nichtsdestoweniger theoretisch ebenso bestimmten Entwicklungswert. D. h. sie haben erstens den Wert, der ihrer hergebrachten Verwendung entspricht und in einer statischen Wirtschaft jahrein jahraus realisiert wird und zweitens einen andern, der neuen Verwendungen ent-

spricht und durch die Verwirklichung neuer Kombinationen durch die wirtschaftliche Entwicklung realisiert werden soll.

Die beiden Wertskalen hängen natürlich miteinander zusammen, aber sie sind doch deutlich unterscheidbar. Wir können uns das klarer machen, wenn wir uns eine statische Wertskala näher betrachten. Die Wertskala eines Gutes stellt die, bekanntlich abnehmenden, Bedürfnisintensitäten¹ dar, denen jede seiner Teilmengen entspricht, wenn die letztern in derselben Reihenfolge aneinandergereiht werden, in der ihre Konsumtion erfolgt. Diese Bedürfnisintensitäten und mithin die Wertskala sind nun so gut wie niemals bloß von einer Verwendungsart des betreffenden Gutes abhängig. Denn alle Produktivgüter und die meisten Genußgüter gestatten mehrere Verwendungen. Und selbst jene, welche von einem bestimmten Wirtschaftssubjekte nur einer zugeführt werden könnten, können von ihm in einer Verkehrswirtschaft ausgetauscht werden gegen andre. Diese Tauschmöglichkeit nun wird die Wertschätzung unsres Individuums beeinflussen und muß mithin in der statischen Wertskala des Gutes zum Ausdruck kommen. Jedes Gut hätte also mindestens zwei Verwendungsarten, den direkten Konsum und den Austausch, wobei dann von dem Standpunkte des Individuums die Werte der auszutauschenden Güter, weil vom Besitze des Tauschgutes abhängig, in der Wertskala des letztern berücksichtigt werden müssen. Da man im allgemeinen sehr viele verschiedene Güter, durch das Medium des Geldes geradezu alle, gegen ein bestimmtes, das man besitzt, eintauschen kann, so werden die Werte vieler in der Wertskala des besessenen erscheinen müssen. Einfluß auf ihre Gestalt werden aber nur die Werte jener haben, die erstens größer sind — wenn auch vielleicht nur an einer kleinen Stelle der ursprünglichen Skala — als der Konsumtionswert des besessenen Gutes und zweitens auch größer — wiederum: an einer bestimmten Stelle wenigstens — als die Werte der andern Güter, die man für dieselbe Menge sonst noch austauschen könnte.

¹ Vgl. das darüber im I. Kapitel Gesagte.

Die Wertfunktion jeder Gütermenge für jedes Wirtschaftssubjekt hängt also immer von vielen Verwendungsmöglichkeiten des Gutes ab und zwar wird sie bestimmt durch jene von denselben, welche die nach Ansicht des Individuums besten sind und welche es daher durchführt, also von allen tatsächlich vorgenommenen Verwendungen. Diese Wertskala steht fest in jeder statischen Wirtschaft, da hier alles, inklusive Tauschmöglichkeiten und Resultate des Tausches, vorhergesehen ist, keine Überraschungen eintreten und alles so geschieht, wie es in der früheren Wirtschaftsperiode geschah. Allein um das Gesetz dieser verschiedenen Verwendungen zu finden, um anzugeben, wieviel von seinem Gute das Individuum auf jede derselben verwenden wird, ist diese Wertskala nicht zu brauchen. Denn sie umschließt bereits alle Verwendungen und ist ihr Resultat. Handelt es sich darum, eine bestimmte Verwendungsart zu untersuchen, so muß man ihren Wert wiederum aus unsrer Wertskala ausscheiden und den übrigen Verwendungsarten gegenüberstellen. Nur so kann man finden, wieviel unser Individuum darauf verwenden, was es dafür bekommen und was sein Gewinn von dieser Verwendungsart sein wird. Vom Standpunkte dieser Untersuchung kann man sagen, daß jedes Gut sovieler Wertskalen als Verwendungen hat. Der Wertskala jeder Verwendung steht die aller andern zusammengenommen gegenüber und diese Gegenüberstellungen ergeben die Entscheidungen des Individuums bezüglich einer jeden. Aus allen diesen verschiedenen Wertfunktionen ergibt sich dann jene eine, die sie alle umfaßt und die das Verhalten des Individuums gegen eine nun neu auftauchende Verwendungsmöglichkeit bestimmen würde.

Ein Beispiel soll das klarer machen. Ein Landmann verwende seine Ernte jährlich zu eigenem Konsum, zu Saatgut und als Tauschmittel gegen z. B. Kleider. Seine Wertskala für sein Produkt wird abhängen von seiner Wertschätzung für diese drei Bedürfnisbefriedigungen. Wieviel Kleider aber er eintauscht und zu welchem Tauschverhältnisse, das wird uns diese Wertskala nicht erklären

können, denn sie enthält ja bereits den Nutzen einer bestimmten Menge von Kleidern. Um diese Menge und ihren Preis zu finden, müssen wir der Wertskala der Kleider jene Wertskala gegenüberstellen, welche aus den Bedürfnisintensitäten für Eigenkonsum und Saatgut gebildet ist. Und so natürlich auch für diese beiden Verwendungen. So hat also das Produkt des Landmannes drei Wertskalen. Jene eine, die Wertskala *κατ'ἔξοχην*, drückt seine Wertschätzung für sein Produkt unter der Voraussetzung aus, daß jene drei Verwendungsarten in der durch die drei Wertskalen oder Paare von Wertskalen gegebenen Weise wirklich durchgeführt werden. Sie bestimmt seine wirtschaftliche Fürsorge für jenes Produkt z. B. gegenüber Verlust, bestimmt was er z. B. für Versicherung der Ernte zahlen würde und hat daher gewiß eine reelle Rolle. Besonders aber wird sie wirksam, wenn eine neue Verwendungsmöglichkeit sich darbietet. Dann verkörpert sie sozusagen die Gegen Gründe gegen dieselbe und wirkt mit zur Entscheidung, ob etwas und wieviel von der Ernte auf sie zu verwenden ist.

In strenger Statik nun gibt es keine solchen neuen Verwendungsarten. Alles ist vorhergesehen und definitiv arrangiert, wenngleich man, um dieses Arrangement zu verstehen, sukzessive jede der tatsächlichen Verwendungsarten den andern gegenüberstellen und als „neue“ betrachten muß. Wenn aber das geschehen ist und alle Produktiv-, Konsumtiv- und Tauschmöglichkeiten feststehen, gibt es für jedes Gut und jedes Wirtschaftssubjekt nur eine Wertskala mehr, welche jahraus jahrein in derselben Weise realisierte Bedürfnisbefriedigungen verkörpert — die unter den Verhältnissen erreichbare und tatsächlich erreichte Bedürfnisbefriedigung. Diesem konstanten Systeme von Gegenwartswerten stellen wir nun ein andres System gegenüber, das aus jenen Werten besteht, die durch Realisierung der neuen Kombinationen, die in einem gegebenen Zeitpunkt ins Auge gefaßt werden, sich ergeben würden. Wir nennen dasselbe das System der Zukunftswerte. Diese Zukunftswerte sind die Wertschätzungen, die die Güter er-

halten, wenn man sie im Zusammenhange mit neuen, vorteilhafteren Kombinationen wertet, deren Realisierung von ihrem Besitze abhängig ist.

Gegenwarts- und Zukunftswerte stellen wir also einander gegenüber, als zwei wesentlich verschiedene Auffassungen vom Werte eines und desselben Gutes. Verschiedene Leute werten zwar dieselben Güter immer verschieden auch auf dem Gebiete der statischen Werte. Und auch dieselbe Psyche kann, wie wir sahen, innerhalb der Statik dasselbe Gut verschieden werten je nachdem, ob es die eine oder die andre Verwendungsart oder auch alle zusammen ins Auge faßt. Aber der Gegensatz zwischen Gegenwarts- und Zukunftswerten ist dennoch von einem besonderen Interesse mit Rücksicht auf seine Ursache und seine Konsequenzen, und so rechtfertigt sich wohl eine prinzipielle Unterscheidung zwischen beiden. Man kann sie tatsächlich trennen und tut das in der Wirklichkeit oft. Bekannt ist ja die Verschiedenheit des Wertes eines Grundstückes je nachdem man es mit oder ohne Rücksicht auf künftige Verwendung als Baugrund betrachtet. In diesem Beispiele kann sogar oft ohne weiters ein statischer und ein Zukunftspreis unterschieden und der Unterschied geradezu verselbständigt werden. Nicht immer ist das so leicht möglich. Wir sprachen im Vorhergehenden von der Wertskala. Diese wird stets durch das Aktuellwerden einer neuen Kombination beeinflusst. Wenn aber die Menge eines Gutes sehr groß ist, so braucht sich deshalb der Grenznutzen nicht so zu ändern, daß der Preis des Gutes merklich beeinflusst wird. Für die Arbeit z. B. ist dieses Moment von großer Bedeutung. Trotzdem gilt das Gesagte von ihrer Wertskala.

Die Zukunft wirkt also machtvoll in das Wertsystem der Gegenwart hinein, so unkörperlich ihre Macht ist. Wie weit die Herrschaft ihres Wertsystems geht, ist quaestio facti. In einer fortschrittlichen Volkswirtschaft, in der jedermann Neues sich entwickeln sieht und noch mehr davon hört, wird ein viel weiterer Kreis mit Zukunftswerten rechnen und besonders im Preiskampf von ihnen Vorteil zu

ziehen suchen, als bloß der unsrer Männer der Tat. Das ist jedoch nur eine Reflexerscheinung, die sich lediglich aus dem Tun der letztern erklärt, seiner Führung folgt und ohne dasselbe nicht möglich wäre. Es wird sich daher empfehlen, um den Kern der Dinge hervorzuheben und klar und scharf zu erkennen, davon abzusehen, wenigstens im allgemeinen, um unser Bild nicht zu trüben oder unnötig zu komplizieren. So groß ihre praktische Bedeutung ist, so gering ist ihr prinzipielles Interesse. Es ist nur ein unsicheres Glücksspiel, das jene Outsider treiben, und es schlägt häufiger zu ihrem Schaden als zu ihrem Vorteile aus. Den großen Zug der Dinge kann man daraus nicht erklären, vielmehr wird er dadurch verhüllt und entstellt. Wenn auch die Entwicklung immer weitere Kreise zieht und immer mehr Leute daran auch tätig teilnehmen, so treffen wir doch den Kern der Sache, wenn wir in erster Annäherung unser Wertsystem der Zukunft auf unsre kleine Gruppe beschränken, ohne die es ja nie zur Wirklichkeit werden könnte, und für alle andern Wirtschaftssubjekte strenge an der oben erörterten statischen Wertskala festhalten.

Die typischste Verkörperung von Zukunftswerten ist eine neue Unternehmung. Mitunter ist sie gar nichts mehr als die Substantiierung einer Gewinnmöglichkeit — und man kann alle Zukunftswerte auf dieses Schema bringen. Sie sind das Korrelat der neuen Kombinationen, sie sind neue Kombinationen in die Wertsprache übersetzt. Sie sind die Schatten kommender Ereignisse, die Vorboten der unmittelbaren wirtschaftlichen Zukunft. So führt auch dieses der Praxis der Märkte wohlbekannte Phänomen auf das Tun der Führerpersönlichkeit zurück.

Wir kommen nun zu einem andern Thema, das wir hier einschieben wollen. Unsre beiden grundlegenden Prinzipie, das Energieprinzip und das der Durchsetzung neuer Kombinationen, welche beide, wie wir sahen, zusammenfallen und zusammen einen bestimmten Typus von Wirtschaftssubjekten

charakterisieren, gelten schlechthin allgemein, wo es Veränderungen eines überkommenen wirtschaftlichen Niveaus gibt, ebenso in der Wirtschaft des Beduinen, wie in der des deutschen Bauers, ebenso in dieser wie in der des modernen Großindustriellen. In allen diesen Wirtschaftsformen kann man die beiden Typen des statischen und energischen Handelns wahrnehmen. Die relative Bedeutung beider mag verschieden sein in verschiedenen Verhältnissen, aber das ändert nichts an den Fundamenten der Sache. In primitiven Zuständen und sonst in stagnierenden Volkswirtschaften mag unser Typus zu fehlen scheinen — eben dort, wo sich keine Entwicklung zeigt, eine ganz gute Bestätigung unsrer ganzen Betrachtungsweise. Es kann sodann in manchem Zentrum moderner Wirtschaft so aussehen, als ob der statische Typus ganz fehlte, obgleich das m. E. immer nur ein Resultat mangelhafter, oberflächlicher Beobachtung unanalysierter Wirklichkeit ist. Aber im allgemeinen treten beide Typen immer und überall klar hervor, wenn auch mehr oder weniger scharf.

Erst in der modernen Wirtschaft hat sich jedoch der energische Typus auf wirtschaftlichem Gebiete so bedeutsam entwickelt, daß er eine besondere Klasse von Wirtschaftssubjekten charakterisiert und einen eigenen Namen erhalten hat, nämlich Unternehmer. Das ist nun außerordentlich wichtig: Unser Gedankengang gibt uns ganz von selbst die Antwort auf die Frage nach dem Wesen und der Rolle des Unternehmers. Es ist der Mühe wert, bei diesem Resultate, das ein viel diskutiertes Problem der Nationalökonomie der Lösung näherzubringen und etwas Präzises über ein bisher wenig fruchtbares Thema zu sagen scheint, etwas zu verweilen. Wir wollen unsern Begriff des Unternehmers zunächst näher präzisieren und analysieren und sodann einige weitere Bemerkungen daran knüpfen.

Wenn man eine bestimmt benannte Erscheinung der Wirklichkeit in dem Feuer der Analyse zu einem wissenschaftlichen Begriffe umschmelzen will, so muß man schon im vorhinein darauf gefaßt sein, daß das wissenschaftliche

Instrument, das man gewinnt, von dem landläufigen Begriffe mehr oder weniger differieren wird. Die Wissenschaft sieht Unterschiede dort, wo der Alltag keine findet und legt auch naturgemäß auf andre Merkmale Gewicht. Keinesfalls heißt das, daß wir die Wirklichkeit entstellen. Ausscheidung mancher Erscheinungen, die üblicherweise unter einem Begriffe zusammengefaßt werden, als nicht zum Wesen der Sache gehörig oder als unwesentlich, und Einbeziehung andrer, die ihm gewöhnlich entschlüpfen, sind sogar essentielle Resultate, die zu richtigerer Auffassung der Tatsachen nötig sind. Der Photograph retouchiert nicht nur in der Absicht, sich von der Wirklichkeit zu entfernen, sondern auch und sogar vor allem, um das Wesentliche klarer hervorzuheben. So auch wir. Dennoch sind wir uns bewußt, daß der Schritt, den wir nun tun wollen, sehr heikler Natur ist. Immer wenn behauptet wird, daß ein bestimmtes theoretisches Gebilde einer bestimmten Erscheinung entspricht, ist größte Vorsicht nötig. Der Leser wird darüber entscheiden müssen, ob unser Bild lebenswahr ist.

Unsre Behauptung ist also, daß ein Unternehmer derjenige ist, der neue Kombinationen durchsetzt, wozu, wie wir sahen, nichthedonisches Handeln so gut wie stets nötig ist. Der Unternehmer ist unser Mann der Tat auf wirtschaftlichem Gebiete. Er ist der wirtschaftliche Führer, ein wirklicher, nicht bloß scheinbarer Leiter wie der statische Wirt. An sich wäre das nur eine zwar willkürliche, aber harmlose Festsetzung unsrerseits. Die Frage ist jedoch, ob wir dadurch der so benannten Erscheinung der Wirklichkeit gerecht werden — ihr Wesen erfassen. Nun, unter „Unternehmer“ versteht man in der Praxis oft jene Art von Geschäftsleuten, die man englisch „contractors“ nennt. Natürlich denken wir nicht daran. Diese Leute, die sich nicht von andern Geschäftsleuten unterscheiden, schließen wir aus unserm Begriffe aus. Dann hat dieses Wort mitunter eine Bedeutung, besonders in der Form „Unternehmertum“, welche es mit sich bringt, daß sich in unsrer Heimat wohl die meisten „Industriellen“ sehr da-

gegen verwahren würden, „Unternehmer“ genannt zu werden. Auch daran denken wir nicht. Ich brauche wohl kaum diese und ähnliche Punkte näher aufzuklären.

Aber wichtiger ist, daß nach unsrer Auffassung der Unternehmer nicht bloß eine Erscheinung der modernen Wirtschaft ist. Das heißt, daß wir das, was u. E. die wesentlichen Merkmale und die Rolle des Unternehmers ausmacht, auch in frühern Perioden wiederzufinden glauben. Ohneweiters wird man uns gestatten, einen Jakob Fugger und selbst einen phönizischen Kaufmann in diese Kategorie einzureihen. Aber weniger plausibel ist die Annahme einer Unternehmertätigkeit z. B. bei einem primitiven Negerstamme. Dennoch werden wir auch hier von Unternehmern sprechen, wenn überhaupt „neue Kombinationen durchgesetzt“ werden. Darin liegt nichts Absurdes. Nur das Wort, nicht die Sache fehlt dort, wenn unsre Auffassung richtig ist. Oder besser: Wohl fehlt das heutige Unternehmertum in seiner sozialen Gestalt und viele Merkmale, die den heutigen Unternehmer auszeichnen. Aber nicht die wirtschaftliche, die rein wirtschaftliche Funktion desselben. Der moderne Unternehmer unterscheidet sich in jeder andern Beziehung von diesen seinen Standesgenossen geradeso und vielleicht noch mehr, wie der moderne Arbeiter vom Sklaven eines Negerhäuptlings. Sein Tun hat andre soziale Folgen, andre Bedeutung und tritt uns überhaupt als etwas andres entgegen. Es ist ungeheuer schwer, über alle diese Verschiedenheiten hinwegzukommen, besonders für jenen, der dabei an andre als wirtschaftliche Momente denkt, und für den, dem die Erscheinungsformen moderner Wirtschaft dominierend vor Augen stehen. Und doch ist es wichtig, das zu versuchen und im modernen Unternehmer wesentlich einen auf das wirtschaftliche Gebiet spezialisierten Häuptling zu sehen. Keiner großen Schwierigkeit begegnet unsre Auffassung für den sozialistischen Staat. Wir könnten annehmen, daß hier eben dem Staate als solchem die Unternehmertätigkeit zufallen würde. Im Grunde ist das nicht mehr als selbstverständlich. Allein ich wünsche mich näherer

Erörterungen über Dinge zu enthalten, für die wir keinerlei ausreichende Informationen haben können, so auf dem Boden der Tatsachen bleibend.

Haben wir so den Unternehmertypus ausgedehnt — und wir sind überzeugt, damit nur dem Wesen der Sache der Oberflächlichkeit des Sprachgebrauches gegenüber Geltung verschafft zu haben —, so müssen wir unsern Begriff dem in der Wissenschaft üblichen gegenüber einschränken. Die Nationalökonomie versteht unter „Unternehmer“ im großen und ganzen den Leiter einer Unternehmung zu eigenem Rechte, den nicht „angestellten“ oder gegen festes Entgelt arbeitenden Produzenten. Damit ist sicherlich ein Moment richtig erfaßt. Aber unsre Definition ist enger. Nicht jeder, dem eine Unternehmung gehört und auch nicht jeder, der tatsächlich an der Spitze einer solchen steht, ist Unternehmer in unserm Sinne. Nur dann erfüllt er die wesentliche Funktion eines solchen, wenn er neue Kombinationen realisiert¹, also vor allem, wenn er die Unternehmung gründet, aber auch, wenn er ihren Produktionsprozeß ändert, ihr neue Märkte erschließt, in einen direkten² Kampf mit Konkurrenten eintritt usw. Weiters aber darf man nicht zu sehr an rechtlichen Merkmalen und Äußerlichkeiten haften. Für uns ist der Unternehmer die leitende Persönlichkeit. Das kann nun auch jemand anders sein als der „Fabrikherr“. Die tatsächliche Leitung kann in den Händen eines Direktors liegen, besonders, wenn derselbe „interessiert“ ist. Bei Aktiengesellschaften werden wir nicht die Aktionäre als Unternehmer betrachten, obgleich ausnahmsweise jemand, der einen dominierenden Aktienbesitz hält, die Unternehmung tatsächlich leiten kann und dann als Unternehmer zu be-

¹ Führt ein Unternehmer die von ihm gegründete Unternehmung dann einfach „statisch“ weiter, so hört er auf, Unternehmer zu sein. Der Charakter des Unternehmers ist an die Schaffung von Neuem geknüpft.

² D. h. in einen Kampf, der nicht bloß im Unterbieten auf dem Produkt- und im Überbieten auf dem Produktionsmittelmärkte besteht.

trachten ist. Meist wird man diesen aber anderswo suchen müssen. In manchen Fällen wird es der Gründer sein — namentlich bei kleinern industriellen Aktiengesellschaften kommt es oft vor, daß derselbe Mann, der früher die Unternehmung lenkte, auch nach der Umwandlung derselben in eine Aktiengesellschaft die Zügel in seiner Hand behält. Welches seine juristische Stellung dabei ist, ist ökonomisch gleichgültig. In andern Fällen wird der Präsident oder ein andres Mitglied des Verwaltungsrates als Unternehmer zu betrachten sein, in noch andern der Generalsekretär oder der manager. Kurz, man wird immer auf die Tatsachen und nicht die Worte und die Rechtsformen sehen müssen, um einen konkreten Fall richtig zu beurteilen. Nur auf das ökonomische Wesen der Sache paßt und bezieht sich unser Unternehmerbegriff — was uns lediglich ein Vorteil zu sein scheint. Soviel zur Präzisierung dessen, was wir unter diesem Begriffe verstehen.

Sehr verbreitet ist weiters eine Definition der Rolle des Unternehmers, welche durchaus mit unsrer Auffassung übereinstimmt, nämlich jene, welche sagt, daß der Unternehmer die Produktionsfaktoren kombiniere, zusammenbringe. Diese Definition deutet geradezu auf unsre Theorie hin. Sie stimmt auch ganz damit, daß der Unternehmer im statischen Zustande nichts erhalte. Wir werden das nämlich dadurch erklären, daß jene Kombinationen der Produktionsmittel in jenem Zustande schon feststehen, überkommene sind, und daß daher dem Unternehmer außer gewissen Routinearbeiten nichts zu tun bleibe, woraus dann folgt, daß er für dieses Nichts auch nichts bekommt. Es lehrt uns das, daß unsre Theorie in diesem Punkte nur bereits vorhandene Ansätze weiterentwickelt, nur schon anerkannte Tatsachen besser erklärt. Tatsächlich ist hier die Theorie in das Gebiet der Dynamik eingedrungen, nur ist sie sich des neuen Bodens nicht gewahr geworden — vom statischen Standpunkte aber läßt sich über diese Dinge wenig sagen.

Wenn Mataja den Unternehmer als denjenigen definiert,

dem der Unternehmergewinn zufalle, so haben wir nichts dagegen einzuwenden. Diese Definition, verbunden mit der Erkenntnis¹, daß dieser Unternehmergewinn in einer statischen Wirtschaft eben Null sein müsse, stimmt ebenfalls mit unsrer Auffassung überein und kommt ebenfalls darauf hinaus, daß es dort keinen Raum für den Unternehmer gibt, höchstens für einen Schatten desselben, der „weder gewinnt noch verliert“. Dieser Sachverhalt enthält eine wertvolle Verifikation unsres Standpunktes. In der Tat, warum sollte ein „statischer Unternehmer“ alle jene Eigenschaften haben, die ihm oft zugebilligt werden? Da er nur tut, was er früher tat, da sich seine Wirtschaft geradezu von selbst weiter bewegt oder von Kräften bewegt wird, denen er ganz passiv unterworfen ist, was leistet er wesentlich andres als sein Buchhalter oder einer seiner Arbeiter im engern Sinne des Wortes? Theorie und Tatsachen stimmen hier in erfreulicher Weise.

Definieren wir nun unsrerseits die Rolle unsres Unternehmers. Seine Tätigkeit ist sehr vielgestaltig und ihre Zweige haben sich heute verselbständigt, ihre Vertreter spezialisiert. Ein besonderer Typus ist der „Gründer“, ein anderer der technische Schöpfer usw. Doch können wir das alles auf unser Schema zurückführen. Wie die statische Wirtschaft ohne unsern Unternehmer auskommt, so geht alles Weitere, alle Entwicklung nur durch ihn vor sich, nur durch seine Energie, sein nichthedonisches Tun. Darüber haben wir nichts mehr zu sagen, aber eine kurze Bemerkung über das andre fundamentale Moment, die neuen Kombinationen mag hier noch Platz finden. Welches ist die genauere Rolle des Unternehmers gegenüber denselben? Ihre Durchsetzung mittelst seiner Energie und des Gewichtes seiner Persönlichkeit ist seine eigentliche Aufgabe, nicht eigentlich aber oder doch nur in zweiter Linie die Konzipierung, die Schöpfung des Gedankens. Es ist möglich und vielleicht die Regel, daß ihm der Gedanken von außen ge-

¹ In diesem Punkte ist übrigens Mataja anderer Ansicht.

geben wird. Ideen und Pläne gibt es auch ohne ihn immer und überall in Fülle. Und doch hat er diesen gegenüber eine sehr wichtige Funktion zu erfüllen. Er hat nämlich zwischen allen den möglichen, allen den vorhandenen, zu wählen. In der richtigen Wahl liegt ein wesentliches Kriterium seiner Befähigung. Der Vorgang ist nun nicht so zu denken, daß er alle die Möglichkeiten sorgfältig studiert und so zu einem exakten Resultate kommt. So würde er nie dazu kommen zu handeln. Sein Talent liegt vielmehr darin, daß sich ihm nur eine oder nur wenige darbieten und er an andre gar nicht denkt. Ganz von selbst und unbewußt und ohne sich über seine Gründe streng Rechenschaft zu geben, faßt er das und nur das an, was sich dann tatsächlich bewährt. Auch wenn er also seinen Plan nicht selbst schafft, so hebt er ihn doch aus vielen andern möglichen heraus. Bei der Durchsetzung neuer Kombinationen also, welchen Vorgang wir als „wirtschaftliche Unternehmung“ im eigentlichen Sinne bezeichnen möchten, tut er zweierlei: Erstens fällt er die von einer unübersehbaren Anzahl verschiedener Momente, von denen manche überhaupt nicht genau gewertet werden können, abhängige richtige Entscheidung, ohne diese Momente erschöpfend zu untersuchen, was nur wenigen Leuten von ganz bestimmter Anlage möglich ist, und zweitens setzt er sie dann durch. Das sind die Charakteristika und die Funktionen unsres Unternehmers, unsres Mannes der Tat. Sie sind untrennbar und gleich wichtig. Und das Resultat ist wirtschaftliche Entwicklung, Fortschritt. Nur von unserm Typus gehen sie aus, nur durch seine Betrachtung sind sie zu verstehen.

Es wird zum Verständnisse des zuletzt erwähnten Momentes beitragen, wenn wir darauf hinweisen, daß dasselbe auf allen Gebieten menschlichen Handelns gilt. Der Staatsmann z. B. schafft so gut wie nie politische Ideen. Von den verschiedensten Seiten strömen sie ihm in praktisch unendlicher Fülle zu. Seine Funktion ist zu handeln. Und zu diesem Zwecke muß er notgedrungen unter ihnen wählen, d. h. entscheiden, mit welchen Plänen er sich identifizieren

und für welche er sich einsetzen soll. Die Gedanken selbst sind meist schon allbekannt lange ehe sie „praktisch werden“, ehe sie ein Mann der Tat als Substrat seiner Tätigkeit wählt. Aber unmöglich wäre es ihm — oder irgendjemand — ihren Wert exakt festzustellen. Dennoch muß er handeln und Stellung nehmen in den Fragen der Zeit. Ob er das richtig tut, zeigt erst der Erfolg — für ihn, seine Partei und seine Nation. Aber die Fähigkeit das Richtige zu tun, ist neben dominierender Persönlichkeit ein essentielles Merkmal des politischen Führers.

Noch schlagender vielleicht sieht man das Moment, auf das es uns ankommt, auf dem Felde des militärischen Führers. Nicht alle denkbaren Operationspläne kann dieser seinem Generalstabe zur Ausarbeitung übergeben. Das würde Jahrzehnte brauchen. Besonders wenn die Zeit drängt und gehandelt werden muß, ist es essentiell das Richtige zu treffen ohne erschöpfende Untersuchung andrer Möglichkeiten. Darin liegt die Schwierigkeit, „richtige Dispositionen“ zu treffen.

Deshalb ist stets der vorhandene Vorrat an technischem Wissen wesentlich zu unterscheiden von jenem Wissen, das in der Produktion tatsächlich verwertet wird. Beide fallen nicht zusammen, denn es ist weder das gesamte Wissen einer Zeit in der Wirtschaft verwendet noch alles das, was in der Wirtschaft geschieht, wissenschaftlich ausgearbeitet. Die tatsächlichen Kombinationen sind nicht einfach das Spiegelbild der wissenschaftlichen Erkenntnis, nicht etwa nur tatsächlich nicht, sondern auch prinzipiell nicht. Und die Funktion des Durchführens neuer Kombinationen und die der Erweiterung unsrer Erkenntnis, die Funktion des Unternehmers und die Funktion des Erfinders sind ganz verschiedene Dinge. Der Unternehmer ist weder prinzipiell selbst Erfinder — wo er es ist, liegt zufällige Vereinigung verschiedener Funktionen vor —, noch ist er der Handlanger und Ordonnanzoffizier des Erfinders, so daß der Erfinder der eigentliche Unternehmer wäre. Die Erfahrung bestätigt das, aber die Analyse hat dieser Tatsache nicht

entsprechend Rechnung getragen. Wie schon gesagt, für die Vorgänge der Wirtschaft kommt nur der Unternehmer in Betracht, Erfindungen haben dafür eine ganz sekundäre Rolle — sie vermehren nur die ohnehin schon unbegrenzte Zahl der vorhandenen Möglichkeiten.

Noch eine Bemerkung, ehe wir dieses Thema verlassen. Die Entwicklung der Wirtschaft tendiert, namentlich wenn sie mehr oder weniger sich selbst überlassen ist, wie das im letzten Jahrhundert mehr als jemals der Fall war, nicht nur zu immer weiterer Spezialisierung der einzelnen wirtschaftlichen Funktionen, sondern sie evolviert auch im Zusammenhange damit die einzelnen Typen von Wirtschaftssubjekten mehr und mehr, so daß sie sich immer näher den abstrakten Begriffen der Theorie anzupassen streben. So auch in unserm Falle. Unser primitiver Negerhäuptling ist nicht bloß wirtschaftlicher Unternehmer — er wird wohl auch Führer seines Stammes in jeder andern Beziehung sein. Ähnlich steht die Sache auf frühern Entwicklungsstufen überhaupt, und es ist nicht immer leicht, die Unternehmerfunktion neben vielen andern und wichtigern Tätigkeiten zu erkennen. Doch wird das immer leichter, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Immerhin muß bemerkt werden, daß noch die Klassiker den Unternehmer mit dem Kapitalisten zusammenwarfen. Und auch heute ist die Zahl der Leute, die den Unternehmertypus ganz rein und ausschließlich darbieten, klein und größer die jener, welche nur manchmal und in einigen Beziehungen sich als Unternehmer verhalten, in andern Lebensepochen und in andern Zweigen ihrer Tätigkeit aber „statisch“ handeln. Man könnte nun annehmen, daß man in dem modernen, berufsmäßigen „Promotor“ einen ganz typischen Unternehmer gefunden habe. Obgleich nun sicherlich etwas daran ist, so deckt doch diese Erscheinung heute und besonders bei uns keineswegs die ganze Gruppe der Unternehmer, und machen es auch andre Gründe unmöglich, im Promotor den Unternehmer *κατ'ἑξοχὴν* zu sehen. Besonderes Gewicht aber hat der folgende Umstand. Immer häufiger werden die

Fälle, in denen der Promotor keineswegs der Schöpfer der Unternehmung ist, die er „gründet“. Zwar kann man auch heute noch in der Regel denjenigen als „Gründer“ bezeichnen, auf den das Merkmal paßt: „cui prodest“¹. Und dann wird er ja meist wirklicher Unternehmer sein. Aber es kommt immer häufiger vor, daß andre Leute die eigentliche Unternehmerfunktion erfüllen und der Promotor nur die technischen Schritte tut, z. B. das Statut der zu gründenden Gesellschaft zwar nicht verfaßt, aber mit den verschiedenen Interessentengruppen feststellt, die Verhandlungen mit dem Bankhause führt, das den Verkauf der Aktien übernehmen soll, usw. Besonders wenn es üblich werden sollte, daß er dafür nur eine bestimmte Kommission erhält, so ist seine Rolle eine ziemlich untergeordnete und ähnlich der des Rechtsanwaltes, der ebenfalls für seinen Klienten einzelne Geschäfte besorgt, ohne sich weiter für ihn zu interessieren. Wie die Dinge stehen, sehe ich nicht im Promotor den typischen Unternehmer, sondern eher in jenen Persönlichkeiten, die man landläufig Industriemagnaten, captains of industry und ähnlich nennt. Für sie ist der Promotor eigentlich nur einer ihrer „Faiseurs“. Wir haben auf diesen Punkt hinweisen wollen, ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Unser Typus entspringt den und paßt auf die Tatsachen auch unabhängig davon.

Kehren wir nun zu unserm Gedankengange zurück, zu der Diskussion der Grundtatsachen der wirtschaftlichen Entwicklung. Wir haben ihre Darstellung nun noch durch ein drittes Moment zu ergänzen, nach dessen Einführung wir alles für unsre Zwecke Nötige beisammen haben werden. Das energische Handeln ist das Grundprinzip wirtschaftlicher Entwicklung. Sein Wesen haben wir präzisiert. So dann haben wir alle die Ziele, an denen es betätigt werden

¹ Das in der englischen Jurisprudenz eine so große Rolle spielt. Vgl. Lindley, Company law; Palmer, Company law; Gore-Brown, The law of joint stock companies.

kann, in das Schema der neuen Kombinationen zusammengefaßt. Aber das ist nicht alles. Unser Mann der Tat hat sich für eine bestimmte solche Kombination entschieden und ist bereit, aus seinem statischen Gleichgewichte sozusagen herauszutreten und zu handeln. Aber wie tut er das des Näheren, wie setzt er seinen Plan ins Werk? Darüber sagen uns die beiden bisher besprochenen Momente noch nichts. Dennoch müssen wir etwas darüber wissen, ehe wir die Natur und die Wirkungen des ganzen Prozesses erfassen können. Dabei müssen wir uns davor hüten, mit den hergebrachten Ideen der Nationalökonomie vorzugehen, da sie eine angemessene Behandlung dieser Dinge bisher nicht entwickelt, sondern stets versucht hat, dieselben in das Schema der Statik zu pressen. Deshalb sieht das, was sie hier bietet, nicht nur gekünstelt und unnatürlich aus, sondern vermag uns sogar gründlich irrezuführen. Von diesem Standpunkte gibt es eben keinen Ausblick auf die Erscheinungen der Entwicklung. Gehen wir also lieber unsern eignen Weg und sehen wir uns die Tatsachen an. Der Leser wird, glaube ich, sehen, daß sich die Sache so natürlich wie möglich ergibt.

Der Fall des isolierten Wirtes ist so einfach, daß er uns nicht aufzuhalten braucht. Ist derselbe energisch veranlagt, so wird er stets an seiner Lage bessern, stets neue Kombinationen durchführen ohne angebbare Grenze. Das kann er nur so tun, daß er jeden neuen Plan mit seiner Hände Arbeit und unter Hintansetzung aller hedonischen Rücksichten der Verwirklichung zuführt. Er wird sich jedesmal energisch aufraffen und eventuell ein Verhungern auf dem Wege riskierend sich seiner neuen Arbeit widmen. Seiner Anlage entsprechend wird er seine Unternehmung mehr oder weniger sorgfältig vorbereiten. Das ist alles. Doch kommen wir noch in anderm Zusammenhange auf die Sache zurück.

Auch ein in einer Gesellschaft lebendes Wirtschaftssubjekt kann und wird oft so handeln. Aber sehr weit wird es damit nicht kommen und man kann sagen, daß, wenn es

keine andre Möglichkeit gäbe, die Volkswirtschaften nie über das primitivste Niveau hinausgekommen wären. Wenn es keine andre Möglichkeit gäbe, dann wäre wirklich das Bild der Statik ausreichend und die menschliche Wirtschaft im Wesen stationär¹. Alles Mehr, alle weitere Entwicklung aber läßt die reine Ökonomie heute unerklärt. Um mehr zu erreichen, um Pläne größern Stiles durchzuführen, ist die Kooperation andrer nötig, der großen Masse der statisch-betonischen Wirte, denen unser Mann der Tat allein gegenübersteht. An sie muß er sich um Hilfe wenden. Nun, gerade in primitiven Zuständen werden diese „Andern“, wie uns die Ethnologie lehrt, an Hilfeleistungen gewöhnt und zu denselben durchaus bereit sein. In jedem wilden Stamme und in jeder Markgenossenschaft gibt es außerordentlich weitgehende Kooperation unter den Angehörigen derselben, wie ja bekannt ist. Allein dabei ist eine wichtige Reserve zu machen, die leicht übersehen wird. Gewiß, uneigennützigste Hilfeleistung steht jedem Stammesgenossen reichlich zur Verfügung, aber doch nur in der hergebrachten Weise und zu den hergebrachten Zwecken. Er wird seinen Anteil an der Jagd- und Kriegsbeute der andern bekommen, der Hirt des Dorfes wird auch sein Vieh schützen, die andern werden ihm bei seiner Feldarbeit helfen, sie unter Umständen für ihn tun — und schließlich sogar seinen Mord rächen. Aber das alles paßt nicht auf den Fall, an den wir hier denken. Unser Mann will mehr als das von seinen Genossen und vor allem andres, Neues. Neuen Zwecken will er sie dienstbar machen, Zwecken, die bisher sie nicht berührten, ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lagen und ihnen meist zunächst nicht einleuchten, vielmehr eben wegen ihrer Neuheit sehr unsympathisch sein werden. Das werden sie nicht

¹ So stellt sich die herrschende Meinung auch zweifellos den Vorgang vor: Der einzelne „spart“ und schafft sich so Muße zur Durchführung eines Fortschritts durch seine eigene Arbeit. Das ist ganz plausibel. Dann bleibt es bloß unverständlich, wie es kommt, daß wir nicht mehr in Höhlen wohnen.

ohne weiteres tun — und darum handelt es sich uns. Nun, unser Mann wird ihnen seinen Plan plausibel zu machen suchen, und Überredung und persönliches Ansehen werden nicht ohne Wirkung sein, besonders wenn ein Druck äußerer Verhältnisse fühlbar ist. Dieser Weg wird mitunter betreten werden und Einiges wird sich damit wohl mitunter erreichen lassen. Aber selten und wenig. Die Masse der Leute ist statisch-bedonisch disponiert. Nicht bloß der primitive Stamm und der Gemeinderat einer mittelalterlichen Stadt oder einer modernen Landgemeinde verifizieren das mehr als nötig, sondern wir können das in jedem Lebenskreise beobachten. Ein neuer Gedanke fällt jedem, auch dem kultiviertesten, größern Auditorium gegenüber zu Boden, wenigstens zunächst, und wenn gar Handlungen und Opfer verlangt werden, so kann der Erfolg lediglich in seltenen Fällen auch nur ein bescheidener sein. Beispiele des Gegenteiles bestätigen nur die Regel und kommen nur in einer fortschrittlichen Gesellschaft vor, d. h. in einer, in der es viele energische Individualitäten gibt, und wo deren Einfluß und deren Tun auch die weitesten Kreise aus ihrer Ruhe aufgerissen hat. Ist eine neue Tat gelungen, dann ist die nächste schon viel leichter, aber eben um die erste handelt es sich hier. Gehen die Wogen der Entwicklung bereits hoch, dann werden sie leicht noch höher gehen, aber die Bewegung einer ruhigen Masse ist überaus schwer. Und die Zumutung, die an unsern primitiven Stamm gestellt wird, ist groß. Involviert sie doch Opfer und Verzicht zugunsten eines fernen und unsichern Gewinnes. Die Basen der primitiven Wirtschaft sind an sich schon unsicher und fallen leicht zusammen. Neue Unternehmungen bedeuten neue Gefahren, können die Existenz kosten. Es wird ferner — wenn die Unternehmung eine große ist — Verzicht auf die bisherige Produktionsrichtung und Konsumkombination verlangt, welche den Leuten zur zweiten Natur geworden ist und besonders geringern Intelligenzen als die naturgemäße oder einzig mögliche erscheint. Die Masse vermag nicht zu beurteilen, wohin das Neue führt, und von ihrem

Standpunkte ist es oft geradezu Torheit, sich darauf einzulassen. Ich glaube nicht, daß man die Lebenswahrheit dieses Bildes prinzipiell bestreiten wird.

So kann auch Kooperation in dieser Form nicht weit führen. Wollten wir diesen Vorgang zu unsrer grundlegenden Hypothese machen, angesichts der Tatsache, daß Energie wie Gedanken stets nur einer kleinen Minorität gehören und die „Andern“ stets nur widerwillig mitgezogen werden und meist heftig widerstreben, so würden wir nicht weit kommen. Und wenn das der Vorgang der Wirklichkeit wäre, so wäre die Menschheit nicht weit gekommen. Wenn man versuchte, solche freiwillige Kooperation seitens der Menge zur Durchsetzung neuer Kombinationen nachzuweisen, so würde die Ausbeute an Instanzen überaus gering sein. Wann geschehen denn die Dinge so? Diese Frage würden wir jedermann entgegenhalten, der unsre Darlegung für unzutreffend hält. Ich glaube, daß aus der Antwort auf sie sich das stärkste Argument für uns ergeben würde. Da erhebt sich denn die Frage, wie der Fortschritt, den wir sehen, eigentlich vor sich gehe, d. h. also hier, wie die Kooperation Anderer für unsern Mann der Tat gewonnen wird. Die Antwort darauf ist von großer Bedeutung. Der Theoretiker wird sich von altgewohnten Vorstellungen frei machen müssen, wenn er ihr gerecht werden will. Vom Historiker erwarte ich weniger Widerspruch.

Die statisch-hedonisch disponierte Majorität wird nicht zur Kooperation überredet oder sonst für dieselbe gewonnen. Niemand fragt sie um ihre Ansicht. Sie wird dazu gezwungen. In ganz primitiven Verhältnissen geschieht das durch das Gewicht der führenden Persönlichkeit, der niemand zu widersprechen wagt und deren Weisungen jeder ausführt, ohne an Widerstand zu denken. Unser Mann der Tat ist hier Führer in jeder Beziehung und eben auch Unternehmer in unserm Sinne. Auch später bleibt das so, wenn auch die Rolle von Unternehmern rein wirtschaftlicher Art, Händlern usw. immer bedeutender wird. Diese entstehen durch isolierte

Anstrengungen und arbeiten ähnlich wie der oben besprochene Robinson. Größere Dinge können nur die Leiter des Stammes tun und unsre energischen Individualitäten erwerben eben diese Stellung. Sie sind die kraftvollsten Männer ihrer Gruppe. Aber ein neues Moment liegt darin, daß ihre Herrenstellung rechtlich ausgebildet und organisiert wird. Sie haben ihre Sklaven oder Hörige und alle Mitglieder des Stammes stehen in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnisse zu ihnen oder müssen sich der auf den direkt Abhängigen beruhenden Macht des Häuptlings oder Fürsten fügen. So kann er jene Majorität seinen Zwecken dienstbar machen, auch wenn sie dieselben nicht versteht oder nicht billigt. Er befiehlt und sie muß gehorchen. Er setzt eben neue Kombinationen durch, während sie das Altgewohnte von selbst tut. Eine solche Organisation, die die Menge dem Führer unterwirft und sie zu handeln zwingt, wie er will, bestand im ganzen Mittelalter und bis an die Schwelle der neuesten Zeit.

Für alle solche Verhältnisse also ist unsre Frage beantwortet — wir sehen, wie der Führer seine Pläne durchsetzt. Nur durch ihn kann Fortschritt unmittelbar verwirklicht werden, mag es auch hinter ihm noch andre Ursachen geben. Nur er kann den Widerstand der Menge überwinden. Und ist er kein Mann der Tat, etwa irgendein Epigone, dem seine Stellung, die er nie erobert hätte, in den Schoß fiel, so kann es keinen Fortschritt geben: Die Volkswirtschaft wird stagnieren, stationär sich stets wiederholen¹.

Ähnlich müßte das auch im sozialistischen Staate sein. Seine Leitung müßte befehlen und die Durchführung ihrer Befehle erzwingen, wobei es naheliegt anzunehmen, daß die Männer der Tat eben diese Leitung beeinflussen. Wäre das nicht so, so gäbe es dort keinen Fortschritt mehr.

¹ Nochmals: Wir sprechen hier einzig und allein von den unmittelbar wahrnehmbaren Vorgängen der Wirtschaft. Daß der Führer in tieferm Sinne eine letzte Ursache sei, behaupten wir natürlich nicht. Nur für den äußern Mechanismus der Dinge ist er es.

Überall daher, wo sei es direkter persönlicher Einfluß, sei es eine feste Organisation dem „Unternehmer“ seine Konnationalen unterwirft, können wir das Phänomen des Fortschrittes für unsre Zwecke ausreichend erklären. Und für weitaus den größten Teil der Geschichte der Menschheit ist das der Fall. Der Fortschritt wird immer und auf allen Gebieten erzwungen, er kann nicht anders bewerkstelligt werden, und hier erklärt sich ohneweiters das „wie“.

Allein in der modernen Verkehrswirtschaft ist alles anders. Jene Organisation, die so ziemlich alle Seiten des Lebens umfaßte, ist auseinander gebrochen. Der Unternehmer hat sich von der politischen Autorität getrennt und auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt. Durch Überredung und durch seine Persönlichkeit vermag er auf den ganzen weiten Kreis, dessen Beihilfe er bedarf, nicht mehr zu wirken und Befehlsgewalt hat er keine mehr. Machtlos steht er der hedonisch-statischen Majorität gegenüber. Seine isolierten Anstrengungen würden, wie wir sahen, nur minimalen Erfolg haben. Was kann er aber sonst tun? Wir müssen eben erfahren, was er tatsächlich tut. Keinen andern Weg gibt es, um zu einer Antwort auf diese Frage zu gelangen. Von vornherein wissen wir nichts darüber oder doch nicht mehr, als daß es, angesichts der kraftvollen Entwicklung, die wir um uns sehen, irgendwelche Methoden geben muß, die Majorität zur Mitwirkung an der Durchsetzung neuer Kombinationen heranzuziehen. Aber diese Mittel könnten in jedem Falle verschiedene und überhaupt solche sein, deren Kompliziertheit nur ins einzelne gehende Deskription gerecht wird. Tatsächlich jedoch zeigt sich, daß der Vorgang immer derselbe ist und sich leicht und ungezwungen in auf alle Einzelfälle passenden allgemeinen Sätzen beschreiben läßt.

Präzisieren wir vor allem die Art der Kooperation, deren der Unternehmer bedarf, etwas näher. Was er zur Ausführung seiner Pläne bedarf, sind Güter jeder Art: Arbeits-, Bodenleistungen, Werkzeuge und Rohstoffe und eventuell auch Genußgüter. Hat er dieselben, so kann er

an die Tat gehen. So läßt sich also die Kooperation definieren als die Überlassung von solchen Gütern an den Unternehmer zu freier Verfügung. Das ist alles. Diese Formel umfaßt alle die Arten von Kooperation, die nötig sind und in unserm Falle vorkommen können. Die Leute müssen ihm sachliche Güter zur Verfügung stellen und außerdem tun, was er von ihnen will, d. h. ihm ihre Arbeitsleistungen überlassen. In letzter Linie also müssen sie ihm Arbeits- und Bodenleistungen geben. Anderer Kooperation bedarf es nicht. Daher läßt sich unsre Frage zurückführen auf die andre: Wie verschafft sich der Unternehmer jene Güter — einschließlich von Arbeit —, die er zur Durchsetzung seiner neuen Kombination braucht und die er nicht schon selbst zufällig besitzt? Der letztere Fall hat in einer ausgebildeten Verkehrswirtschaft geringe Bedeutung und kann, ohne unser Bild zu entstellen, unberücksichtigt gelassen werden.

Die Antwort auf diese letztere Frage ist einfach. Die Erfahrung gibt sie uns täglich tausendfältig. Das was der Unternehmer tut, um sich in den Besitz der nötigen Güter zu setzen, und das einzige, was er unter modernen Verhältnissen im allgemeinen tun kann, ist, diese Güter auf dem Markte gegen Geld zu kaufen. Nichts ist natürlicher als diese Antwort und nichts würde jedem Praktiker selbstverständlicher erscheinen. Und nur überkommene, zu Axiomen gewordene Auffassungsweisen veranlassen die Theoretiker, eine andre Antwort vorzuziehen und die unsre als oberflächlich zu verachten. Aber diese andre Antwort beruht auf Fiktionen, wie wir später sehen werden, wir hingegen stehen auf dem Boden unmittelbarer Tatsachenbeobachtung. Auf diesem Boden gehen wir weiter¹.

Hat der Unternehmer das nötige Geld, so daß er die entsprechende Nachfrage entfalten kann, so ist der weitere

¹ Sofort ergibt sich die Frage, wieso im Kaufen der Produktionsmittel etwas andres liegt als im Ausleihen: Ich werde dieselbe gleich beantworten und bitte den Leser sich vorläufig sein Urteil vorzubehalten.

Prozeß der Durchsetzung der beabsichtigten Kombination klar. Seine Nachfrage wird sich nicht von der Nachfrage unterscheiden, die der Abwicklung des statischen Wirtschaftsprozesses dient. Wenn die Besitzer der Güter, die der Unternehmer braucht, von ihm einen Preis in Geld von derselben Höhe erhalten, wie von andern, statischen, Wirtschaftssubjekten, so werden sie ihm ihre Güter nicht weniger gern überlassen wie diesen. Was der Käufer mit denselben tut, ist ja dem Verkäufer im allgemeinen gleichgültig. Auch der Arbeiter wird nicht danach fragen, ob seine Arbeitsleistung zu statischen oder dynamischen Zwecken verwendet wird — und oft wird er das gar nicht beurteilen können —, wenn nur der Lohn der gleiche und die Arbeit nicht schwerer oder sonst unangenehmer ist. So ist also das Geld das Mittel, mit dem sich der Unternehmer in der ausgebildeten Verkehrswirtschaft die Herrschaft über jene Produktionsmittel erobert, deren er bedarf. Es erfüllt die Funktion, die in anders organisierten Volkswirtschaften der direkten Befehlsgewalt und dem physischen Zwange zukommt. Das wesentliche Charakteristikon und die *raison d'être* dieser letztern Mittel ist ja, daß jene, deren Kooperation nötig ist, nicht um ihre Ansicht gefragt werden müssen; ihre Funktion ist, um die so schwer oder gar nicht zu erreichende Zustimmung der Majorität zu den Plänen des Führers herumzukommen.

Dieses Moment ist wesentlich zum Verständnisse der modernen Wirtschaft. Auch diese ist nicht frei von den Ketten, die in andern Organisationsformen so sichtbar sind. Auch hier gibt es Herren und Knechte, nur daß das äußerlich nicht so sehr hervortritt. Auch hier wird der Fortschritt ohne und selbst gegen den Willen der bedonischen Majorität erzwungen. Die Mittel dazu sind hier nicht weniger scharf und wirksam, sondern nur weniger auffallend wie die physische Macht des Sklavenhalters oder die Befehlsgewalt des Feudalherrn. Eher könnte man das Gegenteil behaupten. Denn, wie wir bald sehen werden, die Kaufkraft ist leichter und prompter zu erwerben, als

die Herrenstellung in frühern Zeiten. Auch heute wird die Volkswirtschaft von einer Minorität in neue Bahnen hineingezwungen, und in diesem Zwang liegt auch heute die unmittelbare Ursache der Entwicklung für weitaus die größte Zahl der Menschen. Dieselbe würde sonst sicher mehr oder weniger an dem Bestehenden festhalten. Denn die Entwicklung legt ihnen scheinbar und oft wirklich Opfer auf, zu denen sie sich freiwillig nie entschließen würden. Die fortschrittlichen, eventuell revolutionären Tendenzen der Menge, die man uns entgegenhalten könnte, sind andrer Art: sie sind eben Reaktionen gegen das Tun jener Minorität. Die Menge will damit nicht etwa ähnliche neue Kombinationen durchsetzen, sondern gerade solche verhindern oder sich einen größern Anteil an ihren Früchten sichern. Das ist eine andre Sache, eine andre Linie des Fortschritts, die man von dem, was hier gemeint ist, scheiden muß, wenn man das letztre verstehen will. — Das Prinzip ist also: Der Unternehmer kauft produktive Leistungen, entzieht sie so ihren statischen Verwendungen, verwendet sie, ohne ihre Besitzer weiter zu fragen und zwingt so die Volkswirtschaft in neue Bahnen hinein.

Das ist alles, was wir hier sagen können. Nur noch ein letzter Schritt bleibt zu tun. Die Güter, die der Unternehmer braucht, sind, einmal gekauft, seiner absoluten Herrschaft unterworfen. Aber woher nimmt er das Geld, um sie zu kaufen? Erst wenn das aufgeklärt ist, ist der Kreis unsrer Erklärung auf wirtschaftlichem Gebiete geschlossen. Dieses letzte Problem zu lösen ist nicht leicht. Besonders stark tritt uns hier jene Schwierigkeit entgegen, mit der unsre Darstellung stets zu kämpfen hat. Wir leben in fortschrittlichen Volkswirtschaften, voll von Bewegung und Entwicklung, und haben kaum eine wirkliche Erfahrung von einem andern Zustande. Jede konkrete Entwicklung, die wir wirklich beobachten, basiert auf andern Entwicklungserscheinungen. Die Entwicklung erzeugt immer weitere Entwicklung. Deshalb haben wir stets den Einwand zu

fürchten, daß alles ganz ohne Zwang und einfach durch Verwendung neu zugewachsener Mittel vor sich gehe. Aber diese Mittel wachsen eben in so großem Maße nur infolge der vorhandenen Entwicklung. Soll das nicht unsern Blick hemmen und sollen wir wirklich auf den Grund der Sache kommen, müssen wir eben von einem streng statischen Zustande ausgehen. Der Historiker kann uns das nicht zum Vorwurfe machen. Denn auch er erklärt zum Beispiele die Entwicklung der Städte nicht wiederum aus Städten, sondern aus einem Zustande, in dem es keine Städte gab — und hier steht er nicht weniger auf hypothetischem Boden als wir, wie die Meinungsverschiedenheiten bei diesem Problem ausreichend zeigen. Es wäre also verfehlt, mir Folgeerscheinungen schon im Flusse befindlicher Entwicklung als Einwände gegen meine Betrachtungsweise entgegenzuhalten.

Dieser Schwierigkeit begegnen wir bei der Frage, die uns jetzt beschäftigt. Der Unternehmer kann das Geld, das er braucht, selbst besitzen. Er kann es erspart haben oder sich von Leuten ausleihen, die das getan haben. Allein dieses Ersparen ist keine so einfache Erscheinung, als man glauben könnte. Sparen im eigentlichen Sinne heißt seine regelmäßige und gewohnte Konsumtion einschränken oder doch sich teilweise der Konsumtion jener Gütermenge enthalten, die man sich regelmäßig verschaffen kann und auf die man als seinen normalen Fonds von Mitteln zur Bedürfnisbefriedigung blickt. Zweifellos tut man das. Aber in einer statischen Wirtschaft würde ein wesentlicher Anreiz dazu fehlen, nämlich der Zins, der einen dauernden Einkommenserwerb durch das Ersparte ermöglicht. Dessenungeachtet würde man sparen, aber nur in recht geringem Maße, wie wir durch Beobachtung primitiver Wirtschaftsverhältnisse sehen. Das einzige rationelle Motiv dazu wäre nämlich Vorsorge für Alter, Unglücksfälle usw. Im übrigen würde, prinzipielles Gleichbleiben von Bedürfnissen und Deckung vorausgesetzt, ja ein jeder Akt von Sparen einen Nachteil mit sich bringen. Denn neue Zwecke, die man mit dem Ersparten verwirklichen könnte, gibt es da nicht,

und wenn es keine gibt, dann muß man stets einen Verlust an Befriedigung erfahren, wenn man ein Element seines Einkommens der Gegenwart entzieht und es in einer künftigen Periode zu einem ebenso großen Einkommen hinzutreten läßt. Nun gibt es wohl auch irrationelles Sparen, aber unser Prinzip zeigt uns doch, daß das Sparen in einer statischen Wirtschaft nur eine geringe Rolle spielt und erst in der Entwicklung mehr hervortritt.

Freilich gilt das alles nicht für den Unternehmer, der eben neue Zwecke verwirklichen will und so ein Motiv zum Sparen hätte. Aber auch wenn wir das berücksichtigen, so erklären sich die großen Summen, die jahraus jahrein der Industrie zufließen und von denen uns die Statistik berichtet, noch lange nicht durch diese Art von Sparen. Vielmehr sind diese Summen Ergebnisse der Entwicklung. Sie erklären sich aus den Gewinnen, die die Entwicklung vielen Wirtschaftssubjekten, namentlich den Unternehmern selbst, zuschwemmt. Diese Gewinne werden meist nicht konsumiert, sondern zum größten Teil wieder zu neuen Unternehmungen in unserm Sinn verwandt. Ihre Nichtkonsumtion kann man eigentlich nicht als Sparen bezeichnen, denn sie sind nicht dauernd und sie werden meist nicht zur unmittelbaren Konsumtion erworben. Jedenfalls sind sie erst Resultat und nicht begriffliche Voraussetzung der Entwicklung. Deshalb können wir sie in die prinzipielle Erklärung des Entwicklungsvorgangs nicht aufnehmen. Und das, was vom Phänomen des Sparens dann noch übrigbleibt, ist wenig. Wir werden es nicht vernachlässigen, aber wir werden nicht allzuviel darauf stützen dürfen. Es ist ja klar, daß eine statische Volkswirtschaft nur Einkommen mäßiger Höhe kennen würde. Da gibt es nur Renten- und Lohneinkommen. Außer den Einkommen von Großgrundbesitzern und eventuellen Monopolisten würde es sonst bestenfalls nur Einkommen wie etwa die berühmter Ärzte und Rechtsanwälte geben, wobei übrigens zu bemerken ist, daß auch diese der Entwicklung und der durch diese geschaffenen Nachfragemöglichkeit viel, sehr viel verdanken. In einer solchen

Volkswirtschaft würde es keine großen Reservoirs müßiger, freier Kaufkraft geben, an die sich der Unternehmer wenden könnte — und seine eigne Spartätigkeit würde nur ausnahmsweise hinreichen. Alle Kaufkraft würde umlaufen, in bestimmten Bahnen festgelegt, „gebunden“ sein. Der normale Kreislauf der Wirtschaft bringt keine Kaufkraftvorräte hervor. Und deshalb liegt im Sparen keine selbständige Ursache der Entwicklung.

Allerdings hätte derjenige, der Unternehmer werden will, mitunter noch ein andres Mittel, sich das dazu nötige Geld zu verschaffen. Er könnte seinen Einkommensträger, also z. B. ein Grundstück, verkaufen. Aber in einer statischen Volkswirtschaft ginge das nicht so leicht wie in der heutigen Wirklichkeit. Erst die Entwicklung macht solche Geschäfte in größerem Umfang möglich. Wenn es in der statischen Volkswirtschaft keine Reservoirs von Kaufkraft gibt, woher sollte der Käufer das nötige Geld nehmen? Er würde dabei auf dieselben Schwierigkeiten stoßen, denen der Unternehmer begegnet, wenn er sich direkt die nötigen Mittel beschaffen will. Auch damit ist es also nichts.

Eines lehren uns diese Erwägungen jedenfalls: Der Unternehmer als solcher ist nicht Besitzer von Kaufkraft. Wir sahen ja auch früher, daß seine Funktion nicht die des Beschaffens der nötigen Geldmittel ist, wie das auch die Wirklichkeit unmittelbar bestätigt. Deshalb wollen wir festsetzen, daß wir stets annehmen, daß er sich die Kaufkraft ausleihe — eventuell von sich selbst —, ebenso wie wir ihn alle Arbeit kaufen lassen, auch dann, wenn er selbst mit Hand anlegt. Damit folgen wir nur einer allgemeinen Übung. Der typische Vorgang ist also stets der, daß sich der Unternehmer zur Durchführung seiner Pläne vor allem an einen Bankier wendet und sich von ihm Kredit verschafft. Woher diese Kaufkraft kommt, wissen wir allerdings noch immer nicht.

Es wäre nun keineswegs eine Katastrophe, wenn wir uns mit der Antwort begnügen müßten: Die Kaufkraft, deren der Unternehmer bedarf, kommt aus Reservoirs, die

frühere Entwicklung geschaffen hat. Man sieht leicht, daß man auf diese Weise bis zu Zuständen kommen kann, in denen der Strom wirtschaftlicher Kultur durch primitive Zwangsgewalt entsprungen ist. Und vielleicht wäre es klug, wenn ich mich damit begnüge, denn ich ziehe meinem Bauwerk höchstwahrscheinlich leicht zu vermeidende Gegenschaften zu, wenn ich weiter gehe. Aber ein interessantes Problem lockt und unabweisbare Tatsachen drängen.

Tatsächlich ist die Menge von Kaufkraft, die in einem gegebenen Zeitpunkt zum Ausleihen an die Unternehmer verfügbar ist, nicht auf solche Reservoirs beschränkt, wie jeder weiß, der sich mit diesen Dingen auch nur flüchtig befaßt hat. Und offenbar ist gerade jene Menge von Kaufkraft, welche nicht so zu erklären ist, von besonderem Interesse. Denn sie allein käme in Betracht, wenn es keine Kaufkraftreservoirs von früher her gäbe und wenn wir Entwicklung nicht wieder aus Entwicklung erklären wollten. So stellen wir uns denn die Frage: Wie müßte in einer nichtgeschlossenen Volkswirtschaft der Prozeß der Durchsetzung der neuen Kombinationen vor sich gehen, wenn jene Reservoirs nicht oder doch nicht in ausreichendem Maße vorhanden wären?

Im statischen Kreislauf des Wirtschaftsprozesses kauft der Produzent ebenfalls die Arbeits- und Bodenleistungen, deren er in jeder Wirtschaftsperiode bedarf. Und zwar, wie wir gesehen haben, prinzipiell aus dem Erlös der in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode fertiggestellten Produkte. Auch bei neuen Unternehmungen müssen nun offenbar Lohn und Rente aus dem Erlös der Produkte derselben gedeckt werden. Die Schwierigkeit ist nur, daß auch in diesem Fall Lohn und Rente sofort gezahlt werden müssen, der Erlös der Produkte dieser Arbeits- und Bodenleistungen auch in diesem Fall erst später — sagen wir also im Sinne unsres Schemas: erst in der nächstfolgenden Wirtschaftsperiode — einlaufen wird, daß aber kein Erlös aus der vorhergehenden Wirtschaftsperiode vorliegt, der zur Bezahlung der nötigen produktiven Leistungen verwendet

werden könnte. Dennoch bezahlt der Unternehmer Arbeit und Boden sofort — wie ist das möglich? Offenbar wäre es kein Ausweg, zu sagen, daß der Unternehmer vorher statischer Produzent gewesen sein müsse und daher den Erlös einer Wirtschaftsperiode statt zur Durchführung des gewohnten Produktionsprozesses für einen neuen verwenden könne. Denn erstens wird der Unternehmer, auch wenn er statischer Produzent war, höchstens zufälligerweise einen ausreichend großen Erlös zur Verfügung haben, aber nicht regelmäßig. Und zweitens ist er meist nicht statischer Produzent gewesen: Es heißt die Betrachtung ganz falsch orientieren, wenn man darauf irgendein prinzipielles Gewicht legt, vom lauten Widerspruch der Erfahrung gar nicht zu reden.

Nun wäre es aber eine Entstellung des Wesens der Sache, wollte man die Schwierigkeit dahin formulieren, daß die Genußgüter für Arbeiter und Grundherren nicht vorhanden sind. Das führt dann von selbst zu der von uns perhorreszierten Fiktion, daß der Unternehmer oder sonst jemand sie vorher aufgehäuft haben muß. Die Grundtatsache ist vielmehr, daß der ganze Prozeß ohne Güteraufhäufung und Konsumeinschränkung vor sich geht. Die Güter, die jene Arbeiter und Grundherren mit der vom Unternehmer erhaltenen Kaufkraft erwerben werden, sind vorhanden. Es sind jene, die der statische Kreislauf jeder vorhergehenden Wirtschaftsperiode für die statische Konsumtion jeder nächsten bereitstellt. Arbeiter und Grundherren würden diese Güter jedenfalls konsumieren. Nur müssen jene Arbeiter und Grundherren, deren Arbeits- und Bodenleistungen an der neuen Unternehmung verwendet werden, eben in den Stand gesetzt werden, eine effektive Nachfrage zu entfalten, wie sie in den Stand gesetzt würden, das zu tun, wenn sie ihre Leistungen an statische Produzenten wie bisher verkauften und dafür den Erlös der Produkte aus der vergangenen Wirtschaftsperiode erhielten. Dazu braucht der Unternehmer Kaufkraft, nicht Güter. Er braucht Kaufkraft und nicht Güter, um die nötigen

produktiven Leistungen aus ihren bisherigen Verwendungen zu ziehen. Es sind Kaufkraftmengen und nicht Gütermengen, was nunmehr neu gebraucht wird und nicht vorhanden ist. Während es bei der Betrachtung des statischen Kreislaufs ziemlich gleichgültig ist, ob man auf Geldzahlung der Löhne und Renten Wert legt oder annimmt, daß die Arbeits- und Bodenleistungen direkt mit Gütern bezahlt werden, so ist das hier gar nicht gleichgültig, weil das Problem gerade im Felde der Kaufkraft liegt. Die Rolle der Kaufkraft hört hier auf mit dem Worte „Zirkulationsmittel“ erschöpfend charakterisiert zu sein. Es handelt sich hier nicht um Güterproduktion, sondern um die Art, wie der vorhandene Güterstrom aus seinem alten Bette abgelenkt wird, um einen Vorgang der Kaufkraft-, nicht der Gütervermehrung — richtiger allerdings Kaufkraftverschiebung —, an dem eine Menge wichtiger Dinge hängen.

So begegnen wir hier zunächst wirklich der Schwierigkeit, die die herrschende Auffassung ganz unnötigerweise schon im normalen Kreislauf der statischen Wirtschaft finden will — der zeitlichen Diskrepanz zwischen der Fälligkeit der Verpflichtungen des Unternehmers und seiner Fähigkeit, sie zu erfüllen. Durch die Beschränkung dieses Moments auf die Entwicklung rücken wir dieses alte Problem der Ökonomie, so meine ich, erst in das den Tatsachen entsprechende Licht, wobei eine Menge von Fiktionen und Scheinproblemen einfach wegfällt. Aber unsre Schwierigkeit, wie sie uns die Betrachtung der Tatsachen darbietet, ist auch ihrer Natur nach eine andre als die verschiedenen bestehenden Auffassungen es wollen. Indem wir diese verlassen, adoptieren wir, wie der Leser sieht, ein wesentlich andres Gesamtarrangement des Wirtschaftsprozesses.

In der folgenden Weise beantworten wir die Frage, die uns jetzt interessiert: Das statische Geld, wie wir es bei der Schilderung des in sich selbst zurücklaufenden Stroms der ruhenden Wirtschaft kennen lernten, ist in seinem innersten Wesen schließlich nichts andres als eine Summe von Forderungsrechten — auf Güter überhaupt aber tat-

sächlich, wie wir sahen, für jedes Wirtschaftssubjekt auf ganz bestimmte Güter —, die Gesamtheit der Anteilscheine auf das Sozialprodukt. Jede Geldsumme empfängt ihren Wert aus diesem Charakter, der Besitz jeder Geldsumme bedeutet für jedes Wirtschaftssubjekt den Besitz bestimmter Güter. Zugleich ist da jede Geldsumme gleichsam eine Bescheinigung gelieferter Arbeits- und Bodenleistungen. Beide Charaktere fallen zusammen: Die Bescheinigung ist ipso facto auch Anteilschein, das ist ihr einziger Zweck, und andre Anteilscheine als Bescheinigungen gibt es da nicht.

Wenden wir das auf den dynamischen Fall an. Die Arbeiter und Grundherren, deren Leistungen in einer neuen Unternehmung verwendet werden sollen, brauchen und wollen solche Anteilscheine, die sich nicht nur nicht zu ihrem Nachteil von statischen Anteilscheinen unterscheiden dürfen, sondern sogar — sonst hätten Arbeiter und Grundherren ja keine Ursache, die bisherigen Gebiete ihrer Verwendung zu verlassen — auf etwas mehr Güter „lauten“ müssen. Der Unternehmer muß ihnen solche Anteilscheine geben, kann ihre Leistungen gegen nichts andres erhalten. Deshalb braucht er selbst solche Anteilscheine — Kaufkraft. Nun hat er sie aber nicht, denn ehe seine Produkte auf den Markt kommen — und andre als diese, die im Zeitpunkte, wo er sie braucht, nicht vorhanden sind, besitzt er ex hypothesi nicht, er kann sich auch nicht, so nehmen wir jetzt an, die Anteilscheine andrer Leute verschaffen —, hat er noch nichts in den Automaten der Volkswirtschaft eingeworfen, mithin noch keinen Anspruch auf „Bescheinigungen“, im Gegensatze zum statischen Produzenten. Jedoch wird er ja normalerweise in den Besitz solcher Bescheinigungen kommen. Alle Schwierigkeit hätte deshalb ein Ende, wenn man ihm gleichsam seinen guten Willen, seine künftigen „Einwürfe“ bescheinigen und diesen Bescheinigungen die Kraft von Anteilscheinen gegenüber dem vorhandenen Güterstrom, zu dem er freilich nichts beigetragen hat, beilegen würde. Er könnte auch normalerweise mit bestem Gewissen jenen Arbeitern

und Grundherren künftigen Lohn und Rente versprechen, und es wäre ihm geholfen, wenn sie diese Versprechungen — etwa „Bons“ auf den künftigen Ertrag — an Zahlungsstatt vorläufig annehmen würden. Wie die Erfahrung lehrt, tun sie das aber nicht. Der Grund ist nicht schwer anzugeben: Es wäre ihnen mit solchen Versprechungen nicht geholfen, denn sie können und wollen nicht warten und auch kein Risiko tragen.

Etwas Ähnliches wie eine Bescheinigung künftiger Produkte oder wie die Verleihung von Zahlkraft an die Versprechungen des Unternehmers gibt es nun wirklich. Das ist der Dienst, den der Bankier dem Unternehmer erweist und um den sich der Unternehmer an den Bankier wendet. Natürlich sammelt der Bankier tatsächlich auch die vorhandenen freien Geldsummen und ist insoweit nur ein Zwischenhändler, aber das ist zum größten Teile erst eine Folgeerscheinung vorhandener Entwicklung. Gäbe es diese nicht, so wäre er nicht Zwischenhändler, sondern Produzent von Kredit, d. h. er würde die Kaufkraft, die er dem Unternehmer leiht, selbst schaffen, er würde dem Unternehmer gleichsam jene Bescheinigungen und Anteilscheine ausstellen — freilich nicht über den ganzen Betrag des künftigen Erlöses, sondern nur über jenen Teil desselben, dessen der Unternehmer zur Lohn- und Rentenzahlung bedarf. Er würde gleichsam die Versprechungen des Unternehmers durch seine Garantie sanktionieren und bewirken, daß Arbeiter und Grundherren sie ebensogern annehmen und ebensogut zu sofortigen Genußgüterkäufen verwenden können, wie statisches Geld, wodurch die Bescheinigungen künftiger Leistungen den Bescheinigungen vergangener Leistungen ganz an die Seite gestellt würden. Man könnte ohne große Sünde sagen, daß der Bankier Geld schaffe. Freilich kann dieser Ausdruck leicht zu Mißverständnissen führen. Überhaupt bedarf die ganze Sache noch einer Ausführung, die ihr im nächsten Kapitel werden soll. Hier genüge es uns festzustellen, daß wir fest auf dem Boden der Tatsachen stehen und das große Paradoxon lösen, das darin

liegt, daß bei jeder neuen Unternehmung Aufwendungen gemacht werden müssen, während zunächst der Güterstrom der Volkswirtschaft nicht tiefer geworden ist.

Damit ist unsre Frage beantwortet und der Kreis unsrer Erklärung geschlossen. Dabei stießen wir auf einen vierten Typus von Wirtschaftssubjekten — nämlich auf den Geldgeber —: die andern drei sind Grundherren, Arbeiter und Unternehmer, wobei wir die Monopolisten und die Leute, die Quasirenten beziehen, nicht besonders hervorheben. Er steht zwischen den Unternehmern und den Lieferanten von Produktionsmitteln. Er ist eine Erscheinung der Entwicklung, und zwar tritt er nur dort auf, wo der Unternehmer keine Befehlsgewalt über die Besitzer von Arbeits- und Bodenleistungen hat. Er ermöglicht es dem Unternehmer, Unternehmer zu werden, eröffnet ihm gleichsam den Zutritt zu den Produktionsmitteln der Volkswirtschaft — er gibt ihm gleichsam die Vollmacht, seine Pläne auszuführen. Diese Funktionen sind von besonderer Art. Wir nennen den, der sie ausübt, „Bankier“, da tatsächlich die Kaufkraftschaffung und der Handel mit ihr wesentlich in den Händen der Banken liegt. Der Geldgeber andrer Art, derjenige, der eignes Geld „anlegt“, ist erst eine Folgeerscheinung der Entwicklung, wie immer die Sache historisch stehen mag. — Wie der Unternehmer der König, so ist der Bankier der Ephor des Marktes.

Drittes Kapitel.

Kredit und Kapital.

Erster Abschnitt.

Das Wesen und die Rolle des Kredits.

Der Grundgedanke, daß die wirtschaftliche Entwicklung wesentlich andre Verwendung der vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen sei, führte uns zu dem Satz, daß die Durchsetzung neuer Kombinationen durch Entziehung von Arbeits- und Bodenleistungen aus ihren gewohnten Verwendungen erfolge. Für jede Wirtschaftsform, in der der Führer keine Verfügungsgewalt über diese Leistungen hat, führte uns das wiederum zu zwei Häresien. Zur Häresie, daß dabei dem Gelde, und zur weitem Häresie, daß dabei sogar den andern Zahlungsmitteln eine wesentliche Rolle zukommt, daß dabei die Vorgänge im Gebiete der Zahlungsmittel nicht bloße Reflexe von Vorgängen in der Güterwelt sind, in der alles Wesentliche entspringe. In allen Tonarten, mit besonderer Entschiedenheit und seltner Einmütigkeit, mit Ungeduld und moralischer und intellektueller Entrüstung sogar, versichert uns eine lange, lange Reihe von Theoretikern das Gegenteil.

Stets hat sich die Ökonomie, fast seit sie zur Wissenschaft wurde, gegen die populären Irrtümer gewehrt, die das Phänomen des Geldes umranken. Ganz mit Recht. Eines ihrer fundamentalen Verdienste liegt hier. Und wer das bisher Gesagte durchdenkt, wird sich leicht überzeugen,

daß keiner dieser Irrtümer darin verteidigt wird. Wollte man freilich sagen, daß das Geld nur Mittel des Umlaufs der Güter sei und keine wichtigen Erscheinungen sich daran knüpfen können, so wäre das falsch. Wollte man daraus eine Einwendung gegen unsern Gedankengang schmieden, so wäre sie eben schon durch unsern Nachweis widerlegt, daß in unserm Falle die Andersverwendung der Produktivkräfte der Volkswirtschaft nicht anders durch eine Verschiebung in der Kaufkraft der Wirtschaftssubjekte durchgeführt werden kann. Wir sahen, daß im Prinzip ein Ausleihen von Arbeits- und Bodenleistungen von Arbeitern und Grundherren nicht möglich ist. Ich füge noch hinzu, daß der Unternehmer sich auch nicht produzierte Produktionsmittel ausleihen kann. Denn in der statischen Wirtschaft sind weder müßige Vorräte noch auch für die Bedürfnisse des Unternehmers bereitgestellte Mengen davon vorhanden. Wenn es zufällig in irgendeiner Wirtschaft gerade solche produzierte Produktionsmittel gibt, wie sie der Unternehmer braucht, so kann er sie allerdings kaufen, wozu er aber wiederum Kaufkraft braucht. Ausleihen kann er sie nicht ohneweiters, denn sie werden ja zu den Zwecken gebraucht, zu denen sie produziert wurden, und ihr Besitzer kann und will auf seinen Ertrag — den ihm ja der Unternehmer ersetzen könnte, aber erst später — nicht warten und auch kein Risiko tragen. Tut das aber dennoch jemand, dann liegen eben zwei Geschäfte vor, ein Kauf und eine Kreditgewährung. Beide sind nicht etwa nur zwei juristisch gesonderte Teile eines und desselben ökonomischen Vorgangs, sondern zwei sehr verschiedene ökonomische Vorgänge, an deren jedem sehr verschiedene Erscheinungen kleben, wie sich später ganz von selbst ergeben wird. Endlich kann der Unternehmer Arbeitern und Grundherren auch nicht Genußgüter „vorschießen“, weil er sie ja nicht hat. Kaufte er sie, so bedürfte er eben dazu der Kaufkraft. Über diesen Punkt kommen wir nicht hinweg, da es sich stets um Güterentzug aus dem statischen Kreislauf handelt. Auch bezüglich des Ausleihens von Genußgütern gilt dasselbe wie vom

Ausleihen produzierter Produktionsmittel. Das mag genügen. Wir werden diese Materie noch wiederholt streifen. Aber schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir nichts Mysteriöses oder Abenteuerliches behaupten und wie wir der herrschenden Auffassung gegenüberstehen.

Es ist also klar, daß es keinen Sinn hätte uns entgegenzuhalten, daß am Gelde nichts Wesentliches hängen „kann“. Tatsächlich ist eben hier die Kaufkraft das Vehikel eines wesentlichen Vorgangs, was gar nichts Bedenkliches hat. Übrigens kann diese prinzipielle Einwendung gar nicht gemacht werden, weil ja jedermann die ganz analoge Erscheinung anerkennt, daß Veränderungen der Menge oder Verteilung des Geldes sehr tiefgreifende Wirkungen haben können. Nur stand diese Beobachtung bisher auf einem Nebengeleise. Der Vergleich ist jedoch ganz instruktiv. Auch hier liegt nicht notwendig eine Veränderung in der Güterwelt, eine vorhergehende Erklärungsursache auf der „Warenseite“ vor. Die Güter verhalten sich da ebenfalls ganz passiv. Trotzdem wird ihre Art und Menge durch solche Veränderungen bekanntlich sehr beeinflusst.

Auch unsre andre Häresie ist bei weitem nicht so gefährlich als sie aussieht. Auch sie ruht in letzter Linie nicht bloß auf einer erweislichen und augenfälligen, sondern sogar auf einer anerkannten Tatsache. Es werden in der Volkswirtschaft Zahlungsmittel geschaffen, die sich zwar ihrer äußern Form nach lediglich als Forderungen auf „Geld“ darstellen, die sich aber von Forderungen auf andre Güter sehr wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie — wenigstens temporär auf alle Fälle — ganz dieselben Dienste tun, wie das Gut, auf das sie lauten, so daß sie es unter gewissen Bedingungen ersetzen können¹. Nicht nur in der Spezialliteratur des Geldwesens ist das anerkannt, sondern auch in der Theorie im engeren Sinne. In jedem Lehrbuch kann

¹ Wenn man also Forderungen auf Güter im allgemeinen nicht als etwas Selbständiges neben diese Güter stellen darf — sowenig wie Ähre und Getreidekörner — so liegt die Sache offenbar hier etwas anders.

man das lesen. Wir haben der Beobachtung nichts hinzuzufügen, sondern nur der Analyse. Die Beobachtung, die wir brauchen, ist da, nur steht auch sie auf einem Nebengeleise. Die Probleme, deren Diskussion am meisten zur theoretischen Anerkennung der praktisch ja unzweifelhaften Tatsachen geführt haben, waren die Fragen des Geldwerts und des Geldbegriffs. Als die Quantitätstheorie ihre Formel für den Geldwert aufgestellt hatte, knüpfte die Kritik an die Tatsache der andern Zahlungsmittel an. Das ist bekannt. Es ist ebenso bekannt, daß namentlich in der englischen Literatur die Frage, ob diese Zahlungsmittel, besonders aber, ob Bankguthaben „Geld“ seien, ganz stereotyp geworden ist. Manche der Besten haben sie affirmativ beantwortet, aber uns genügt der Umstand, daß man sie stellte. Dabei hat die Tatsache, auf die es uns ankommt, m. W. ausnahmslos Anerkennung gefunden, auch wenn man jene Frage negativ erledigte. Stets wird auch mehr oder weniger weitläufig auseinandergesetzt, wie und in welchen Formen die Sache technisch möglich ist.

Damit ist auch schon anerkannt, was meist noch ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die so geschaffenen Umlaufmittel nicht etwa bloß irgendwo verwahrtes Metallgeld vertreten, sondern in Mengen vorhanden sind, die jeder Einlösung im engsten Sinne spotten, und ferner, daß sie nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsrücksichten Geldsummen vertreten, die einmal vorhanden waren, sondern daß sie neu geschaffen neben die vorhandenen Geldsummen treten. Auch in dem für uns zwar nicht wesentlichen Punkte, an dem wir aber darstellerisch festhalten, daß nämlich diese Schaffung von Zahlungsmitteln in den Banken ihr Zentrum hat und deren eigentliche Funktion bilde, befinden wir uns in Übereinstimmung mit der herrschenden Auffassung oder doch, genauer, mit einer Auffassung, die man heute schon als herrschend bezeichnen kann. Die Geldschöpfung seitens der Banken durch Konstituierung von Forderungen gegen sich selbst, von der man schon bei Altmeister Smith, ja selbst bei noch ältern — aber gänzlich von populären Irrtümern

freien — Autoren lesen kann, ist ja heute zu einem Gemeinplatz geworden, wobei ich mich beeile hinzuzufügen, daß es für unsre Zwecke ganz gleichgültig ist, ob man den Ausdruck „Geldschöpfung“, den ich dem Knappschüler Bendixen nachspreche, für theoretisch richtig hält oder nicht: Unsre Ausführungen sind völlig unabhängig von den Besonderheiten irgendeiner Geldtheorie.

Endlich kann auch nicht zweifelhaft sein, daß diese Umlaufsmittel im Wege der Kreditgewährung in den Verkehr kommen und vornehmlich — abgesehen von Fällen, in denen es sich nur darum handelt, Metallgeldsendungen zu vermeiden — zum Zwecke der Kreditgewährung geschaffen werden. Eine Bank ist, nach Fetter (*Principles of Economics* p. 462), a business whose income is derived chiefly from lending its promises to pay. Soweit habe ich nichts Kontroverses gesagt und soweit sehe ich nicht einmal die Möglichkeit einer Meinungsverschiedenheit. Niemand kann mir vorwerfen, daß ich etwa gegen Ricardos Satz verstoße, daß „banking operations“ den Reichtum eines Landes nicht vermehren können, oder mir eine „vapoury speculation“¹ etwa im Sinne Laws zuschulden kommen lasse. Wer wollte auch die Tatsache leugnen, daß in den wirtschaftlich entwickeltsten Ländern vielleicht drei Viertel der Bankdepositen einfach auf Gutschriften beruhen² und daß der Geschäftsmann geradezu regelmäßig erst Schuldner der Bank wird, um ihr Gläubiger zu werden, daß er sich das erst „leiht“,

¹ Vgl. J. St. Mill. Daß übrigens Ricardos Satz nicht schlechthin richtig ist, wird jeder Ökonom zugeben, auch wenn er in diesem Punkte noch so konservativ ist. Vgl. als Beispiel eines solchen L. Laughlin, der in seinen *Principles of Money* sagt: Credit does not increase capital — d. h. Produktionsmittel — but mobilises it and makes it more efficient and thereby leads to an increase in product. Wir werden etwas Ähnliches zu sagen haben.

² Nur wenige Banken lassen in ihren periodischen Ausweisen hervortreten, welcher Teil ihrer Depositen auf wirklichen Einlagen beruht und welcher nicht. Die obige Schätzung beruht auf Ausweisen, die das wenigstens indirekt erkennen lassen und dürfte einer communis opinio entsprechen.

was er *uno actu* deponiert, von der fast jedem Schuljungen bekannten Tatsache, daß nur ein verschwindend kleiner Teil aller Umsätze mit Geld im engsten möglichen Sinne bewerkstelligt wird, gar nicht zu reden? Deshalb behandle ich diese Dinge nicht näher. Es hätte wahrlich keinen Zweck, hier Auseinandersetzungen vorzubringen, die jeder, dem sie Neues bieten könnten, in jedem elementaren Buch finden kann. Daß alle äußern Formen des Kredits wesensgleichen Inhalt umschließen, von der Banknote bis zur Gutschrift, und daß in allen diesen Formen der Kredit die Zahlungsmittel vermehrt, wird als unkontrovers angenommen¹.

Kontrovers kann zunächst nur ein Punkt sein. Jene Umlaufmittel werden offenbar meist nicht ohne Basis geschaffen. Ich glaube nicht irrezugehen, wenn ich sage, daß sowohl dem Geschäftsmann wie dem Theoretiker als typisches Beispiel für ein solches Umlaufmittel etwa der Wechsel des Produzenten vorschwebt, den derselbe nach durchgeführter Produktion aber vor Verkauf der Produkte auf seinen Bankier zieht, um seine Produkte sofort „zu Geld zu machen“. Da dienen diese Produkte als Basis — in concreto etwa Ladescheine — und wenn sich der Wechsel auch nicht auf vorhandenes Geld stützt, so stützt er sich dafür doch auf vorhandene Güter und so immerhin in gewissem Sinne auf vorhandene „Kaufkraft“. Auch die eben erwähnten Depositen beruhen natürlich zu einem großen Teil auf solchen „Warenwerten“. Das könnte als der normale Fall der Kreditgewährung und des Inverkehrsetzens der Kreditzahlungsmittel, jeder andre Fall aber als abnormal betrachtet

¹ Natürlich gibt es immerhin genug Theoretiker, die ganz auf dem Standpunkt des Laien stehen, der die „in den Banken liegenden Riesensummen“ anstaunt. Es ist mehr zu verwundern, daß auch finanzielle Schriftsteller mitunter eine ähnliche Sprache führen. Als Beispiel vgl. das sonst sehr brauchbare Buch von Clare, *Money Market Primer*, das zwar nicht einfach diesen Standpunkt einnimmt, aber doch die zur Kreditgewährung verfügbaren Summen als „other peoples money“ definiert.

werden¹. Aber auch in jenen Fällen, wo es sich nicht um Abwicklung des normalen Warengeschäfts handelt, wird offenbar meist eine Deckung gefordert, liegt also doch nur Mobilisierung vorhandener Werte vor. Damit kämen wir zur herrschenden Auffassung zurück. Sie feierte sogar einen besondern Triumph, weil jetzt nicht bloß Umlaufsmittel ohne Basis wegfielen, sondern sogar das Geld ausgeschaltet und damit die ganze Sache auf Tausch von Ware gegen Ware, also auf Vorgänge in der Güterwelt schlechthin zurückgeführt wäre. Diese Auffassung erklärt es denn auch, daß man die „Geldschöpfung“ als lediglich technischen und für die großen Züge der Theorie weiter nicht sehr interessanten Vorgang in das der Zirkulation gewidmete Kapitel verweisen zu können glaubt.

Dem stimmen wir nicht ganz zu. Unsrer Stellung wird nach und nach entwickelt werden. Momentan ist nur zu betonen, daß das, was die Praxis als abnormal bezeichnet, nur die Kreierung von Umlaufsmitteln ist, die sich als aus dem regelmäßigen Warengeschäfte hervorgegangen ausgeben, ohne daß das der Fall ist. Abgesehen davon ist auch ein Finanzwechsel nicht schlechthin und nicht immer etwas „Abnormales“. Kreditgewährungen zu „Neugründungen“ aber sind es sicher nicht, und doch gehen sie häufig in prinzipiell derselben Weise vor sich — technisch begründet die längere Dauer dieser Kredite in der Praxis natürlich einen Unterschied. Was aber die Deckung betrifft, die in solchen Fällen nicht schon vorhandene Produkte, sondern nur andre Dinge abgeben können, so ist ihre prinzipielle Bedeutung nicht die, daß die die Deckung bildenden Ver-

¹ Dabei sehe ich bereits von dem Falle ab, daß in einer Volkswirtschaft der regelmäßige Geschäftsverkehr mit Kreditzahlungsmitteln abgewickelt wird, in der der Produzent von seinem Kunden einen Wechsel oder eine Gutschriftsanweisung erhält und damit wiederum Produktionsmittel kauft. Darin liegt überhaupt keine Kreditgewährung im eigentlichen Sinne und der Fall unterscheidet sich in nichts Wesentlichem vom Bargeschäfte mittels Metallgeldumlaufs. Dieser Fall, von dem wir hier nicht mehr sprechen, wurde im ersten Kapitel erwähnt.

mögenswerte durch die Kreditgewährung mobilisiert werden. Das Wesen der Sache ist damit nicht gut charakterisiert. Vielmehr haben wir zwei Fälle zu unterscheiden: Entweder hat der Unternehmer irgendein Vermögen, das er der Bank verpfänden kann. Dieser Umstand wird es ihm in praxi gewiß sehr erleichtern, sich Kredit zu verschaffen. Aber das gehört nicht zum Wesen der Sache in seiner reinsten Form. Die Unternehmerfunktion ist prinzipiell nicht an Vermögensbesitz geknüpft, wie Analyse und Erfahrung in gleicher Weise lehren, wenngleich der akzidentelle Umstand des Vermögensbesitzes einen praktischen Vorteil bildet. Angesichts der Fälle, bei denen dieser Umstand fehlt, dürfte man diese Auffassung kaum ablehnen können, und es ergibt sich dann, daß der Satz, daß der Kredit gleichsam „Eigentum ausmünzt“, keine ausreichende Formulierung des wahren Vorgangs enthält. Oder der Unternehmer verpfändet Güter, die er mit der ausgeliehenen Kaufkraft erwirbt. Dann geht die Kreditgewährung voraus und muß wenigstens prinzipiell und für einen eventuell noch so kurzen Augenblick der Deckung entbehren. Aus diesem Falle empfängt die Auffassung vom Inverkehrsetzen vorhandener Vermögenswerte noch weniger eine Stütze als aus dem ersten. Vielmehr ist es da völlig klar, daß Kaufkraft geschaffen wird, der zunächst keine vorhandenen Güter entsprechen.

Daraus folgt also, daß auch in der Wirklichkeit die Summe des Kredits größer sein muß als sie sein könnte, wenn es nur vollgedeckten Kredit gäbe. Nicht nur über die vorhandene Geldbasis, sondern auch über die vorhandene Güterbasis ladet das Kreditgebäude aus. Wiederum kann diese Tatsache als solche nicht wohl in Abrede gestellt werden. Nur ihre theoretische Deutung kann zweifelhaft sein. Wir haben jetzt nur eines festzustellen, nämlich daß auch für uns jene Scheidung von normalem und abnormalem Kredit bedeutungsvoll ist: Die „Anteilscheine“ am volkswirtschaftlichen Güterstrom, die der normale Kredit schafft, sind Bescheinigungen vergangener Leistungen und vor-

handener Güter. Jene, die der Kredit schafft, der von der herrschenden Meinung als abnormal bezeichnet wird, sind ihrem Wesen nach Bescheinigungen künftiger Leistungen und erst zu produzierender Güter. So besteht gewiß ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Kategorien sowohl dem Wesen wie der Wirkungsweise nach. Beide werden im Verkehre gleich gewertet und beide leisten als Zahlungsmittel dasselbe — sind auch vielfach äußerlich nicht zu unterscheiden. Aber die eine umfaßt Zahlungsmittel, denen ein Einwurf in das Sozialprodukt entspricht, die andre Zahlungsmittel, denen zunächst nichts entspricht — wenigstens kein Einwurf in das Sozialprodukt, wenngleich in der Praxis dieses Manko oft durch andre Dinge ausgefüllt wird¹.

Nach diesen einleitenden Erörterungen, deren Kürze hoffentlich keine Mißverständnisse verursachen wird, gehe ich zum eigentlichen Thema dieses Kapitels über. Zunächst ist der auf den ersten Blick befremdliche Satz zu beweisen, daß im Prinzip niemand anderer als der Unternehmer der Kreditgewährung bedarf — oder der gleichbedeutende, aber schon viel weniger befremdliche Satz, daß der Kredit der industriellen Entwicklung dient. Die positive Seite des Beweisthemas, daß der Unternehmer prinzipiell und regelmäßig der Kreditgewährung bedarf — und zwar im Sinne von zeitlicher Überlassung von Kaufkraft —, ist durch die Ausführungen des zweiten Kapitels eigentlich schon erledigt.

Nochmals also: Um überhaupt produzieren, seine neuen Kombinationen durchführen zu können, braucht der Unternehmer Kaufkraft. Und diese Kaufkraft wird ihm nicht, wie dem statischen Produzenten, automatisch im Erlös der

¹ Aber die mögliche und häufige Stützung dieser Kategorie von Zahlungsmitteln auf irgendwelche Vermögenswerte beseitigt nur die sonst gegebene Unsicherheit derselben, sie beseitigt nicht die Tatsache, daß der von ihnen ausgehenden neuen Nachfrage nach Produkten kein neues Angebot an Produkten entspricht.

Produkte aus der vorhergegangenen Wirtschaftsperiode dargeboten. Wenn er sie nicht zufälligerweise sonst besitzt — und wenn das der Fall ist, so ist das lediglich die Konsequenz früherer Entwicklung —, muß er sie sich „ausleihen“. Gelingt ihm das nicht, so kann er offenbar nicht Unternehmer werden. Darin liegt nichts Fiktives, sondern lediglich die Präzisierung allgemein bekannter Tatsachen. Er kann nur Unternehmer werden, indem er vorher Schuldner wird. Er wird zum Schuldner infolge einer innern Notwendigkeit des Vorgangs der Entwicklung, sein Schuldnerwerden gehört zum Wesen der Sache und ist nicht etwas Abnormales, ein durch akzidentelle Umstände zu erklärendes mißliches Ereignis. Sein erstes Bedürfnis ist ein Kreditbedürfnis. Ehe er irgendwelcher Güter bedarf, bedarf er der Kaufkraft. Er ist sicher der typische Schuldner unter den Typen von Wirtschaftssubjekten, die die Analyse der Wirklichkeit herausarbeitet¹.

Das ist nun durch den negativen Nachweis zu ergänzen, daß man von keinem andern Typus von Wirtschaftssubjekten das Gleiche sagen kann, daß kein andres Wirtschaftssubjekt typisch und seinem Wesen nach ein Schuldner in demselben Sinne ist. Natürlich gibt es in Wirklichkeit noch andre Anlässe zur Kreditgewährung. Aber der entscheidende Punkt ist, daß dabei die Kreditgewährung nicht als wesentliches Element des Wirtschaftsprozesses erscheint. Das gilt zunächst ohneweiters für den Konsumtivkredit. Abgesehen davon, daß seine Bedeutung nur eine beschränkte sein kann, treffen wir ihn nicht auf unserm Wege, wenn wir die Grundformen und die Notwendigkeiten des Erwerbslebens durchstreifen. Es gehört zum Wesen keines Wirtschafts-

¹ Der Unternehmer ist auch noch in einem tiefern Sinne Schuldner, wie hier hervorgehoben werden mag: Er entnimmt — prinzipiell wiederum — dem volkswirtschaftlichen Güterstrom Güter, ehe er etwas in ihn eingeworfen hat. In diesem Sinne wird er gleichsam zum Schuldner dem sozialen Ganzen gegenüber. Ihm werden Güter überlassen, auf die er nicht jenen Anspruch hat, der sonst allein den Zugang zum Güterreservoir eröffnet.

subjekts, daß es Konsumtivdarlehen aufnehmen müßte, zum Wesen keines Produktionsprozesses, daß die dabei Beteiligten für die Zwecke ihrer Konsumtion Schulden machten. Deshalb interessiert uns das Phänomen des Konsumtivkredits hier nicht weiter, und nur in diesem Sinne meinen wir unsre These, daß der Unternehmer der einzige typische Schuldner in der Volkswirtschaft sei. Trotz all seiner praktischen Wichtigkeit schließen wir den Konsumtivkredit aus unsrer Betrachtung aus. Darin liegt keine Abstraktion — wir erkennen ihn als Tatsache an, nur haben wir nichts Besonderes über ihn zu sagen. — Ganz dasselbe gilt von jenen Fällen, in denen ein Kreditbedürfnis lediglich zur Aufrechterhaltung eines etwa durch Unglücksfälle gestörten Wirtschaftsbetriebs auftritt. Diese Fälle, die ich unter dem Begriffe des „konsumtiven Produktivkredits“ zusammenfasse, gehören ebenfalls nicht zum Wesen eines Wirtschaftsprozesses, in dem Sinne, daß ihre Behandlung zum Verständnisse des Lebens des volkswirtschaftlichen Organismus gehören würde. Auch sie interessieren uns hier nicht weiter.

Da jede Art von Kreditgewährung zu Zwecken von Neuerungen, Meliorationen usw. definitionsmäßig als Kreditgewährung an den Unternehmer erscheint und ein Element der wirtschaftlichen Entwicklung bildet, so bleibt als einzige Art von Kreditgewährung, die hier noch in Betracht kommt, der regelmäßige Betriebskredit übrig. Unser Beweis ist erbracht, wenn wir ihn als in unserm Sinne „unwesentlich“ erklären können. Wie steht es nun um ihn?

Nun, wir haben im ersten Kapitel gesehen, daß es nicht zum Wesen des regelmäßigen Kreislaufs der statischen Wirtschaft gehört, daß Betriebskredit¹ genommen und gegeben wird. Wenn der statische Produzent seine Produkte fertiggestellt hat, so verkauft er sie nach unserm Schema sofort

¹ Hoffentlich verwechselt der Leser diesen Betriebskredit nicht mit jener Summe, die auch dem Unternehmer für den „Betrieb“ im Gegensatze zur Errichtung der Unternehmung, also namentlich für die Zwecke der laufenden Lohnzahlung beigestellt werden muß.

und beginnt mit dem Erlös seine Produktion von neuem. Gewiß geht die Sache in Wirklichkeit nicht immer so vor sich. Es kann vorkommen, daß er seine Produktion zu beginnen wünscht, ehe er seine Produkte an den Mann gebracht hat. Aber das Entscheidende ist, daß wir innerhalb der statischen Wirtschaft den Prozeß so darstellen können, wie wenn er jedesmal mit dem Erlös an die weitere Produktion ginge, ohne etwas Wesentliches zu übersehen. In diesem Sinn gehört der Betriebskredit nicht zum Wesen der statischen Wirtschaft. Seine Bedeutung in der Wirklichkeit verdankt er lediglich dem Umstande, daß es da eben Entwicklung gibt und diese Entwicklung augenblicklich müßigen Geldsummen eine Verwendungsmöglichkeit eröffnet. Da wird auch der statische Wirt jeden Erlös schleunigst verwerten und sich seinen eignen Bedarf an Kaufkraft nur für die nötige Zeit ausleihen. Der Strom der Entwicklung überflutet eben nach und nach die ganze Volkswirtschaft und das macht es uns so schwer, klar zu sehen. Gäbe es keine Entwicklung, dann müßten normalerweise die zur Abwicklung der Geschäfte nötigen Geldsummen einfach in jeder Wirtschaftseinheit vorhanden sein und während der Zeit, wo sie nicht gebraucht werden, müßig liegen. Die Entwicklung erst ändert das. Sie schwemmt bald jene Typen hinweg, deren Stolz es ist, daß sie nie Kredit in Anspruch nehmen. Und wenn dann auch statische Wirtschaften in die Kreise des Kreditphänomens gezogen sind, dann wird derjenige, der das Kreditgeben zu seinem Geschäft macht, diese Art von Kreditgewährung wegen des geringern Risikos der Kreditgewährung an den Unternehmer vorziehen. Viele Banken, besonders vom Typus der *κατ'ἑξοχήν* so genannten Depositenbanken, und fast alle altrenommierten Häuser von ausgebreitetem Kundenkreise tun das wirklich und beschränken sich mehr oder weniger auf diesen Betriebskredit. Das ist aber eine Folgeerscheinung der Entwicklung.

Mit dieser Auffassung stehen wir gar nicht so sehr im Gegensatz zur herrschenden, als man glauben könnte¹. Wir

¹ Sie wird übrigens von den Tatsachen unmittelbar verifiziert: Durch

behaupten damit vielmehr in voller Übereinstimmung mit der üblichen Darstellung, daß wir der Rücksichtnahme auf diesen Betriebskredit entraten können, wenn wir uns das Wesen des statischen Kreislaufs vergegenwärtigen wollen. Nur weil die herrschende Theorie derselben Ansicht ist und gleich uns in der Finanzierung des regelmäßigen Warengeschäfts nichts für das Verständnis der Sache Essentielles sieht, vermag sie den Vorgang aus der Betrachtung der Grundlinien des Wirtschaftsablaufs auszuschneiden. Nur deshalb kann sie ihren Blick auf die Güter zu beschränken. Innerhalb der Güterwelt allerdings findet sie so etwas wie Kreditgeschäfte, aber damit haben wir uns bereits auseinandergesetzt. Eine Notwendigkeit von Schaffung neuer Kaufkraft jedenfalls erkennt die herrschende Auffassung da ebensowenig an wie wir, und daß sie eine solche Notwendigkeit auch sonst nicht sieht, zeigt wiederum, wie sie lediglich statisch ist.

Dieser Betriebskredit kann also aus unsrer Betrachtung mit derselben Begründung ausgeschaltet werden wie der Konsumtivkredit. Aus der Erkenntnis, daß es sich bei ihm nur um ein technisches Hilfsmittel der Zirkulation handelt — nochmals in einer rein statischen Volkswirtschaft, in der Entwicklung wird das dann aus dem erwähnten Grunde etwas anders —, das den Güterumlauf weiter nicht beeinflußt, ziehen wir nun die darstellerische Konsequenz, um ihn von jenem Kredit scharf abzuheben, der den Güterumlauf sehr wesentlich beeinflußt, innerhalb der Statik anzunehmen, daß alle Umsätze mit Metallgeld bewerkstelligt werden, das da ein für allemal in bestimmter Menge und mit be-

viele Jahrhunderte gab es so gut wie nur Konsumtivkredit. Da fehlte Betriebskredit nicht weniger als „Gründungskredit“. Und der Kreislauf der Wirtschaft kam ohne ihn aus. Erst in der modernen Entwicklung gewann der Betriebskredit seine heutige Bedeutung. Und da ein moderner statischer Betrieb von einer mittelalterlichen statischen Werkstätte sich ökonomisch durch nichts Wesentliches unterscheidet, so ergibt sich der Schluß, daß auch der erstere prinzipiell des Kredits nicht bedarf.

stimmter Zirkulationsgeschwindigkeit vorhanden sein soll. An sich kann natürlich auch der gesamte Umlauf einer statischen Wirtschaft aus Zahlungsmitteln bestehen, die sich als Forderungen bezeichnen und so das Moment des Kredits in die statische Wirtschaft bringen. Da diese Zahlungsmittel aber ja doch nur geradeso „Bescheinigungen“ für vorhandene Güter und vergangene Leistungen sind wie Metallgeld und ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden nicht besteht, so geben wir unserm Resultate, daß im Betriebskredit das, was an dem Kreditphänomen für uns das Wesentliche ist, fehlt, durch jene darstellerische Fortsetzung Ausdruck, womit wir in im ersten Kapitel Gesagtes einmünden.

Damit ist unsre These bewiesen und zugleich der Sinn, in dem sie gemeint ist, präzisiert. Nur der Unternehmer bedarf also prinzipiell des Kredits, nur für die industrielle Entwicklung spielt er eine wesentliche Rolle, d. h. eine Rolle, deren Berücksichtigung zum Verständnis des ganzen Vorgangs wesentlich ist. Auch sieht man auf Grund der Ausführungen des zweiten Kapitels sofort, daß auch das Korrelat der These gilt, nämlich der Satz, daß alle wirtschaftliche Entwicklung, wo es keine Verfügungsgewalt der Führer gibt, prinzipiell des Kredits bedarf.

Diese einzige in unserm Sinne wesentliche Funktion des Kredits besteht, wie wir wissen, des Nähern darin, daß die Kreditgewährung es dem Unternehmer ermöglicht, die Produktionsmittel, deren er bedarf, aus ihren bisherigen Verwendungen zu ziehen, indem er eine Nachfrage nach ihnen entfaltet, und so die Volkswirtschaft in neue Bahnen zu zwingen. Der Kredit ist also der Hebel dieses Güterentzuges. Unsre zweite These lautet nun: Soweit Kredit nicht aus vergangenen Unternehmungsergebnissen oder überhaupt aus von vergangener Entwicklung geschaffenen Reservoirs von Kaufkraft gegeben wird, kann er nur aus ad hoc geschaffenen Kreditzahlungsmitteln bestehen, die weder durch Geld im engsten Sinne, noch durch vorhandene

Produkte — Waren — gestützt sein können. Durch andre Werte als durch Produkte, also durch irgendwelche Vermögenswerte, über die die Unternehmer verfügen mögen, kann er zwar gesichert sein. Das ist aber erstens nicht notwendig und ändert zweitens nichts an dem Wesen des Vorgangs, der in der Schaffung neuer Nachfrage ohne augenblickliche Schaffung neuen Angebots beruht. Diese These ist hier nicht mehr zu beweisen, sondern ergibt sich aus den Ausführungen des zweiten Kapitels. Hier kommt nur noch in Betracht, daß sie uns den Zusammenhang zwischen Kreditgewährung und Kreditzahlungsmitteln gibt und uns zu dem führt, was ich für das Wesen des Kreditphänomens halte.

Wir sehen nämlich, daß die Kreditgewährung in dem einzigen Falle, in dem sie für den Wirtschaftsprozess wesentlich ist, nur mittels solcher neugeschaffener Kreditzahlungsmittel erfolgen könnte, wenn es keine Ergebnisse vorausgegangener Entwicklungen gäbe. Und umgekehrt, daß die Schaffung solcher Zahlungsmittel nur in diesem einzigen Falle eine mehr als bloß unlaufstechnische Rolle spielt. Kreditgeben involviert also insofern Kaufkraftschaffung und neugeschaffene Kaufkraft dient dem — ist notwendig nur für — Kreditgeben an den Unternehmer. Die Ausstellung von Anteilscheinen am vorhandenen Güterstrom, die nicht Bescheinigungen vorhandener Produkte, sondern höchstens Bescheinigungen künftiger Produkte sind, ist notwendig zur Kreditgewährung dort, wo die Kreditgewährung eine wesentliche Funktion hat, und nur dort. Das ist aber zugleich der einzige Fall, wo man dem Kreditzahlungsmittel nicht ohne Schaden für die Treue unsres Gedankenbildes Metallgeld substituieren kann, wo ihre Schaffung wesentlich wird. Denn eine einmal vorhandene Metallgeldmenge kann man voraussetzen, zumal auf ihre konkrete Größe nichts ankommt, eine im richtigen Momente und an richtiger Stelle eintretende Vermehrung aber nicht. Wenn wir also sowohl aus der Kreditgewährung wie aus der Schaffung von Kreditzahlungsmitteln jene Fälle ausscheiden, in denen

Kreditgewährung und Kreditzahlungsmittel keine wesentliche, keine weiter interessante Rolle spielen, so müßte beides zusammenfallen, wenn wir von den Resultaten vergangener Entwicklungen absehen.

In diesem Sinne definieren wir also den innersten Kern des Kreditphänomens in der folgenden Weise: Kredit ist wesentlich Kaufkraftschaffung zum Zwecke ihrer Überlassung an den Unternehmer, nicht aber einfach Überlassung von vorhandener Kaufkraft — von Bescheinigungen über vorhandene Produkte — an ihn. Die Kaufkraftschaffung charakterisiert prinzipiell die Methode, nach der sich die wirtschaftliche Entwicklung in der nichtgeschlossenen Volkswirtschaft durchsetzt. Durch den Kredit wird den Unternehmern der Zutritt zum volkswirtschaftlichen Güterstrom eröffnet, ehe sie den normalen Anspruch darauf erworben haben. Es ersetzt gleichsam eine Fiktion dieses Anspruchs temporär diesen Anspruch selbst. Die Kreditgewährung in diesem Sinn wirkt wie ein Befehl an die Volkswirtschaft sich den Zwecken des Unternehmers zu fügen, wie eine Anweisung auf die Güter, die er braucht, wie ein Anvertrauen von Produktivkräften. Nur so könnte sich die wirtschaftliche Entwicklung durchsetzen, würde sie sich aus einem statischen Zustand erheben. Und diese Funktion bildet den Grundstein des modernen Kreditgebäudes.

Während also im normalen Kreislauf der Statik Kreditgewährung nicht wesentlich ist, weil da keine notwendige Kluft zwischen Produkten und Produktionsmitteln besteht und im Prinzip angenommen werden kann, daß alle Ankäufe von Produktionsmitteln seitens der Produzenten Bargeschäfte sind, daß überhaupt jeder, der Käufer wird, vorher zum gleichen Betrage in Geld Verkäufer war, so gibt es bei der Durchsetzung neuer Kombinationen sicherlich eine solche Kluft zu überbrücken. Sie zu überbrücken ist Funktion des Kreditgebers, und er erfüllt sie, indem er dem Unternehmer ad hoc geschaffene Kaufkraft zur Verfügung stellt. Dann brauchen die Lieferanten von Produktionsmitteln nicht zu warten und trotzdem braucht der Unternehmer ihnen

weder Güter noch statisches „Geld“ vorzuschießen. So wird die Kluft geschlossen, die in der Verkehrswirtschaft bei Privateigentum und Selbstbestimmungsrecht der Wirtschaftssubjekte sonst die Entwicklung außerordentlich erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde. Daß darin die Funktion des Kreditgebers liege, wird von niemand in Abrede gestellt. Nur über die Natur dieser „Brücke“ bestehen Meinungs-differenzen. Ich meine, daß unsre Auffassung, weit entfernt kühner und wirklichkeitsfremder zu sein als die übrigen, der Wirklichkeit am nächsten steht und ein ganzes Gerüste von Fiktionen überflüssig macht.

Es ist nun ganz einfach, sich die Art und Weise klarzumachen, wie Kreditgewährung und Kaufkraftschaffung dem Unternehmer jene Verfügung über Güter ermöglichen, jene Nachfrageentfaltung, die dem statischen Produzenten durch gleichzeitiges oder vorübergehendes Angebot ermöglicht wird, wie also der einzige Vorgang stattfindet, der im Falle des Unternehmers stattfinden kann, um ihm die nötigen Güter zu verschaffen, nämlich die Durchsetzung einer andern Verwendung vorhandener Güter. In der statischen Volkswirtschaft, von der wir ausgehen, wird jahraus jahrein dasselbe in derselben Weise produziert. Jedes gewohnten Angebots wartet irgendwo in der Volkswirtschaft eine ihm entsprechende Nachfrage, jeder gewohnten Nachfrage das gewohnte Angebot. Diesem Kreislauf hat sich die gegebene Geldmenge adjustiert. Zu bestimmten, nur unwesentlich oszillierenden Preisen geht der ganze Umlauf aller Güter jahraus jahrein vor sich, so daß jede Geldeinheit in jeder Wirtschaftsperiode prinzipiell denselben Weg zurücklegt. Eine ihrer Größe und Verwendung nach eindeutig bestimmte Menge von Kaufkraft steht in jeder Wirtschaftsperiode der vorhandenen und gegebenen Menge ursprünglicher produktiver Leistungen gegenüber, um dann in die Hände von deren „Lieferanten“ überzugehen und sich endlich der gewohnten und bestimmten Menge von Genußgütern gegenüberzustellen. Einen Markt der Träger der ursprünglichen produktiven Leistungen selbst, namentlich also der Grund-

stücke, gibt es da nicht, und es gibt auch keinen Preis für sie innerhalb des normalen Kreislaufs. Jeder produktiven Leistung steht also in einem in jeder Wirtschaftsperiode wiederkehrenden Zeitpunkte eine bestimmte Menge von Kaufkrafteinheiten, jeder Kaufkrafteinheit ein bestimmt zusammengesetztes Gemisch von produktiven Leistungen und produzierten Produktionsmitteln gegenüber¹.

Wenn wir von dem unwesentlichen Moment des Stoffwerts der statischen Kaufkraftzeichen absehen, so repräsentiert die Kaufkraft eigentlich nichts neben und außer den Gütern Bestehendes. Ihre Gesamtsumme sagt uns nichts, im Gegensatz zur Aufzählung der vorhandenen Arten und Mengen von Produktionsmitteln, mit der man das Niveau der Volkswirtschaft charakterisieren kann. Aber jene Gegenüberstellung sagt uns dennoch einiges, nämlich die relative Kaufkraft der einzelnen Wirtschaftssubjekte und die Kaufkraft der Geldeinheit, damit die Basis des Wertes, der der Einheit in einer solchen Volkswirtschaft zugesprochen werden wird. Werden nun Kreditzahlungsmittel, neue Kaufkraft in unserm Sinne, geschaffen und dem Unternehmer zur Verfügung gestellt, dann tritt er neben die statischen Produzenten, und dann tritt diese Kaufkraft, vorausgesetzt, daß sie ebenso prompt angenommen wird wie die statische, neben die Summe der bisher vorhandenen. Dadurch wird die Menge der produktiven Leistungen, über die die Volkswirtschaft verfügt, natürlich nicht vermehrt. Dennoch wird aber neue Nachfrage möglich. Sie bewirkt ein Steigen der Preise der produktiven Leistungen und so eine teilweise Entkräftung der bisherigen Nachfrage. Dadurch erfolgt der „Güterentzug“, von dem wir sprachen, die Durchsetzung andrer Verwendungen — allerdings nur — der vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen. Die Sache dürfte klar sein: Der Vorgang läuft auf eine

¹ Vgl. unser Schema im ersten Kapitel, aus dem sich ergibt, warum ich nicht produzierte Produktionsmittel neben den Arbeits- und Bodenleistungen nenne, obgleich doch offenbar die Kaufkraft auch ihnen und nicht bloß den Arbeits- und Bodenleistungen gegenübersteht.

Komprimierung der vorhandenen Kaufkraft, des Inhalts der vorhandenen „Anteilscheine“ und „Leistungsbescheinigungen“ hinaus. In einem Sinne entsprechen der neugeschaffenen Kaufkraft keine Güter und sicher keine neuen Güter. Aber es wird Raum für sie herausgedrückt auf Kosten der statischen Kaufkraft. Mit einer etwas andern Wendung: Die Kreditgewährung bewirkt eine neue Verwendungsweise der vorhandenen produktiven Leistungen vermittels einer vorhergehenden Verschiebung der Kaufkraft innerhalb der Volkswirtschaft.

Leicht wäre es, diesen Vorgang durch Analogien zu verdeutlichen. Spielmarken haben an sich keinerlei selbständige Bedeutung. Ihre absolute Menge sagt uns nichts über den Verlauf des Spiels. Eine Vermehrung dieser Menge alteriert zwar den durch eine Spielmarke repräsentierten Anteil am Einsatz, bedeutet aber immer noch nichts, wenn sie bei allen Spielern proportionell auftritt. Nur die relativen Mengen von Spielmarken, die die einzelnen Spieler haben, bedeuten etwas, nur die Verteilung der Spielmarken ist ein Index relevanter Vorgänge. Wenn nun ein neuer Spieler hinzutritt und, ohne seinen Einsatz zu leisten, eine Anzahl neuer Spielmarken erhält, die den bisher vorhandenen gleichgehalten werden sollen, so ist diese Vermehrung der Summe der Einsätze gegenüber gewiß nur nominell. Sie wird dadurch nicht vermehrt. Aber doch liegt ein für Gang und Endresultat des Spiels wesentlicher Vorgang darin, nämlich eine Verschiebung der Anspruchsverhältnisse zugunsten des Ankömmlings und auf Kosten der bisherigen Spieler.

Wenn ich jemand zu meinem Erben einsetze, so entspricht seiner Erwartung mein ganzer künftiger Nachlaß. Setze ich dann noch jemand ebenfalls schlechthin zu meinem Erben ein, so kreiere ich eine neue solche Erwartung. Da aber dadurch mein Nachlaß nicht größer wird, so entsprechen beide Erwartungen nur derselben Gütermenge, der früher die eine entsprach. Der Vorgang ist aber dessenungeachtet offenbar nicht bedeutungslos, vielmehr sehr ent-

scheidend für die Verwendungen, denen mein Nachlaß zugeführt wird und deren wirtschaftliche Wirkungen. Ein ähnlicher Fall ist das Hinzutreten eines neuen Miteigentümers pro indiviso zu bereits vorhandenen Miteigentümern einer Sache. Auch hier erfolgt eine Art Komprimierung des Inhalts der Rechte der andern durch Konstituierung eines diesen gleichartigen Rechts ohne Vergrößerung des Objekts. Immer liegt eine Anteilverschiebung durch Eindringen eines neuen Anteilanspruchs vor, eine Veränderung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse, die zu einer Veränderung der Verwendungsweise und dadurch zu neuen wirtschaftlichen Resultaten führt.

Damit ist die Art charakterisiert, wie die Kaufkraftschaffung wirkt. Der Leser sieht, daß darin nichts Unlogisches oder Mystisches liegt. Dabei ist die konkrete äußere Form der Kreditzahlungsmittel ganz gleichgültig. Am deutlichsten sieht man die Sache allerdings bei der ungedeckten Banknote. Aber auch ein Wechsel, der nicht vorhandenes Geld ersetzt und sich nicht auf bereits produzierte Waren stützt, hat denselben Charakter immer dann, wenn er zirkuliert und nicht etwa bloß die Verpflichtung des Unternehmers gegenüber seinem Geldgeber fixiert, wobei er nur eine Bestätigung sonstiger überlassener Kaufkraft darstellt, und nicht bloß diskontiert wird, wobei das gleiche der Fall ist. Und alle andern Formen von Kreditzahlungsmitteln bis zur einfachen Gutschrift in den Büchern einer Bank lassen sich unter demselben Gesichtswinkel betrachten. Immer treten sie neben die vorhandene Kaufkraft. Wie, wenn ein Gas in ein Gefäß einströmt, in dem sich vorher eine bestimmte Gasmenge im Gleichgewichte befand, so daß alle Moleküle gleiche Teile des Raumes einnahmen, die Anteile dieser Moleküle am Raume nun beschränkt werden, so wird das Einströmen der neuen Kaufkraft in den Raum der Volkswirtschaft die alte Kaufkraft komprimieren. Haben sich die dadurch notwendig gewordenen Preisveränderungen vollzogen, dann entsprechen den neuen Kaufkrafteinheiten gerade so gut irgendwelche

Güter wie den alten, nur daß die jetzt vorhandenen Kaufkraftseinheiten alle geringern Inhalts sind als früher die statischen.

Wie gesagt, die Tatsache, die all dem zugrunde liegt, ist bekannt und anerkannt. Wir kommen mit dem aus, was in jedem Lehrbuch im Kapitel über den Kredit steht, und könnten, meine ich, den Autor fast eines jeden logisch zur Anerkennung unsrer beiden Thesen zwingen, und zwar auf Grund seiner eignen Ausführungen. Wir greifen nur fest nach dieser Tatsache, und ziehen sie in die Kreise des theoretischen Gedankengangs statt sie nur im Vorbeigehen zu erwähnen. Dabei müssen wir gewiß von der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit etwas abweichen, um Wesentliches vom Unwesentlichen zu trennen und das Prinzipielle scharf hervorzuheben. Das darf den Leser nicht abschrecken. Namentlich darf ihn nicht irremachen, daß erklärlicherweise in einer Volkswirtschaft, in der die Entwicklung einmal in Gang gebracht ist, auch statische Kaufkraft zu dynamischen Zwecken verwendet wird und gelegentlich auch dynamische Kaufkraft in den statischen Kreislauf eindringt. Es ist natürlich, daß das statische Geld nach den Gewinnen streben wird, die dynamische Verwendungen ermöglichen und deren Zustandekommen wir noch schildern werden, und es ist ebenso natürlich, daß die Entwicklung schließlich auch die statischen Wirtschaften in ihre Strömung zieht, woraus dann der moderne Betriebskredit entsteht.

Die Tatsache, daß es in der Volkswirtschaft einen Darlehnsfonds gibt, der nicht direkt und einfach aus Gütern besteht, auch nicht aus auf Vorleistungen beruhender Kaufkraft, sondern auf der Möglichkeit der Kaufkraftschaffung, führt uns zu einem neuen Problem, nämlich dem Problem der Größe dieses Darlehnsfonds. Ist die Menge dieses Kreditgelds beliebig und, wenn nicht, wieviel Kredit kann den Unternehmern jeweils gegeben werden? Die Erfahrung lehrt, daß die Menge des Kredits nicht beliebig ist. Sie ist beschränkt, und zwar nicht etwa bloß durch den Umfang

des Kreditbedürfnisses der Unternehmer, sondern offenbar noch in anderer Weise, denn sehr oft, ja meist können sich die Kreditsuchenden lange nicht soviel Kredit verschaffen, als sie verwenden könnten. Es kann eben — ganz abgesehen von gesetzlichen Schranken — keine Bank beliebig viele Banknoten emittieren, es kann niemand beliebig hohe Wechsel in Kurs setzen, niemand sonstwie beliebig viel Kredit geben. Wie also die Kreditzahlungsmittel zwar nicht die vorhandenen Güter vermehren können, aber deshalb doch nicht bedeutungslos sind, wie sie keinen „Stoffwert“ haben neben den Gütern, auf die sie lauten, aber deshalb doch nicht wertlos sind, so ist, obgleich sie sich materiell beliebig vermehren ließen — gehören dazu doch nur Papier und Tinte —, doch ihre Menge beschränkt. Wodurch?

Es bedarf wohl keiner Auseinandersetzung mehr, um zu beweisen, daß die Antwort der herrschenden Theorie — „durch die Menge der vorhandenen Güter oder die Größe der vorhandenen Vermögenswerte“ — unzureichend sein muß. Güter als solche werden in diesem Sinne nicht ausgeliehen und die vorhandenen Vermögenswerte beschränken nur die Menge einer Art von Kredit, die erst Folgeerscheinung der Entwicklung ist. Die Kaufkraftschaffung ist nicht an diese Grenze gebunden, denn die Kaufkraft stellt ja nur Anteile am Güterstrom dar und Anteile an irgendetwas kann man sich ohne logischen Fehler zunächst beliebig vermehrt denken. So handelt es sich also um ein ganz anderes Problem als das, was der herrschenden Theorie in diesem Zusammenhange immer vorschwebt. Nur im Handeln desjenigen, der das Kreditzahlungsmittel schafft, kann die Schranke seiner Menge liegen. Dieses Handeln selbst muß gewissen Schranken unterworfen sein.

Unsre Antwort auf die Frage nach den Bestimmungsgründen der Größe der Kreditsumme holen wir uns aus der Wirklichkeit, die sie uns auch ohneweiters darbietet. Wir können unmittelbar beobachten, daß das, was die Kreditgewährung beschränkt, soweit sie mittels neugeschaffener

Kaufkraft vor sich geht, die Rücksicht auf die Einlösungsmöglichkeit ist. Niemand ist naiv genug zu glauben, daß schon vom Momente der Emission an jedem Kreditzahlungsmittel eine bestimmte, irgendwo bereitliegende Geldsumme entspricht. Aber man erwartet, daß jeder Verpflichtete am Tage der Fälligkeit der Verpflichtung in der Lage sein wird, dieselbe einzulösen, daß also in jedem Zeitpunkte die Summe der fälligen Verpflichtungen nicht größer sein wird als die in diesem Zeitpunkte zu ihrer Einlösung bereite Summe. Daraus ergibt sich eine Bedingung, deren Erfüllung das Maß möglicher Kreditgewährung ist. Es braucht und es kann niemals die ganze in der Volkswirtschaft vorhandene Kreditsumme einlösungsfähig zu sein, es muß aber stets der in jedem Zeitpunkte fällige Teil derselben eingelöst werden können, wenn die Kreditzahlungsmittel im Verkehre akzeptiert werden sollen. Ich will das nicht erschöpfend ausführen. Nur einige für unsre Zwecke unentbehrliche Präzisierungen müssen noch an diesem Satze angebracht werden.

Zunächst sind zwei Einlösungsverpflichtungen zu unterscheiden, die konkurrierend aus jedem Kreditgeschäfte dieser Art erwachsen, die Verpflichtung des Unternehmers gegenüber dem Kreditgeber oder Bankier und die Verpflichtung des Bankiers gegenüber dem Publikum. Wir fassen das Verhältnis beider Verpflichtungen zueinander stets so auf, daß der Bankier die Kreditzahlungsmittel einzulösen hat und nur normalerweise vom Unternehmer rechtzeitig die Mittel dazu erhält. In der Praxis ist das nicht notwendig so. Es kann vorkommen, daß der Kreditgeber lediglich durch seine in irgendeiner Form erteilte Garantie vom Unternehmer ausgestellte Kreditzahlungsmittel umlaufsfähig macht. Dann hat sie der Unternehmer einzulösen und nur subsidiär tritt dann der Garant ein. Aber man sieht leicht, daß wir nichts Wesentliches an der Sache ändern, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, daß Kreditgeber derjenige ist, der Kreditzahlungsmittel schafft, daß die „Schaffung“ der Kreditzahlungsmittel in der Erteilung der Umlaufsfähigkeit an sie liege — daß also auch dann, wenn der Unternehmer

die Krediturkunde ausstellt, sie aber nur unter Garantie jemandes andern zirkulieren kann, dieser letztere sie „geschaffen“ hat und der Kreditgeber ist —, und daß dieser Kreditgeber immer in letzter Linie für die Einlösung einstehen muß. Immer rechnet er freilich darauf, daß ihm sein Schuldner, der Unternehmer, die Mittel dazu beschaffen wird, aber er tut das nicht weniger, wenn er selbst unmittelbar Dritten gegenüber aus der Krediturkunde verpflichtet ist, als wenn der Unternehmer juristisch an erster Stelle haftet, so daß wir in allen Fällen unser Schema für die ökonomische Seite der Sache anwenden können.

Im normalen Fall, in dem der typische Schuldner, der Unternehmer, dem Kreditgeber die Mittel zur Verfügung stellt, die zur Einlösung des Kreditgelds nötig sind, braucht sich der Kreditgeber über diese Einlösung weiter keine Gedanken zu machen. Tut das der Unternehmer nicht, dann allerdings muß der Kreditgeber einspringen. Und für diesen Fall in seiner erfahrungsmäßigen Bedeutung muß er vorsorgen, für diesen Fall muß er eine „Reserve“ von durch die Erfahrung gegebener Größe halten. Und diese Notwendigkeit vorzusorgen legt ihm Schranken bei der Kreditgewährung in bekannter Weise auf. Es handelt sich nun um die ökonomische Interpretation dieses Stückes wirtschaftlicher Praxis.

Der Unternehmer erhält vom Bankier Kaufkraft, der keine in den volkswirtschaftlichen Güterstrom eingeworfenen Produkte entsprechen. Er erhält sie aber in der Erwartung, daß er Produkte, die mindestens einen gleichgroßen Erlös erzielen werden, produzieren wird. Im normalen Falle technischen und kommerziellen Erfolgs trifft diese Erwartung zu. Wenn wir wiederum den Produktionsprozeß auf eine Wirtschaftsperiode beschränken, so können wir sagen, daß der Unternehmer am Beginn der nächsten genug Produkte auf den Markt bringen wird, um mit dem Erlös seine Schuld begleichen zu können. Dann entsprechen jenen Anteilscheinen, die er erhielt, nunmehr auch neue Güter, für die er diese Anteilscheine zurück- und normalerweise

noch weitere Anteilscheine hinzuerwerben könnte. Die fiktive Bescheinigung von Produkten, die die Kreditzahlungsmittel sozusagen ursprünglich darstellten, ist zur Wahrheit geworden. Er kann gleichsam Rechenschaft über die anvertrauten Produktivkräfte ablegen, er kann die Forderung, die die Volkswirtschaft durch den Kreditgeber an ihn stellt, durch eine Gegenforderung mindestens entkräften. Im Falle technischen oder kommerziellen Mißerfolgs entspricht den Kreditzahlungsmitteln auch nach durchgeführter Produktion kein Produkt. Vom Standpunkt der Volkswirtschaft gibt es da keine eigentliche Einlösung, sondern nur die Konstatierung des Mißerfolgs. Nur daß gegenwärtig eben die Sache so geordnet ist, daß der Kreditgeber die Folgen zu tragen hat. Keinesfalls trägt sie der Unternehmer als solcher, denn mag er auch dazu herangezogen werden, wenn er irgendwelches Vermögen besitzt, so liegt darin doch nichts Wesentliches: Als Unternehmer kann er seine Schuld nur durch Produkte begleichen, und wenn er keine hat, so kann er sie überhaupt nicht begleichen.

Nur in diesem letztern Fall macht die „Einlösung“ dem Kreditzahlungsmittel ein Ende. Da wird es vernichtet. Im Fall des Erfolgs aber nicht oder doch nur juristisch. Das ist ganz klar, wenn man bedenkt, daß nach der Einlösung wieder Kredit gegeben werden kann und daß dieser juristisch neue Kredit auf ganz derselben Grundlage steht wie der frühere. Wenn der Erfolg des Unternehmers so groß war, daß er seinen Produktionsprozeß nun mit statischer — dem statischen Kreislauf entzogener — Kaufkraft wiederholen kann, dann wird der Kreditgeber den freigewordenen Kredit einem andern Unternehmer, andernfalls ganz oder zum Teil demselben Unternehmer gewähren. Aber das ist ökonomisch derselbe Kredit. Die Einlösung vernichtet ihn nicht, sondern sie setzt ihn nur frei. Das sieht man besonders augenfällig dann, wenn die Kreditgewährung mittels Banknoten erfolgt: Da kann man sich vorstellen, daß der Unternehmer individuell dieselben Banknoten, die er erhalten hat, durch Verkauf seiner Produkte zurückerwirbt und dem Bankier

zurückstellt, der sie dann wiederum ausleiht. In andern Fällen wird die Krediturkunde vernichtet, aber man sieht ohneweiters, daß das für das ökonomische Fortleben des Kredits irrelevant ist.

Die Einlösung der Kreditzahlungsmittel führt also keineswegs einfach zu ihrer Ersetzung durch statische Kaufkraft. Eine Einlösung in diesem Sinne erfolgt niemals oder doch nur dann, wenn neue Verwendungsmöglichkeiten fehlen. Sonst wird die Kreditkaufkraft höchstens beim einzelnen Unternehmer durch statische Kaufkraft ersetzt, die derselbe jetzt dem statischen Kreislauf durch seine Produkte zu entziehen vermag, wie früher die Produktionsmittel durch die neugeschaffenen Zahlungsmittel. Aber in ihrer Funktion neue Unternehmungen zu ermöglichen, bleibt die dynamische Kaufkraft bestehen. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Einlösung liegt nur erstens in der Konstatierung, ob Erfolg oder Mißerfolg der neuen Unternehmungen vorliegt und zweitens in der Freisetzung des Kredits, wenn er für ein bestimmtes Unternehmen überflüssig geworden ist. Wie strenge Inspizienten erscheinen die Kreditforderungen beim Unternehmer, um Rechenschaft zu fordern und nach dem Rechten zu sehen. Niemand fordert ihre definitive Einlösung im Sinne von Nichterneuerung, wenn alles in Ordnung ist. Nur dann bestehen die Präsentanten auf definitiver Einlösung, wenn eine solche dem Unternehmer unmöglich ist. Dann eben verlangt die gegenwärtige Organisation des Kreditgebäudes, daß der Kreditgeber, der allein dem Unternehmer sein mißglücktes Wagnis ermöglichte, die daraus erwachsenden Folgen trage.

Damit ist in einer für unsre Zwecke ausreichenden Weise nachgewiesen, daß die Größe möglicher Kreditgewährung zu jeder Zeit in jeder Volkswirtschaft eine bestimmte ist. Selbstverständlich ist die Rücksicht auf die Reserve nur ein äußerliches Moment, nach dem der Praktiker handelt. In dem nötigen Verhältnis der Kreditmenge zur Reserve kommen alle Elemente des volkswirtschaftlichen Lebens, die Organisation der Volkswirtschaft, das technische und mora-

lische Niveau der Unternehmer und überhaupt aller Wirtschaftssubjekte, auch die konkrete Natur der neuen Unternehmungen zu einem kurzen und handlichen Ausdruck. Die Funktion des Bankiers, des Produzenten von und Händlers mit Kredit, ist in der Fülle der sich anbietenden Unternehmerpläne eine Auswahl zu treffen, die allen Lebensverhältnissen der Volkswirtschaft entspricht, dem einen die Durchführung zu ermöglichen, dem andern zu versagen. Wäre seine Einsicht so umfassend, daß keine der Unternehmungen, die er sanktioniert, jemals Mißerfolg erlitte, so bedürfte es einer Reserve¹ nicht. Und es bedürfte einer solchen auch dann nicht, wenn der Bankier, wie es etwa von einem Zentralorgan der Gesamtheit der Idee nach zu erwarten wäre, einen Mißerfolg geradeso fürchten würde, wenn er seine Folgen nicht trägt, wie wenn er das tun muß. In der auf Eigeninteresse und Selbstverantwortung basierenden Organisation der Volkswirtschaft aber mußte sich eben eine Methode herausbilden demjenigen, der neue Unternehmungen ermöglicht, auch die Konsequenzen ihres Mißlingens aufzubürden. Das erreicht die Präsentation der Kreditzahlungsmittel zur Einlösung. Jedes Wirtschaftssubjekt arbeitet an dieser Kontrolle der Führer mit, weil jedem die Gefahr der Entwertung seiner Anteilscheine vor Augen steht, die bei beliebiger Emission von Kaufkraftzeichen sofort eintreten müßte.

¹ Da aber tatsächlich eine solche notwendig ist, so erhebt sich die Frage, woher sie kommt: Die zur Reservenbildung nötige Summe kann kaum etwas andres sein als das Resultat früherer Entwicklungen. Man sieht aber leicht, daß infolge der prinzipiell besondern Stellung dieses Reservefonds, in dieser Erkenntnis keine Einschränkung unsrer Resultate liegt.

Zweiter Abschnitt.

Das Kapital.

Es ist nun an der Zeit, einem Gedanken Ausdruck zu geben, der schon lange der Formulierung harrt, der jedem Geschäftsmanne geläufig ist und nach unsern Ausführungen wohl auch schon dem Leser naheliegt: Jene Wirtschaftsform, in der die für neue Produktionen nötigen Güter ihren statischen Bestimmungen durch die Intervention der Kaufkraft entzogen werden, d. h. durch Kauf auf dem Markte, ist die kapitalistische Wirtschaft, während jene Wirtschaftsformen, in denen das durch irgendeine Befehlsgewalt oder durch Vereinbarung aller Beteiligten geschieht, die kapitallose dynamische Produktion darstellen. Das Kapital ist nichts andres als der Hebel, der den Unternehmer in den Stand setzen soll, die konkreten Güter, die er braucht, seiner Herrschaft zu unterwerfen, nichts andres als ein Mittel, über Güter zu neuen Zwecken zu verfügen oder als ein Mittel, der Produktion ihre neue Richtung zu diktieren. Das ist die einzige Funktion des Kapitals und mit ihr ist seine Stellung im Organismus der Volkswirtschaft gekennzeichnet. Man sieht: Um in das Wesen des Kapitalphänomens einzudringen, geben wir von der Funktion des Kapitals aus, nicht etwa vom Sprachgebrauch oder von unsern terminologischen Bedürfnissen.

Was ist nun dieser „Hebel“, dieses Beherrschungsmittel? Sicherlich besteht es nicht in Gütern irgendeiner bestimmten

Kategorie, nicht in einem irgendwie abzugrenzenden Teile des vorhandenen Gütervorrats. Es ist allgemein anerkannt, daß wir dem Kapitale bei der Produktion begegnen und daß es beim Produktionsprozesse irgendwie nützlich sei. Daher wird man es wenigstens auch in unserm Falle, im Falle der dynamischen Produktion irgendwo wirken sehen müssen. Nun, dem Unternehmer stehen alle die Güter, die er braucht, auf gleicher Linie und in gleicher Weise gegenüber. Ob es ein Stück Land ist, oder eine Arbeitsleistung oder eine Maschine oder ein Rohstoff, was er im einzelnen Falle braucht — stets ist der Vorgang derselbe und nichts unterscheidet einen dieser Fälle von dem andern. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es zwischen diesen Güterkategorien überhaupt keine ökonomisch relevanten Unterschiede gäbe. Vielmehr gibt es solche gewiß, wenngleich in früherer Zeit und selbst heute noch ihre Bedeutung für die Grundlagen der Theorie überschätzt wurde und wird. Aber es ist klar, daß die Handlungsweise des Unternehmers allen jenen Kategorien gegenüber die gleiche ist: Sie alle kauft er für Geld, für das er Zins sich berechnet oder bezahlt, ohne Unterschied, ob es Werkzeuge oder Grundstücke oder Arbeitsleistungen sind. Sie alle spielen für ihn dieselbe Rolle, sind gleich notwendig für ihn. Besonders ist es für das Wesen des Vorganges ganz gleichgültig, ob er seine Produktion sozusagen vom ersten Anfange beginnt, das heißt, bloß Land und Arbeitsleistungen kauft, oder ob er auch schon vorhandene Zwischenprodukte erwirbt, statt sie selbst zu produzieren. Sollte er endlich Genußgüter erwerben, so würde auch dadurch nichts Wesentliches geändert. Immerhin könnte es scheinen, wie wenn die Kategorie der Genußgüter am ehesten einen Anspruch darauf hätte, hervorgehoben zu werden. Dann nämlich, wenn man der Theorie huldigt, daß der Unternehmer den Besitzern der Produktionsmittel im engeren Sinne des Wortes, Genußgüter „vorschieße“. In diesem Falle stünden dieselben den übrigen Gütern charakteristisch gegenüber und eine besondere Rolle würde durch sie erfüllt, und zwar eben jene, welche wir

dem Kapitale zuweisen. Es würde das darauf hinauskommen, daß der Unternehmer die produktiven Leistungen gegen Genußgüter eintauscht. Dann würden wir zu sagen haben, daß das Kapital aus Genußgütern bestehe. Übrigens wäre auch dann für den Unternehmer nicht ihre Qualität als Genußgüter, sondern nur ihre Kaufkraft wertvoll. Doch ist diese Möglichkeit bereits erledigt.

Abgesehen von dieser Auffassung also liegt kein Grund vor, zwischen allen den Gütern, die der Unternehmer kauft, irgendeinen Unterschied zu machen, mithin auch kein Grund, irgendeine Gruppe derselben unter dem Namen „Kapital“ zusammenzufassen. Daß ein solches Kapital jeder Wirtschaftsform eigen und daher nicht geeignet wäre, die „kapitalistische“ zu charakterisieren, bedarf keiner Ausführung. Es ist auch nicht richtig, daß der Geschäftsmann, gefragt, worin sein Kapital bestehe, auf irgendeine jener Kategorien von Gütern hinweisen würde: Wenn er seine „Fabrik“ erwähnt, so rechnet er auch den Grund, auf dem sie steht, zu ihrem Ensemble, und wenn er vollständig sein wird, wird er auch sein Betriebskapital nicht vergessen, in dem direkt oder indirekt gekaufte Arbeitsleistungen begriffen sind.

Das Kapital einer Unternehmung ist aber auch nicht der Inbegriff aller ihren Zwecken dienenden Güter. Denn das Kapital steht der Güterwelt gegenüber: Es werden Güter für Kapital gekauft — „Kapital wird in Gütern investiert“ —, aber eben darin liegt die Erkenntnis, daß seine Funktion eine von der der erworbenen Güter verschiedene ist. Die Funktion der Güter liegt darin, ihrer technischen Natur entsprechend einem produktiven Zwecke zu dienen, technisch und physisch andre Güter hervorzubringen. Die Funktion des Kapitals liegt darin, jene Güter, welche produktiv verwendet, „verarbeitet“ könnte man sagen, werden sollen, dem Unternehmer zu verschaffen. Das Kapital ist das Mittel der Güterbeschaffung. Es steht als ein drittes zur Produktion in der Verkehrswirtschaft nötiges Agens zwischen dem Unternehmer und der Güterwelt. Es bildet

die Brücke zwischen beiden. Nicht unmittelbar nimmt es teil an der Produktion, nicht selbst wird es „verarbeitet“, es verrichtet vielmehr eine Aufgabe, die gelöst sein muß, ehe die technische Produktion beginnen kann.

Der Unternehmer muß Kapital haben, ehe er daran denken kann, sich konkrete Güter zu verschaffen. Es gibt einen Zeitpunkt, wo er bereits das nötige Kapital, aber noch nicht die Produktivgüter hat und in diesem Momente kann man deutlicher sehen als je, daß das Kapital nichts mit konkreten Gütern Identisches, sondern ein selbständiges Agens ist. Und sein einziger Zweck, der einzige Grund, warum der Unternehmer Kapital braucht — ich appelliere an auf der Hand liegende Tatsachen — ist eben der, als Fonds zu dienen, aus dem Produktionsgüter bezahlt werden können. Solange ferner dieser Ankauf nicht vollzogen ist, hat das Kapital durchaus keine Beziehung auf irgendwelche bestimmte Güter. Es existiert zwar — wer könnte das leugnen? —, aber es ist gerade seine charakteristische Eigenschaft, daß es nicht als konkrete Güterform in Betracht kommt, daß es nicht technisch als Gut verwendet wird, sondern als ein Mittel der Beschaffung jener Güter, die technisch-produktiv verwendet werden sollen. Aber wenn jener Ankauf vollzogen ist, dann besteht doch das Kapital des Unternehmers aus konkreten Gütern — aus irgendwelchen zwar, ebenso gut aus gekauftem Lande wie aus gekauften Werkzeugen, aber doch aus Gütern? Wenn man uns mit Quesnay zuruft: „Parcourez les fermes et les ateliers, et . . . vous trouverez des bâtiments, des bestiaux, des semences, des matières premières, des meubles et des instruments de toute espèce“ — von unserm Standpunkte müßte man noch hinzufügen: Boden- und Arbeitsleistungen und wohl auch Genußgüter —, so ist dieser Hinweis doch jetzt jedenfalls begründet? Nun, das Kapital hat die ihm von uns zugeschriebene Funktion erfüllt. Sind die nötigen sachlichen Produktionsmittel und, wie wir annehmen wollen, auch die nötigen Arbeitsleistungen gekauft, so hat der Unternehmer das ihm zur Verfügung gestellte Kapital nicht mehr.

Er hat dasselbe für Produktionsmittel hingegeben. Die herrschende wissenschaftliche Auffassung ist nun die, daß sein Kapital jetzt aus den erworbenen Gütern besteht. Allein es ist eine Voraussetzung dieser Auffassung, daß man die güterbeschaffende Funktion des Kapitals völlig ignoriert und an die Stelle unsres Bildes des ganzen Vorganges die wirklichkeitsfremde Annahme setzt, daß dem Unternehmer gleich jene Güter geliehen werden, die er braucht. Tut man das nicht und unterscheidet man der Wirklichkeit folgend den Fonds, aus dem die Produktionsgüter bezahlt werden von diesen Produktionsmitteln selbst, so kann meines Erachtens nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß es jener Fonds ist, auf den sich alles das bezieht, was man vom Kapitale auszusagen pflegt und mit dem alles das in Verbindung steht, was man als kapitalistische Phänomene bezeichnet. Ist das richtig, so ist ferner klar, daß der Unternehmer diesen Fonds nicht mehr besitzt, weil er ihn eben ausgegeben hat und daß seine Teile in den Händen der Verkäufer der Produktionsmittel zunächst keinen andren Charakter haben, als die Summen, die für den Verkauf von Broten gelöst werden, in den Händen des Bäckers. Die öfters vorkommende Ausdrucksweise des Alltags, die die gekauften Produktionsmittel als „Kapital“ bezeichnet, beweist nichts, um so mehr, als ihr die andre gegenübersteht, daß das Kapital „in jenen Gütern stecke“. Die letztre Ausdrucksweise kann nur in dem Sinne richtig sein, in dem auch gesagt werden kann, daß etwa Kohle in einer Stahlschiene „stecke“, d. h. in dem Sinne, daß die Verwendung von Kohle zur Erzeugung der Stahlschiene geführt hat. Aber trotz alledem, hat nicht der Unternehmer doch noch immer sein Kapital? Und kann er wenigstens nicht sein Kapital wieder aus dieser „Anlage“ „herausziehen“, während dieselbe Kohle nicht wieder beschafft werden kann? Ich denke, daß diese Fragen befriedigend beantwortet werden können: Nein, der Unternehmer hat sein Kapital ausgegeben. Dafür hat er Güter erworben, die er nicht als Kapital, d. h. als Fonds zur Bezahlung andrer Güter, sondern eben technisch -produktiv

verwenden will. Allein ändert er seinen Entschluß und will er sich dieser Güter wieder entäußern, so wird es im allgemeinen andre Leute geben, die bereit sein werden, dieselben zu kaufen — und dann kann er wieder in den Besitz eines größern oder kleinern Kapitalbetrags gelangen. Von diesem Standpunkte ist er, da also seine Produktionsmittel ihm nicht bloß als Produktionsmittel, sondern indirekt auch als Kapital dienen können — insofern er sie auch dazu verwenden kann, sich erst Kaufkraft und dann andre Produktionsmittel zu verschaffen — im Rechte, wenn er sie elliptisch „sein Kapital“ nennt. Wirklich sind sie die einzige Grundlage seiner Kaufkraft, wenn er solcher, ehe seine Produktion durchgeführt ist, benötigen sollte. Zu einem andern Grunde für diese Auffassung kommen wir noch. Damit beantwortet sich auch die zweite Frage: Der Unternehmer kann sich durch seine Produktionsmittel wieder Kapital beschaffen. Er kann allerdings nicht das identisch gleiche Kapital wiederbekommen, meist auch nicht denselben Betrag. Aber da an der Identität nichts liegt, so hat der plastische Ausdruck „sein Kapital herausziehen“ einen zwar nur bildlichen, aber doch ganz gesunden Sinn — ohne daß das mit unsrer Auffassung kollidierte.

Was also ist denn das Kapital, wenn es weder in Gütern bestimmter Art noch in Gütern überhaupt besteht? Die Antwort liegt nunmehr nahe genug: Es ist ein Fonds von Kaufkraft. Nur als solcher kann es seine wesentliche Funktion erfüllen, jene Funktion, für die allein Kapital in praxi nötig ist und für die allein der Terminus Kapital in der Theorie eine Anwendung hat, die nicht ebensogut auch durch Nennung von Güterkategorien ersetzt werden kann.

Es erhebt sich nun die Frage danach, worin dieser Fonds von Kaufkraft eigentlich bestehe. Diese Frage scheint sehr einfach zu sein. Leider wird es sich aber zeigen, daß hier erst die Schwierigkeiten beginnen, Schwierigkeiten, welche im Grunde bloß terminologischer Natur sind, aber ehe man sich dessen versieht, viel größere Bedeutung annehmen können und ein leidiges Element von Unsicherheit

und Unklarheit in die Diskussion bringen. Teilweise muß die Lösung notwendig willkürlich sein, teilweise hängt sie von Tatfragen ab, denen gegenüber wir uns nicht beliebig verhalten können. Es liegt das daran, daß der Kapitalbegriff so vieldeutig ist, und zwar nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch in der Praxis, daß man, will man nur einen Kapitalbegriff festhalten, notwendig mit andern Anwendungen desselben kollidieren muß. Aber ferner auch daran, daß man dabei auch zu materiellen Problemen Stellung zu nehmen hat, da die ganze Kontroverse eben nur teilweise terminologisch ist.

Es ist, sage ich, zunächst sehr leicht, auf unsre Frage zu antworten. Worin besteht mein Fonds von Kaufkraft? Nun, aus Geld und aus meinen in Geld kalkulierten sonstigen Vermögensstücken. Damit wären wir so ziemlich beim Mengerschen Kapitalbegriffe angelangt. Sicherlich nenne ich das unzählige Male „mein Kapital“. Es macht mir auch weiter keine Schwierigkeiten, dasselbe als einen „Fonds“ vom „Strome“ der Erträge zu unterscheiden, so daß wir hier wiederum einen Schritt in der Bahn Irving Fishers tun. Man wird ferner sicherlich sagen, daß ich mich mit gerade jener Summe auf eine Unternehmung einlassen oder gerade jene Summe einem Unternehmer leihen kann.

Allein, leider ist dieses auf den ersten Blick so befriedigend aussehende Arrangement nicht völlig ausreichend. Es ist nicht wahr, daß ich nur mit dieser Summe in die Reihe der Unternehmer eintreten kann. Stelle ich einen Wechsel aus, der als umlaufsfähig anerkannt wird, so kann ich auch für seinen Betrag Produktionsmittel kaufen. Man könnte nun sagen, daß ich eben damit eine Schuld kontrahiere, die mein Kapital nichts weniger als vermehrt. Man könnte ferner sagen, daß mir die für den Wechsel „gekauften“ Güter eben geliehen werden. Doch sehen wir näher zu. Wenn ich Erfolg habe, so werde ich den Wechsel mit Geld oder Gegenforderungen einlösen können, die nicht aus meinem Kapitale kommen, sondern aus dem Erlöse meiner Produkte. Ich habe also mein Kapital vermehrt oder, wenn man das

nicht zugeben will, ich habe etwas getan, was mir ganz dieselben Dienste leistete, wie eine Kapitalvermehrung, ohne Schulden zu machen, die später wieder mein Kapital vermindern müßten. Man könnte einwenden, daß mein Kapital eben gewachsen wäre, hätte ich nicht Schulden abzahlen müssen. Allein diese Schulden wurden bezahlt aus einem Gewinne, von dem es auch dann nicht sicher gewesen wäre, daß er meinem Kapitale zuwachsen würde, wenn er mir ungeschmälert zugefallen wäre. Denn ich hätte ihn ja zum Erwerbe von Genußgütern verwenden können, in welchem Falle es jeder Art von Sprachgebrauch zuwider wäre, ihn als Kapitalelement zu bezeichnen. Ist es richtig, daß die Funktion des Kapitals nur darin besteht, dem Unternehmer die Herrschaft über Produktionsmittel zu sichern, so kann man der Konsequenz nicht ausweichen, daß durch die Kreierung des Wechsels mein Kapital vermehrt wurde, so deutlich auch der Gegensatz ist, der dann zwischen unserm Kapitalbegriffe und den weitaus meisten andern besteht. Doch wird uns das nicht abschrecken: Es ist doch gewiß eine Aufgabe wissenschaftlicher Analyse, die Gleichartigkeit von Dingen hervorzuheben, die eine erste Betrachtung scheidet, die einzelnen Erscheinungen bis in Ausläufer zu verfolgen, die scheinbar andern Wesens sind. Wenn man sich früher Gesagtes und das Folgende einheitlich vergegenwärtigt, so wird unser Resultat auch viel von seinem paradoxen Anschein verlieren. Reicher allerdings bin ich durch die Kreierung des Wechsels nicht geworden. Mein in Geld bestehendes oder kalkuliertes Erwerbsvermögen ist nicht größer geworden, im Gegenteile. Man sieht hier, daß der Terminus „Vermögen“ uns die Möglichkeit gewährt, auch einen andern Aspekt der Sache zu seinem Rechte zu verhelfen¹.

Aber es ist auch nicht richtig, daß schon die Kalkulation in Geld dazu ausreicht, meinen nicht in Geld bestehenden

¹ Wir kommen auf das Thema „Kapital und Schulden“ gleich wieder zurück.

Vermögensbestandteilen Kapitalcharakter in unserm Sinne zu verleihen, wenigstens nicht strenggenommen. Wenn ich irgendwelche Güter besitze, so wird es mir im allgemeinen nicht möglich sein, mir durch unmittelbaren Tausch die Produktionsgüter zu verschaffen, die ich brauche. Vielmehr wird man stets so verfahren, daß man die Güter, die man hat, verkauft und die gelöste Geldsumme dann als Kapital, d. h. zur Beschaffung der gewünschten Produktivgüter verwendet. Tatsächlich erkennt das ja auch die in Rede stehende Auffassung an, indem sie auf den Geldwert der Güter, die jemand besitzt, Gewicht legt. Man braucht den darin zum Ausdruck kommenden Gedanken nur voll zu Ende zu denken, um einzusehen, daß es nur eine elliptische uneigentliche Ausdrucksweise ist, wenn man jene Güter selbst als „Kapital“ bezeichnet. Dasselbe gilt dann auch bezüglich der gekauften Produktionsmittel, wie schon gesagt, welche diese Auffassung ja auch als Kapital betrachtet.

Soweit ist unsere Definition einerseits weiter und andererseits enger, als die Mengers und andre verwandte. Nur Zahlungsmittel sind Kapital, aber nicht bloß „Geld“, sondern Umlaufsmittel überhaupt, welcher Art sie auch seien. Allein nicht alle Zahlungsmittel, sondern nur jene, die tatsächlich die charakteristische Funktion erfüllen, auf die es uns ankommt.

Diese Einschränkung liegt in der Natur der Sache. Dient ein Zahlungsmittel nicht dazu, einem Unternehmer Produktivgüter zu verschaffen und dieselben zu diesem Zwecke ihrer statischen Verwendung zu entziehen, so ist es nicht Kapital. In einer rein statischen Volkswirtschaft gibt es danach kein „Kapital“ oder, anders gesagt, das Kapital erfüllt seine charakteristische Funktion nicht, ist kein selbständiges Agens, sondern verhält sich neutral. Oder, noch anders, die verschiedenen Formen allgemeiner Kaufkraft erscheinen in einer statischen Volkswirtschaft nicht unter dem Aspekte, den das Wort Kapital verkörpert: Sie sind einfach Tauschmittel, technische Mittel zur Durchführung

der gewöhnlichen Umsätze. Damit ist ihre Rolle hier erschöpft — sie haben keine andre, als diese technische Rolle, so daß man von ihnen absehen kann, ohne etwas sehr Wesentliches zu übersehen. In einer dynamischen Volkswirtschaft werden Geld und seine Surrogate aber zu einem wesentlichen Hebel der Entwicklung und das drücken wir eben aus, indem wir sie nun als Kapital bezeichnen. Nach unsrer Auffassung ist also das Kapital ein Begriff der Dynamik, dem nichts in der Statik entspricht. Dieser Begriff verkörpert einen Aspekt der wirtschaftlichen Vorgänge, den uns eben nur die Entwicklung suggeriert. Ich möchte die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Satz lenken. Er trägt viel zum Verständnisse des hier entwickelten Standpunktes bei: Wenn man vom Kapitale in jener Bedeutung spricht, in der dieses Wort im praktischen Leben gebraucht wird, so denkt man stets nicht so sehr an Dinge, als an Vorgänge oder an einen gewissen Aspekt der Dinge, nämlich an die Möglichkeit der Unternehmertätigkeit, an die Möglichkeit der Herrschaft über Produktionsmittel überhaupt. Dieser Aspekt ist etwas vielen Kapitalbegriffen Gemeinsames, und aus den Versuchen, ihn zur Geltung zu bringen, erklärt sich meines Erachtens das „Proteusartige“ der konkreten Definitionen. Nichts ist danach eigentlich an sich Kapital, absolut und kraft immanenter Eigenschaften, sondern was immer man als Kapital bezeichnet, ist das nur insofern, als es bestimmten Bedingungen genügt, ist das nur von einem bestimmten Gesichtspunkte aus. Doch davon später.

Die Kaufkraftsummen in einer dynamischen Volkswirtschaft könnte man nun alle als „Kapital“ bezeichnen. Denn in einer solchen liegt es allen Wirtschaftssubjekten mehr oder weniger nahe, Unternehmer zu werden oder Unternehmern ihr Kapital zu überlassen. Allein nicht leicht wird sich jemand von seinem ganzen „Kapitalfonds“ in diesem Sinne trennen. Wenigstens für seinen Unterhalt wird jeder eine Summe zurückbehalten, so daß es auch hier Zahlungsmittel geben wird, die jene Kapitalfunktion nicht erfüllen.

Aus diesem Grunde werden wir denn das Kapital definieren als jene Summe von Geld und andern Zahlungsmitteln, welche zur Überlassung an Unternehmer in jedem Zeitpunkte verfügbar ist. Der dynamische Charakter des Kapitals ist in dieser Definition durch den Hinweis auf den Unternehmer berücksichtigt, da es ja Unternehmer in unserm Sinne nur in einer dynamischen Volkswirtschaft gibt. In dem Augenblicke, in dem die Entwicklung anfängt, in dem ein rein statischer Zustand verlassen wird, kann unsrer Auffassung nach, wie der Leser weiß, jene Kapitalsumme nur zum kleinsten Teile aus „Geld“ bestehen, muß sie vielmehr aus „andern Zahlungsmitteln“ gebildet werden. Ist die Entwicklung einmal im Gange oder schließt, wie das ja in Wirklichkeit geschah, die kapitalistische Entwicklung an kapitallose oder an Übergangsformen an, so wird sie allerdings schon mit einem Geldvorrat starten. Aber in strenger Theorie könnte sie das nicht. Und auch in Wirklichkeit ist das immer dann unmöglich, wenn etwas wirklich Bedeutendes neu geschaffen werden soll.

Das Kapital ist ein verkehrswirtschaftliches Agens. Ein Vorgang der Verkehrswirtschaft kommt in dem Kapitalaspekte zum Ausdruck, nämlich der Übergang von Produktionsmittel aus dem Machtbereiche einer Privatwirtschaft in den einer andern. Es gibt daher in unserm Sinne eigentlich nur Privatkapital. Nur in den Händen von Privatwirtschaften können die Zahlungsmittel ihre Kapitalrolle erfüllen. So hätte es an sich wenig Zweck, von einem Sozialkapitale in dieser Bedeutung zu sprechen. Immerhin jedoch sagt uns die Summe der Privatkapitalien etwas: Sie gibt die Größe des Fonds an, der den Unternehmern zur Verfügung gestellt werden kann, die Größe der Macht zum Entzuge der Produktionsmittel aus ihren statischen Bahnen. Deshalb wäre der Begriff des Sozialkapitals keineswegs sinnlos, wenngleich es in einer kommunistischen Wirtschaft solches Kapital nicht gäbe. Doch denkt man meist an den Güterbesitz eines Volkes, wenn man von Sozial-

kapital spricht, und nur die „sachlichen“ Kapitalbegriffe haben zu dem des sozialen Kapitals geführt. Der letztere ist eine Anwendung der erstern.

Es ist nun nötig, uns mit den wichtigern von jenen Auffassungen vom Kapitale in der Praxis und in der Wissenschaft auseinanderzusetzen, welche man uns entgegenhalten könnte. Dabei soll gezeigt werden, daß die Diskrepanz geringer ist, als es scheint, und daß wir den Punkt, der uns wesentlich scheint, bewußt und unbewußt berücksichtigt finden in viel höherm Maße als man wohl glaubt.

Was den ersten Punkt betrifft, so handelt es sich nicht etwa um eine Untersuchung des Sprachgebrauches an sich — derselbe würde uns bald auf geradezu lächerliche Abwege führen („Kapitalhirsch“, „etwas ist von kapitaler Bedeutung“ usw.), sondern um eine Untersuchung jener Gedankengänge, in denen das Kapital terminus technicus ist. Eine solche Diskussion ist weder sehr fruchtbar, noch sehr interessant, aber leider zur Verteidigung des Gesagten nötig.

Zunächst sprachen wir bereits von der Auffassung, die in dem Ausdrucke „mein Kapital“ hervortritt. Dazu bemerken wir noch: Fragen wir jemand, was sein Kapital sei, so wird er eine Geldsumme zur Antwort geben. Welche Summe ist das? Mit größter Beruhigung können wir antworten: Die Summe, die er durch Realisierung seiner Aktiva lösen könnte. Aber ist das nicht lediglich ein Maß, ein einheitlicher Ausdruck für etwas andres? Sehen wir näher zu. Wollte der Gefragte sagen, sein Kapital seien seine Vermögensstücke, und wollte er lediglich eine Maßmethode anwenden, so würde die Geldsumme fast immer eine andre sein, als jener „Verkaufswert“. Denn die einzelnen Vermögensstücke, die jemand besitzt, können ihm persönlich weniger oder mehr wert sein als der Betrag des Verkaufswertes angibt. Es wird nicht oft vorkommen, daß jemand Güter besitzt, die er weniger schätzt als das Geld, das er dafür bekommen kann, denn dann würde er sie eben ver-

kaufen. Wohl ist aber der gegenteilige Fall häufig. Man könnte sagen, daß das wohl für Gegenstände persönlichen Genusses zutreffen möge, daß aber alle Güter, die dem verkehrswirtschaftlichen Erwerbe dienen, nach ihrem Ertrage geschätzt werden, nach ihrem Ertrage, nach dem sich auch ihr Verkaufswert bemißt. Keineswegs. Abgesehen davon, daß persönliche Bande den Eigentümer etwa einer ererbten Fabrik mit derselben verknüpfen können, die bewirken, daß er sie höher schätzt als jeder andre, abgesehen davon ferner, daß in der Hand des momentanen Besitzers der Ertrag vielleicht höher ist, als in der jedes andern, so ist es nicht immer so ausgemacht, daß man ein Erwerbsmittel um so viel verkaufen kann, als man auf Grund seines Reinertrags vermuten sollte. Sicher besteht eine Tendenz dazu, aber die vielen praktischen Ausnahmefälle zeigen doch, daß jene Schätzung des „Kapitals“ in Geld keineswegs bloß ein Maß für Gebrauchswert sein soll. Warum also sagt uns unser Mann den Verkaufswert? Weil er ausdrücken will, wenn er um sein Kapital befragt wird: „Das ist der Betrag meiner allgemeinen Kaufkraft, so groß ist meine wirtschaftliche Macht“. Das ist der Aspekt, den das Wort „Kapital“ ihm suggeriert. Allein, welchen Sinn hat diese wirtschaftliche Macht, wozu kann er sie gebrauchen? Nur zum Kaufe von Gütern, und diese Güter können nur Produktionsmittel sein, wenn er sein Kapital nicht vergeuden will. Er will also seine Macht über Produktionsmittel zum Ausdrucke bringen. Soweit stimmt der Mann mit unsrer Auffassung überein und es wäre nun ein Leichtes ihm vorzuhalten, daß er sich Produktionsmittel nicht direkt durch Tausch verschaffen kann und daß daher das, was er Kapital nennt, im Grunde nur aus Dingen besteht, für die er sich Kapital verschaffen kann, das dann jene Macht über Produktionsmittel tatsächlich auszuüben vermag. Er denkt bei der Betrachtung seiner Güter als Kapital an das Geld, das er für sie erhalten kann, nicht als ein Maß, sondern als ein Agens zu weiteren Zielen. Darin liegt schon das Zugeständnis, daß die Bezeichnung

jener Güter selbst als Kapital eine elliptische oder übertragene Bedeutung involviere. Ganz ebenso, wie wenn er seine eigene Kraft als sein Kapital bezeichnet: Es heißt das, daß seine eigene Kraft sein Mittel sei, sich Kapital zu verschaffen. Wohl wird sich ferner der praktische Wirt dagegen sträuben, in unserm Sinne auch die Wechsel, die er ausstellen kann, als Kapital zu betrachten. Aber, wie immer er seine Terminologie einrichten will, wir können ihn logisch zwingen anzuerkennen, daß sie etwas mit seinem übrigen Kapitale in dem hier wesentlichen Punkte Gleichartiges sind. Wenn er bei dem Kapitalaspekte seiner Güter an deren Kaufkraft denkt und wir berücksichtigen, daß diese Kaufkraft ja nur die Möglichkeit bedeutet, sich für sie Geld zu verschaffen und weiter, daß dieses Geld hier als Herrschaftsmittel über Produktionsgüter¹ in Betracht kommt, als ein Zahlungsmittel für Produktionsgüter, so ist es klar, daß dieses „Kapital“ vermehrt wird durch die Kreierung von Kreditzahlungsmitteln. Nennt unser Mann seinen Güterbesitz in übertragenem Sinne Kapital, so müßte er auch seine Fähigkeit, umlaufsfähige Kreditzahlungsmittel zu schaffen, dazu rechnen, da auch sie dazu beiträgt, ihm Kaufkraft zu verschaffen und seine Herrschaft über Produktionsmittel zu erhöhen. Und entgegnet er, daß das nicht üblich sei, so können wir dartun, daß er es dennoch tun muß, wenn er mit sich selbst in Übereinstimmung bleiben und den Gesichtspunkt konsequent durchführen will, auf den er sich selbst stellte, als er den Verkaufswert seiner Güter als sein Kapital bezeichnete.

Wir haben nunmehr die, wie wir glauben, grundlegende Bedeutung des Kapitalaspekts der verkehrswirtschaftlichen Vorgänge herausgearbeitet und gesehen, daß die geschäftliche Praxis mit uns im Wesen in der Auffassung des Kapitals als Kaufkraft übereinstimmt. Wohl müssen wir den Begriff diesem Sprachgebrauche gegenüber schärfer präzi-

¹ Vgl. die Definition des Kapitals als Summe „werbender Geldbeträge“ im Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

sieren, wohl müssen wir den Kern des Sprachgebrauches in seine Konsequenzen verfolgen und dabei zwischen seinem eigentlichen Gehalt und übertragenen oder metaphorischen oder elliptischen Anwendungen unterscheiden. Aber es ist das doch ohne große Schwierigkeit möglich und es läßt sich überall jener leitende Gesichtspunkt gleich einem roten Faden in allen einzelnen Fällen erkennen. Zu diesen gehört auch der Ausdruck Kapitalmarkt. Was ist der Kapitalmarkt? Nichts anderes als der Markt der Kaufkraft, der Inbegriff jener Vorgänge, durch die Zahlungsmittel in die Hände der Unternehmer gelangen. Wie immer man ihn des Näheren definieren mag, soviel ist sicher, daß der Geschäftsmann, wenn er vom Kapitalmarkt spricht, nicht an konkrete Güter und noch weniger an eine bestimmte Kategorie derselben, sondern an Krediturkunden, Aktivsaldi, Geld usw. denkt — kurz an verfügbare, an freie Kaufkraft. Hierher gehört auch der Ausdruck Kapitalbeschaffung, capital creation. Nicht um unmittelbare Güterbeschaffung, nicht um Produktion von Gütern zu weiterer Produktion handelt es sich dabei, sondern um Beschaffung oder Neuschaffung von Kreditzahlungsmitteln. Hierher gehört auch der Ausdruck „Kapitalist“. Ein Kapitalist ist doch gewiß jemand, der Kapital hat. Aber nach der Auffassung der Praxis ist das zugleich jemand, von dem man Kapital im Sinne Kaufkraft, Zahlungsmittel bekommen kann, mag sein Vermögen momentan in irgendwelchen Gütern — wobei es ganz gleichgültig ist, welcher Art diese Güter sind — oder in Geld oder sonstiger Kaufkraft bestehen.

Scheinbar anderer Art ist jener Kapitalbegriff der Praxis, der uns in dem Ausdruck „Stammkapital“ entgegentritt. Was ist das Stammkapital einer Unternehmung? In der am meisten technischen, am meisten logisch durchgearbeiteten Bedeutung finden wir diesen Begriff in der Buchhaltung. Auf den ersten Blick scheint unsre Antwort auf jene Frage der Praxis der Buchhaltung zu widersprechen. Sie lautet nämlich: Stammkapital nennen wir jene Geldsumme, die für die Gründung und den Betrieb einer Unternehmung

aufgewendet wird. Wir wollen diese Definition erst erläutern, dann in Beziehung setzen zu der Auffassung des Kapitals als Kaufkraft und endlich vergleichen mit jener, die sich aus der Praxis der Buchhaltung ergibt. Dabei wollen wir zur Vereinfachung der Darstellung wiederum annehmen, daß der gesamte Produktionsprozeß nur eine Wirtschaftsperiode währe, und daß die gesamte Produktivkraft der Unternehmung sich in dieser einen Periode völlig erschöpfe, so daß am Ende derselben nur Produkte oder deren Erlös, aber sonst nichts vorhanden ist. Alle Produkte sollen erst am Ende dieser Periode fertig und verkäuflich sein und es soll das gesamte zur Produktion nötige „Geld“ schon am Anfange derselben bereitgehalten werden.

Dann zerfällt das Stammkapital in ein Gründungs- und ein Betriebskapital. Für das erstere werden Bodenleistungen, Gebäude, Maschinen usw. gekauft, für das letztere die nach und nach notwendig werdenden Arbeitsleistungen, Rohstoffe usw. Die Gesamtsumme der Preise dieser verschiedenen Güter, die Summe aller produktiven Auslagen, die gemacht werden müssen, die Summe, mit der die Unternehmung startet, nennen wir Stamm- oder Anfangskapital. Es ist gleichgültig, ob diese Summe dem Unternehmer gehört oder ganz oder teilweise ausgeliehen ist, es ist auch gleichgültig, ob alle diese Güter mit „Geld“ oder mit Wechseln oder sonstigen Kreditzahlungsmitteln bezahlt werden. Das ist alles, was wir zum ersten Punkt zu sagen haben.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist es zunächst klar, daß Kapital in diesem Sinn nichts andres ist, als das, was wir schon früher als Kapital bezeichneten: Das Stammkapital ist eben die Summe von Kaufkraft, von Macht über Produktionsmittel, deren die Unternehmung bedarf. Es dient dazu, ihr die nötigen Produktionsmittel zu verschaffen, sie ihrem Herrschaftsbereich zu unterwerfen. Allein wir haben hier noch eine zweite Funktion des Kapitalbegriffes zu konstatieren, eine Funktion, die wir die buchhalterische nennen wollen. Die Höhe der Kapitalsumme ist nämlich das Maß, an dem Erfolg oder Mißerfolg der Unternehmung

gemessen wird. Sie gibt die Marke an, von der ab es einen produktiven Erfolg gibt, einen Vergleichsstandard für die geopferten Produktivkräfte und den erreichten Erfolg. Sie stellt das Gewicht dar, das mindestens aufgewogen werden muß, wenn die Unternehmung verkehrswirtschaftlich existenzberechtigt sein soll. Die Kapitalpost in unserm Sinne schafft ein Kriterium zur Beurteilung des Tuns des Unternehmers, gleichsam das Pfund, mit dem er wirtschaftet, die Basis für seinen verkehrswirtschaftlichen Rechenschaftsbericht, die Basis für einen summarischen Überblick über den Gang der Unternehmung und das Schicksal der dem Unternehmer anvertrauten Produktivkräfte. Die Kapitalsumme stellt von diesem Standpunkt aus gesehen gleichsam die Zahl von Recheneinheiten dar, auf die die Produktivgüter zurückgeführt und zu der später der Erlös der Produkte in Verhältnis gesetzt werden soll -- und der Kapitalaspekt der Dinge wird hier zu einem Berechnungsmodus, das Kapital zu einem Maßbegriff. Hierin liegt das Richtige an der Ansicht, die in dem in Geld ausgedrückten Kapital ein Maß des Wertes der Produktivgüter sieht. Nur ist damit sein Wesen nicht erschöpft, vielmehr liegt darin, wie wir nun sehen, nur eine akzessorische Funktion des Begriffes. Sie ist trennbar von seiner wesentlichen. Es ist nun wichtig einzusehen, daß Kapital in dieser Funktion mit Kapital als Fonds zur Bezahlung der Produktionsgüter seitens des Unternehmers dem Umfang nach identisch ist. Das Kapital verschafft dem Unternehmer die Produktionsgüter auf dem Markt. Und eben dieser zum Kauf von Produktionsgütern ausgegebene Betrag wird auch in Rechnung gestellt und zur Messung des Erfolges verwendet. Wir glauben, daß wir in dieser Koinzidenz, welche bei keiner andern Abgrenzung des Kapitalbegriffes eintritt, ein wesentliches Argument für die unsre erblicken dürfen.

Aber es ist klar, daß unser Kapitalbegriff mit dem der Buchhaltung kollidiert. Damit kommen wir zu dem letzten Punkt, der in diesem Zusammenhang klargestellt werden muß. Vorher jedoch haben wir die Befriedigung auf einige

wesentliche Übereinstimmungen unsrer Auffassung mit der buchhalterischen hinweisen zu können. Einmal tritt uns hier klar die Scheidung von Kapital und Gütern entgegen. Das Kapital ist einfach eine Geldsumme, während die Buchung der gekauften Güter lediglich den Zweck hat, zu zeigen, was mit dem Kapital geschah. Die ganze Summe ferner, mit der die Unternehmung startet, ist Kapital, ohne Unterschied welche Güter dafür gekauft wurden, ebensogut die für Werkzeuge, wie die für Bodenleistungen gegebenen Summen. Es wird auch nicht etwa der reine Überschuß, das Aktivvermögen einer Unternehmung Kapital genannt, sondern etwas andres, nämlich die Summe der dem Betrieb gewidmeten Kaufkraft. Endlich ändert sich die Größe des Kapitals nicht infolge der normalen Abnützung der Produktionsmittel. Soweit also können wir die Praxis der Buchhaltung als Zeugin für unsre Auffassung anführen.

Allein in einem Punkte scheint eine Differenz einsetzen zu wollen. Die tatsächlichen Bilanzen scheinen mit unserm theoretischen Bild nicht ganz übereinzustimmen. Zwar daß wir z. B. auf der Aktivseite derselben den Posten „Arbeitsleistungen“ nicht finden, ist von geringer Bedeutung. Dieser Posten steckt eben in andern, in dem Kasseposten und in dem Posten „Warenvorrat“. Man sieht ferner leicht, daß unsre Annahme, die die Lebensdauer der Unternehmung auf eine Produktionsperiode beschränkt, Differenzen gegenüber den Bilanzen der Praxis begründet, da diese natürlich einem andern Stand der Dinge angepaßt sind. Wenn wir da zwar keine Arbeitsleistungen, wohl aber Land, Gebäude usw. finden, so liegt das eben an diesem Umstand, nicht aber an einer Wesensverschiedenheit: Die Grundstücke und Gebäude und andre Dinge werden eben noch in weitem Wirtschaftspersonen benutzt werden und nur ein Teil ihres Wertes geht auf den Warenvorrat über, während ein andrer Teil selbständig weiterbesteht.

Aber wichtiger ist das Folgende: Nicht immer erscheint die ganze Summe, die der Unternehmer aufwendet, buchhalterisch als sein „Kapital“. Vielmehr werden vom „Kapi-

tal“ andre Summen unterschieden, z. B. Prioritätsobligationen und zahlbare Wechsel. Diese Trennung beruht auf zwei Umständen. Auf dem Unterschiede zwischen bleibenden und nur zeitweiligen Aufwendungen und auf dem Unterschiede zwischen „Kapital“ und „Schulden“. Was den ersten betrifft, so verliert er seine Bedeutung unter der Voraussetzung, daß die Unternehmung nur eine Wirtschaftsperiode überdaure und ihre Produkte alle erst am Ende derselben zum Verkaufe kommen. Dann ist jede Wechselsumme ebenso relativ „dauernd“ investiert wie das „Kapital“ in diesem engern Sinne. Aber auch dann, wenn unsre Voraussetzung nicht zutrifft, liegt hierin kein wesentlicher Unterschied. Mag man auch die konstant der Unternehmung dienende Summe par excellence Kapital nennen, so wird man doch zugestehen müssen, daß sie in der uns hier interessierenden Beziehung prinzipiell keine andre Funktion hat, als jene weniger konstante, fluktuierende. In praxi nennt man auch die letztere oft genug fluktuierendes oder variables Kapital und man wird uns kaum widersprechen, wenn wir sagen, daß jene engere Verwendung des Kapitalbegriffes nichts anderes ist als ein elliptischer Ausdruck für „der Unternehmung dauernd gewidmetes Kapital“ oder für „das konstante Element im Kapital der Unternehmung“. Der Widerschein dieser Ausdrucksweise ist dann die Unterscheidung zwischen Kapitalaufwendung, capital expenditure, und andern Aufwendungen. Auch hier ist die Dauer, der relativ definitive Charakter das entscheidende Moment und diese Ausdrucksweise nur elliptisch. Selbst der Umstand, daß eine solche „Nicht-Kapitalaufwendung“ etwa aus früheren Erträgen erfolge, ändert in der hier wichtigen Beziehung nichts Wesentliches, so essentiell dieser Vorgang auch sonst sein mag: Uns würde er unter dem Gesichtspunkte einer Kapitalerhöhung erscheinen — und nicht nur uns erscheint er so, sondern auch dem Unternehmer oder den Aktionären: Das Wesentliche ist, daß eine neue Summe zum Ankaufe von Produktionsmitteln verwendet wird. Kommt diese Summe aus früherem Ertrage, so ist das wohl sehr erfreulich, ändert

aber nichts Wesentliches an dem Vorgange, ist vielmehr dasselbe, wie wenn eine Kapitalerhöhung im üblichen Sinn des Worts erfolgte. Tatsächlich wird diese Summe ja auch auf der Kapitalseite eingestellt und in letzter Linie zum „Kapital“ addiert. Behält man den Ausdruck „Kapital“ in diesem Sinne bei, so ist das wiederum nur ein Ausdruck für „ursprüngliches Kapital“. Die verschiedene rechtliche Stellung dieser Einzelsummen berührt deren ökonomisches Wesen nicht.

Aber ist nicht der zweite Unterschied wesentlicher, der Unterschied zwischen „Kapital“ und „Schulden“? Ist nicht mein Kapital ein Aktivum, meine Schuld ein Passivum? Sicherlich kann man uns das nicht vom buchhalterischen Standpunkte vorwerfen. Denn das Kapital steht nie auf der Aktivseite der Bilanz. Es ist vom Standpunkte des Unternehmers als solchen immer ein Passivum, auch wenn es ihm gehört — dann schuldet eben der „Unternehmer“ Schmied das Kapital dem „Kapitalisten“ Schmied. Das Recht hat natürlich für seine Zwecke eine andre Auffassung ausgebildet, nach der niemand eine Forderung gegen sich selbst haben kann. Aber das heißt nichts andres, als daß sich niemand selbst klagen kann. Praktisch ist der Unterschied nicht so groß, als man glauben könnte. Hat der Unternehmer Erfolg, so realisiert er die Forderung gegen sich selbst so gut wie andre Leute ihre Forderungen gegen ihn. Hat er keinen Erfolg, so können auch die andern Leute ihre Forderungen strenggenommen nicht gegen ihn als Unternehmer realisieren. Das Recht gibt ihnen nur die Möglichkeit auf andre Vermögensbestände des Unternehmers zu greifen oder, bei nur teilweisem Mißerfolge, ihre Forderungen unter Ausschluß der des Unternehmers selbst zu befriedigen. Das ist aber etwas andres, ein Komplex von Verhältnissen und Tatsachen, der von der ökonomischen Seite der Sache streng zu scheiden ist. Man könnte sagen, daß das Kapital einer Unternehmung eine Reserve gegen ihre Schulden zu bilden bestimmt sei. Das wäre aber nur dann richtig, wenn dieses Kapital liquid gehalten würde,

z. B. einfach das Geld in einer Kasse liegen bliebe. Sonst aber wird der Betrag, der „Kapital“ ist, geradeso ausgegeben wie der Betrag, der die „Schulden“ darstellt, und es ist nicht möglich, sich zur Befriedigung der Forderungen an das Kapital einer Unternehmung zu halten. Mag das Kapital groß oder klein sein, stets sind es nur die Überreste der Produktivgüter und die Produkte, woran sich der Gläubiger halten kann. Wenn man trotzdem einer Unternehmung mit großem Kapitale leichtern Herzens leiht, als einer mit kleinem, so kommt das nur daher, weil die Größe des Kapitals ein Symptom der Kraft der Unternehmung ist und weil man weiß, daß dieses Kapital vor Gericht nicht mit den andern Schulden¹, mit den Schulden im juristischen Sinne des Wortes, konkurrieren kann. Der Glaube, daß das Kapital als solches zur Einlösung der Forderungen bereit liege, wäre ebenso naiv, wie der, daß jedem Bankguthaben eine Einzahlung in klingender Münze entspreche und auf jeden Wechsel irgendwo eine zur Einlösung bestimmte Geldsumme warte.

Das „Kapital“ einer Unternehmung ist ökonomisch nicht weniger ein Passivum als alle andern Schulden, von der Prioritätsobligation bis zum Taggeld, dem „use of balances over night“. Und die Rolle der den letztern entsprechenden Geldsummen ist keine andre, als der dem „Kapitale“ in diesem Sinne entsprechenden — nämlich die Beschaffung von Produktionsmitteln. So werden wir die Summe aller Passivposten Kapital nennen. Die Praxis der Buchhaltung selbst führt uns dazu und lehrt uns, daß ihr Kapitalbegriff zu enge ist, resp. daß sie ihr Kapital aus praktischen Gründen — nämlich um die verschiedenen Posten der auf die Unternehmung verwendeten Gesamtsumme nach Gesichtspunkten zu trennen, die praktisch und besonders für die Beurteilung der Situation eines Unternehmens wesentlich, von dem hier

¹ Knappe, Bilanzen der Aktiengesellschaften, sträubt sich gegenüber Simon gegen den Ausdruck „Schulden“ in diesem Zusammenhang. Juristisch hat er natürlich recht.

im Vordergrund stehenden prinzipiellen Standpunkte gesehen aber nebensächlich sind — von mit ihm der Rolle und dem Wesen nach gleichartigen Summen trennt. Will man dem Kapitalbegriffe jenes Moment erhalten, das den Kern des Phänomens des Kapitalismus enthält und dessen Erfassung bewußt und unbewußt, allen Kapitaltheorien als Ziel vorschwebt, so muß man ihn gegenüber seinem buchhalterischen Umfange in dieser Weise erweitern.

Ein Blick in die Wirklichkeit bestärkt uns in unsrer Auffassung. Wir sehen da nämlich, daß es z. B. für eine Aktiengesellschaft lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wie sie sich nötiges Geld beschafft — ob durch Emission neuer Aktien oder durch Kreierung von Prioritäten oder durch Kontrahierung schwebender Schulden. Alle diese Typen haben unzählige Zwischenformen, alle werden oft ineinander übergeführt, alle dienen dem einheitlichen Zwecke der Geldbeschaffung zum Erwerbe von Produktionsgütern oder zur Durchführung „neuer Kombinationen“. Und die Praxis hat für sie alle einen Ausdruck — es sind Methoden der „Kapitalbeschaffung“. Die juristische Form nur unterscheidet sie. Sie ist den Umständen angepaßt, die Sache aber ist immer dieselbe. Den leitenden Männern der Unternehmung erscheinen alle diese Rechtsformen nur als technische Mittel zu einem und demselben Ziele, dem Kapitalbesitzer als verschiedene Arten von Kapitalanlage, die sich nur durch rechtliche und diesen entsprechende ökonomische Vor- und Nachteile voneinander unterscheiden.

Dieser Sachverhalt also spricht für eine einheitliche Auffassung aller dieser Summen. Alle diese Summen sind vom Standpunkte der Unternehmung ihr Kapital. Es empfiehlt sich aus diesem Grunde, alle jene Wirtschaftssubjekte, die zu einer Unternehmung Kapital beisteuern, als Gläubiger derselben in ökonomischem Sinne aufzufassen. Selbst wenn dieselben zugleich die leitende Rolle in der Unternehmung spielen, wird es im Interesse begrifflicher Schärfe zweckmäßig sein, diese letztere von ihrer Kapitalistenrolle zu scheiden. Aber die große Masse aller Aktionäre, Kom-

manditisten, stillen Gesellschafter usw. spielt keine solche leitende Rolle, und ihre Stellung als rechtliche Miteigentümer hat wenig reelle Bedeutung angesichts der Unmöglichkeit, einen entsprechenden Einfluß zu üben. Derselbe erschöpft sich meist in einer Kontrolle, die praktisch über die, die jeder andre Gläubiger üben kann, nur wenig hinausgeht. Man wird meines Erachtens den Tatsachen mehr gerecht, wenn man Aktionäre und Gesellschafter usw. als Kapitalgeber bezeichnet, deren Ansprüche allen andern nachstehen, die aber eben deshalb einen unmittelbaren Einfluß auf den Geschäftsgang als Sicherung und einen Anspruch auf eventuellen höhern Gewinn als Prämie haben, als wenn man von ihnen als Unternehmern spricht. Auch ein Konsortium von Staatsgläubigern wird dadurch nicht zum Souveräne, daß ihm mitunter eine weitgehende Kontrolle, ja selbst ein direkter Einfluß eingeräumt wird. Und ein Geldgeber wird dadurch nicht zum Unternehmer im eigentlichen Sinne, daß ihm ein höherer Gewinnanteil in Aussicht gestellt und er dadurch bewogen wird, auch einen Teil des Risikos zu übernehmen.

In der Theorie ist dieser Standpunkt schon wiederholt hervorgetreten. Man kann beinahe sagen, daß die juristische Auffassung nur dort für die Nationalökonomie maßgebend war, wo im Prinzip über die Sache gesprochen, daß aber immer dann, wenn über konkrete Einzelfragen gehandelt wurde, der hier vertretene Standpunkt wenigstens implicite mehr oder weniger berücksichtigt wurde. Dem Praktiker ist er sehr geläufig. Das trat z. B. bei der Diskussion über die Frage hervor, ob Dividenden als durch die Steuern auf Aktiengesellschaften besteuert angesehen werden oder außerdem noch die Steuer auf Forderungen tragen sollen. Bekanntlich wurde sie verschieden beantwortet. Und wenngleich die Beurteilung dieser Frage mehr von andern Erwägungen abhängt, als von der Auffassung über die wirtschaftliche Natur der Aktie, zeigen doch die Argumente der einen Partei bei dieser Gelegenheit, daß unser Standpunkt nichts weniger als neu ist. Seine Be-

deutung liegt für uns darin — und nur darin —, daß er uns in unserm Entschlusse bestärkt, alle den Zwecken einer Unternehmung dienenden Geldsummen einheitlich aufzufassen.

Das heißt, wie schon gesagt, natürlich nicht, daß wir die verschiedene Stellung der beiden Summen, welche man populär als „Kapital“ und „Schulden“ jemandes unterscheidet, verwischen wollen. Nur vom Standpunkte des „Kapitalaspektes“ haben sie die gleiche Rolle, bei der sie zu addieren sind. Für die Unternehmung wirken sie zusammen, tragen sie beide zur Erreichung des Zieles derselben bei. Will man hingegen wissen, was jedermanns Lage wäre, wenn alle Unternehmungen liquidierten, will man feststellen, was jemand bis zu einem gewissen Zeitpunkte erreicht hat, so werden jene Summen zu Gegensätzen, deren Resultat nicht ihre Summe, sondern ihre Differenz ist. Das nun ist jener Aspekt, den uns der Ausdruck „Vermögen“ verkörpert. Der Unterschied zwischen den Begriffen „Kapital“ und „Vermögen“ fließt also aus dem Aspekten, unter dem man die wirtschaftliche Lage jemandes betrachtet. Beide stellen Rechenformen zur Erfassung derselben dar, Rechenformen, deren Sinn und Berechtigung in dem Zwecke liegt, dem sie dienen, in den Fragen, auf die die von ihnen charakterisierte Summe zur Antwort kommen soll. Diese Unterscheidung leistet, was etwa noch nötig ist, um verschiedenen naheliegenden Einwänden zu begegnen.

Wir glauben mit unsern Ausführungen das Kapitalphänomen charakterisiert zu haben. Wir glauben aber auch, den Kern des in der Praxis üblichen Kapitalbegriffes erfaßt und ihm nichts andres hinzugefügt zu haben, als eine tiefere Ausarbeitung und eine Ausdehnung auf Grund des bereits in ihm liegenden Momentes. Soviel ist sicher: Niemals betrachtet der Geschäftsmann ein bestimmtes Gut als solches als Kapital, sondern stets nur Güter unter dem Gesichtspunkte ihrer Kaufkraft. Da wir sahen, daß aber diese

Kaufkraft nur durch das Medium von eigentlichen Zahlungsmitteln wirken kann, so haben wir eben diese als Kapital erklärt und machen uns anheischig, jeden Praktiker zu überzeugen, daß er konkrete Güter nur im übertragenen Sinne als Kapital bezeichnet, insofern nämlich, als er dafür Geld erhalten kann. Da wir weiters sahen, daß diese Kaufkraft prinzipiell nur den Zweck haben kann, dem Unternehmer die sachlichen Mittel zu neuen Produktionen zu beschaffen und daß auch Kreditzahlungsmittel zu diesem Zwecke dienen können, so haben wir auch diese zum Kapitale gerechnet. Dabei ist es klar, daß, wenn eine neue Unternehmung in einer bisher rein statischen Wirtschaft geschaffen werden soll, in der alles vorhandene Geld „gebunden“ ist, das Kapital nur aus Kreditzahlungsmitteln bestehen könnte und daß uns diese Erkenntnis nur deshalb so fremdartig berührt, weil wir aus Erfahrung nur von lebensvoller Entwicklung wissen und die kapitalistische Entwicklung tatsächlich an vorkapitalistische Entwicklung anknüpft — und nicht an einen entwicklungslosen Zustand —, welche ihr reichliche Reservoirs von Geld zur Verfügung stellte. Aber wir sehen, daß dieselben keineswegs ihren Bedürfnissen genügen und finden, daß in den Zentren kapitalistischer Entwicklung „wirkliches“ Geld nur die Rolle von „Kleingeld“ spielt und die Tatsachen unserm theoretischen Bilde noch mehr entsprechen, als es zu seiner Brauchbarkeit nötig wäre. Unsre Auffassung ist die der Praxis, nur logisch durchgeführt und gereinigt von Widersprüchen, uneigentlichen und übertragenen Auffassungen und der naiven Annahme des gemeinen Mannes, der die Zahlungskraft seines Schecks sich dadurch erklärt, daß in seiner Bank der entsprechende Geldbetrag liege.

Es wäre schwieriger, uns mit den Auffassungen der Theorie zu verständigen. Man könnte sagen, daß in dieser Frage die Theoretiker den Staub aufgewirbelt haben, der sie am Ausblick hindert. Wir müssen uns hier darauf beschränken, zu zeigen, daß das von uns betonte Moment auch der Theorie nicht fremd und der Gegensatz der ver-

schiedenen Auffassungen weniger groß ist, als es scheinen könnte¹. Die Streitfrage ist, entgegen oft geäußerten Behauptungen, nicht bloß terminologischer Natur². Nicht ein Ausdruck, sondern eine Theorie über das Wesen wichtiger Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft steht auf dem Spiele. Es war daher ein großer Fortschritt, daß C. Menger versuchte, den Tatsachen unmittelbar auf den Leib zu rücken. Das brachte einen frischeren Zug und auch einen neuen Gesichtspunkt in die Diskussion. Allerdings begründete er sein Streben nicht, wie ich es tun möchte. Er sagte nämlich, daß wir das Recht freier Begriffsbildung dort nicht haben, wo es einen aus der Praxis entstandenen Begriff schon gebe. Abgesehen davon, ob das richtig ist, liegt darin nicht der für uns entscheidende Punkt. Auch wenn wir in unsrer Terminologie ganz nach Willkür verfahren können, so gibt es Fragen, die unter dem Titel „Kapitaltheorie“ abgehandelt werden, Fragen, die keine Definition, sondern nur die Analyse der Tatsachen lösen kann. Tatsächlich finden wir, daß Autoren, die ausdrücklich erklären, daß es sich nur um eine terminologische Frage handle, doch auch andern Erwägungen als denen terminologischer Zweckmäßigkeit Gehör geben. v. Böhm-Bawerk, der grundsätzlich auf diesem Standpunkte steht, untersucht erst das Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses und seine Kapitaldefinition steht in deutlichem Zusammenhang mit dem dabei erzielten Resultat³. Nicht um das Wort „Kapital“ handelt es sich daher, sondern um eine Gruppe von Tatsachen, um deren Wesen die Diskussion sich bewegt,

¹ Vgl. die Diskussion des Kapitalbegriffes im „Wesen“ II. Buch, wo noch andre Gesichtspunkte entwickelt werden.

² We cannot solve problems by defining capital, sagt uns A. Marshall. Gewiß kann keine Definition fehlende Problemlösungen ersetzen. Aber sie kann das Resultat von Untersuchungen zum Ausdruck bringen — und in unserm Falle kann sie uns den Einblick in das Kapitalphänomen verbarrikadieren.

³ Eine wirkliche willkürliche Wahl trifft er nur zwischen Zwischenprodukten und dem Genußgüternvorrat.

deren Substrat aber immer dasselbe ist. Man denkt dabei stets an etwas Bestimmtes, das man mehr oder weniger klar schaut und über das man sehr verschieden denkt, das aber nicht beliebig ist.

Doch hat der Streit unzweifelhaft seine terminologische Seite. So ist es nicht leicht, die terminologischen Festsetzungen von auf materiellen Ansichten beruhenden terminologischen Tendenzen zu scheiden. Bald tritt das eine, bald das andre mehr hervor. Manche Autoren haben auf die materielle Seite der Sache fast verzichtet und können sich dann freier bewegen. Dieselben kamen schließlich dazu, auf einen einheitlichen Kapitalbegriff keinen Wert zu legen (z. B. Marshall, v. Philippovich¹, v. Schmoller). Es ist nun wichtig, diese Art von Kapitalbegriffen von den andern zu unterscheiden. Sie hat dazu beigetragen, die Zahl derselben zu erhöhen, ohne daß dadurch das uns interessierende Problem kompliziert würde, da in denselben keine Theorien liegen. Wir können den Ausführungen ihrer Vertreter, diese können den unsern zustimmen. Auch unter jenen Autoren, die nur einen Kapitalbegriff als zweckmäßig anerkennen, gibt es solche, die sich desselben lediglich als eines Namens für prinzipiell beliebige Dinge bedienen (z. B. Walras, Cossa). Auch von ihnen sehen wir ab.

Die meisten Theoretiker wollen also bewußt und unbewußt mehr als bloß einen Begriff festsetzen, sie wollen ein Phänomen erfassen, ein Problem lösen. Schon daß sich viele namentlich ältere Kapitaldefinitionen als Korrekturen der populären Verwechslung von Geld und Kapital geben, beweist das. Und im Gegensatz zu Knies können wir behaupten, daß es keineswegs immer verschiedene Phänomene waren, an die die Theoretiker bei ihren das Kapital betreffenden Ausführungen dachten, sondern daß es sich dabei viel eher um Versuche handelte, ein und dasselbe Phänomen, wenn auch immer von verschiedenen Standpunkten zu er-

¹ Zum Teil sagt v. Philippovich vom Vermögen das aus, was wir vom Kapital behaupten.

fassen und zwar dasselbe, an das auch wir denken. Das soll sich aus den folgenden Bemerkungen ergeben. Wir wollen den gründlichen dogmengeschichtlichen Darstellungen von v. Böhm-Bawerk, Knies, Fisher u. a. nicht eine neue hinzufügen¹, sondern nur zeigen, daß es in der Lehre vom Kapital eine Entwicklung nach unsrer Auffassung hin gibt. Dabei ist festzuhalten, daß es sich uns um das Kapitalphänomen in des Worts moderner Bedeutung handelt. Das Wort ist alt und hat früher wesentlich andres bezeichnet. Heute können wir mit Definitionen wie „capitale dicitur omne bonum quod possidetur“ nichts anfangen, und es hätte für uns keinen Zweck, auch diese einzubeziehen. Dem Kapital entspricht nichts in der vorkapitalistischen Wirtschaft und wenn auch so gut wie alle Theoretiker anderer Ansicht sind, so denken sie doch immer vornehmlich an die Erscheinungen der Wirklichkeit um uns.

Wir wollen die Kapitalbegriffe in Gruppen teilen nach dem Kriterium ihrer Entfernung von unsrer Auffassung und für jede Gruppe Beispiele anführen. Zunächst gibt es Kapitalbegriffe, die direkt das Moment der Kaufkraft enthalten. So hat, wie schon hervorgehoben, C. Menger, nachdem er früher einen „sachlichen“ Kapitalbegriff gebildet hatte, später einen dem unsern ganz nahestehenden aufgestellt². Die noch bestehenden Differenzen zwischen diesem und dem unsern mußten überbrückbar sein. Die beiden Nuancierungen des Kapitalbegriffes (p. 40), die Menger unterscheidet, fallen für uns zusammen. Vor allem ist es wichtig, daß Menger nachweist, daß der Praktiker keineswegs immer Kapital und Geld „verwechsle“ — in dem Sinn, in dem das ein Vorwurf wäre — und daß er anerkennt, daß das Kapital einmal auf Produktionsmittel ausgegeben, als solches nicht mehr vorhanden sei. Allerdings knüpft er an jenes Element des Inhalts seines Kapitalbegriffes, das aus in Geld kalkulierten Ver-

¹ Eine neue Arbeit dieses Charakters von W. Jacoby ist wenig befriedigend.

² Conrads Jahrbücher XVII. Band.

mögensbeständen zusammengesetzt ist, Ausführungen, die vermuten lassen, daß sich hier sein Weg von dem unsern trennt, wie denn überhaupt eine völlige Übereinstimmung in diesem Punkt auch eine Übereinstimmung in dem ganzen in diesem Buch dargestellten Gedankengang voraussetzen würde, denn nur innerhalb desselben hat unser Kapitalbegriff den Sinn, den wir ihm zu geben wünschen. Aber Menger hat jedenfalls das Eis gebrochen, das einen solchen Kapitalbegriff schon von ernstlicher Diskussion ausschließen würde. Ich kann heute mit besserer Hoffnung auf Gehör Dinge sagen, die vor Mengers Publikation zu sagen mit Rücksicht auf das festgefügte Vorurteil gegen jede solche Auffassung unmöglich gewesen wäre¹.

Ganz auf demselben Boden wie wir steht F. B. Hawley². Er erblickt das Wesen des Kapitals ganz wie wir in dem Moment der Kaufkraft und stellt das Kapital ganz wie wir zwischen den Unternehmer und die Produktionsmittel. Aber vor allem ist auf die ja allgemein bekannten Arbeiten Mc Leods hinzuweisen. Der Leser hat ein Recht sich zu wundern, daß ich diesen Autor nicht früher nannte. Der Grund dafür ist, daß es sehr mißlich ist, diesen in der Theorie verfehmten Namen zu zitieren³. Und so gern ich

¹ Mengers Kapitalbegriff wurde vielfach mit Beifall aufgenommen. Vgl. die Äußerungen von v. Philippovich, v. Schmoller, Lexis u. a. darüber.

² Enterprise and the Productive Process 1907. Wenn der in Diskussion stehende Punkt wichtig genug dazu ist, so muß ich die Priorität für diese Auffassung vom Wesen und der Stellung des Kapitals entschieden Hawley zubilligen, wenngleich ich sie ihm nicht entlehnte. Der Gedanke liegt zweifellos in der doktrinen Entwicklung unsrer Tage.

³ Es ist merkwürdig, wie ungenerös — vgl. z. B. Roscher und Knies — die herrschende Theorie gegen ihn war. Zum Teil ist es ja verständlich. In den Einzelheiten des Gedankengangs begeht er oft Fehler, die einen Anfänger diskreditieren würden. Auch ist nicht zu leugnen, daß weder seine juristischen Ausführungen noch sein ganzer Ton einen besonders günstigen oder vertrauenerweckenden Eindruck machen. Zum andern Teil ist es aber sehr ungerecht gewesen, sein Verdienst lediglich auf seine Arbeiten über das Bankwesen zu be-

einem viel verkannten Mann sein Recht gebe, so sehr muß ich mich beeilen zu betonen, daß ich ganz unabhängig, auf ganz andern Weg und zu ganz andern Zwecken gleich ihm zu dem Resultate kam, daß Kapital in bestimmtem Sinne Kaufkraft ist. Mit seinem andern Kapitalbegriff — Kapital als aufgehäufte Arbeit — haben wir nichts zu tun. Als Mc Leods Verdienst wird aber stets anerkannt werden müssen, daß er die Tatsache der Kaufkraftschaffung als ein wesentliches Element unsrer Organisation des Wirtschaftslebens erkannte, wenngleich er mit dieser Erkenntnis weiter nicht viel angefangen hat. Diese Tatsache findet heute überhaupt immer mehr Berücksichtigung. So begegnet man ihr im Zusammenhang mit dem Kapitalbegriff unter anderem bei Davenport—Value and Distribution—und Veblen—Theory of Business Enterprise. Hier ringt sie um Anerkennung. Hier ist sie vorhanden und innerhalb des Gesichtskreises des Theoretikers. Nur findet sie nicht ihre analytische Erfassung¹.

Wir kommen nun zu einer andern Gruppe von Kapitalbegriffen, die zwar vom unsern wesentlich verschieden sind, aber, so meine ich, nach derselben Richtung hinstreben. Fast könnte man glauben, daß ihre Autoren nur deshalb nicht einfach die Kaufkrafttheorie des Kapitals predigen, weil dem das Anathem der Theorie entgegensteht und sie eine besondere Funktion der Kaufkraft nicht sehen. Das ist die Gruppe der unkörperlichen oder „abstrakten“ Kapitalbegriffe. Sie ist so alt wie die der körperlichen. Sie wurde

schränken. Er war ein sehr origineller Denker. So war er bekanntlich einer der klarsten Vorläufer der psychologischen Werttheorie. So hat er den exakten Charakter der reinen Ökonomie vor Walras erkannt. Ihm schadete vielleicht ein wenig empfehlender Erfolg am Beginne seiner schriftstellerischen Tätigkeit: Die Regierung Napoleons III. ließ seine „Elements“ verbreiten! Aber weder das noch das Falliment der von ihm geleiteten Bank ist ein wissenschaftliches Gegenargument.

¹ Wollten wir vollständig sein, so müßten wir noch viele Namen nennen. Anklänge finden sich dann z. B. bei v. Komorzynski, v. d. Borgh, Wittelsböfer.

stets befehdet und hat sich doch stets erhalten und immer eine gute Anzahl von Anhängern gehabt, die heute in kräftiger Zunahme begriffen ist. Allerdings ist es oft schwer zu sagen, ob ein bestimmter Autor mit seinem Begriff Ernst zu machen bereit wäre oder ob derselbe nichts weiter ist als eine Breviloquenz. Aber es gibt genug, bei denen kein Zweifel besteht. Wir wollen unsre Gruppe noch weiter teilen in Auffassungen, die das Wesen des Kapitals darin sehen, eine Wertsumme zu sein und in eine Auffassung, die darin „abstrakte Produktivkraft“ sieht.

Ein zweifelsfreies Beispiel für die erste Auffassung bietet Tuttle¹. Während andre Autoren das Kapital nur gelegentlich als Wertsumme bezeichnen — wie Turgot, Say, Hermann, Courcelle-Seneuil, Storch, Neurath, Molinari u. a. — oder sich um diese Auffassung gleichsam herumdrücken, wie z. B. Fetter, so erklärt Tuttle² das Kapital klar und unzweideutig als ein Fonds von Wert, ausdrückbar aber nicht bestehend in Geld, ohne Rücksicht auf seine besondere Güterform und seine konkrete Verwendung. Wie über alle „abstrakten“ Kapitalbegriffe hat sich v. Böhm-Bawerk — Kapital II. Bd. 2. Auflage p. 62, 3. Auflage p. 100 — auch über diesen mit besondrer Schärfe ausgesprochen. Und in der Tat erhebt sich die Frage: Wie ist es möglich, daß die Werte irgendwelcher Güter als etwas Selbständiges erscheinen? Der Wert läßt sich ja von dem gewerteten Objekt nicht trennen. Man kann unmöglich mit dem Gute etwas und mit seinem Werte etwas andres beginnen. Wohl kann man sich seinen gesamten Güterbesitz als eine Wertgröße vorstellen, aber das hat weiter keine Bedeutung. So scheint diese Kapitaldefinition schlechthin keinen Sinn zu haben.

Und doch hat sie einen und zwar nach zwei Richtungen hin. Wenn man die Werte der einer bestimmten Produktion gewidmeten Güter mit dem Werte der Produkte vergleicht,

¹ The real concept of capital, Quarterly Journal of Economics 1904.

² Mit dem übrigen Inhalt der Kapitaltheorie Tutttles, der sich ganz von unserm Wege entfernt, haben wir nichts zu tun.

so ergibt sich daraus der Erfolg der Produktion. Die aufgewendeten und die erzielten Güter selbst kann man aber nicht vergleichen. Die Funktion der Rechenform ist eine Funktion des Güterwerts, die nicht von den Gütern selbst ausgefüllt werden kann. Und sieht man im Kapital eine Rechenform, so hat es wohl gesunden Sinn, den Begriff des Kapitals auf die Werte von Gütern zu stellen. Der Leser weiß, daß wir das nicht tun. Aber es läge kein Fehler darin, vielmehr das Bestreben, eine Funktion zu erfassen, die, wie wir sahen, das Kapital tatsächlich erfüllt. So kommt diese Auffassung denn einfach auf unsre zweite Funktion unsres Kapitalbegriffes hinaus. Aber ebenso verhält es sich mit der ersten Funktion. Es ist eben Geld, Kaufkraft, die hier eine Rolle spielt, allerdings eine von diesen Schriftstellern nicht näher untersuchte Rolle, aber doch die einzige, die jene „Wertgröße“ außer der erwähnten noch haben kann. Und soll sie dieselbe haben, so führt das auf den Verkaufswert und so in die Mengersche und endlich in unsre Auffassung. Diese Wertgröße ist also eine potentielle Geldsumme und in dieser Eigenschaft treffen sie v. Böhm-Bawerks Einwendungen nicht. Wir sehen: Diesem Kapitalbegriff liegen Gedanken zugrunde, die unsern sehr verwandt sind.

Aber Ähnliches gilt für den andern Kapitalbegriff, den wir noch in diese Gruppe einschließen, obgleich er nicht so einfach als eine Wertgröße zu bezeichnen ist. Es ist der Professor Clarks. Das Kapital ist nach ihm ein bleibender Fonds von Produktivkraft, der aus in einem steten Ströme wechselnden konkreten Produktivgütern besteht, wie ein Fluß aus stetig wechselnden Wassertropfen. Diese Konstruktion soll zwei Dinge zum Ausdruck bringen: Erstens die Tatsache, daß das Kapital nicht zugrunde geht, wie die produzierten Produktionsmittel und Rohstoffe, sondern sich erhält. Zweitens die Tatsache, daß es unleugbar etwas von diesen Gütern Verschiedenes ist, das bis zu einem gewissen Grade eine Sonderexistenz führt. Ohne auf die Einzelheiten dieses Gebildes eingehen zu wollen, das Clark nach den

Bedürfnissen seiner ganzen Theorie und namentlich seines Schemas des produktiven Vorganges ausgestaltet, müssen wir hier hervorheben, daß jene beiden Grundgedanken in unsrer Richtung liegen. Was sich erhält, oder besser was festgehalten wird, ist jene Summe von Recheneinheiten, welche das einer Produktion gewidmete Kapital messen, eine Rechenform, die auch für das System von Forderungen, das über die Verteilung des Produktionserlöses entscheidet, maßgebend ist. Und jene Sonderexistenz des Kapitals bringt eben jene Tatsache zum Ausdruck, an der kein Praktiker zweifelt, jenen Unterschied, den jedermann zwischen Kapital und Güterbesitz macht. Es ist das eine Anerkennung des Umstandes, daß dem Kapital als solchem, unterschieden von irgendwelchen Gütern, eine besondere Funktion zukommt, daß es ein Agens ist, dessen Rolle von irgendwelchen technischen Produktionsgütern nicht übernommen werden kann. Nur über die Natur dieser Funktion ist Professor Clark mit uns nicht einig. Die Differenz liegt schon darin, daß er ihm eine statische Funktion zuweist. Täte er das nicht und würde er seine dynamische Rolle betrachten, so würde sich die Definition dieser Funktion als Hebel zur Abänderung der Produktionsrichtung, die Definition des Kapitals als eines Mittels, die Güterwelt zu beherrschen, von selbst ergeben. Und von selbst würde dann dieses Kapital mit Geld zusammenfallen — was Clark jetzt energisch ablehnt. Trotzdem wird dieser Konstruktion stets der Ruhm bleiben, eine neue Auffassung angebahnt zu haben. Ihr Erfolg war denn auch ein bedeutender.

Aber auch „körperliche“ Kapitalbegriffe haben oft eine Verwandtschaft mit dem unsern, wenngleich sie die Funktionen, die wir für wesentliche halten, nur unvollkommen erfassen oder auch ganz von der Gruppe von Tatsachen abbiegen, die bei uns im Vordergrund steht. Hierher gehört z. B. der Kapitalbegriff Jevons'. Wenn das Kapital ein Subsistenzmittelfonds ist und sich derjenige, der fertige Genußgüter besitzt, dafür Produktivmittel verschaffen kann — vor allem also Arbeit und Bodenleistungen, dann aber auch

andre bereits vorhandene Produktivgüter —, so herrscht er gleichsam über dieselben. Er vermag sie namentlich auch „neuen Kombinationen“ dienstbar zu machen. Obgleich Jevons diese Funktion der Abänderung der volkswirtschaftlichen Produktionsrichtung nicht hervorhebt, so ist doch klar, daß sie sich mittels dieses Begriffes durchführen läßt. Für denjenigen, der produzieren will, kommen die Genußgüter nur in der Eigenschaft als Kaufkraft in Betracht und dieses Moment nähert diesen Kapitalbegriff dem unsern und unterscheidet ihn von allen jenen, die die zur Produktion technisch nötigen Güter Kapital nennen und dadurch einen wichtigen Vorgang, nämlich jenen, durch den der Unternehmer sie sich beschafft, überschatten oder entstellen, eben jenen, in dem das Wesen des Kapitals und die Quelle des Zinses liegt. Wenn wir diesen Kapitalbegriff uns nicht zu eigen machen, so liegt das weniger daran, daß er die Rolle des Kapitalaspektes als Rechenform übersieht, sondern vielmehr daran, daß er uns unwirklich scheint und ohne Not uns dazu zwingt, an Stelle einfacher Beschreibung wirklicher Vorgänge eine Konstruktion zu setzen, die uns nichts Wesentliches lehrt. Ist denn der Kapitalist ein Besitzer von Genußgütern? Und wenn nicht, warum annehmen, daß er es sei, wenn wir auch ohne diese Annahme ganz gut auskommen?¹

v. Böhm-Bawerk steht diesem Kapitalbegriffe nahe. Er legt sich die Frage vor, ob er Genußgüter oder produzierte Produktionsmittel Kapital nennen solle. Allerdings entscheidet er zugunsten der letztern Alternative, aber nur aus

¹ Die alte Kontroverse, ob die Unterhaltungsmittel der Arbeiter „Kapital“ seien, in der Jevons so radikal Partei nimmt, ist für uns überhaupt interessant. Besonders jene Autoren, die sagen, daß diese Unterhaltungsmittel in der Hand des Kapitalisten Kapital seien, in der Hand des Arbeiters aber nicht, müssen offenbar zugeben, daß der Kapitalcharakter eines Guts nicht von seiner technischen Natur abhängt — und das ist schon ein Schritt nach unsrer Richtung. Fast jeder Autor fühlt sich gedrängt, im Kapital noch etwas andres zu sehen, als eine bestimmte Art von Gütern. Doch kann die Sache hier nicht erschöpfend behandelt werden.

Gründen terminologischer Zweckmäßigkeit. Täte er das nicht, so würde hier eine enge Berührung mit unsrer Theorie hervortreten: Der Besitzer von Subsistenzmitteln kauft Produktivgüter dafür und verwendet diese, ganz in unserm Sinne, zu neuen Kombinationen. Nur daß diese Kombinationen bei v. Böhm-Bawerk lediglich in dem Schema der Verlängerung der Produktionsperiode zum Ausdruck kommen.

Auch andre Anklänge an unsern Standpunkt finden sich. So führt Brentano aus, daß Grund und Boden heute Kapital sei. Warum sollte Grund und Boden seinen Charakter verändert haben? Nun, mit dem Wegfallen der gesetzlichen Beschränkungen des Besitzwechsels und mit dem Eintritte lebhafterer wirtschaftlicher Bewegung auch in den Kreisen der Grundbesitzer wurde es mehr und mehr üblich, auch Grund und Boden unter dem Gesichtspunkte seines Geldwertes, seiner Kaufkraft, zu betrachten. Und eben dieser Umstand veranlaßt Brentano zu seiner Behauptung. Er muß also hierin ein wesentliches Charakteristikon der Kapitaleigenschaft eines Gutes sehen. Wenn man sich unsrer Ausführungen darüber erinnert, welchem Zwecke diese Kaufkraft prinzipiell allein dienen kann, so werden wir in dieser Auffassung unschwer eine Ähnlichkeit mit der unsern entdecken und Brentanos Meinung dahin formulieren, daß Grund und Boden heute Macht über Produktionsmittel überhaupt repräsentiere — wenigstens indirekt durch das Medium des Kapitals in unserm Sinne.

Auf dieses Moment der Kaufkraft stoßen wir öfters, wemgleich es niemals tiefer verfolgt wird. Aber es ist vorhanden und bestimmt, früher oder später an das Licht der Analyse zu kommen. Ähnliches steckt mitunter in den Definitionen privatwirtschaftlichen Erwerbskapitals, obgleich man hierbei schon von feststehenden Ansichten über die Rolle des Kapitals ausgeht, mit denen die unsre kaum etwas zu tun hat — ebenso wie alle die Präzisierungen der produktiven Rolle des Kapitals schon unter dem Einflusse des Kapitalbegriffes selbst stehen und daher nur deduktiven Charakter haben. Wir gingen umgekehrt vor und können

nicht erwarten, daß wir zu demselben Resultate kommen wie eine Deduktion, die von Obersätzen ausgeht, die wir für verfehlt halten.

Und doch drängt sich gar oft der Gedanke auf, daß in alledem nur — wie wir glauben — unrichtige Erfassungen einer und derselben Erscheinung liegen, des Phänomens der Geldmacht, welche charakteristisch den Landinteressen und den Arbeitsinteressen gegenübersteht. Von dieser großen Trias, die die Wirklichkeit uns darstellt, ging man aus und von der Dreiteilung des Produktionsertrages unter ihre Glieder. Die Rolle und das Wesen jener Geldmacht aber bedurfte der Erklärung, und diese fand man in Gütern, die jenem Geldausdrucke zugrunde liegen sollen. Und erst als man sich auf diesem Holzwege weit von der Wirklichkeit wegverirrt hatte — auf der Flucht vor der Charybdis des Geldproblems und der sich daran anschließenden populären Mißverständnisse war man in die Scylla einer grundfalschen und wirklichkeitsfremden Konstruktion geraten — gaben manche alle Hoffnung auf sachliche Einigung auf, erklärten, daß der Streit nur ein terminologischer sei und stellten ihrerseits Kapitalbegriffe mit völliger Freiheit auf. Das war die Sachlage, als Menger der Diskussion einen neuen Impuls erteilte.

Alle jene Definitionen z. B., die das Wesen des Kapitals nicht in einer bestimmten technischen Natur gewisser Güter erblicken, sondern in einem bestimmten Aspekte, in den Dispositionen der wirtschaftenden Menschen, haben gewiß etwas mit der unsern gemein. Sieht man etwa das Charakteristikon in der Beziehung zum Erwerbe — wie Mill, Dietzel, Schäffle — oder in der Verwendung für die Zukunft — wie besonders Knies —, so schwebt dabei sicher etwas vor, das auch uns naheliegt. Auch wir erblicken im Kapitale etwas, das dem Erwerbe dient, auch etwas, was eine künftige Produktion ermöglicht. Die Differenz liegt hier in der ganzen Anlage des theoretischen Bildes der Wirklichkeit. Während alle diese Auffassungen davon ausgehen, daß die Erwerbsfunktion wie die Funktion als Pro-

duktionsmittel in der Zukunft nur von Gütern erfüllt werden kann und daraus als selbstverständlich deduzieren, daß das Kapital aus Gütern bestehen müsse, betrachten wir uns die Sache näher und finden, daß es ein Agens gibt, das vor dem Beginne der technischen Produktion wirkt und nennen dieses „Kapital“. Man kann daher vielleicht sagen, daß es sich hier um verschiedene Erfassungen ein- und derselben Tatsache handelt. Vielleicht noch mehr: Es könnte sogar sein, daß auch diese Autoren stets zunächst an eine Geldsumme dachten und mit ihrer Kapitaldefinition die Frage beantworten wollten, was denn unter diesem Geldschleier verborgen ist. Wenn man, wie die meisten National-ökonomien, der Ansicht ist, daß im Gelde nichts Wesentliches oder Selbständiges liegen kann, so schiebt man gleichsam von selbst diesen Schleier weg und will Güter darunter finden. Da bieten sich denn jene dar, welche für dieses Geld gekauft werden. Und diese nennt man dann Kapital. Warum tun wir nicht dasselbe — wenn das Geld doch nur zum Ankaufe von Gütern verwendet wird, warum nicht dann diese Güter Kapital nennen? Einfach weil dadurch ein wesentlicher Vorgang übertüncht werden würde, ein Vorgang, der zum Verständnisse der kapitalistischen Wirtschaft nötig ist. In diesen Kapitalbegriffen liegt immer schon ein Versuch einer Analyse, ein Ansatz zu einer Problemlösung. Mit ihrer Aufstellung werden gewisse Dinge ans Licht gerückt, andre in den Schatten gestellt. Und wir kreieren einen andern Kapitalbegriff, weil uns eben die in jenen Auffassungen zum Ausdruck kommende Analyse unzutreffend oder doch unvollständig erscheint. Das Ziel und der Zweck unsres Gedankenganges sind aber ganz dieselben, wie die jener Autoren.

Etwas Ähnliches läßt sich bezüglich jener Kapitaldefinition sagen, die alle Güter einschließt. Von einem Standpunkte gesehen, bedeutet sie einfach den Bankrott der „materiellen“ Kapitalbegriffe: Sie zeigt, wie haltlos das Definieren derselben sein muß, wie es auf eine schiefe Ebene führt, auf der es kein Halten gibt. Aber von einem andern

Standpunkte geht sie ein Stück weit in unsrer Bahn. Alle wirtschaftlichen Güter haben Kaufkraft, für alle kann man sich Kapital verschaffen — sie alle also repräsentieren sozusagen potentiell Kapital. Oder anders: Güter jeder Art bedarf man zur Produktion, was besonders dann hervortritt, wenn man die Zahlungsmittel ganz unberücksichtigt läßt und annimmt, daß die produktiven Ankäufe von Arbeit und Bodenleistungen gegen Genußgüter erfolgen. Güter jeder Art also sind „Kapital“. Auch der Unterschied dieser Auffassung gegenüber der unsern liegt nur in der theoretischen Abbildung des Geschehens: Während jene Theoretiker ihre Betrachtung von dem Momente beginnen, wo man — außer etwa Boden und Arbeit — alle zur Produktion nötigen Güter schon besitzt, setzen wir etwas früher ein und betrachten auch die Art, wie sie sich der Unternehmer verschafft. Für jene bedarf man — es spielt hier ein sozialwirtschaftlicher Gesichtspunkt in die rein privatwirtschaftlichen Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft — doch nichts anderes als Güter, für diese braucht man nach unsrer Auffassung vor allem Zahlungsmittel. Keiner jener Theoretiker würde das ex professo leugnen. Nur sieht man nichts Wesentliches oder besonders Interessantes in diesem Vorgange. Nur auf die technische Produktion legt man Gewicht und eben dadurch wird man genötigt, das Wesen des Kapitalphänomens dorthin zu verlegen. Aber auch die Vertreter dieser Richtung wollen dasselbe erfassen wie wir. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir bei der Geldsumme, als die das Kapital sich darstellt, stehen bleiben und in dieses Phänomen eindringen, während jene nichts von Bedeutung darin sehen und glauben, darunter ohneweiters eine Gütermasse zu erblicken, auf die allein es ankomme.

Geradezu von der Mehrzahl der Kapitalbegriffe könnte man Ähnliches sagen. Wenn sich z. B. Hermann so sehr bemüht, die ökonomische Fortdauer produktiver Verbrauchsgüter hervorzuheben, so ist es klar, daß er damit die Tatsache des Nichtzugrundegehens des Kapitals in der Produktion theoretisch erklären, in die Theorie einführen will.

Er denkt an das buchhalterische Kapital, das nicht „verbraucht“ wird. Und da es ihm selbstverständlich ist, daß es die Theorie nicht mit Rechnungs- oder Kreditoperationen, sondern nur mit den ihnen zugrundeliegenden Gütern zu tun haben kann, so sucht er etwas Analoges bei den Gütern zu finden. Wir interpretieren den Vorgang anders, wie wir glauben, wahrer und einfacher, aber dem Ziele nach sind wir „in einem Boote“ mit weitaus den meisten Ökonomen und fast immer leuchten jene Momente, die wir systematisch zur Grundlage nehmen, auch bei jenen auf.

Nur eine verhältnismäßig kleine Minorität hat Kapitalbegriffe aufgestellt, die das reale Kapitalphänomen ganz aus dem Auge verloren haben und lediglich terminologische Zwecke mittels der sogenannten Freiheit verfolgen. Namentlich jene gehören hierher, die etwa Staat, Jugend usw. zum „Kapital“ rechnen. Auch diese Kapitalbegriffe haben ihren Sinn¹. Doch liegen sie völlig abseits von den Wegen zu den Kapitalproblemen. Bei ihnen hat die Art, wie die Sache in der Wissenschaft behandelt wurde, wirklich die Frucht getragen, daß alle Richtpunkte verloren gingen und die Kapitaltheorie völlig degenerierte.

Es ist ferner nötig, auf einen wichtigen Berührungspunkt unsrer Kapitaltheorie mit der Marx' hinzuweisen. Marx sieht das Charakteristikon des Kapitals bekanntlich darin, daß es als „Ausbeutungsmittel“ des Arbeiters dient und zwar beruht diese „Ausbeutung“ offenbar darauf, daß der Unternehmer — den Marx allerdings entsprechend der klassischen Auffassung mit dem Kapitalisten zusammenwirft — sich die Herrschaft über die Kraft des Arbeiters verschafft. v. Böhm-Bawerk hat nun hervorgehoben, daß dasselbe auch für die Bodenleistungen gilt und von unserm Standpunkte ist hinzuzufügen, daß alle technischen Produktionsmittel in demselben Falle sind. Unsere Übereinstimmung mit Marx reicht also nicht sehr weit, da dieser ja auf die Trennung des Arbeiters von den sachlichen Pro-

¹ Vgl. darüber „Wesen“ II. Buch.

duktionsmitteln den Hauptton legt und die letztern zu Ausbeutungsmitteln des erstern werden läßt. Auch deutet der Ausdruck „Ausbeutung“ nach einer andern Richtung als der unsern. Aber schließlich ist doch der Grundgedanke der, daß das Kapital wesentlich das Herrschaftsmittel über die Produktion sei und dieser Gedanke ist ganz der unsre. Er beruht ferner auf Tatsachenbeobachtung und wenn auch Marx aus dieser Beobachtung Schlüsse zog, denen wir nicht beistimmen und wenn er auch jenen Grundgedanken unrichtig präzierte, ja, bei seiner Ausgestaltung völlig auf Abwege geriet, so gibt es hier doch einen Punkt, an dem sich unsere Auffassung mit der seinen berührt — und mit allen jenen, die von der seinen mehr oder weniger beeinflußt werden.

Noch einer andern Art von Anklängen an unsre Betrachtungsweise müssen wir hier gedenken. Schmoller hat meines Erachtens zutreffend hervorgehoben (Grundriß II p. 171), daß der Mengersche Kapitalbegriff nicht nur wirklich der der geschäftlichen Praxis sei, sondern auch von den Theoretikern immer wieder angewandt werde. Wir glauben das auch von dem unsern sagen zu können. In der Tat mögen uns die Nationalökonomten ex professo noch so sehr desavouieren, einer oberflächlichen Auffassung, ja einer anathemisierten „populären Verwechslung“ zeihen, de facto stimmen sie uns wider Willen ganz erstaunlich oft zu. Nur wenige Beispiele seien angeführt für diese definitionswidrige Verwendung des Kapitalbegriffes, die mit der unsern ganz übereinstimmt. Dabei tritt auch der Differenzpunkt scharf hervor.

Schon Altmeister Smith können wir hier zitieren: Er nennt sicherlich Güter selbst Kapital, und nicht das Geld, um das sie der Unternehmer angekauft hat. Aber dann spricht er doch wiederholt davon, daß Kapital auf verschiedene Güter ausgelegt wird. Das aber kann sich nur auf Kapital in unserm Sinn beziehen, wie schon v. Komorzynski (Kredit p. 163) hervorgehoben hat. Freilich sagt

v. Komorzynski weiter, daß man dennoch aus vielen Stellen sehe, daß Smith nur die gekauften Güter als Kapital aufgefaßt wissen wollte. Er kann sich z. B. auf Bd. II der Ausgabe Edinburgh 1809 p. 118 berufen: „What the borrower really wants and what the lender really supplies him with is not the money but the money's worth or the goods which it can purchase.“ Aber was heißt das? Gewiß, Geld wird nicht konsumiert, sondern zum Kaufe verwendet. Aber deshalb wird eben doch Geld geliehen¹ und nicht „really the goods which it can purchase“. Nimmt man das an, so entstellt man den Vorgang. Und kann gezeigt werden, daß diese Ausschaltung des Geldes wirklich einen wesentlichen Mangel des theoretischen Bildes bewirkt, daß die Fiktion, der Unternehmer leihe sich die Güter selbst aus, die er braucht, etwas Wesentliches aus dem gedanklichen Bild der wirklichen Vorgänge ausscheidet, so empfiehlt sie sich eben nicht. Und dann wird man erstens nicht mehr der Ansicht sein können, daß das Geld keine Rolle spiele, die beachtet werden müßte, und zweitens wird man die Frage, ob jenes Geld oder die dafür gekauften Güter Kapital seien, ernster nehmen müssen. Von da ist es nur ein Schritt zu unsrer Auffassung, daß die Frage für den statischen Kreislauf irrelevant, in der Entwicklung aber wesentlich sei. Auch der Schlüssel zum Kapitalproblem liegt in der klaren Scheidung von Statik und Dynamik. Ihr Fehlen erklärt, daß Smith wie seine Nachfolger die Bedeutungslosigkeit des Geldes nachweisen zu können glauben, gelegentlich aber dann doch diesen Nachweis nicht konsequent festzuhalten vermögen.

Ähnlich steht es bei Ricardo. Eine von den vielen Stellen, die wir zitieren könnten, lautet — ed. Mc Culloch 1881, p. 47 —: „Whilst every man is free to employ his capital, where he pleases, he will naturally seek for it that employment which is most advantageous; he will naturally

¹ Wenn ich ein Gewehr kaufe, so bezahle ich gewiß eigentlich die Jagdbeute, die ich damit machen werde: Deshalb aber ist der Kauf eines Gewehres noch lange nicht identisch mit dem Kaufe der Hirsche, die ich zu schießen hoffe.

be dissatisfied with a profit of 10 per cent., if by removing his capital he can obtain a profit of 15 per cent. Woran denkt Ricardo da? An Werkzeuge, Rohmaterialien, Genußgüter für Arbeiter? Aber kann man denn diese so ohne weiters andern Verwendungen zuführen? Doch sicher nur zum Teil und mit Verlusten. Und wenn man solche Güter verkauft, um andre zu erwerben, so ist auch das — und zwar notwendig, wie man leicht sieht — mit Verlusten verbunden. Auch wird dadurch das Sachkapital ein andres: Nicht dieses Kapital hat eine andre Verwendung aufgesucht, sondern es ist ein andres erworben worden. Das alte ist aufgegeben worden. Was eine andre Verwendung aufsuchen kann, ist lediglich Kaufkraft. Kaufkraft ist auch das einzige, was vom alten Kapital erhalten bleibt, was derjenige, der eine bestimmte Branche verlassen will, sich für seinen Gütervorrat verschaffen kann. Die Operation führt nicht nur durch Geld als neutrales Medium hindurch, sie führt auf die Kaufkraft als einen Faktor wesentlicher Vorgänge. Ricardo freilich stellt sich in der zitierten Stelle auf den Standpunkt noch nicht investierten Kapitals. Aber worin besteht denn dieses? v. Böhm-Bawerk sagt — in Übereinstimmung mit Ricardo —: Man spart an der Konsumtion, erspart dadurch Produktivkräfte und diese wendet man dann zu neuen Produktionen an. Aber werden diese Produktivkräfte, die man ersparen kann, gerade jene sein, deren man bedarf? Und ist es nicht Tatsache, daß man durch das Medium des Kreditgeldes sich Produktivgüter verschaffen kann, ohne zu sparen, ohne selbst zu sparen und ohne daß irgend jemand „spart“? Und wenn das so ist, was hindert dann noch, einfach unsre Auffassung anzunehmen? Tatsächlich kann niemand, der jene Stelle liest, den geringsten Zweifel daran haben, daß Ricardo einfach an „Geldkapital“ denkt. Weist er doch auf die moneyed class und auf die Banken hin. Nur auf „Geldkapital“ passen seine Ausführungen und wenn er sich ex professo auch der Ansicht angeschlossen hat, daß dieses „Geldkapital“ im innersten Wesen aus Gütern bestehe, so desavouiert er sich doch durch die Tat, wie das offenbar

auch v. Schmollers Ansicht ist. Noch immer könnte man sagen, daß in jenem Kapitalbegriff eine tiefere Analyse dieser Geld- und Kreditformen liege, als deren Resultat sich eben der erstere darstelle, als deren Resultat es sich ergebe, daß das „Geld“ nur die Oberfläche der Dinge bilde. Allein diese Analyse ist eben falsch — und dann bleibt jenes Geldkapital was es ist.

Ganz dasselbe weiter bei Mill¹. Er erklärt das Kapital für aus Gütern bestehend und sagt ausdrücklich, daß Geld none of the functions of capital erfüllen könne. Aber wo er von der Unterscheidung zwischen zirkulierendem und fixem Kapital spricht (I. Buch, VI. Kap., § 1), erwähnt er, daß das erstere durch die Produktion verbraucht werde. Daher müsse „dieser Teil des Kapitals“ fortwährend durch Verkauf der Produkte ersetzt werden und nachdem man es ersetzt habe, sei man genötigt, es gleich wieder auszugeben, um Rohstoffe und Arbeitsleistungen zu kaufen. Seine Funktion volziehe es also, indem es von Hand zu Hand geht. Ja — was erhält man denn durch Verkauf der Produkte? Was ersetzt man dadurch? Was gibt man aus, um Rohstoffe und Arbeitsleistungen zu kaufen? Was geht von Hand zu Hand und verliert bald seine Kapitalqualität, um sie dann wieder zu gewinnen? Doch Geld! Mills Darstellung läßt keinen Zweifel darüber, daß es sich um etwas den Produktivgütern Gegenüberstehendes handelt. Genußgüter ferner gehen doch nicht „continually“ von Hand zu Hand.

Ich bin nicht der erste, dem das auffällt. An dieselbe Stelle hat Tchernychewsky (*l'Economie politique jugée par la Science, critique des Principes d'Economie Politique de John-Stuart Mill*, Bruxelles 1874, Tome I) eine lange Erörterung geknüpft, in der er Mill seine Inkonsequenz vorwirft. Allerdings kommt er zu dem Resultate, daß sich derselbe Sachverhalt auch „korrekt“, d. h. von seinem Standpunkte, auch mit Hilfe von Mills Kapitalbegriff ausdrücken

¹ Vgl. Mc Leods Kritik von Mill in der *Theory of Credit* I. Bd.

läßt. Demgegenüber ist jedoch festzuhalten, daß das nur in der Statik möglich ist. Gewiß, wenn sich die Wirtschaft in stets gleichbleibendem Kreislaufe bewegt, so ist es möglich, an die Stelle von Geld einfach die betreffenden Güter zu setzen und vom Gelde, das da eine völlig neutrale markttechnische Rolle spielt, abzusehen. In der Dynamik aber kommt ihm eben jene wesentliche Funktion zu, die Güter aus ihren statischen Bahnen in neue überzuleiten — und diese Rolle, die einen wesentlichen Vorgang einschließt, läßt sich nicht durch jene Betrachtung eliminieren.

Nennen wir noch Mills getreuen Schüler, Fawcett (*Manual of Political Economy*, 4. Auflage 1874). Es sei eine „current fallacy“, zu glauben, daß Kapital in Geld bestehe (p. 17). Vielmehr bestehe es in *wealth*, which has been accumulated with the object of assisting production (ebenda und schon p. 11)¹. Aber bald (p. 87 und 88) spricht er von Kapitalinvestitionen. Fremden Staaten sei englisches Kapital zur Verfügung gestellt, zahllose Unternehmungen auf der ganzen Erde mit englischem Kapital gegründet worden. Wahr genug. Aber hat England denn Güter geliehen? Sicher nicht, sondern Zahlungsmittel, wofür dann in England aber auch in jenen fremden Ländern selbst oder sonst irgendwo Güter gekauft wurden. Besonders letztrer Fall ist interessant: Sicherlich fiel der größte Teil der Summe, die aus jenen Anleihen als Löhne gezahlt wurde, nicht englischen, sondern einheimischen Arbeitern zu, die dafür nicht notwendig englische, sondern wohl vorwiegend einheimische Genußgüter kauften. Und doch war es englisches Kapital, wie Fawcett selbst sagt. Jedoch war „englisch“ daran nur das Geld, die Kaufkraft. — Wenn 100 Millionen Pfund plötzlich für die Baumwollindustrie nötig würden, sagt Fawcett, so könnte man sie leicht durch Einschränkung der auswärtigen Investitionen beschaffen². Was

¹ Er sagt übrigens schon p. 11, daß der Unternehmer Geld zu Lohnzahlungen brauche. Braucht er aber Kaufkraft für Lohnzahlungen, so braucht er sie auch zum Ankauf von Bodenleistungen.

² Die Sache ist von einem Praktiker viel hübscher und richtiger

könnte man beschaffen? Geld und nichts andres. Er sagt weiter, daß die Zahlung der französischen Kriegsentschädigung im Jahre 1871 Frankreich Kapital entzog, daß in revising the various branches of industry hätte verwendet werden können. Diese Summe bestand aber größtenteils aus Kreditinstrumenten. Und so geht es weiter. Im X. Kapitel des III. Buches sagt Fawcett erst, daß es keinen Sinn habe zu sagen, daß Kredit Kapital schaffe, gleich darauf aber, daß die Depositen ausweise der Banken illustrate the extent to which credit increases the capital of a country. Wenn er von Zeit zu Zeit versichert, daß man mit Kredit keine Arbeiter ernähren könne, so werden wir ihm gewiß nicht widersprechen. Wohl aber werden wir hervorheben, daß er, wenn er nicht ex professo von Kapital spricht, selbst immer an Dinge denkt, die weder Arbeitern als Nahrung noch Fabriken als technische Produktionsmittel dienen können.

Für unsre Zwecke genügt das. Es genügt, um unsre Auffassung von Wesen und Funktion des Kapitals zu charakterisieren und dem Leser zu zeigen, daß wir nur aussprechen, was schon seit langem der Präzisierung harrt. Schon Cairnes hat gesagt: The existence of a large amount of capital in commercial countries in disposable form, or, to speak less equivocally, in the form of money or other purchasing power (von mir unterstrichen), capable of being turned to any purpose required, is a patent and undeniable fact. McLeod hat dieses Faktum scharf hervorgehoben. Sidgwick, Bagehot und Bonamy Price gehören zu jenen, die es der Theorie erhalten haben, obgleich die herrschende Auffassung es stets abzustreifen suchte. Ich

dargestellt worden: „England . . . collects tribute from all the nations of the world in the form of interest, not for the use of her wealth or capital, but for the use of her credit. Paradoxical as it may sound, it is literally true, that England . . . collects interest upon millions and millions of her own indebtedness to other nations.“ A. B. Stickney, Medium of Exchange and the Banking Function, American Bankers Assoc., meeting von 1901. Nur daß der Autor doch beim sachlichen Kapitalbegriff bleibt.

habe nur die Rolle dieses Kapitals präzisiert und gezeigt, daß mit dieser Tatsache das gesamte Kapitalphänomen erschöpft ist, nur gezeigt, woher es kommt, daß man in gewissen Fällen diesem Kapital nicht einfach Güter substituieren kann. Daraus ergibt sich ein etwas andres Bild des Wirtschaftsprozesses. Daraus ergibt sich auch, daß die herrschende Auffassung zwar über die populäre Verwechslung von Geld und Gütern siegte, aber ihrerseits sich einer Verwechslung zwischen Kaufkraft und den Gütern, die dafür erworben werden, schuldig machte, einer Verwechslung, die die theoretische Erfassung des dynamischen Wirtschaftsprozesses erschwert. Das Kapital ist ein besonderes Agens, aber es ist kein Gut im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es charakterisiert einen Vorgang, eine Methode, neue Kombinationen durchzusetzen.

Dritter Abschnitt.

Der Geldmarkt.

Noch ein Schritt erübrigt zu tun. Das Kapital ist weder die Gesamtheit noch eine Kategorie der Produktionsmittel — weder der ursprünglichen noch der produzierten. Das Kapital ist auch kein Vorrat von Genußgütern. Es ist ein besonderes Agens. Als solches muß es einen Markt haben in jenem theoretischen Sinn, in dem es einen Genußgüter- und einen Produktionsmittelmarkt gibt. Und diesem theoretischen Markt muß in der Wirklichkeit Ähnliches entsprechen, wie jenen beiden andern theoretischen Märkten auch. Wir sahen im ersten Kapitel, daß es Märkte der Arbeits- und Bodenleistungen und Märkte der Genußgüter gibt, auf denen alles für den statischen Kreislauf der Volkswirtschaft Wesentliche ausgemacht wird, während die produzierten Produktionsmittel, durchlaufende Posten, die sie in jeder Beziehung sind, keinen Markt von selbständiger Tendenz, kein solches ideelles und praktisches Zentrum wesentlicher Vorgänge besitzen. In der Entwicklung, die das neue Agens des Kapitals in den Wirtschaftsprozeß einführt, muß es noch einen dritten Markt geben, auf dem Interessantes geschieht, den Kapitalmarkt.

Einen solchen gibt es. Die Wirklichkeit zeigt ihn uns unmittelbar, viel unmittelbarer, als sie uns den Leistungs- und Genußgütermarkt zeigt. Er ist viel mehr konzentriert, viel besser organisiert, viel leichter zu er- und zu überblicken als die beiden andern. Er ist das, was der Geschäftsmann Geldmarkt nennt, das, worüber jede Zeitung unter

diesem Titel täglich berichtet. Der Name ist auch von unserm Standpunkt nicht durchaus befriedigend: Nicht einfach „Geld“ wird da gehandelt, und wir könnten uns dem Protest der Ökonomie gegen die hier zum Ausdruck kommende Auffassung teilweise anschließen. Aber wir akzeptieren den Namen. Jedenfalls ist der Kapitalmarkt dasselbe wie das Phänomen, das die Praxis als Geldmarkt bezeichnet. Einen andern Kapitalmarkt gibt es nicht. Eine anziehende und lohnende Aufgabe wäre es, eine Theorie des Geldmarkts zu geben. Wir besitzen eine solche noch nicht. Namentlich wäre es interessant und lohnend, alle die praktischen Regeln der Erfahrung zu sammeln und auf ihren theoretischen Gehalt zu prüfen, die den Praktiker bei seiner Entschlußfassung und seiner Beurteilung der Einzelsituation bestimmen und die ja in großer Zahl fest formuliert sind und jeden Verfasser eines Geldmarktartikels leiten. Diese praktischen Regeln der ökonomischen Wetterprognose liegen gegenwärtig ganz abseits vom Wege der Theorie, obgleich ihr Studium tief in das Verständnis der modernen Wirtschaft hineinführt. Darauf können wir uns hier nicht einlassen. Nur das für unsre Zwecke Nötige soll hier gesagt werden. Das kann in wenigen Worten geschehen.

In einer statischen Volkswirtschaft würde es keinen solchen Geldmarkt geben. Wäre sie hoch organisiert und würde ihr Verkehr mit Kreditzahlungsmitteln erledigt, so würde sie wohl auch eine Zentralabrechnungsstelle, eine Art Clearinghouse, eine Art volkswirtschaftlicher Buchhaltungszentrale haben. In den Vorgängen dieser Institution würden sich alle volkswirtschaftlichen Vorgänge spiegeln, so die periodischen Lohnzahlungen, die Steuerzahlungen, die Bedürfnisse der Bewegung der Ernte, die Bedürfnisse der Erholungszeiten. Das wären aber nur Abrechnungsvorgänge, von einem Markt könnte man da gar nicht sprechen. Nun sind auch in der Entwicklung diese statischen Funktionen zu erledigen. In der Entwicklung gibt es aber auch immer Verwendung für momentan müßige statische Kaufkraft. Und in der Entwicklung wird schließlich, wie schon hervorgehoben,

auch dynamische Kaufkraft vorübergehend statischen Zwecken zugewendet. So kommt es denn, daß diese statischen Funktionen in praxi Elemente der Funktion des Geldmarkts werden, daß sie in das Getriebe des Geldmarkts hineingezogen werden, daß die statischen Bedürfnisse zur dynamischen Nachfrage auf dem Geldmarkt hinzutreten und statisches Geld das Angebot an Kaufkraft auf dem Geldmarkt vermehrt. Deshalb fühlen wir in jedem Geldmarkttitel den Pulsschlag des statischen Kreislaufs, deshalb sehen wir, daß die Nachfrage nach Kaufkraft zur Zeit der Ernte, der Steuerzahlungen usw. steigt und nach diesen Zeitpunkten das Angebot an Kaufkraft. Aber das darf uns nicht hindern, die statischen Vorgänge auf dem Geldmarkt von den dynamischen zu scheiden. Nur die letztern sind wesentlich, die erstern schließen sich ihnen an, und daß sie überhaupt auf den Geldmarkt treten, ist erst eine Folgeerscheinung der Entwicklung. Alle die engen Bande von Wechselwirkungen, die natürlich zwischen beiden bestehen, ändern nichts daran, daß man sie auch praktisch in jedem Fall scheiden kann und daß es immer möglich ist zu sagen, was am Geschehen auf dem Geldmarkt Kreislauf und was Entwicklung ist.

Der Kern der Sache liegt im Kreditbedürfnis der neuen Unternehmungen. Das tritt noch klarer hervor, wenn wir uns daran erinnern, daß hier im Interesse der Kürze und Einfachheit der Darstellung vom Einfluß der internationalen Beziehungen, in denen jede Volkswirtschaft steht, und der Eingriffe aus dem Reiche der Außerwirtschaft, denen jede Volkswirtschaft ausgesetzt ist, abgesehen wird. Die Erscheinungen der volkswirtschaftlichen Zahlungsbilanz, des Goldhandels usw. fallen damit für uns fort, was um so weniger zu bedauern ist, als gerade dieser Teil der Sache ja Gegenstand einer besondern Disziplin und sehr ausreichend ausgearbeitet ist. Mit dieser Reserve geschieht auf dem Geldmarkt wesentlich und hauptsächlich eines: Es erscheinen auf ihm einerseits die Unternehmer als Nachfragende und andererseits die Produzenten von und Händler mit

Kaufkraft — Bankiers — als Anbietende, beide mit ihren Stäben von Agenten und Zwischenhändlern. Das Tauschobjekt ist gegenwärtige, das Preisgut künftige Kaufkraft, wie später noch zu erörtern sein wird. Im täglichen Preiskampf zwischen beiden Parteien wird über das Schicksal der künftigen Entwicklung entschieden. In diesem Preiskampf tritt das Wertsystem der Zukunft zuerst in praktischer, greifbarer Form hervor und zu den gegebenen Verhältnissen der Volkswirtschaft in Beziehung. Dabei wäre es ganz unrichtig zu glauben, daß ganz kurzfristige Kredite für neue Unternehmungen bedeutungslos seien, daher ihre Preisbildung für die Unternehmer irrelevant sein müßten. Im Gegenteil: Nirgends kommt die volkswirtschaftliche Gesamtsituation so scharf und für die Entwicklung so bestimmend zum Ausdruck wie im Preis des Taggelds: Der Unternehmer nimmt ja nicht notwendig Kredit für die ganze Dauer, für die er Kredit überhaupt braucht, sondern von Fall zu Fall, oft fast von Tag zu Tag. Namentlich arbeitet aber die Spekulation, die besonders die Aktien neuer Unternehmungen oft ganz allein auf dem Markt hält, fast nur mit solchen kurzfristigen Krediten, die heute gewährt und morgen versagt werden können. Nähere Auseinandersetzungen muß ich mir leider im Rahmen dieser Arbeit versagen.

Wir sehen denn auch in der Praxis das Wirken beider Marktparteien, auf den entwickeltsten Geldmärkten ganz deutlich, auf andern weniger deutlich. Wir sehen, wie das Kreditbedürfnis der Industrie sich äußert und wie die Bankwelt es bald stützt und ermutigt, bald zu bremsen sucht, bald ihm jede weitere Befriedigung versagt. Während auf den andern volkswirtschaftlichen Märkten sowohl die Nachfrage wie das Angebot auch in der Entwicklung eine gewisse Konstanz aufweist, zeigen sich hier auffallend große Schwankungen von Tag zu Tag. Wir werden das durch die besondere Funktion des Geldmarkts erklären. Alle Zukunftspläne und Zukunftsaussichten in der Volkswirtschaft wirken auf ihn. Und auf der andern Seite alle

Lebensverhältnisse des Volkes, alle politischen, wirtschaftlichen und Naturereignisse. Kaum eine Nachricht, die die Entschlußfassung über die Durchsetzung neuer Kombinationen nicht beeinflussen müßte, die nicht die Situation des Geldmarkts und die An- und Absichten der Führer verändern würde. An jede neue Situation muß das Wertsystem der Zukunft angepaßt und jeder neuen Situation entsprechend muß irgendwie anders gehandelt werden, als man vorher handeln wollte. Das kann nicht immer nur durch Variationen des Preises der Kaufkraft geschehen. Vielfach tritt persönlicher Einfluß neben deren Wirkungen oder an die Stelle derselben. Man wird aber verstehen, in welchem Sinn wir sagen können, daß dadurch das Prinzip der Sache nicht berührt wird. Auch wird natürlich die konkrete Natur jedes Elements von Kaufkraft, namentlich die Zeit, für die es zur Verfügung steht, eine Verschiedenheit der Geldpreise im gleichen Zeitpunkt und am gleichen Orte begründen, die uns ebenfalls nicht irremachen darf.

Diese Bemerkungen umfassen eine sehr große Masse von Tatsachenmaterial und schematisieren viele äußerlich überaus verschiedene Formen, die uns im einzelnen manches Problem zu lösen geben. Doch handelt es sich hier nur um die großen Grundlinien. Immer ist der Geldmarkt gleichsam das Hauptquartier der kapitalistischen Wirtschaft, von dem die Befehle an ihre einzelnen Teile ausgehen, und immer ist das, worüber auf ihm debattiert und was auf ihm entschieden wird, seinem innersten Wesen nach die Fortsetzung des Plans weiterer Entwicklung. Alle Arten von Kreditbedürfnissen treten an ihn heran und alle Arten von wirtschaftlichen Absichten stellen sich zuerst auf ihm in ein Verhältnis zueinander, ringen um ihre Verwirklichung auf ihm. Und alle Arten von Kaufkraft, Aktivsaldi jeder Art strömen, sich anbietend, ihm zu. Das gibt zu einer Menge Arbitrageoperationen und Zwischenmanövern Veranlassung, die das Wesentliche an der Sache dem ersten Blick leicht verschleiern können. Trotzdem glaube ich, daß unsre Auffassung im Grunde kaum Widerspruch zu fürchten hat.

Der Kreditverkehr zugunsten der Durchsetzung der Zukunftswerte, die Finanzierung der Entwicklung, ist also die Hauptfunktion des Geld- oder Kapitalmarkts. Die Entwicklung schafft ihn und von ihr lebt er¹. Im Laufe der Entwicklung erhält er noch eine weitere — also dritte — Funktion: Er wird zum Markte von Einkommensquellen selbst. Wir werden die Beziehung zwischen dem Geldpreis und dem Preise von Quellen dauernder oder temporärer Erträge später untersuchen. Hier ist soviel klar, daß der Verkauf solcher Ertragsquellen eine Methode der Beschaffung von Kapital und ihr Kauf eine Verwendungsmöglichkeit von Kapital darstellt, mithin der Verkehr in Ertragsquellen dem Geldmarkt nicht wohl fernstehen kann. Auch der Verkehr von Grund und Boden würde hierher gehören, und nur unwesentliche Nebenumstände bewirken es, daß er in der Praxis nicht als Element der Geldmarktvorgänge erscheint; dessenungeachtet fehlt das Band der Kausalität zwischen beiden nicht. Auch andre dauernde Einkommensträger oder Anteile daran werden nur unter bekannten technischen Voraussetzungen auf dem Geldmarkt unmittelbar gehandelt. Trotzdem zweifelt niemand, daß ihre Wert- und Preisbildung ganz unter dem Einfluß der Vorgänge des Geldmarkts steht. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei der Leser nochmals daran erinnert, daß alle unsre Behauptungen Teile einer Gesamtauffassung sind, die ihre besondern Annahmen und ihren besondern Sprachgebrauch hat. Alles in diesem Kapitel Gesagte kann leicht in falschem Lichte erscheinen, wenn man das vergißt.

¹ Diese Erkenntnis, zugleich die Erkenntnis, wie sehr die Entwicklung Sache psychischer Disposition und energischen Vorwärtswollens ist, kam nicht ohne humoristische Färbung in einem Beschluß einer Versammlung Londoner Börsenclerks im Jahre 1909 zum Ausdruck, der sagte, daß jedermann verpflichtet sei, an Hausse und Prosperität zu glauben und jedermann es schlecht meine, der die gegenteilige Ansicht äußere.

Viertes Kapitel.

Der Unternehmerge Gewinn¹.

In den ersten drei Kapiteln wurde die Grundlage geschaffen, auf der alles ruht, was noch folgen soll. Als erstes Ergebnis fällt uns eine Erklärung des Unternehmerge Gewinns zu und zwar so leicht und natürlich, daß ich es, um diesem Kapitel Kürze und Einfachheit zu wahren, vorziehe, einige schwierigere Erörterungen, die eigentlich hierher gehören, in den Zusammenhang des nächsten zu stellen, in dem dann die festesten Knoten in Einem gelöst werden mögen. Der Unternehmerge Gewinn ist ein Kostenüberschuß. Zunächst vom Standpunkt des Unternehmers. Wie uns eine so lange Reihe von Nationalökonomen schon gesagt haben, ist er die Differenz zwischen Erlös und Ausgang in einem geschäftlichen Betriebe. So oberflächlich diese Definition ist, genügt sie doch als Anfangspunkt. Unter „Ausgang“ verstehen wir hier alle Auslagen, die die Produktion direkt oder indirekt dem Unternehmer verursacht. Dabei ist festzuhalten, daß ein angemessener Lohn für eigentliche Arbeitsleistungen des

¹ Die wichtigsten Unternehmerge Gewinntheorien lassen sich mit folgenden unmittelbar verständlichen Bezeichnungen charakterisieren: Friktionstheorie, Arbeitslohntheorie, Risikotheorie, Differenzialrententheorie. Ich weise hier auf ihre Diskussion in „Wesen“ III. Buch hin und gehe um so weniger in eine Kritik derselben ein, als sich eine solche in wesentlichen Punkten aus den Darlegungen dieses Kapitels von selbst ergibt. Dogmengeschichtliches bei Pierstorff und bei Mataja. Gleich hier sei J. B. Clark zitiert, dessen Theorie der unsern am nächsten steht; vgl. seine *Essentials of economic theory*.

Unternehmers, sowie eine angemessene Grundrente für etwa ihm gehörigen Boden, endlich eine Risikoprämie dazurechnen ist. Hingegen bestehe ich hier nicht darauf, daß der Kapitalzins aus diesen Kosten ausgeschlossen werde: Tatsächlich erscheint er ja unter ihnen entweder wirklich oder, wenn das Kapital dem Unternehmer selbst gehört, rechnungsmäßig in derselben Weise, wie dessen persönlicher Arbeitslohn oder dessen Rente von eigenem Grund und Boden. Das kann uns für den Augenblick um so mehr genügen, als viele Theoretiker den Kapitalzins auch prinzipiell ganz neben Lohn und Rente setzen. Ich stelle es nun dem Leser völlig frei, in diesem Kapitel entweder im Sinne unsrer Auffassung von der Existenz des Kapitalzinses abzusehen oder ihn im Sinne einer beliebigen Zinstheorie als dritten statischen Einkommenszweig anzuerkennen und unter die Unternehmerkosten zu rechnen. Sein Wesen und seine Quelle interessieren uns hier keinesfalls.

Bei dieser Definition der „Ausgänge“ kann es zweifelhaft scheinen, ob überhaupt noch eine Differenz gegenüber dem Erlöse vorhanden ist. Sie nachzuweisen, ist daher unsre erste Aufgabe. Unsre Lösung läßt sich kurz aussprechen: In der statischen Volkswirtschaft ist der Gesamterlös eines Betriebes — von Monopolgewinn abgesehen — gerade groß genug, um die aufgezählten Ausgänge zu decken. Es gibt da nur Produzenten, die weder Gewinn machen noch Verlust erleiden und deren Einkommen mit dem Schlagworte: *wages of management* ausreichend charakterisiert ist. Und da die neuen Kombinationen, die in der Entwicklung durchgesetzt werden, notwendig vorteilhafter sind als die alten, so ist bei ihnen der Gesamterlös größer als in der statischen Wirtschaft, mithin größer als jene Ausgänge.

Zunächst wollen wir das an Beispielen ausführen, die wir nur ganz leicht mit unsern Voraussetzungen ziselieren. Namentlich geben wir also von einer statischen Volkswirtschaft aus. Diese arbeite mit gewohnten Kombinationen. In ihr gelte das Kostengesetz, d. h. es werde jedes Gut zum Kostenpreise abgesetzt und der Preis seiner produzierten

Kostengüter sei ebenfalls gleich deren Kosten. Lohn und Grundrente seien entsprechend der Grenzproduktivität von Arbeits- und Bodenleistungen bestimmt, eventuell auch der Zins. Es gebe keine Rückstände früherer Entwicklungen, wie etwa Gütervorräte oder Geldreservoirs. In einer solchen Volkswirtschaft gibt es soweit keine persönliche Leitung der Produktion in irgendeinem tiefern Sinne, gibt es überhaupt keine Unternehmer in der von uns festgesetzten Bedeutung des Worts und auch keinen Unternehmergewinn, wie sich aus den Ausführungen des ersten Kapitels ergibt.

Lauderdale¹, der als Erster unser Problem berührte, zu Ehren beginne ich mit der Verbesserung des Produktionsprozesses und zwar mit dem altherwürdigen Beispiel vom mechanischen Webstuhl, das sich auch dadurch empfiehlt, daß es durch v. Böhm-Bawerk² eine durchdringende Analyse erfuhr. Von dieser Art sind sehr viele, wenn nicht die meisten Taten der Führer der modernen Wirtschaft, namentlich weist die Zeit der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Leistungen in dieser Richtung auf, unter deren Eindruck auch die wissenschaftliche Betrachtung vornehmlich stand. In dieser Zeit finden wir freilich die einzelnen Funktionen, die bei der Einführung von Produktionsverbesserungen begrifflich zu scheiden sind, noch weniger tatsächlich getrennt als heute: Die Männer vom Stile Arkwrights waren Erfinder und Erfüller zugleich. Es stand ihnen nicht unser heutiges Kreditsystem zur Verfügung. Doch hoffe ich den Leser so weit gebracht zu haben, daß er mir ohne weitere Erklärungen und Wiederholungen die Anwendung des entwickelten Schemas in seiner reinsten Form gestattet.

Dann verläuft die Sache so: Wenn irgend jemand in unsrer bisher statischen Volkswirtschaft, in der die Textilindustrie nur mit Handarbeit produziere, die Möglichkeit

¹ Inquiry into the nature and origin of Public Wealth. Allerdings hatte er dabei ein ganz andres Ziel im Auge als wir.

² In seiner Geschichte der Kapitalzinstheorien.

der Begründung eines mit mechanischen Webstühlen arbeitenden Betriebes sieht, die Kraft in sich fühlt, alle die zahllosen Hindernisse zu überwinden und den entscheidenden Entschluß gefaßt hat, dann braucht er vor allem Kaufkraft. Er leiht sie sich von einer Bank aus und schafft seinen Betrieb, wobei es ganz gleichgültig ist, ob er die Webstühle selbst konstruiert oder von einem andern Betriebe nach seiner Anweisung konstruieren läßt, um sich auf ihre Verwendung zu beschränken. Wenn nun ein Arbeiter mit einem solchen Webstuhl imstande ist, täglich sechsmal soviel an Produkt zu erzeugen wie ein Handweber, so ist es offenbar, daß unser Betrieb unter drei Bedingungen einen Kostenüberschuß, eine Differenz zwischen Erlös und Ausgang erzielen muß. Erstens darf der Produktpreis infolge seines neuauftretenden Angebots¹ nicht oder doch nicht so sinken, daß die größere Produktmenge pro Arbeiter keinen höhern Erlös erzielt als die mit Handarbeit zu gewinnende kleinere. Zweitens müssen die Kosten der Webstühle pro Tag entweder hinter dem Tageslohn von fünf Arbeitern oder doch hinter jener Summe zurückbleiben, die unter Berücksichtigung des eventuellen Sinkens des Produktpreises und nach Abzug des Lohnes des einen Arbeiters noch übrigbleibt. Als dritte Bedingung formulieren wir eine Ergänzung der beiden andern. In diesen erscheint der Lohn der Arbeiter, die die Webstühle bedienen und Lohn und Rente, die auf die Bezahlung der Webstühle gehen. Dabei dachte ich zunächst an den Fall, daß diese Löhne und Renten einfach die statischen Löhne und Renten seien, die herrschten, ehe unser Mann den Plan betrat. Wenn seine Nachfrage verhältnismäßig klein ist, dann können wir uns auch damit begnügen. Wenn aber nicht, dann steigen die Preise von Arbeits- und Bodenleistungen der neuen Nachfrage entsprechend. Denn die übrigen, die statischen, Textilbetriebe arbeiten zunächst

¹ Hier weichen wir, um unsrer Gesamtauffassung von dem Vorgange und zugleich der Wirklichkeit treu zu bleiben, von Lauderdales Beispiel wieder ab.

ruhig weiter, und die nötigen Produktionsmittel müssen nicht gerade ihnen, aber irgendwelchen statischen Betrieben entzogen werden. Das geschieht durch höheres Preisgebot. Und deshalb darf unser Mann, der die Preissteigerung auf dem Produktionsmittelmarkt, die seinem Auftreten folgt, vorhersehen und schätzen muß, nicht einfach jene früheren Löhne und Renten in seine Berechnung einsetzen, sondern er muß noch einen entsprechenden Betrag dazurechnen, so daß also noch ein dritter Abzugsposten hervortritt. Nur wenn der Erlös auch ihn übersteigt, gibt es einen Kostenüberschuß.

In unserm Beispiel sind diese drei Bedingungen in der Praxis zahllose Male erfüllt gewesen. Es tut die Möglichkeit ihrer Erfüllung und damit eines Kostenüberschusses dar¹. Natürlich sind sie aber nicht immer erfüllt, und wo das nicht der Fall ist, kommt es, wenn dieser Sachverhalt vorausgesehen wird, nicht zur Einrichtung des neuen Betriebes, wenn dieser Sachverhalt aber nicht erkannt wurde, nicht zu einem Überschuß, sondern eventuell zu einem Verlust. Wenn sie aber erfüllt sind, dann ist der erzielte Überschuß auch schon ipso facto ein Reinertrag. Denn weil die Webstühle physisch eine größere Produktmenge erzeugen als die in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen auf dem bisherigen Wege erzeugen könnten, welcher Weg aber im Falle der Konstanz der Produktionsmittel- und Produktpreise ebenfalls verlustlose Produktion ermöglichen würde, und weil sie offenbar unserm Wirtschaftssubjekte — von der Möglichkeit ihrer Patentierung sehen wir als ohneweiters verständlich ganz ab — zum Kostensatz zur Verfügung stehen, so ergibt sich eine Differenz zwischen dem Erlös, der nach den Preisen bemessen wird, die sich bei alleiniger Verwendung von Handarbeit als Gleichgewichts-, d. h. Kostenpreise

¹ Man beachte, daß in diesem Satze nicht etwa ein ähnlicher Appell an die Tatsächlichkeit einer erst zu erklärenden Erscheinung liegt, wie er sich in bezug auf die Tatsache des Zinses bei manchen Vertretern der Produktivitätstheorie findet. Übrigens folgt weitere Begründung nach.

gebildet haben, und den Ausgängen, die nunmehr pro Produkteinheit essentiell geringer sind als für die statischen Betriebe. Und diese Differenz braucht nicht durch jene Preisveränderungen vernichtet zu werden, die durch das Auftreten unsres Wirtschaftssubjektes als Nachfragender und Anbietender hervorgerufen werden. Das ist so klar, daß wir auf eine schärfere Präzisierung in diesem Augenblick verzichten können.

Nun aber folgt der zweite Akt des Dramas. Der statische Bann ist gebrochen und immer neue Betriebe mit mechanischen Webstühlen entstehen unter dem Impuls des lockenden Gewinns. Eine vollständige Reorganisation der Branche tritt ein mit ihren Produktionssteigerungen, ihrem Konkurrenzkampfe, ihrer Verdrängung statischer Betriebe, ihren eventuellen Arbeiterentlassungen usw. Wir werden diesen Prozeß später noch näher betrachten. Hier interessiert uns nur eins: Das endliche Resultat muß ein neuer statischer Gleichgewichtszustand sein, in dem bei neuen Daten wieder das Kostengesetz herrscht, so daß die Produktpreise nun gleich sind den Löhnen und Renten der Arbeits- und Bodenleistungen, die in den Webstühlen stecken, mehr den Löhnen und Renten der Arbeits- und Bodenleistungen, die noch den Webstühlen hinzuzufügen sind, damit das Produkt entstehe. Nicht ehe dieser Zustand erreicht ist, wird jener Impuls zum Produzieren immer weiterer Produktmengen aufhören, nicht eher auch der Preisdruck infolge wachsenden Angebots.

Folglich verschwindet der Überschuß unsres Wirtschaftssubjekts und seiner ersten Nachfolger¹. Allerdings nicht sofort, sondern in der Regel erst nach einer längern oder kürzern Periode fortschreitenden Sinkens². Aber nichtsdestoweniger wird er realisiert, bildet er unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Summe von wenn auch nur

¹ Vgl. v. Böhm-Bawerk p. 174 l. c.

² Doch beschränken wir der darstellerischen Einfachheit halber den Prozeß im allgemeinen auf eine Wirtschaftsperiode.

temporären Reinerträgen. Wem nun fällt er zu? Offenbar den Wirtschaftssubjekten, die die Webstühle in den Kreislauf der Wirtschaft eingeführt haben, nicht ihren bloßen Erfindern, aber auch nicht einfach ihren bloßen Erzeugern oder Verwendern: Wer sie nach Anweisung erzeugte, wird nur ihren Kostenpreis erhalten, wer sie nach Anweisung verwendete, wird sie anfangs so teuer kaufen, daß er kaum etwas vom Gewinn erhält. Den Wirtschaftssubjekten fällt der Gewinn zu, auf deren Tat die Einführung der Webstühle zurückzuführen ist, mögen sie sie erzeugen und verwenden oder nur erzeugen oder nur verwenden. In unserm Beispiele liegt das Hauptgewicht auf der Verwendung, doch ist das nicht essentiell. Die Einführung erfolgt durch Gründung von neuen Betrieben, sei es zur Erzeugung, sei es zur Verwendung oder zu beidem. Was haben nun unsre Wirtschaftssubjekte dazu beigesteuert? Nur den Willen und die Tat: Nicht konkrete Güter, denn diese haben sie gekauft — von andern oder von sich selbst —, nicht die Kaufkraft, mit der sie kauften, denn diese haben sie sich ausgeliehen — von andern oder, wenn wir Errungenschaften aus frühern Perioden auch einbeziehen wollten, von sich selbst —. Und was haben sie getan? Nicht irgendwelche Güter aufgehäuft, auch keine ursprünglichen Produktionsmittel geschaffen, sondern vorhandene Produktionsmittel anders, zweckmäßiger, vorteilhafter verwendet. Sie haben „neue Kombinationen durchgesetzt“. Sie sind Unternehmer. Und ihr Gewinn, das Plus, dem keine Verpflichtung gegenübersteht, ist ein Unternehmergewinn.

Wie die Einführung der Webstühle ein Spezialfall der Einführung von Maschinen überhaupt ist, so ist die Einführung von Maschinen ein Spezialfall aller jener Veränderungen des Produktionsprozesses im weitesten Sinne, die darauf abzielen, die Produkteinheit mit geringerem Aufwand zu erzeugen und so eine Diskrepanz zwischen ihrem bisherigen Preise und ihren neuen Kosten zu schaffen. Dahin gehören viele Neuerungen in der Organisation der

Betriebe und alle Neuerungen in den kommerziellen Kombinationen. Für alle solchen Fälle läßt sich das Gesagte Wort für Wort wiederholen. Ein Repräsentant der ersten Gruppe ist die Einführung von Großbetrieben in die Industrie einer Volkswirtschaft, die sie bisher nicht kannte. In einem Großbetriebe ist eine zweckmäßigere Anordnung und bessere Ausnützung der Elemente der Produktion möglich, als in kleinern und kleinsten Betrieben, ferner auch die Wahl eines geeigneteren Standortes¹. Aber die Einführung von Großbetrieben ist schwer. Unter unsern Voraussetzungen fehlen alle Bedingungen dafür, die Arbeiter, die geschulten Beamten, die nötigen Marktverhältnisse. Zahllose Widerstände sozialer und politischer Natur arbeiten entgegen. Und die Organisation selbst, noch unbekannt, bedarf zu ihrer Aufrichtung eines speziellen Talentes. Hat aber jemand alles das in sich, was zum Erfolge in diesen Umständen gehört und kann er sich den nötigen Kredit verschaffen, dann kann er die Produkteinheit billiger auf den Markt bringen und, wenn unsre drei Bedingungen realisiert sind, einen Gewinn machen, der in seinen Händen bleibt. Aber er hat auch für andre gesiegt, für andre die Bahn gebrochen und eine Vorlage geschaffen, die sie kopieren können. Sie können und werden ihm folgen, zunächst einzelne, dann ganze Haufen. Wieder tritt jener Reorganisationsprozeß ein, dessen Resultat die Vernichtung des Kostenüberschusses sein muß, wenn die neue Betriebsform dem statischen Kreislauf eingegliedert ist. Aber vorher wurden eben Gewinne gemacht. Wiederum: Jene Wirtschaftssubjekte haben nichts andres getan, als vorhandene Güter wirksamer zu verwenden, sie haben neue Kombinationen durchgesetzt und sind Unternehmer in unserm Sinne. Ihr Gewinn ist ein Unternehmergewinn.

Als Beispiel für die Fälle von kommerziellen Kombinationen sei die Wahl einer neuen billigen Bezugsquelle für ein Produktionsmittel, etwa einen Rohstoff, genannt.

¹ Vgl. Alfred Webers Standort der Industrien.

Jene Bezugsquelle existierte bisher für die Volkswirtschaft nicht. Keine direkte und regelmäßige Verbindung bestand mit ihrem — z. B. überseeischen — Ursprungslande, weder eine Dampferlinie noch eine Korrespondenzbeziehung. Die Neuerung ist gewagt, den meisten Produzenten unmöglich. Wenn aber jemand einen Betrieb mit Hinblick auf diese Bezugsquelle gründet und alles gelingt, dann kann er wieder die Produkteinheit billiger erzeugen, während die Preise der statischen Wirtschaft wesentlich weiterbestehen. Dann erzielt er einen Gewinn. Wieder hat er nichts beigesteuert als Wille und Tat, wieder nur vorhandene Elemente neu kombiniert. Wieder ist er Unternehmer, sein Gewinn Unternehmergewinn. Und wieder geht der letztere und auch die Unternehmerfunktion als solche im Strudel der nachströmenden Konkurrenz zugrunde. Hierher gehört der Fall der Wahl neuer Verkehrswege.

Ganz analog den Fällen einfacher Verbesserung des Produktionsprozesses ist der Fall der Ersetzung sei es eines Produktionsgutes oder eines Genußgutes durch ein andres Produktions- oder Genußgut, das dasselbe oder annähernd dasselbe leistet, aber billiger ist. Konkrete Beispiele bieten die teilweise Ersetzung von Schafwolle durch Baumwolle im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und alle Produktionen von Surrogaten. Diese Fälle sind ganz so zu behandeln wie die eben angeführten. Der Unterschied, daß die neuen Produkte hier sicher nicht denselben Preis erzielen werden wie die bisher in der betreffenden Branche erzeugten, ist für unsern Gedankengang, wie man leicht sieht, nur graduell. Im übrigen gilt ganz dasselbe. Wiederum ist es gleichgültig, ob die betreffenden Wirtschaftssubjekte das neue Produktions- oder Genußgut selbst erzeugen oder nur verwenden bzw. absetzen und zu diesem Zwecke aus seinen eventuellen bisherigen Verwendungen ziehen. Auch hier steuern diese Wirtschaftssubjekte keine Güter und auch nicht Kaufkraft bei. Auch hier machen sie trotzdem einen an die Durchsetzung neuer Kombinationen geknüpften Gewinn. Wir werden in ihnen ebenfalls Unter-

nehmer erkennen. Und der Gewinn wird auch hier nicht lange dauern.

Die Schaffung eines neuen Gutes, das vorhandene und schon bisher befriedigte Bedürfnisse besser befriedigt, ist ein etwas anderer Fall. Die Produktion besserer Musikinstrumente, während bisher nur schlechtere vorhanden waren, ist ein Beispiel. Hier beruht die Gewinnmöglichkeit darauf, daß der für das bessere Gut erzielte höhere Preis seine meist ebenfalls höhern Kosten übersteigt. Von ihrer Existenz kann man sich leicht überzeugen. Auch die Adaptierung unsrer drei Bedingungen auf diesen Fall hat keine Schwierigkeit und kann dem Leser überlassen bleiben. Besteht ein Überschuß und kommt es daher zur Einführung besserer Instrumente, dann wird auch hier ein Reorganisationsprozeß in der Branche einzusetzen tendieren, der endlich und schließlich die Herrschaft des Kostengesetzes wiederherstellt. Auch hier also offenbar eine neue Kombination vorhandener Elemente, eine Unternehmertat und ein, wenn auch nicht dauernder, Unternehmergewinn. — Eine Kombination des Falles besserer Bedürfnisbefriedigung mit dem Falle billigerer Kosten der Produkteinheit unter Auftreten einer besonders starken Nachfragevermehrung bieten die Fälle von Eisenbahn- und Kanalbau.

Das Aufsuchen neuer Absatzorte, in denen ein Gut sich noch nicht eingelebt hat und in denen es nicht produziert wird, ist eine außerordentlich reichliche und namentlich früher sehr dauerbare Quelle von Unternehmergewinn. Der primitive Handelsgewinn gehört hierher und als Beispiel kann der Verkauf von Glasperlen an einen Negerstamm gelten. Das Prinzip des Vorgangs ist, daß ein neuauftretendes Gut vom Käufer in ähnlicher Weise geschätzt wird, wie eine Naturgabe oder das Bild eines alten Meisters, d. h. daß seine Preisbildung ohne Rücksicht auf Produktionskosten erfolgt. Über die Höhe des Preises, den es erzielen wird, können wir nichts sagen. Aber eben darin liegt, daß ein aus allen seinen produktiven und kommerziellen Beziehungen in ein fremdes Gebiet verpflanztes Gut einen Preis erzielen

kann, der so hoch über seinen unter dem Einflusse dieser Beziehungen und durch das Milieu, in dem es produziert wird, gegebenen Kosten steht, daß sich aller Aufwand lohnt, der mit der Überwindung der zahllosen Schwierigkeiten verbunden ist, die dem Aufsuchen jenes vorteilhaften Markts entgegenstehen. Auch das sehen und können zunächst nur wenige. Auch das ist eine Unternehmertat, die Durchsetzung einer neuen Kombination. Auch das gibt einen Unternehmergewinn, der in den Händen des Unternehmers bleibt. Freilich versiegt die Quelle früher oder später. Heute würde sehr bald eine entsprechende Organisation entstehen und der Handel mit Glasperlen sehr bald keinen Unternehmergewinn mehr liefern.

Damit haben wir zugleich den Fall der Produktion eines ganz neuen Gutes erledigt. Zunächst muß ein solches den Konsumenten aufgedrängt, vielleicht gar geschenkt werden. Eine Menge Widerstände erheben sich. Aber wenn sie überwunden sind und die Konsumenten an das Gut herankommen, dann folgt eine Periode der Preisbildung lediglich auf Grund direkter Wertschätzungen und ohne viel Beziehung zu den Kosten, die auch hier wesentlich aus den statischen Preisen der nötigen Arbeits- und Bodenleistungen bestehen. Da kann es denn eine Differenz geben, die in den Händen der erfolgreichen Produzenten zurückbleibt. Wieder sind das Unternehmer, die nur Willen und Tat beigesteuert und nur die neue Kombination vorhandener produktiver Elemente durchgesetzt haben. Wieder gibt es Unternehmergewinn. Und dieser verschwindet wieder, wenn das neue Gut dem Kreislaufe der statischen Wirtschaft eingegliedert und sein Preis zu seinen Kosten in das normale Verhältnis gesetzt ist.

Diese Beispiele genügen zunächst. Sie zeigen uns bereits das Wesen des Unternehmergewinns als das Resultat der Durchsetzung neuer Kombinationen. Sie zeigen auch, wie man sich den Vorgang zu denken hat — wesentlich als neue Verwendung vorhandener Produktivgüter. Der Unternehmer spart nicht, um sich die Mittel, die er braucht, zu verschaffen, er häuft auch keine Güter auf, ehe er an seine

Produktion geht. Auch wo eine Unternehmung nicht auf einmal in ihrer definitiven Gestalt gegründet wird, sondern sich aus sich selbst langsam entwickelt, ist die Sache nicht so sehr anders, als man glauben könnte. Wenn die Kraft des Unternehmers sich nicht an einem Plane erschöpft und er außerdem mit seinem Betriebe vereint bleibt, so geht er an neue Veränderungen, die nach unsrer Terminologie immer neue Unternehmungen sind, oft mit Mitteln, die er aus seinen vergangenen Unternehmergewinnen zieht. Dann sieht der Vorgang wohl anders aus, aber sein Wesen ist dasselbe. Er vollzieht sich in mehreren Abschnitten, die aber unmöglich von einem und demselben einheitlichen Plan völlig beherrscht sein können, sondern ziemlich selbständig sein müssen, da alle die neuen Situationen und Möglichkeiten nicht auf lange hinaus vorhergesehen werden können. Wenn ferner jemand schon Unternehmergewinne gemacht hat, so kann er bis zu ihrem Betrage gewiß der Hilfe des Bankiers entbehren. Wir hoben wiederholt hervor, daß die Entwicklung Kaufkraftreservoirs schaffe. Aber im Zuge der prinzipiellen Erklärung der Entwicklung kann ihr Vorhandensein nicht vorausgesetzt werden und sind sie tatsächlich vorhanden, so bleibt die wesentliche Funktion des Unternehmers doch dieselbe, wie wenn sie nicht vorhanden sind, nur daß er eben auch die Funktion des Geldgebers übernimmt. Sparen im eigentlichen Sinne wird auch dann nicht zu einem notwendigen Elemente des Vorgangs oder zur Bedingung für die Erzielung des Unternehmergewinns.

Dasselbe gilt dann, wenn eine neue Unternehmung von einem statischen Produzenten derselben Branche ausgeht und an dessen bisherige Produktion anknüpft. Zunächst ist das gar nicht die Regel: Die neuen Unternehmungen werden meist von neuen Männern gegründet und die statischen Betriebe sinken zur Bedeutungslosigkeit herab. Aber auch wenn ein Wirtschaftssubjekt, das bisher sich statisch verhalten hat, zum Unternehmer wird, ändert sich nichts am Wesen des Vorgangs. Daß in diesem Falle der Unternehmer die nötigen Produktionsmittel ganz oder teilweise selbst bei-

steuert, d. h. von sich selbst kauft, macht seine Funktion als Unternehmer nicht zu etwas anderm. Freilich paßt dann unser Schema nicht bis in jedes Detail. Namentlich entsteht die neue Unternehmung dann nicht neben den zunächst in gewohnter Weise weiterwirtschaftenden Betrieben und es tritt sowohl das Moment der neuen Nachfrage nach Produktionsmitteln und des neuen Angebots an Produkten zurück. Aber wir haben unser Schema ja nur deshalb so eingerichtet, weil der praktisch wichtigere Fall das verlangt und weil es uns das Prinzip des Vorgangs und besonders die Tatsache zeigt, daß das Neue nicht direkt aus dem Alten hervorzugehen braucht. Im Wesentlichen paßt es, entsprechend interpretiert, auch auf diesen Fall. Auch da liegt nur die Durchsetzung von neuen Kombinationen vor und sonst nichts.

Niemals ist der Unternehmer der Risikoträger. In unsern Beispielen ist das ganz klar. Hier kommt der Kreditgeber zu Schaden, wenn die Sache mißlingt. Denn obgleich eventuelles Vermögen des Unternehmers haftet, so ist doch ein solcher Vermögensbesitz nichts Wesentliches, sondern nur etwas Zufälliges. Aber auch wenn der Unternehmer sich selbst aus frühern Unternehmungsgewinnen finanziert oder wenn er die Produktionsmittel seines statischen Betriebes beisteuert, trifft ihn das Risiko als Geldgeber oder als Güterbesitzer, nicht aber als Unternehmer. Die Übernahme des Risikos ist in keinem Falle ein Element der Unternehmerfunktion. Mag er auch seinen Ruf riskieren, die direkte ökonomische Verantwortung eines Mißerfolgs trifft ihn nie.

Es sei noch kurz bemerkt, daß der Unternehmergewinn, wie wir ihn hier fassen, das Kernelement der Erscheinung ist, die man als Gründergewinn bezeichnet. Was immer der Gründergewinn sonst noch sein mag, seine Basis ist jener temporäre Überschuß des Erlöses über die Produktionskosten in der neuen Unternehmung. Der Gründer ist ja, wie wir sahen, der reinste Typus des Unternehmergeus. Er ist jener Unternehmer, der sich am strengsten auf die eigentliche Unternehmerfunktion, das Durchsetzen

neuer Kombinationen beschränkt. Wenn bei einer Gründung alles ganz korrekt und in idealer Vollkommenheit und Voraussicht auf allen Seiten vor sich ginge, dann wäre der Unternehmergewinn genau das, was dabei in den Händen des Gründers zurückbleiben müßte. Natürlich ist das in der Praxis ganz anders. Aber die ökonomische Grundlage der Sache ist dadurch gegeben. Freilich bezieht sich das nur auf den eigentlichen Gründer und nicht auf den Agenten, der mitunter die technische Arbeit der Konstituierung einer Aktiengesellschaft leistet und öfters auch diesen Namen führt. Dieser bekommt nur eine Entschädigung, die Lohncharakter trägt. Endlich ist mit der Gründung einer Aktiengesellschaft meist nicht alles Neue erschöpft, das in ihr geschaffen wird. Vielmehr werden sich die leitenden Männer derselben oft in immer neue „Unternehmungen“ einlassen, wobei sie dann die Rolle des ursprünglichen Gründers fortsetzen und Unternehmer sind, was immer ihre offizielle Stellung in der Aktiengesellschaft sein mag. Wenn wir aber festsetzen, daß die Aktiengesellschaft, einmal gegründet, als statischer Betrieb fortgeführt wird, so ist der Gründer der einzige, der eine Unternehmertätigkeit in bezug auf diese Gesellschaft ausübt. Nehmen wir an, die statischen Preise der Produktionsmittel seien durch Schuldverschreibungen repräsentiert — wie das in Amerika in der Regel der Fall ist —, der dauernde Höherertrag dauernder Ertragsquellen¹, die die Unternehmung einschließt, durch Aktien, und außerdem gebe es Gründeraktien, die dem Gründer unentgeltlich überlassen würden. Dann werden diese Gründeraktien kein dauerndes Einkommen tragen, sondern dem Gründer nur jenen temporären Überschuß zuführen, der sich ergibt, ehe die Unternehmung dem Körper der statischen Wirtschaft eingeordnet ist, dann aber wertlos werden. In einem solchen Falle erschiene der Unternehmergewinn in seiner reinsten Form.

¹ Vgl. darüber eine spätere Bemerkung und namentlich das folgende Kapitel.

Dieses Bild des Unternehmergewinns muß nun ausgearbeitet werden. Und das geschieht, indem wir uns die Frage vorlegen, was dieser Erscheinung in andern als der kapitalistischen Wirtschaftsform entspricht. Die einfache Verkehrswirtschaft, d. h. jene Form der Volkswirtschaft, in der es zwar Tauschverkehr in Produkten gibt, die aber die kapitalistische Methode nicht kennt, also abgesehen von solchem Tauschverkehr aus geschlossenen Wirtschaftseinheiten besteht, gibt uns kein neues Problem zu lösen. In diesen Wirtschaftseinheiten müßte es eine andre Art von Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel geben, in welcher Beziehung die Verkehrswirtschaft unter den gleich zu behandelnden Fall zu subsumieren ist. Im übrigen jedoch wird dasselbe gelten wie für die kapitalistische Wirtschaft. Um daher Wiederholungen zu vermeiden, wende ich mich der schlechthin geschlossenen Wirtschaft zu.

Da kommen zwei Organisationstypen in Betracht. Die eine ist in schärfster Form etwa die eines isolierten Herrenhofs, in der alle Sachgüter dem Herrn gehören und alle Leute ihm untertan sind. Die zweite ist die einer isolierten kommunistischen Wirtschaft, in der ein Zentralorgan über alle Sachgüter und Arbeitsleistungen verfügt und alle Werturteile ausspricht. Zunächst können beide Formen gemeinsam behandelt werden. In beiden handelt es sich um Subjekte der Wirtschaft, deren konkrete Ziele und äußere Charakteristika sehr verschieden sein mögen, die aber jedenfalls beide über die Wirtschaft absolut herrschen und von andern Wirtschaften weder Kooperation bei der Produktion noch Darbietung von Gewinnmöglichkeiten zu erwarten haben. Dadurch ist auch der Unterschied gegenüber unsern Beispielen gegeben: Es fehlt die Welt der Preise und es bleibt nur die der Werte. Indem wir also von der Betrachtung unsrer Beispiele zur Behandlung der geschlossenen Wirtschaft übergehen, so treten wir damit in die tiefergehende Untersuchung der Werterscheinungen ein, die dem Unternehmergewinne zugrunde liegen.

Wir wissen bereits aus dem zweiten Kapitel, daß es

auch hier einen statischen Kreislauf gibt, in dem das Kosten-gesetz im Sinne der Wertgleichheit zwischen Produkten und Produktionsmitteln strenge herrscht, und daß sich auch hier die wirtschaftliche Entwicklung in unserm Sinne nur in der Form der Durchsetzung neuer Kombinationen vorhandener Güter vollzieht. Man könnte glauben, daß die Aufhäufung von Gütervorräten hier notwendig sei und eine besondere Funktion begründe. Ersteres ist zum Teile richtig: Zwar nicht immer, aber oft wird für die Durchführung einer neuen Kombination die Ansammlung von Vorräten einen Schritt zum Ziele ausmachen. Aber eine besondere Funktion, an die sich besondere Werterscheinungen ansetzen könnten, liegt darin nicht. Stets wird von dem Leiter oder der Leitung der Wirtschaft einfach eine andre Verwendung von Gütern verfügt. Ob das direkt zu den gewünschten Resultaten führt oder nur indirekt durch ein vorbereitendes Stadium von Vorratssammlung, ist völlig gleichgültig. Ob alle Mitwirkenden auch individuell die neuen Ziele billigen und die eventuelle Vorratssammlung vorzunehmen bereit sind, ist ebenfalls gleichgültig. Die Führer fühlen kein Opfer und nehmen auf ein eventuelles temporäres Opfer der Geführten keine Rücksicht — wenn und solange die Zügel fest in ihren Händen ruhen. Die Geführten werden sich der Ausführung weitausgreifender Pläne, im Falle diese ihre Gegenwartskonsumtion einschränken — was zwar nicht notwendig, aber möglich ist —, jedenfalls widersetzen, wenn sie können¹. Ihr Widerstand kann diese Pläne unmöglich machen. Aber abgesehen davon haben sie keinen direkten und wirtschaftlichen Einfluß auf das, was geschehen

¹ Denn vor ihren Augen wird überhaupt nur der momentane Entgang stehen, während für sie der künftige Gewinn möglicherweise geradeso wenig Realität hat, wie wenn er nie existent werden sollte. Das paßt auf alle Kulturstufen, von denen wir Kunde haben: Nirgends in der Geschichte hat, wo es zu einer Entwicklung kam, die Kooperation größerer Massen voraussetzte, das Moment des Zwanges gefehlt. In den meisten Fällen freilich wird den Geführten überhaupt kein Opfer zugemutet.

soll, namentlich ist eine Konsumeinschränkung und Vorratsammlung nicht ihre freiwillige Leistung. Deshalb liegt darin auch keine besondere Funktion, die unserm Bilde des Entwicklungsprozesses einzufügen wäre. Stellt der Führer den Geführten eine Prämie in Aussicht, so liegt darin nichts anderes, wie wenn ein Feldherr seinen Soldaten eine besondere Belohnung verspricht: Es ist das ein Geschenk, das die Geführten fügsamer machen soll, aber nicht zum Wesen der Sache gehört und keine besondere rein ökonomische Kategorie bildet. Dabei ist der „Herr“ nur graduell vom Führer einer kommunistischen Wirtschaft geschieden. Der Umstand, daß nach der Idee der letztern der zu erringende Vorteil der Gesamtheit zugute kommt, während der Herr möglicherweise nur sein Interesse im Auge hat, begründet deshalb keinen wesentlichen Unterschied, weil eine neue Errungenschaft der Masse, ehe sie sie verkostet hat, geradeso fernsteht, wie eine Errungenschaft, die bloß dem Herrn zufällt.

Daraus folgt auch, daß das Moment des Zeitablaufs hier keinen selbständigen Einfluß haben kann. Allerdings dürfen die Führer das Resultat der beabsichtigten Kombination nicht bloß mit dem Resultate vergleichen, das dieselben produktiven Elemente in derselben Zeit in ihrer bisherigen Verwendungsweise erzielen könnten, sondern sie müssen es auch mit den Resultaten jener neuen Kombinationen vergleichen, die man sonst noch mit denselben Mitteln durchsetzen könnte. Und wenn diese letztern weniger Zeit erfordern, so werden die Resultate so vieler anderer Kombinationen zu addieren sein, als man in der Zeit, die die beabsichtigte erfordert, durchsetzen könnte. Deshalb wird das Zeitelement gewiß im Wirtschaftsplane der geschlossenen Wirtschaft hervortreten, während in der kapitalistischen sein Einfluß, wie wir noch sehen werden, im Zinsenposten ausgedrückt ist. Allein das ist nur selbstverständlich. Eine andre Rolle etwa im Sinne, daß das Wartenmüssen oder das Geringersehen künftiger Genüsse zu besondern Faktoren würden, gibt es auch hier nicht. Nur deshalb wartet man ungern, weil und wenn man unterdessen

etwas andres tun könnte. Nur deshalb erscheinen künftige Genüsse geringer, weil und wenn, je weiter in der Zukunft ihre Erlangung liegt, desto größer der Abzugsposten der „anderweitig erlangbaren Genüsse“ wird.

Also: Der Führer einer solchen Gemeinschaft, wie immer seine Stellung des Nähern aussehen mag, entzieht den bisherigen Verwendungen eine gewisse Menge von Produktionsmitteln und führt mit denselben eine neue Kombination durch, z. B. die Produktion eines neuen Gutes oder die Produktion eines bereits bekannten Gutes in besserer Qualität oder mit besserer Methode. Dabei ist es in letzterm Falle ganz gleichgültig, ob er die nötigen Produktionsmittel jenem Produktionszweige entzieht, der schon bisher dasselbe Gut erzeugte, oder ob er ihn in der gewohnten Weise weiterarbeiten läßt und daneben die Produktion mit der bessern Methode beginnt und die nötigen Produktionsmittel ganz andern Produktionszweigen entzieht. Ex hypothesi werden die neuen Produkte von höherm Werte sein — wie immer sich das Werturteil einer solchen Gesellschaft bilden mag — als jene, die dieselben Produktionsmittelmengen bisher erzeugt haben. Wie verläuft nun der Prozeß der Zurechnung in bezug auf die neuen Produkte? In dem Momente, wo die Kombination gelungen ist und die Produkte vorhanden sind, ihr Wert bestimmt ist — wie werden sich da die Wertungen der Faktoren gestalten, die mitgewirkt haben? Besser noch ist es den Moment zu wählen, in dem der Entschluß zur Durchführung der neuen Kombination gefaßt ist und anzunehmen, daß alles genau so eintrifft, wie es dem Entschlusse entspricht.

Zunächst muß von den Handelnden ein Werturteil gefällt werden: Es muß der Wert der neuen Produkte verglichen werden mit dem Werte jener Produkte, die dieselben Produktionsmittel wie bisher so auch jetzt im normalen statischen Kreisläufe erzeugen könnten. Klar, daß dieses Werturteil nötig ist, um überhaupt den Vorteil der neuen Kombination zu schätzen und daß ohne dasselbe kein Handeln möglich wäre. Die Kernfrage für unser Problem ist nun,

mit welchem der beiden Werte, die alternativ mit ihnen erzeugt werden können, die Produktionsmittel angeschlagen werden. Soviel ist klar: Bevor die Entscheidung über die Durchsetzung der neuen Kombination gefallen ist, nur mit ihrem statischen Werte. Denn es hätte keinen Sinn, schon vorher den Überwert der neuen Kombination den Produktionsmitteln zuzurechnen, da dann ihre Durchsetzung überhaupt nicht mehr als Vorteil erschiene und dem ja notwendigen Vergleiche der Werte in beiden Verwendungen die Basis entzogen würde. Aber wenn der Entschluß gefaßt ist, wie steht die Sache da? Muß da den Produktionsmitteln nicht der volle produktive Beitrag im Wieserschen Sinne¹ zugerechnet werden, wie in der Statik, da sie ja dann den höhern Wert realisieren, so daß, wenn alles in idealer Vollkommenheit funktioniert, der ganze Wert der neuen Produkte auf die verwendeten Produktionsmittel zurückstrahlt?

Ich antworte mit Nein und behaupte, daß die Arbeits- und Bodenleistungen auch da noch mit ihren statischen Werten anzuschlagen sind. Und zwar aus folgenden beiden Gründen. Erstens: Die statischen Werte sind gewohnte Werte. Lange Erfahrung hat sie gebildet und sie haben sich im Bewußtsein der Wirtschaftssubjekte festgestellt. Man ändert sie erst im Laufe der Zeit und unter dem Drucke weiterer langer Erfahrung. Ihre Werte haben eine große Konstanz und um so mehr, als die Arbeits- und Bodenleistungen selbst sich gegen früher nicht geändert haben. Die Werte der neuen Produkte dagegen stehen geradeso außerhalb des bisherigen Wertsystems, wie die Preise der neuen Produkte in der kapitalistischen Wirtschaft. Sie reißen sich den statischen Werten nicht einfach kontinuierlich an, sondern sie sind durch einen Ruck von ihnen getrennt. Da hat die Auffassungsweise² ihre Berechtigung, nach der ein jedes Produktivgut nur mit dem Werte anzuschlagen ist,

¹ Vgl. *Natürlicher Wert* p. 70 fg.

² Die ich sonst nicht ohneweiters billige, vgl. „Wesen“ II. Buch und „Bemerkungen über das Zurechnungsproblem“, *Zeitschr. f. Volksw., Sozialp. und Verw.* 1909.

den es in andern als seiner aktuellen Verwendung realisiert. Denn nur dieser Wert, also in unserm Falle ihr statischer Wert, ist von den konkreten Produktionsmitteln abhängig. Fielen sie weg, so würden sie durch andre aus diesen andern Verwendungen ersetzt. Keine Gütereinheit kann höher geschätzt werden als eine andre gleichartige, wenn und solange sie gleichzeitig vorhanden sind. Nun sind aber die in der neuen Kombination verwendeten Arbeits- und Bodenleistungen ganz gleichartig mit den statisch gleichzeitig verwendeten — sind sie das nicht, so gibt es zwar eine Wertdifferenz, die sich aber ohneweiters erklärt und das Prinzip nicht berührt — und können daher keinen andern Wert haben als diese. Selbst im extremen Falle, wenn alle Produktivkräfte der Volkswirtschaft der neuen Kombination dienstbar gemacht würden, müßten sie in diesem Stadium mit den statischen Werten eingesetzt werden, die sie im Falle des Mißlingens dann wieder realisieren könnten und aus denen sich die Verlustgröße bilden würde, wenn sie völlig vernichtet würden. Deshalb also gibt die erfolgreiche Durchsetzung neuer Kombinationen auch einen Wertüberschuß in der geschlossenen Wirtschaft, nicht nur in der kapitalistischen, und zwar einen Wertüberschuß im Sinne einer Wertgröße, der kein Zurechnungsanspruch seitens der Produktionsmittel gegenübersteht, nicht etwa bloß einen Überschuß an Befriedigung gegenüber dem frühern Zustande. Wie wir auch sagen können: Der Mehrwert in der Entwicklung ist nicht bloß eine privatwirtschaftliche, sondern auch eine volkswirtschaftliche Erscheinung. Dieser volkswirtschaftliche Überschuß ist soweit durchaus dasselbe wie der kapitalistische Unternehmernergewinn, den wir früher kennen gelernt haben.

Zweitens: Man kann zu demselben Resultate auch mit Hilfe eines andern Gedankengangs kommen. Man kann die Unternehmertätigkeit der Führer, die ja eine notwendige Bedingung für das Zustandekommen einer neuen Kombination ist, als ein Produktionsmittel auffassen. Ich tue das sonst nicht, weil mehr an der Gegenüberstellung von

Unternehmer und Produktionsmitteln liegt. Aber hier leistet diese Betrachtungsweise gute Dienste. Für den Augenblick konstituieren wir also die Führerfunktion als dritten ursprünglichen Produktionsfaktor. Dann ist es klar, daß auch ihr etwas von dem Werte der neuen Produkte zugerechnet werden muß. Aber wieviel? An sich sind Führer und Produktionsmittel gleich notwendig, und wenn der Verlust auch nur eines der beiden Elemente in Frage stünde, dann müßte der Führer wirtschaftlicher Weise bereit sein, den ganzen Produktwert bis auf ein Minimum für die Abwendung des Verlustes der Produktionsmittel und den ganzen Überwert der neuen Produkte bis auf ein Minimum für die Abwendung des Verlustes seiner Schöpferkraft hinzugeben. Es ist das nicht weiter verwunderlich und widerspricht nicht dem unter „Erstens“ Gesagten. Alle Wertkategorien erhalten ihre größenmäßige Bestimmtheit nur durch das Moment der Konkurrenz sei es der Güterwerte, sei es der Wirtschaftssubjekte. Da in der geschlossenen Wirtschaft die zweite Art von Konkurrenz fehlt und da in ihr auch der Unterschied zwischen dem, was Unternehmergewinn ist und was nicht, wie wir gleich sehen werden, viel geringere Bedeutung hat als in der Verkehrswirtschaft, so tritt seine Wertgröße nicht immer in der Gleichartigkeit und auch nicht in der Schärfe hervor wie dort, wo dieser Unterschied sehr wesentlich und die Sachlage ziemlich immer dieselbe ist. Aber dennoch können wir für die meisten Fälle angeben, wieviel der Unternehmerfunktion zugerechnet werden wird. In den meisten Fällen sind, wie gesagt, die Produktionsmittel ersetzlich und der Führer nicht¹. So werden die erstern den Wert zugerechnet erhalten, auf dessen Realisierung man, im Falle es zum Ersatze käme, verzichten müßte, und die Führerfunktion wird mit dem Reste an-

¹ Auch wenn die Tätigkeit des Führers mit einem unersetzlichen Produktionsmittel konkurriert, bleibt eine Wertgröße zugunsten der erstern übrig. Denn nur mit seinem bisherigen statischen Wert ist das letztere im Stadium der Einführung des Neuen anzuschlagen.

geschlagen werden: Der Führerfunktion wird der Wert der neuen Produkte zugerechnet minus dem Werte, den man ohne sie realisieren könnte. Hier also entspricht der Überschuß einem besondern Zurechnungsanspruch, kann daher auf keinen Fall den Anspruch schwellen, der von den Produktionsmitteln ausgeht.

Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß es nicht ganz richtig war, wenn wir stets von der Zurechnung des bisherigen statischen Wertes an die Produktionsmittel sprachen. Es wird ihnen gewiß ein statischer Wert zugerechnet, aber nicht einfach der bisherige: Der Grenzwert in den statischen Verwendungen steigt ja infolge des Entzuges von Produktionsmitteln, den sie erleiden. Dieselbe Erscheinung haben wir in der kapitalistischen Wirtschaft wahrgenommen. Das Steigen der Preise der Produktionsmittel infolge der neuen Nachfrage des Unternehmers in der kapitalistischen Wirtschaft beruht eben auf diesem Wertungsprozesse. Danach ist unsre Ausdrucksweise zu korrigieren. Doch ändert sich nichts an dem Wesen der Sache. Diese Wertsteigerung ist natürlich nicht mit einer Zurechnung des Entwicklungswerts an die Produktionsmittel zu verwechseln.

Niemand kann behaupten, daß der geschilderte Wertungsprozeß nicht real ist und daß der Unternehmergewinn als besondere Wertgröße in der geschlossenen Wirtschaft keinen Sinn hat. Auch die geschlossene Wirtschaft muß sich darüber klar sein, was sie tut, welchen Vorteil ihr neue Kombinationen bringen und auch, worauf dieser Vorteil zurückzuführen ist. Wohl aber könnte man behaupten, daß der Unternehmergewinn als Verteilungskategorie in der geschlossenen Wirtschaft keine Bedeutung hat. Das ist in einem gewissen Sinne richtig. In der herrschaftlichen Type der geschlossenen Wirtschaft kann der Herr über die seiner Leistung entsprechende Produktmenge wohl frei verfügen, aber da kann der Herr über alle Erträge frei verfügen — er kann den Arbeitern mehr aber auch weniger geben, als ihrer statischen Grenzproduktivität entspricht. In der kommu-

nistischen Type kommt gar der Unternehmerge Gewinn schlecht hin — der Idee nach wenigstens — der Gesamtheit zu. An sich berührt uns das nicht. Aber kann man nicht daraus folgern, speziell für die kommunistische Type, daß der Unternehmerge Gewinn im Lohn aufgeht, daß da die Wirklichkeit die Werttheorie beiseite schiebt und daß der Lohn das ganze Produkt umfasse? Nein. Man muß unterscheiden zwischen dem ökonomischen Wesen eines Ertrags und dem, was mit diesem Ertrage geschieht. Das ökonomische Wesen eines Ertrags beruht auf einer produktiven Leistung. In diesem Sinne nennen wir Lohn den Ertrag, der aus einer Arbeitsleistung zu erklären ist. Bei freier Konkurrenz in einer Verkehrswirtschaft fällt gerade dieser Ertrag dem Arbeiter zu. Aber nur deshalb, weil deren Prinzip — in der Statik — Vergeltung nach Grenzleistung ist. Notwendig ist das nur in dem Sinne, als in der kapitalistischen Wirtschaft nur gerade dieser Lohn diese Leistung hervorruft. Wäre die Leistung in anderer Weise gesichert — durch soziales Pflichtgefühl etwa oder durch Zwang — so könnte der Arbeiter auch weniger erhalten: Immer noch aber wäre sein Lohn durch die Grenzproduktivität der Arbeit bestimmt und das, um was er weniger bekäme, wäre als Entzug am ökonomischen Lohn zu klassifizieren. Auch dieser Abzug wäre Lohn, nur eben dem Arbeiter genommener Lohn. In einer kommunistischen Wirtschaft würde sicher der Führer den Unternehmerge Gewinn nicht erhalten. Und man kann gewiß nicht so einfach behaupten, daß das Entwicklung unmöglich machen würde. Vielmehr wäre es möglich, daß sich die Leute in einer solchen Organisation mit der Zeit so umdenken, daß es ihnen geradeso fernliegt, den Unternehmerge Gewinn zu beanspruchen, wie es dem Staatsmann oder Feldherrn fernliegt, gemachte Eroberungen ganz oder teilweise für sich behalten zu wollen. Aber der Unternehmerge Gewinn bliebe Unternehmerge Gewinn. Daß es nicht angeht, ihn als ökonomischen Lohn der Arbeiter zu charakterisieren, kann man durch Adaptierung des Gedankengangs erkennen, den v. Böhm-Bawerk bezüglich seiner Zinskategorie klassisch

formuliert hat¹. Er paßt auch auf die Grundrente, bei der ebenfalls das Wesen des produktiven Beitrags des Bodens zu scheiden ist von der Auszahlung des auf ihm beruhenden Ertrags an bestimmte Wirtschaftssubjekte².

Als Lohn welcher Arbeiter wäre der Unternehmergewinn zu bezeichnen? Auf diese Frage sind zwei Antworten denkbar. Zunächst liegt es, zu sagen: Als Teil des Lohnes jener Arbeiter, die an den neuen Produkten gearbeitet haben. Vom Anteil des Bodens wollen wir hier absehen. Nun, das kann nicht sein. Denn dann würden diese Arbeiter ex hypothesi einen höhern Lohn bekommen, als ihre Kameraden, die in andern Richtungen nach der bisherigen Weise weiterarbeiten. Diese andern Arbeiter aber leisten ja nicht weniger Arbeit von nicht geringerer Qualität, so daß wir, wenn wir diese Eventualität akzeptieren, mit einem fundamentalen Prinzip des Wirtschaftsverlaufes in Konflikt kommen, das verschiedene Werte gleichartiger Güter ausschließt. Von der Ungerechtigkeit, die in einer solchen Maßregel läge, ganz abgesehen: Es würden durch sie einfach privilegierte Arbeiter geschaffen. Möglich ist das Arrangement, aber das Mehr, das diese Arbeiter erhielten, wäre kein Lohn.

Die andre denkbare Antwort ist: Die Wertgröße, die wir Unternehmergewinn nennen und die ihr entsprechende Produktmenge bilden einfach einen Teil der nationalen Dividende und ist auf alle Arbeitsleistungen der betreffenden Wirtschaftsperiode — Gleichartigkeit derselben vorausgesetzt, resp. Ungleichartigkeit in bekannter Weise berücksichtigt, so daß qualifizierte Arbeit die Arbeit der Qualifikationserwerbung einschließt — gleichmäßig aufzuteilen. In diesem Falle bekommen jene Arbeiter, die nicht an den neuen Produkten gearbeitet haben, mehr als das Produkt ihrer Arbeit. Niemals noch hat man mit einem Lohn, der höher ist als der gesamte Produktwert, einen ökonomischen Sinn verbunden. Man wird daher unschwer zugeben, daß

¹ Positive Theorie, Schlußkapitel.

² Vgl. „Wesen“ III. Buch.

die Arbeiter in diesem Falle ihren Teil nicht ganz als ökonomischen Lohn, sondern partiell aus einem nichtökonomischen Titel erlangen. Möglich allerdings ist auch dieses Arrangement und ebensogut viele andre. Die Gesamtheit muß ja irgendwie über den Unternehmergewinn wie über alle andern Erträge verfügen. Sie muß sogar zugunsten von Arbeitern darüber verfügen, da es andre Anteilberechtigte nicht gibt. Dabei kann sie nach den verschiedensten Prinzipien verfahren, z. B. nach der Bedürfnisintensität verteilen oder allgemeine Zwecke verwirklichen, ohne zu verteilen. Aber das ändert nichts an den ökonomischen Kategorien. Im normalen statischen Kreislaufe ist es nicht möglich, daß die Arbeiter direkt oder indirekt mehr erhalten als ihr ökonomisches Produkt mehr dem des Bodens, denn mehr ist nicht vorhanden. Wenn das in unserm Falle möglich ist, so kommt das lediglich daher, daß ein hier wirksames Agens auf sein Produkt verzichtet oder dessen beraubt wird. Definieren wir den vieldeutigen Ausdruck „Ausbeutung“ dahin, daß Ausbeutung dort vorliegt, wo ein bei der Produktion nötiges Agens, resp. dessen Besitzer, weniger erhält, als sein Produkt im ökonomischen Sinn, als die von seiner Mitwirkung abhängige Produktmenge oder deren Wert, so können wir sagen, daß jene Mehrentlohnung der Arbeiter nur durch Ausbeutung des Führers möglich ist. Schränken wir den Ausdruck auf den Fall ein, wo einer persönlichen Leistung ihr Produkt entzogen wird — um den Begriff der Ausbeutung von der Anwendung auf Grund und Boden auszuschließen, wo er mit Rücksicht auf das Nichtvorhandensein von Grundherrschaft in der kommunistischen Wirtschaft deplaciert wäre — so können wir noch immer sagen, daß Ausbeutung des Führers vorläge, freilich ohne damit ein Werturteil verbinden zu wollen oder zu können.

Deshalb wird der Unternehmergewinn prinzipiell selbst dann nicht zum Lohn im ökonomischen Sinne, wenn er ganz dem Arbeiter zufällt. Es ist auch praktisch wichtig für eine kommunistische Volkswirtschaft, das klar zu erkennen und stets den Unternehmergewinn vom Lohn zu scheiden.

Denn sowohl das allgemeine Verständnis ihres Lebens wie Entscheidungen über konkrete Fragen hängen ersichtlich davon ab. Uns eröffnet diese ganze Betrachtung einen tiefern Einblick in das Wesen des Unternehmergewinns. Vor allem lehrt sie uns die Unabhängigkeit des Phänomens von der konkreten Organisationsform der Volkswirtschaft. Und vor allem die allgemeine Wahrheit: Der Unternehmergewinn als besondere und selbständige Werterscheinung ist im innersten Kern an die Führerrolle in der Wirtschaft geknüpft. Bedürfte die Entwicklung keiner Führung und keines Zwanges, dann wäre der Unternehmergewinn zwar seiner Größe nach in Lohn und Rente vorhanden, aber er wäre kein Phänomen *sui generis*. Solange das aber nicht der Fall ist, d. h. also, solange die Masse der Menschen auch nur die geringste Ähnlichkeit mit den Massen aller Völker hat, von denen eine Kunde zu uns gedrungen ist, solange würde auch bei idealer Vollkommenheit der wirtschaftlichen Vorgänge, bei vollster Reibungs- und Zeitlosigkeit derselben, nicht der ganze Ertrag Arbeits- und Bodenleistungen zuzurechnen sein. Und fast könnte man selbst sagen, daß, solange die Dinge so sind, der Unternehmergewinn auch ganz oder teilweise dem Führer zufallen wird, wenn er ihn haben will, gleichgültig, welcher Art die Organisation der Volkswirtschaft sein mag. Der Unterschied zwischen dem „Herrn“, dem kapitalistischen Unternehmer und dem Führer der kommunistischen Wirtschaft ist nicht so unendlich groß. Wer herrschen kann und erfolgreich führt, wird sich viel erlauben können, was immer sein offizieller Titel sei. In diesem Sinne ist der Unternehmergewinn nicht bloß das erste Resultat der Entwicklung, sondern er ist auch für jede Volkswirtschaft noch überdies, was er in erster Linie in der kapitalistischen ist: Die Prämie, der Tribut, die oder den die Wirtschaftssubjekte für die Eröffnung neuer ökonomischer Welten zu zahlen haben¹.

¹ Ein Wort über die Auffassung, die man heute so oft hören kann: Daß der Unternehmer nichts, die Organisation alles schaffe. Daß

Ich komme nun zu dem zweiten Akt, den das Drama der Durchsetzung des Neuen auch in der geschlossenen Wirtschaft hat. Auch in der geschlossenen Wirtschaft lebt der Unternehmergewinn nicht ewig. Auch hier treten notwendig Veränderungen ein, die ihm ein Ende machen. Und auch hier sind in diesem Akt zwei verschiedene Vorgänge zu unterscheiden. Zunächst ist eines klar: Die neue Kombination ist durchgesetzt, ihre Resultate liegen vor, alle Zweifler sind zum Schweigen gebracht, die Vorteile sind nunmehr einleuchtend. Zugleich die Art, wie man sie zu erlangen hat. Da bedarf es nun höchstens eines Leiters oder Vormannes mehr, nicht aber der Schöpferkraft und Herrschgewalt des Führers. Man braucht ja nur das Gekannte zu wiederholen, um die gleichen Vorteile zu erlangen. Und man wird das auch ohne den Führer tun können und tun. Mögen Reibungswiderstände auch immer noch zu überwinden sein, im Prinzip ist die Sache anders, leichter geworden. Die Vorteile sind allen Gliedern der Gesamtheit zu Realitäten geworden und die neuen Produkte, gleichmäßig in der Zeit verteilt, stehen stets vor ihren Augen, entheben sie, im Sinne dessen, was wir über diesen Punkt

gleichsam niemandes Produkt sein Produkt sei — sondern das des sozialen Ganzen. Ihr liegt das im II. Kapitel berührte Element von Wahrheit zugrunde, daß natürlich jeder Produkt seines hereditären und persönlichen Milieus ist und daß niemand schaffen kann, wozu die Bedingungen nicht vorhanden sind. Aber damit können wir auf dem Gebiete der Wirtschaft, wo es sich nicht um Formung der Menschen, sondern um bereits geformte Menschen handelt, nichts anfangen: Das ist eben eine jener Phrasen ohne Erklärungskraft, die stets wiederholt werden, so wertlos sie sind. Vor die Frage gestellt, ob der individuellen Initiative eine Funktion zukomme, würden gerade die Vertreter dieser Auffassung am eifrigsten bejahen. Präzise und richtig ist sie ferner bezüglich der Rückwirkungen der Entwicklung. Im übrigen beruht sie nur auf dem populären Vorurteil, daß nur der physisch Arbeitende wirklich schaffe und auf dem Eindruck, daß alle Elemente der Entwicklung so schön ineinandergreifen und jede Entwicklungsphase auf vorhergehenden beruht. Das ist aber Resultat der einmal in Gang gebrachten Entwicklung und erklärt nichts. Auf das Prinzip ihres Mechanismus kommt es an.

im ersten Kapitel sagten, jedes Opfers oder Wartenmüssens bis zur Vollendung weiterer Produkte. Es wird der Volkswirtschaft nicht mehr zugemutet weiter, höher hinauf zu streben, sondern nur die Kontinuität des vorhandenen Güterstroms zu sichern. Das können wir von ihr erwarten.

Der neue Produktionsprozeß wird also wiederholt werden¹. Und dazu ist keine Unternehmertätigkeit mehr nötig. Fassen wir sie wieder als einen dritten Produktionsfaktor auf, so können wir sagen, daß bei der bloßen Wiederholung der eingelebten neuen Kombination einer der Produktionsfaktoren wegfällt, die zu ihrer Durchsetzung nötig waren. Damit fällt auch der von ihm ausgehende Zurechnungsanspruch weg und die Werte der andern, also der Arbeits- und Bodenleistungen, können und werden sich ausdehnen bis zur Erschöpfung des Produktwerts. Jetzt sind nur diese mehr nötig, jetzt schaffen sie allein das Produkt. Ihnen allein ist es zuzurechnen. Zunächst also den Arbeits- und Bodenleistungen, die zu einer Produktion tatsächlich verwendet werden, dann aber auch gleich nach bekannten Grundsätzen allen. Die Werte jener Arbeits- und Bodenleistungen werden sich erst expandieren und dann über alle andern hin diffundieren.

Die Werte aller Arbeits- und Bodenleistungen werden also entsprechend steigen. Dieses Steigen ist aber von jenem zu unterscheiden, das schon bei der Durchsetzung der neuen

¹ Man könnte entgegnen, daß, wenn das Neue zu weit von dem Gewohnten absteht, ein Zwang noch immer nötig sein wird. Da ist zu unterscheiden: Entweder liegt in solchem Falle nur vor, daß es noch nicht verstanden und eingelebt ist. Dann ist die neue Kombination eben noch nicht durchgesetzt. Wir nehmen an, daß das geschehen sei, was ja beliebig lange dauern mag. Sodann ist ein Zwang der Organisation, namentlich durch Über- und Unterordnung, gewiß immer nötig. Aber das ist etwas andres als der Zwang zur Durchführung von neuen Dingen. Endlich kann ja in der herrschaftlichen Organisation für die Masse ein direkter Schaden mit dem Neuen verknüpft sein. Dann ist Zwang auch nötig, wenn es durchgesetzt ist. Aber auch das ist etwas andres. Zur Aufrechthaltung von einmal Bestehendem gehört nicht unser Führertypus, sondern nur Herrscherstellung.

Kombination eintritt, nicht bloß dem Grade, sondern der Art nach. Das letztere bedeutet kein Steigen ihrer Wertskala, sondern nur ihres Grenznutzens infolge des Umstandes, daß die bisherigen Produktionen mit Rücksicht auf den eintretenden Entzug von Produktionsmitteln nicht so weit geführt werden können wie vorher, daher nur Bedürfnisse höherer Intensität befriedigen können als vorher. Im erstern Fall liegt etwas ganz andres vor. Nämlich ein Eintreten des Werts der neuen Produkte in die Wertskala der Produktionsmittel. Auch das erhöht deren Grenznutzen, aber nicht bloß ihn, sondern ihren Gesamtwert, welcher Unterschied dann praktische Bedeutung gewinnt, wenn es sich um Verfügung über größere Mengen derselben handelt. Jetzt also wird in den Werten der Produktionsmittel die Tatsache zum Ausdruck kommen, daß von ihnen und von ihnen allein auch der neue Zuwachs an Bedürfnisbefriedigung abhängt, daß das Produkt von Arbeit und Boden größer geworden ist. Jetzt werden sie nicht mehr mit dem Wert angesetzt, den sie im frühern statischen Kreislauf hatten, sondern mit dem, den sie nun im neuen statischen Kreislauf realisieren. Im Moment des Übergangs hatte es keinen Sinn, ihnen einen höhern als ihren damaligen Ersatzwert zuzusprechen. Jetzt schließt auch ihr Ersatzwert schon den Wert der neuen Verwendung ein. Wie im alten statischen Kreislauf der regelmäßig realisierte Wert für die Werte der Produktionsmittel bestimmend war, so ist es im neuen statischen Kreislauf wiederum der hier regelmäßig realisierte Wert. Die Wertsteigerung des Sozialprodukts zieht die Werte der Produktionsmittel mit sich und die neue Sachlage wird bald deren altgewohnten, erfahrungsgemäß gegebenen Wert durch einen neuen Wert ersetzen, der schließlich zum gewohnten, erfahrungsmäßigen werden wird und auf der neuen Grenzproduktivität beruht. So mußte sich der Kontakt zwischen Produkt- und Produktionsmitteln herstellen. Und durch ihn würde der volle Wertstrom fließen, jeden Gewinn vernichtend. So wenig es im frühern statischen System Diskrepanzen zwischen beiden Wertkategorien gab, so wenig

wird es solche im neuen geben. Sie müssen verschwinden, weil der Produktwert den Produktionsmittelwert nachzieht. Und funktionierte alles in idealer Vollkommenheit, so täte vom wirtschaftlichen Standpunkt die kommunistische Volkswirtschaft ganz recht, wenn sie das ganze Produktionsresultat als dauernden Ertrag ihrer Arbeit und ihres Bodens betrachtete und unter ihre Mitglieder zur Konsumtion verteilte. Die Tatsachen würden sie nicht desavouieren. — Der Unternehmergeinn, der einmal realisiert wurde, hätte diesen Charakter nicht. Verteilt oder nicht, er bliebe stets ein temporärer Überschuß.

Soweit geht der Prozeß der Eliminierung des Unternehmergeinns in der geschlossenen Wirtschaft in einer Weise vor sich, die seiner Eliminierung in der kapitalistischen Wirtschaft ganz analog ist. Aber der andre Teil dieses Prozesses in der kapitalistischen Wirtschaft, nämlich das Herabdrücken des Preises der neuen Produkte infolge des Auftretens von konkurrierenden Wirtschaftssubjekten muß in der geschlossenen Wirtschaft fehlen. Wohl bedürfen auch hier die neuen Produkte der Einordnung in den statischen Kreislauf, wohl müssen ihre Werte auch hier zu den Werten aller andern Produkte in Verhältnis gesetzt werden. Und dabei können sie sinken. Immer dann wird das geschehen, wenn nicht gleich zum erstenmal jene Menge von Produkten erzeugt worden ist, die schließlich im neuen statischen Kreislauf regelmäßig in jeder Wirtschaftsperiode erzeugt werden wird. In diesem Fall wird der Einordnungsvorgang auch hier dazu beitragen, die Diskrepanz zwischen dem Werte der Produkteinheit und dem Wert der darin steckenden Arbeits- und Bodenleistungen zu verringern. Aber erstens hat dieser Prozeß in der geschlossenen Wirtschaft nicht ganz dieselbe Bedeutung, wie in der Verkehrswirtschaft, wo an der Differenzgröße der Anspruch eines besondern Wirtschaftssubjekts hängt. Und zweitens ist es in der geschlossenen Wirtschaft denkbar, daß gleich zum erstenmal jene definitive Produktmenge erzeugt wird und alle Berechnungen des Zentralorgans so fein sind und schon

so sehr alle notwendigen Readjustierungen aller Werte der Volkswirtschaft enthalten, daß in praxi der Reorganisationsprozeß überhaupt übersprungen würde und alle Produkte gleich in ihren definitiven Mengenverhältnissen auf den Plan kämen. Gedanklich können wir noch immer die Durchsetzung des Neuen und den Prozeß seiner Einordnung als zwei verschiedene Dinge auseinanderhalten. Aber man sieht leicht, daß es praktisch einen erheblichen Unterschied macht, ob beides tatsächlich *uno actu* erfolgt oder nicht. In der geschlossenen Wirtschaft genügt der Nachweis eines auf die Unternehmertätigkeit zurückzuführenden Überschusses vollkommen, um unser Problem zu lösen. In der kapitalistischen Wirtschaft kann diese Wertgröße nur mit Hilfe des Mechanismus der Marktvorgänge ihren Weg zum Unternehmer finden und nur durch diesen Mechanismus wiederum vernichtet oder ihm entrissen werden. Es kommt da eben zum einfachen Wertproblem noch das weitere Problem hinzu, wie es kommt, daß der Unternehmergewinn auch wirklich dem Unternehmer zufällt. Und jener Mechanismus zeugt manche Erscheinungen, die in der geschlossenen Wirtschaft fehlen müssen.

Aber trotzdem ist nicht nur das innerste ökonomische Wesen des Unternehmergewinns in allen Organisationsformen dasselbe, sondern auch das innerste Wesen des Prozesses, der ihn eliminiert. In allen Fällen läuft die Sache hinaus auf die Beseitigung jener Hemmungen, die verhindern, daß der ganze Produktwert Arbeits- und Bodenleistungen zugerechnet wird, bzw. daß sich deren Preise dem Produktpreise gleichstellen, und auf Beseitigung jenes Teils des Überwerts der neuen Produkte, der nur darauf beruht, daß sie nicht gleich in der definitiven Menge produziert werden. Die beherrschenden Prinzipien des Vorgangs sind immer, daß die ungehemmte Wirtschaft erstens Wertüberschüsse bei einzelnen Produkten nicht duldet und zweitens die Werte der Produktionsmittel denen der Produkte stets nachschiebt. Diese Prinzipien gelten unmittelbar in der geschlossenen Wirtschaft und sie werden in der kapitalistischen durch

die freie Konkurrenz verwirklicht: In der kapitalistischen Wirtschaft müssen sich die Preise der Produktionsmittel so stellen, daß sie den Produktpreis erschöpfen. Soweit das nicht möglich ist, muß der Produktpreis entsprechend sinken. Wenn unter diesen Umständen der Unternehmergewinn überhaupt existent wird, so kommt das nur daher, daß der Übergang von einem statischen Zustande, in dem es keine Wertüberschüsse gibt, zu einem neuen statischen Zustande, in dem es wieder keine gibt, nicht ohne Hilfe des Unternehmers vor sich gehen kann und auch die in der kapitalistischen Wirtschaft außerdem noch nötige Bedingung erfüllt ist, daß der Unternehmergewinn ihm nicht sofort durch Konkurrenz entwunden werden kann.

Nun soll noch der Fall diskutiert werden, in dem ein einzelnes Individuum ohne weitere Beihilfe die Durchsetzung einer neuen Kombination vollzieht. Dieser Fall ist noch wesentlich weniger interessant als das statische Handeln Robinsons. Denn während das letztere das Wesen des statischen Kreislaufs tatsächlich widerspiegelt, so darf man bei der Betrachtung von Entwicklungserscheinungen nie vergessen, daß die Entwicklung sich tatsächlich unter dem Drucke von Zwang und Herrenwillen vorwärts gerungen hat, ein Moment, das in der Wirtschaft nur eines Individuums fehlen muß. In einer solchen Wirtschaft wird es wohl überhaupt nicht viel Entwicklung geben und jedenfalls wird sie da schwächere und auch andre Züge tragen. Es wäre daher nicht ungefährlich, bei unserm Problem viel Gewicht auf diesen Fall zu legen. Es könnten sich da Fiktionen suggerieren, die man dann der Volkswirtschaft aufzuzwingen versucht ist. Allein der Theoretiker darf sich keinem Problem mit der Begründung entziehen, daß es praktisch nicht wichtig sei. So will ich denn in Kürze darauf eingehen.

Daß unsre Grundauffassung der Entwicklung auch auf diesen Fall paßt, ist klar. Auch hier kann es sich nur um den Übergang von einem statischen Zustand zu einem andern

handeln, und zwar mittels Durchsetzung einer neuen Kombination. Auch hier ist alles, was geschieht, als eine neue Verwendung vorhandener Mittel aufzufassen. Nur zwei Fragen können uns Schwierigkeiten machen. Einmal könnte man glauben, daß ein einzelnes Individuum die Zurechnung des Überwerts neuer Produkte sofort vollziehen müsse und daß es namentlich seiner Arbeitsleistung auch gleich ihren definitiven Wert zusprechen werde, so daß der Unternehmergewinn entweder überhaupt nicht oder doch nicht als etwas anderes denn als ökonomischer Lohn hervortreten werde. Und sodann erhebt sich die Frage, ob in der Wirtschaft eines einzelnen Individuums eine etwa nötige Vorratssammlung nicht eine besondere Rolle spiele.

Die erste Frage ist bald beantwortet. Natürlich vereinigen sich alle ökonomischen Funktionen hier in einer Person, so daß manche von den praktischen Gründen für das Auseinanderhalten der einzelnen Erträge fortfallen. Aber an dem Wesen der Sache ändert das nichts. Nehmen wir an, ein Individuum, das auf der Kulturstufe der primitiven Nahrungssuche steht, habe bisher seine Jagdbeute völlig planlos gefangen — es habe sich einfach direkt auf ein Beutestück gestürzt, sowie es dessen ansichtig geworden. Bei dieser Methode habe es durchschnittlich ein Beutestück pro Stunde gefangen und sich mit sechs an jedem Tage begnügt, die es am Abend jedes Tages verzehrte. Nun komme unser Individuum darauf, daß man besser fährt, wenn man zuerst eine bestimmte Fläche mit Barrieren aus Reisig und Erde absperre, die das Wild am Entrinnen hindern, und dann erst innerhalb derselben auf die Suche gehe. Angenommen, daß, wenn unser Individuum fünf Stunden auf die Errichtung der Barrieren verwende, es dann in einer Stunde zwölf Beutestücke erlange. Damit sei die umgrenzte Fläche erschöpft, die Barrieren daher wertlos, und ein anderes Produktionsmittel als Arbeit sei nicht verwendet worden. Es ist klar, was da vorliegt: Eine andre Verwendung der schon bisher regelmäßig geleisteten Arbeit. Das Resultat ist günstig, unser Individuum wird sich darüber

freuen und das so wohl gelungene Experiment wiederholen. Dann wird eine Arbeitsstunde den Wert von zwei Beutestücken haben, während sie früher nur den Wert von einem — allerdings eben deshalb höher angeschlagenen — Beutestück hatte. Der Wert der Arbeit wird gestiegen, aber ein Überschuß des Produktwerts über den Wert der Arbeit nicht vorhanden sein. Bald wird sich die neue Methode so eingelebt haben, daß unser Individuum völlig vergißt, daß es jemals eine andre benützte, so daß einem Vergleiche schließlich jede Basis entzogen wird. Am ersten Tage aber, an dem der neue Produktionsprozeß durchgeführt wird, müßte sich unser Individuum, wenn es intelligent genug dazu wäre, sagen, daß es noch etwas andres tut als bloß Arbeit aufzuwenden, daß es etwas Neues von für sich epochaler Bedeutung schaffe. An diesem Tage kann es seine Arbeit nur mit dem Werte der sechs Beutestücke anschlagen, die es bisher gefangen hatte, denn nur so kommt es zu einer vernünftigen Bilanz seines neuen Tuns. An diesem Tage macht es einen Gewinn, dem kein Zurechnungsanspruch gegenübersteht. — Das Beispiel ist so gewählt, daß das Neue nicht erst in den statischen Kreislauf eingeordnet zu werden braucht. Man sieht aber leicht, daß es auch in einer solchen Wirtschaft einen Einordnungsprozeß geben müßte, wenn noch andre Güter erzeugt würden.

Nun zur zweiten Frage: Wir hätten unser Beispiel nicht so zu wählen gebraucht, daß ein Produktionsumweg involviert ist. Viele neue Verwendungsarten bringen keinen solchen Umweg mit sich. Aber es zeigt, daß es auch im Falle eines Produktionsumweges, des Falles indirekter Produktion, nicht zum Wesen der Sache gehört, daß Vorratssammlung nötig wird. Es ist nun zu zeigen, daß, auch wenn tatsächlich Vorratssammlung und Genußaufschub unvermeidlich sind, die Dinge wesentlich so bleiben, wie wir sie schildern. Die herrschende Theorie legt auf die Güteraufhäufung nur deshalb soviel Gewicht, weil sie mit ihr entweder direkt oder indirekt — durch die Produktionswerkzeuge hindurch, deren Erzeugung durch die angesam-

melten Vorräte ermöglicht werden soll — an das Phänomen des Zinses herandrängen und diesen mit einem Güterfonds, dem Kapital, verknüpfen will. Auf diese Art kam es dahin, daß Roscher in seinem berühmten Beispiel vom Fischer, der erst die Fische mit der Hand fing und dann soviel Vorrat erspart, um Boot und Netze in der Zeit erzeugen zu können, in der ihn der Vorrat arbeitslos erhält, lediglich dieses Moment vor Augen hat und gar keinen Blick für die Größe dieses Fischernapoleons verrät, der aus eigener Kraft einen für ihn ganz ungeheuren Fortschritt vollzieht. Sehen wir uns das Beispiel näher an¹: „Denken wir uns ein Fischervolk ohne Privateigentum und Kapital, das nackt in Höhlen wohnt und sich von Seefischen nährt, welche, bei der Ebbe in Uferlachen zurückgeblieben, mit bloßer Hand gefangen werden. Alle Arbeiter mögen hier gleich sein und jeder täglich drei Fische sowohl fangen als verzehren. Nun beschränkt ein kluger Mann hundert Tage lang seinen Konsum auf zwei Fische täglich und benutzt den auf diese Art gesammelten Vorrat von hundert Fischen dazu, fünfzig Tage lang seine ganze Arbeitskraft auf Herstellung eines Bootes und Fischnetzes zu verwenden. Mit Hilfe dieses Kapitals fängt er fortan dreißig Fische täglich.“ Ich wiederhole, daß kein primitiver Fischer ohneweiters etwas Derartiges tun wird und daß, wenn er es tut, darin ein überaus interessantes Phänomen liegt, das sorgfältiger Erklärung bedarf und das mit dieser Beschreibung keineswegs erschöpfend charakterisiert ist. So selbstverständlich wäre der Übergang zur neuen Produktionsmethode nur im Gefolge vorhandener Entwicklung und dann wäre mit ihrem Einschlagen wiederum kein so großer Gewinn verknüpft, da dann die Werte der Fische rapide sinken würden. Auch würde der Fischer sicher nicht so vorgehen, wie das Roscher darstellt. Viel eher würde er sich mit verzweifelter Energie in seine neuerkannte Aufgabe stürzen — vielleicht mehr arbeiten, ohne den Konsum einzuschränken, wobei dann der

¹ Roscher, Grundlagen der Nationalökonomik; 10. Aufl. § 189.

Fall auf den eben behandelten zurückgeführt wäre — oder auch versuchen, andre Stammesgenossen seinem Plane dienstbar zu machen. Aber wir akzeptieren das Problem in dieser Fassung und wollen es so diskutieren, wie es Roscher vorgeschrieben hat, ohne jedoch weiter auf das einzugehen, was Roscher mit dem Beispiel will und daraus macht.

Angenommen also, Boot und Netze würden in hundert Tagen vernützt. Dann fängt der Fischer mit einem Arbeitsaufwande von hundertundfünfzig Tagen dreitausend Fische, macht daher gegenüber dem in dieser Zeit bisher möglichen Ergebnis von vierhundertfünfzig Fischen einen Gewinn von zweitausendfünfhundertfünfzig. Zunächst nun liegt wieder nur eine Durchsetzung einer neuen Kombination, eine neue Verwendung vorhandener Mittel vor. Wie gestaltet sich nun der Prozeß der Wertungen? Bevor der entscheidende Entschluß gefaßt ist, werden Arbeit und Fische nach den gewohnten statischen Regeln angeschlagen. Dann kommt die Zeit der Vorratssammlung. Um die Wertung dieses Vorrats zu verstehen, müssen wir uns nach den Gliedern der Kette des Produktionsprozesses umsehen, von denen oder durch die ein Wert auf den Vorrat zurückstrahlt. Das sind Boot und Netze. Welchen Wert werden Boot und Netze haben, wenn sie fertig zum Gebrauche bereitliegen? Offenbar den Wert ihres Produkts, d. h. den Wert der dreitausend Fische minus dem Werte des Produkts, das die zum Fischen mit Boot und Netze noch nötigen Arbeitsleistungen ohne Boot und Netze erzielen würden, also den Wert von zweitausendsiebenhundert Fischen. Soviele potentielle Fische stellen Boot und Netze dar. In der Umsetzung dieses potentiellen Produkts in aktuelles Produkt ankert keine Werterhöhung mehr. Vom Momente des Zeitablaufs wollen wir augenblicklich absehen. Da nun unserm Fischer sein Boot und seine Netze nur hundertfünfzig Fische „gekostet“ haben, von denen jeder einzelne allerdings einen viel höhern Wert hat als jeder von den zu fangenden Fischen, und er sich Boot und Netze um den „Preis“ von hundertfünfzig immer wieder verschaffen könnte, so ergibt

sich eine Diskrepanz zwischen dem Ersatzwerte und dem Zurechnungswerte von Boot und Netzen. Denn der Gesamtwert des neuen Produkts ist offenbar größer als der Wert der hundertfünfzig Fische, so daß nicht nur ein physischer, sondern auch ein Wertgewinn vorliegt.

Ganz dasselbe gilt vom Vorrate, ehe Boot und Netze erzeugt sind. Wählen wir den Zeitpunkt, wo er bereits angesammelt ist und die Erzeugung von Boot und Netzen beginnen soll, dann werden wir erkennen, daß die zweitausendsiebenhundert Fische, deren Wert zugleich den von Boot und Netzen konstituiert, in diesem Zeitpunkt im Vorrate potentiell vorhanden sind, nur daß davon die — wiederum höherwertigen — hundertfünfzig Fische abzuziehen sind, die die Arbeit sonst erzeugen würde, welche dem Vorrate hinzuzufügen ist, damit aus ihm die Boote und Netze werden. Er besteht aus hundert Fischen und der Wert von hundert — entsprechend höherwertigen — Fischen macht seinen Ersatzwert aus. Für die Wertbildung in allen andern Zeitpunkten gelten entsprechende Grundsätze.

Vorrat wie Boot werden sicher nach ihrem Zurechnungswert geschätzt, dessen Realisierung von ihnen abhängig ist. Sicher würde unser Fischer auf Boot und Netze nicht um etwas verzichten, das für ihn weniger Wert hat als zweitausendsiebenhundert Fische. Darin liegt, daß sie den Produktwert, den sie realisieren, nicht produzieren, d. h. daß beim Übergange von ihnen zum Produkte keine Werterhöhung stattfindet. Sie enthalten den Gewinn schon, den die neue Kombination bringt. Aber, um mit v. Böhm-Bawerk zu sprechen, sie sind nur die Träger einer erborgten Wertgröße. Wie der Produktwert auf sie, so muß ihr Wert auf die Arbeit zurückstrahlen. Da die Arbeit unsres Fischers fortan in einer Produktionsperiode von hundertfünfzig Tagen dreitausend Fische produziert, so muß der Wert der Tagesarbeit von drei auf zwanzig Fische steigen, womit jede Wertdifferenz verschwindet. Nur im Übergange von einem Kreislauf der Wirtschaft zum andern, nur in der Bilanz, in der die Vorteile der neuen Kombination abgewogen werden, gibt

es eine Wertgröße, die einen Gewinn, einen Überschuß bildet. Da darf die Arbeit nicht mit dem Werte der zwanzig Fische angesetzt werden, den sie fortan immer realisieren wird, sondern mit ihrem Ersatzwerte. Wenn da, wie es ja geschehen muß, die Arbeit, die dem Vorrat und dann dem Boote und den Netzen noch hinzuzufügen ist, nur mit dem Werte von drei Fischen pro Tagesleistung angesetzt wird, dann können auch die dreiunddreißig und ein Drittel Tagesleistungen, die im Vorrat stecken, nicht höher angesetzt werden. Da gibt es dann einen Wert, der im Vorrat sein erstes Objekt findet, dem kein Zurechnungsanspruch der Arbeit gegenübersteht und der als Resultat der Durchsetzung der neuen Kombination erscheint. Dieser Wert, der vom Arbeitswerte alsbald aufgesaugt wird, ist wieder unser Unternehmergeinn.

Das Entscheidende ist, daß auch hier kein Gewinn an Gütern gemacht wird, d. h., daß nicht gesagt werden kann, daß irgendeine Werterscheinung an den produzierten Produktionsmitteln oder dem Genußgütevorrat haftet. Der Gewinn wird wohl mit Hilfe von Gütern realisiert, aber nur in dem Sinne, daß sie Durchgangsposten des Wertes sind, nicht, daß er in ihnen entsteht. Wir werden im nächsten Kapitel auf diesen Punkt noch zurückkommen. Damit beantwortet sich von selbst die Frage nach der Stellung des Moments der Güteraufhäufung in unserm Beispiele. Zunächst ist es klar, daß der Vorrat als solcher keine prinzipielle, ihm als solchem eigene, Bedeutung haben kann. Denn man ändert nichts Wesentliches an dem Beispiele, wenn man annimmt, daß der Fischer, statt während der hundert Tage einen Vorrat anzusammeln, gleich Boot und Netze erzeuge, indem er sich durch hundertfünfzig Tage auf die Konsumtion von zwei Fischen täglich beschränkt und die gewonnene Arbeitszeit von fünfzig Tagen — nur verteilt auf hundertfünfzig Dritteltage — der Bereitstellung von Boot und Netzen widme. Man sieht daraus, daß höchstens die dem Vorrat zugrunde liegende Konsumeinschränkung, nicht aber der Vorrat selbst Träger einer besondern Funktion

sein könnte. Nun aber hat unser Fischer, wenn er die Vor- und Nachteile der neuen Kombination erwägt, offenbar nur zwei Genußgrößen zu vergleichen: Den zu erwartenden Genuß aus der Konsumtion der neuen Produkte und den sonst zu erzielenden, aus der Konsumtion der „dritten Fische“ durch hundertfünfzig Tage. Wir sagten schon, daß jeder dieser letztern Fische entsprechend hoch anzuschlagen ist und insofern kann es einen Sinn haben, von einem „Opfer“ zu sprechen. Damit kann man den Überschuß des Werts der einzelnen aufzugebenden Fische gegenüber dem der zu gewinnenden meinen, und das dürfte wirklich die Basis mancher Neigung für die Abstinenztheorie sein. Auch liegt ja in der Durchsetzung einer neuen Kombination sicher noch etwas andres als bloße Arbeitsaufwendung, nämlich eben eine neue Verwendung der vorhandenen Arbeit. Aber es liegt kein selbständiges besonders anzuschlagendes Opfer im Warten an sich, in unserm gegenwärtigen Falle eben- sowenig wie innerhalb des statischen Kreislaufs.

Und wie steht es mit dem Momente des Geringersehens künftiger Genüsse? Gewiß hätte unser Fischer die dreitausend Fische lieber gleich als nach zweihundertfünfzig Tagen — richtiger: als nach hundert- bis zweihundertfünfzig Tagen —, aber vor allem doch deshalb, weil dann der neue statische Kreislauf schon früher beginnen könnte, weil also frühere Fische überhaupt mehr Fische bedeuten würden. Deshalb würde er z. B. Boot und Netze im Momente ihrer Fertigstellung sicher um weniger als zweitausendsiebenhundert Fische hergeben. Denn er könnte, wenn er etwa zweitausend Fische dafür erhielte und sofort ein neues Boot und neue Netze in fünfzig Tagen erzeugte, als Gesamtergebnis von hundertfünfzig Arbeitstagen erstens dreitausendfünfhundert Fische fangen und zweitens noch für weitere fünfzig Tage gebrauchsfähige Produktionswerkzeuge behalten. Allein das heißt nur, daß er auf die dreitausend Fische gegen mehr Fische zu verzichten bereit ist und widerspricht offenbar nicht im geringsten dem Satze, daß er Boot und Netze nicht unter ihrem vollen Produktionswerte, nämlich dem

Werte von zweitausendsiebenhundert Fischen, hergeben würde, d. h. unter dem Werte, den zweitausendsiebenhundert Fische für ihn dann haben, wenn er sich durch Boot und Netze nicht etwa mehr Fische verschaffen kann. Kann er das, wie etwa im Falle einer solchen Tauschmöglichkeit, dann liegt wieder eine neue Kombination vor. Ich glaube, daß dieser Fall auf Grund unsrer Ausführungen leicht zu verstehen und der scheinbare Widerspruch ohne Schwierigkeit aufzulösen ist, so daß ich den Leser nicht durch nähere Ausführungen ermüden will. Ich fahre daher fort: Deshalb wird der Fischer die frühere Erlangung von Fischen als einen Vorteil betrachten und früher zu erlangende Fische insofern höher schätzen, als — und wenn — sie die Erlangung von mehr Fischen ermöglichen. Irgendeine Wertdiskrepanz würde übrigens auch dann nicht zwischen den Gliedern der Kette der Produktion bestehen. Es würde einfach jene Verwendung gewählt, in der die Arbeitsstunde den größten Ertrag realisiert und nach Maßgabe dieser Verwendung würden alle Werte ausbalanciert. Auch davon noch im nächsten Kapitel. Aber abgesehen von diesem Punkte vermag ich einen Einfluß des Zeitablaufs auf die Wertungen, mithin überhaupt eine selbständige prinzipielle Geringerschätzung künftiger Genüsse hier ebensowenig zu sehen, wie innerhalb des statischen Kreislaufs. Die Sache ist ja nicht leicht. In der Praxis besteht diese Geringerschätzung zweifellos. Doch gibt es sovieles Erklärungen — Risiko, Veränderungen der Verhältnisse — dafür, daß es sehr schwer ist, mit Bestimmtheit zu versichern, daß da wirklich nicht auch noch ein besonderes psychisches Phänomen vorliegt. Und da uns die Wirklichkeit, wie wir bisher sahen und noch sehen werden, zur Anerkennung und Berücksichtigung eines solchen nicht zwingt, da es kein wirtschaftliches Phänomen gibt, das ohne dieses psychische Phänomen nicht zu erklären wäre, so können wir nicht Unrecht tun, wenn wir seinen Anspruch mangels Beweises ablehnen. Meine innere Wahrnehmung sagt mir jedenfalls nicht, daß ich künftige Genüsse auch dann geringer schätzen würde, wenn

alle die Momente wegfielen, mit denen ich in praxi meine Geringschätzung begründen kann.

So kommen wir zum Schlusse, daß die Vorratssammlung, auch wenn nötig, nichts an dem geschilderten Wertungsprozesse ändert. Sie ist nur ein Schritt in der Durchsetzung der neuen Kombination und unterscheidet sich nicht im geringsten von allen andern Schritten, die dazu nötig sind. Wenn ein Fischer etwa die Boote erzeugt und ein anderer sie verwendet, wenn überhaupt die Schritte auseinanderfallen und nicht alle von einem Manne getan werden, so ändert das ebenfalls nichts. Mag einer von den Mitwirkenden Unternehmer sein und die andern nach seiner Anweisung handeln lassen oder mag eine Art Gesamtunternehmerschaft bestehen — immer werden dieselben Argumente gelten, immer wird der Vorgang derselbe bleiben. Ich nehme an, daß das klar genug ist, um weitere Erörterungen überflüssig zu machen. Hoffentlich verfällt heute niemand mehr auf den Gedanken, daß dann, wenn sich einer aus unserm Fischervolk auf die Erzeugung von Boot und Netze beschränkt, er sich einen dauernden Unternehmerge Gewinn sichern könnte, da die Verwender ihm einen solchen wirtschaftlicherweise zu zahlen vermöchten: Ist die neue Methode bekannt und bewährt, wird sie ja nachgeahmt und das Fischervolk wird eher in Fischen ersticken, als daß ein Mitglied, wenn es die Nachahmung nicht hindern kann, einen dauernden Anteil erhalte.

Dieses Resultat läßt, angewendet auf die kapitalistische Wirtschaft, uns früher Gesagtes besser erfassen. Wir sehen nun schärfer, daß und warum der Unternehmerge Gewinn nicht an den Produktivgütern gemacht wird in dem Sinne, daß er bestimmten Gütern definitiv zuzurechnen oder daß in ihrer Beistellung die Funktion des Unternehmers zu suchen wäre. Sie sind zwar Träger des Unternehmerge Gewinns insofern, als in jedem Stadium des Prozesses sich der künftige Gewinn in ihnen verkörpert, aber sie sind nicht mehr. Es wäre namentlich nicht richtig, den Unternehmerge Gewinn in

der dauernden Werterhöhung zu suchen, die die ursprünglichen Produktionsmittel durch die neue Verwendung erfahren. Betrachten wir den Fall einer Sklavenwirtschaft, in der Boden und Arbeiter dem Unternehmer, der sie zum Zwecke der Durchsetzung einer neuen Kombination gekauft habe, gehören. Wenn irgendwo, so könnte man in diesem Falle sagen, daß für Boden und Arbeit ein ihren bisherigen statischen Verwendungen entsprechender Preis gezahlt worden und der Unternehmergewinn nun jener Betrag sei, um den nun Boden und Arbeiter dauernd mehr produzieren. Aber das wäre aus zwei Gründen falsch: Erstens wird zunächst der Erlös der neuen Produkte eine Höhe erreichen, von der ihn die Konkurrenz wieder herabziehen muß, so daß jene Auffassung ein Element des Unternehmergewinns nicht berücksichtigen würde. Zweitens aber ist der dauernde Mehrertrag — soweit nicht Quasirente — eben ökonomisch ein Zuwachs am Arbeitslohn, der hier allerdings dem „Arbeitsbesitzer“, nicht ohneweiters auch dem Arbeiter zufällt, und an der Grundrente. Sklaven und Boden haben für ihren Eigentümer nunmehr sicher höhern Wert, aber er ist als ihr Eigentümer und nicht als Unternehmer dauernd reicher geworden, wenn man vom einmaligen oder temporären Gewinn absieht. Auch wenn ein natürliches Produktionsmittel erst in der neuen Kombination existent wird, z. B. ein Bach als Wasserkraft, verhält sich die Sache nicht anders. Nicht die Wasserkraft wirft den Unternehmergewinn ab. Das, was sie dauernd abwirft, ist Grundrente in unserm Sinne.

Ein Teil dessen, was zunächst Unternehmergewinn ist, geht also in Rente über. Dabei ändert sich die ökonomische Natur der betreffenden Größe. Nehmen wir an, daß ein Plantagenbesitzer, der bisher Zuckerrohr gebaut hat, nunmehr zur Baumwollpflanzung übergeht, was bis vor kurzem noch sehr viel lukrativer war. Das ist eine neue Kombination, der Mann wird dadurch zum Unternehmer und macht einen Unternehmergewinn, denn in der Kostenliste steht die Grundrente nur mit dem dem Zuckerrohrbaue ent-

sprechenden Betrage. Wie das tatsächlich geschah, werden wir annehmen, daß die auftretende Konkurrenz den Erlös früher oder später herabdrückt. Wenn aber doch ein Plus übrigbleibt, wie ist das zu erklären und was ist es ökonomisch? Das kann, von Friktionen abgesehen, nur daher kommen, daß der betreffende Boden entweder für die Baumwollpflanzung differenziell geeignet oder der Ertrag des Bodens infolge der neuen Verwendung allgemein gestiegen ist — im Prinzip kommt es stets von beiden Momenten. Schon das qualifiziert den dauernden höhern Ertrag zur Gänze als Grundrente. Es kommt aber noch hinzu, daß die Unternehmerfunktion unsres Mannes, wenn er weiter Baumwolle baut, weggefallen und der ganze Ertrag nunmehr den ursprünglichen Produktionsmitteln zuzurechnen ist.

Ein Wort noch über das Verhältnis von Unternehmergewinn und Monopolgewinn. Da beim ersten Auftreten der neuen Produkte der Unternehmer keine Konkurrenten hat, so erfolgt deren Preisbildung ganz oder in gewissen Grenzen nach den Grundsätzen des Monopolpreises. Im Unternehmergewinn der kapitalistischen Wirtschaft liegt also ein Monopolelement. Nehmen wir nun an, daß die neue Kombination in der Errichtung einer dauernden Monopolstellung bestehe, etwa in der Gründung eines Trusts, der gar keine konkurrierenden Outsider zu fürchten habe. Dann liegt es nahe, den Unternehmergewinn einfach als dauernden Monopol-, und den Monopolgewinn einfach als Unternehmergewinn zu betrachten. Und doch liegen zwei ganz verschiedene ökonomische Phänomene vor. Die Durchführung der monopolistischen Organisation ist eine Unternehmertat und ihr „Produkt“ kommt in einem Unternehmergewinne zum Ausdruck. In Gang gebracht erzielt die Organisation immer wieder denselben Ertrag, aber nun ist er jenen natürlichen oder sozialen Momenten zuzurechnen, auf denen die Monopolstellung beruht — ist er zum Monopolgewinn geworden: Gründergewinn und dauernder Ertrag sind denn auch praktisch geschiedene Dinge.

Diese Erörterungen können im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter fortgesetzt werden. Vielleicht sind sie schon zu lang. Aber wenn ich mir vorwerfe, den Leser zu sehr mit diesen Dingen ermüdet zu haben, so kann ich mir doch nicht einmal den Vorwurf ersparen, daß nicht alle Punkte erschöpfend klargestellt und nicht alle möglichen Mißverständnisse ausgeschlossen sind. Die wesentlichen Seiten der Sache dürften beleuchtet sein. Noch einige Bemerkungen, ehe wir das Thema verlassen.

Wir haben gesehen, daß der Unternehmergewinn keine Rente ist, wie etwa ein Ertrag differenzieller Vorteile in den dauerbaren Elementen eines Betriebs. Wir haben auch gesehen, daß er kein Kapitalgewinn ist, wie immer man das Kapital definieren mag, — weshalb auch jeder Grund wegfällt, von einer in der Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Tendenz nach Ausgleichung der Unternehmergewinne untereinander zu sprechen: Denn nur das Zusammenwerfen von Zins und Unternehmergewinn erklärt, daß manche Autoren eine solche Tendenz behaupten¹, obgleich wir an einem und demselben Orte, zu gleicher Zeit und in der gleichen Branche so außerordentlich verschiedene Gewinne beobachten können. Wir wollen nun noch feststellen, daß der Unternehmergewinn endlich auch nichts dem Lohne Gleichartiges ist. An sich könnte man das leicht glauben. Ein einfaches Residuum ist er sicher nicht, er ist der Wertausdruck dessen, was der Unternehmer, in ganz demselben Sinne, wie der Lohn der Wertausdruck dessen ist, was der Arbeiter schafft. Er ist ebensowenig ein Ausbeutungsgewinn wie dieser. Allein der Lohn bestimmt sich nach der Grenzproduktivität der Arbeit, der Unternehmergewinn ist eine eklatante Ausnahme von diesem Gesetz: Sein Problem liegt gerade darin, daß das Kosten- und das Grenzproduktivitätsgesetz ihn auszuschließen scheinen. Und was der

¹ Während andre, wie z. B. Lexis, die Gleichheit auch der Zinsrate bestreiten. Das Problem, das Marx soviel Schwierigkeiten machte, fällt weg, wenn man unser Resultat akzeptiert.

„Grenzunternehmer“ erhält, ist ganz gleichgültig für den Erfolg aller andern. Jede Lohnerhöhung diffundiert über alle Löhne hin, wer als Unternehmer Erfolg hat, hat ihn zunächst allein. Der Lohn ist ein Preiselement, der Unternehmergewinn ist es nicht in demselben Sinne: Die Lohnzahlung ist eine der Bremsen der Produktion, der Unternehmergewinn nicht. Man könnte von ihm mit mehr Recht sagen, was die Klassiker von der Grundrente behaupteten, nämlich daß er nicht in die Preise der Produkte eintritt. Der Lohn ist ein statischer Einkommenszweig, der Unternehmergewinn ist überhaupt kein Einkommenszweig, wenn man regelmäßige Wiederkehr eines Ertrags zu den Charakteristika der Einkommensqualität zählt. Er entgleitet dem Unternehmer, sowie die Unternehmerfunktion erfüllt ist. Er haftet an der Neuschaffung, an der Realisation der Entwicklungswerte, des Wertsystems der Zukunft. Er ist zugleich Kind und Opfer der Entwicklung¹. Dazu kommt noch, daß das Gegenüberstehen von Arbeiter und Unternehmer, obgleich nicht entscheidend für eine Trennung der ökonomischen Basen ihrer Existenz, doch Berücksichtigung verdient.

Ich sagte schon: Ohne Entwicklung kein Unternehmergewinn, ohne Unternehmergewinn keine Entwicklung. Für die kapitalistische Wirtschaft ist noch hinzuzufügen, daß es ohne Unternehmergewinn auch keine Vermögensbildung gäbe. Nicht das große soziale Phänomen, das wir vor Augen haben, wenigstens — das ist sicher eine Konsequenz der Entwicklung, und zwar des Unternehmergewinns. Wenn man von der „Kapitalisierung“ von Renten absieht — ein Prozeß, den ebenfalls erst die Entwicklung hervorbringt und dessen Wesen wir im nächsten Kapitel untersuchen werden — und von der Spartätigkeit im eigentlichen Sinne — der wir keine

¹ Wie sehr das der Wirklichkeit entspricht und wie deutlich es sich unbefangenen Blicke darstellt, sieht man aus der Bemerkung A. Smiths — die jeder Praktiker gemacht haben könnte und im gewöhnlichen Leben tatsächlich macht —, daß neue Produktionszweige rentabler sind als alte.

sehr große Rolle zuschreiben —, endlich von den Geschenken, die die Entwicklung in ihren Rückwirkungen manchen Wirtschaftssubjekten zuwirft und die zwar an sich temporär sind, aber zur Vermögensbildung bei Nichtkonsumtion führen können, so bleibt noch die weitaus wichtigste Quelle der Vermögensbildung übrig, aus der die meisten Vermögen entstanden sind. Die Nichtkonsumtion des Unternehmergewinns ist nicht Sparen in unserm Sinne, nicht Entzug am gewohnten Befriedigungsstande. Und so können wir sagen, daß es die Tat der Unternehmer ist, die die meisten Vermögen schafft. Die Wirklichkeit scheint mir diese Ableitung der Vermögensbildung aus dem Unternehmergewinne schlagend zu bestätigen.

Obgleich ich es dem Leser in diesem Kapitel freistellte, neben Lohn und Rente auch den Kapitalzins als Produktionsauslage zu stellen, habe ich doch die Untersuchung so geführt, wie wenn dem Unternehmer der ganze Überschuß über Löhne und Renten verbliebe. Tatsächlich hat er natürlich noch Kapitalzins zu entrichten, um dessen Größe sich jener Überschuß verringern muß. Damit mir nicht etwa vorgeworfen werde, daß ich eine Summe erst als Unternehmergewinn und dann als Zins bezeichne, sei ausdrücklich bemerkt, daß sich dieser Punkt noch völlig aufklären wird.

Fünftes Kapitel.

Der Kapitalzins.

Es ist eine merkwürdige aber unbestreitbare Tatsache, daß die Alltäglichkeit einer Erscheinung, der Umstand, daß wir im gewöhnlichen Leben mit ihr genau vertraut sind, ihre wissenschaftliche Erklärung weder erleichtert noch beschleunigt. Beispiele für diese Behauptung bieten alle Wissenszweige — was ist alltäglicher als die Falltendenz der Körper und hat die Menschheit zu ihrer befriedigenden Erklärung nicht Jahrhunderte gebraucht? Keine Wissenschaft aber bietet dafür mehr Beispiele als die Ökonomie und keines davon ist sprechender als das Beispiel des Zinses. Bis v. Böhm-Bawerk nahm man die Tatsache des Zinses einfach hin und gab entweder überhaupt keine Erklärungsversuche oder doch solche, die ganz ebenso wie das Absehen von einer Erklärung zeigen, daß man das entscheidende Problem einfach nicht sah. v. Böhm-Bawerk entdeckte es und wies das Unzureichende des Vorhandenen schlagend nach. Alles, was ich zu sagen habe, beruht auf seinem kritischen Werke und zum Teile auch — zu einem größern Teile als es auf den ersten Blick scheinen mag — auf seiner Fragestellung und auf seiner positiven Theorie. Die werttheoretischen Anforderungen, die er an jede Zinstheorie stellt, werden hier voll akzeptiert, und unsern Ausgangspunkt bildet die Ansicht, daß keine Zinstheorie, die ihnen nicht genügt und einer der von ihm formulierten Einwendungen ausgesetzt ist, heute noch vorgetragen werden

darf. Der Moment, in dem unser Erklärungsversuch wesentlich andre Bahnen einschlägt, bleibt nicht aus. Allein die werththeoretischen Anforderungen v. Böhm-Bawerks erfüllt er bis zum Ende und bis zum Ende ist er keiner der bisher geäußerten Einwendungen v. Böhm-Bawerks ausgesetzt¹.

Der Kapitalzins ist, so lehrt uns die Erfahrung, ein dauerndes Reineinkommen, das einer bestimmten Kategorie von Wirtschaftssubjekten zufließt. Woher und warum? Darin liegt erstens die Frage nach der Quelle dieses Güterstroms: Damit er fließen kann, muß vor allem eine disponible Wertmenge, aus der er kommen mag, überhaupt vorhanden sein². Darin liegt zweitens die Frage, aus welchem Grunde, wofür diese Wertmenge zur Beute gerade dieser Wirtschaftssubjekte wird: Die Frage nach der Ursache dieser Strömung in der Güterwelt. Darin liegt endlich die weitaus schwierigste Frage, die man als Kernproblem des Kapitalzinses bezeichnen könnte: Wie kommt es, daß dieser Güterstrom dauernd fließt, daß der Zins ein Reineinkommen ist, das man verzehren kann, ohne seine wirtschaftliche Lage zu verschlechtern? Diese Fragen werden in ihrer Bedeutung gleich beleuchtet werden. Ich will die Sache in der folgenden Weise einleiten.

¹ Das mußte so sehr hervorgehoben werden, weil außerhalb eines engeren Fachkreises auch die kritische Leistung v. Böhm-Bawerks der Ökonomie noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nun setze ich sie aber voraus. Das Folgende bezieht sich überall auf sie, und wer noch immer an der Selbstverständlichkeit des Zinses festhält und das entscheidende Problem noch immer nicht sieht, muß das Folgende unnötig gewunden, manches davon auch unverständlich, ja falsch finden. Im Werke v. Böhm-Bawerks allein findet der Leser alles Nötige und auch fast alle Literatur. Auch deren allgemeine Kenntnis ist nötig. Endlich will ich auch das nicht wiederholen, was ich selbst schon gesagt habe: vgl. „Wesen“ III. Buch.

² Vgl. v. Böhm-Bawerk z. B. über Say, I. Bd. p. 142. Dabei ist die Ausdrucksweise v. Böhm-Bawerks aber schon dadurch beeinflusst, daß eine bestimmte Zinstheorie vor seinen Augen steht.

Die Tatsache des Zinses wird zum Problem durch die Erkenntnis, daß im normalen Kreislauf der Wirtschaft der gesamte Produktwert den ursprünglichen Produktionsfaktoren, also Arbeits- und Bodenleistungen zugerechnet werden muß, daß daher der gesamte Produktionserlös sich auf Arbeiter und Grundeigentümer verteilt und es keine andern dauernden Reineinkommen geben kann als Lohn und Rente. Die Konkurrenz einerseits und die Zurechnung andererseits müssen jeden Überschuß des Erlöses über die Auslagen, des Produktwerts über den Wert der darin steckenden Arbeits- und Bodenleistungen vernichten. Der Wert der ursprünglichen Produktionsmittel müßte sich mit der Treue eines Schattens an den Wert der Produkte heften und könnte nicht die kleinste dauernde Kluft zwischen beiden entstehen lassen¹. Aber der Zins ist eine Tatsache. Was nun?

Dieses Dilemma ist böß, viel bößer als das analoge, das beim Unternehmergewinn verhältnismäßig leicht zu überwinden war, weil es sich da nur um temporäre, nicht dauernde Güterströme handelte und wir daher nicht so scharf mit den fundamentalen und unzweifelhaften Tatsachen von Konkurrenz und Zurechnung in Konflikt gerieten, vielmehr ruhig die Konsequenz ziehen konnten, daß Arbeits- und Bodenleistungen die einzigen Einkommensquellen seien, deren Reinertrag durch jene Tatsachen nicht auf Null herabgedrückt wird. Man kann sich diesem Dilemma gegenüber auf zwei verschiedene Arten verhalten.

Entweder man akzeptiert es. Dann muß man, so scheint es, den Zins als eine Art von Lohn oder Grundrente erklären und, da das letztere doch wohl nicht angeht, eben als Lohn: Als Raub am Lohne — Ausbeutungstheorie —, als Lohn einer vom Kapitalisten geleisteten Arbeit — Arbeitstheorie im wörtlichen Sinne — oder als Lohn der in den Produktionswerkzeugen und Rohstoffen steckenden Arbeit — die Auffassung z. B. von James Mill und des whiskyfrohen McCulloch —. Alle drei Versuche wurden gemacht. Ich habe

¹ Vgl. v. Böhm-Bawerk, I. Bd. p. 230.

der Kritik v. Böhm-Bawerks nur hinzuzufügen, daß den ersten beiden Varianten auch unsre Analyse des Unternehmers, namentlich seine Isolierung von den Produktionsmitteln, einen Teil ihres Bodens entzieht.

Oder man lehnt das Resultat der Theorie ab, das zum Dilemma führt. Da kann man nun wiederum erstens die Kostenliste verlängern, d. h. behaupten, daß mit Lohn und Rente alle nötigen Produktionsmittel noch nicht bezahlt seien oder zweitens im Mechanismus der Zurechnung und der Konkurrenz nach einer verborgenen Bremse suchen, die die Werte von Arbeits- und Bodenleistungen dauernd hindert, die Höhe des Produktwerts zu erklimmen, so daß ein dauernder Wertüberschuß übrig bleibt¹. Ich wende mich der kursorischen Diskussion beider Möglichkeiten zu.

Die Kostenliste verlängern heißt in diesem Sinne nicht etwa bloß konstatieren, daß auch der Zins einen regelmäßigen Ausgang in der Bilanz eines Betriebs darstellt. Das wäre nur eine Selbstverständlichkeit ohne Erklärungskraft. Es handelt sich hier um mehr, nämlich um die Auffassung des Zinses als ein Kostenelement im engeren und eigentlichen Sinne, der im ersten Kapitel präzisiert wurde. Das ist gleichbedeutend mit der Konstituierung eines dritten ursprünglichen Produktionsfaktors, der Zins tragen würde, wie die Arbeitsleistung Lohn. Wenn das in befriedigender Weise gelänge, so wären damit unsre drei Fragen, die Fragen der Quelle, des Grundes und des Nichtverschwindens des Zinses offenbar mit einem Schlage beantwortet, und das Dilemma des Zinses wäre durchbrochen. Ein solcher dritter Produktionsfaktor wäre die Abstinenz. Wenn darin eine selbständige Leistung besondrer Art läge, so wären alle unsre Wünsche in einwandfreier Weise erfüllt und sowohl Bestand und Quelle eines dauernden Reineinkommens wie seine Zuweisung an bestimmte Wirtschaftssubjekte zweifellos erklärt. Nur wäre noch nachzuweisen, daß wirklich gerade der Zins auf

¹ Vgl. die Schlußbetrachtungen des I. Bandes v. Böhm-Bawerks p. 600 fg.

gerade diesem Moment beruht. Aber leider versagt dieses Moment, oder — besser gesagt — es ist ein solches selbständiges Moment nicht vorhanden, wie bereits im Anschluß an v. Böhm-Bawerk gezeigt wurde und hier nicht weiter zu erörtern ist.

Auch die produzierten Produktionsmittel wurden als ein dritter Produktionsfaktor konstituiert. Mit ihnen steht es umgekehrt. Ihr produktiver Effekt kann keinem Zweifel unterliegen. Er ist so klar, daß der forschende Blick sehr bald auf ihn fiel und daß der fundamentale Satz der Wertgleichheit von Produkt und Arbeits- und Bodenleistungen noch heute zunächst Befremden erregt. So klar, daß es auch heute noch, wie die Erfahrung lehrt, überaus schwer ist, selbst Fachleute von diesem Holzwege abzubringen. Aber dafür erklärt er wiederum ein dauerndes Reineinkommen nicht. Gewiß haben die produzierten Produktionsmittel die Fähigkeit, zur Güterproduktion zu dienen. Man kann sogar mit ihnen mehr Güter erzeugen, als ohne sie. Und diese Güter haben auch höhern Wert als jene, die man ohne die produzierten Produktionsmittel erzeugen könnte¹. Aber dieser höhere Wert muß auch höhern Wert der Produktionswerkzeuge und dieser wiederum höhern Wert der verwendeten Arbeits- und Bodenleistungen zur Folge haben. Kein Wertelement kann sich dauernd in diesen Zwischengliedern der Produktion halten. Denn keine Diskrepanz — einerseits — kann dauernd zwischen dem Werte des ihnen zuzurechnenden Produkts und ihrem Eigenwerte bestehen. Eine Maschine mag noch soviel Produkte erzeugen helfen, stets muß die Konkurrenz Wert und Preis ihrer Produkte so lange drücken, bis Wertgleichheit hergestellt ist. Sie mag — andererseits — noch soviel mehr leisten, als Handarbeit vermöchte, — einmal eingeführt, erspart sie Arbeit nicht immer von Neuem, so daß sie nicht immer von Neuem einen Gewinn abwirft: Der ihr zu verdankende Mehrerlös, der so

¹ Vgl. v. Böhm-Bawerk, Bd. I p. 132, über den Begriff der physischen und der Wertproduktivität der produzierten Produktionsmittel.

sehr in die Augen fällt, die ganze Summe, die der „Verwender“ für sie zu zahlen bereit ist, muß an Arbeiter und Grundeigentümer herausgegeben werden. Überhaupt produziert sie den Wert nicht, den sie dem Produkte hinzufügt, wie man oft naiverweise¹ angenommen hat, sondern sie ist nur, wie im vorhergehenden Kapitel ausgeführt, sein momentaner Träger: Wie der Rock, in dem eine Banknote steckt, zwar so lange das der Fall ist, einen entsprechend höhern Wert für seinen Besitzer hat, diesen höhern Wert aber nur von außen übernahm und nicht produzierte, so hat zwar die Maschine einen ihrem Produkte entsprechenden Wert, hat ihn aber nur von den vor ihrer Erzeugung vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen übernommen², denen er schon zur Gänze zugerechnet worden war. Ein Güterstrom fließt der Maschine wohl zu, aber er fließt auch durch sie durch. Er staut sich an ihr nicht zum Konsumtionsfonds. Ihrem Besitzer fällt nicht dauernd mehr zu als er weiterzugeben hat, weder in der Wertrechnung noch in der Preisrechnung. Sie ist selbst ein Produkt und leitet daher ihren Wert gerade so wie ein Genußgut weiter, nach Reservoirs, aus denen kein Zins mehr fließen kann.

Auf Grund der Ausführungen im ersten und vierten Kapitel und des Hinweises auf v. Böhm-Bawerk, können wir also feststellen, daß sich da kein Ausweg aus dem Dilemma eröffnet und daß hier überhaupt keine Wertquelle für den Zins vorhanden ist. Eine Schwierigkeit ergibt sich höchstens bei jenen Gütern, die sich gleichsam „von selbst“ vermehren: Ein Saatkorn oder Zuchttiere — sichern sie

¹ Vgl. die Bemerkungen v. Böhm-Bawerks z. B. über Say und Roesler.

² Der Maschine wird der Wert ihrer Produkte, den zur Erzeugung der Maschine nötigen Arbeits- und Bodenleistungen der Wert der Maschine zugerechnet. Folglich haben schon die Leistungen den Wert des Endprodukts, und wenn sie zur Maschine werden, so tritt diese einfach an ihre Stelle. In diesem Sinne sagen wir, daß die Maschine den Wert der produktiven Leistungen übernimmt. Hoffentlich mißverstehet man mich nicht, als ob ich ihren Wert aus ihren Kostengütern ableitete.

nicht ihrem Besitzer für die Zukunft mehr Körner und mehr Tiere und müssen mehr Körner und mehr Tiere nicht auch mehr wert sein als ein Saatkorn und die Zuchttiere? Jeder, dem diese Gedanken vertraut sind, weiß, wie fest bei den meisten Leuten die Überzeugung sitzt, daß darin der Nachweis der Existenz eines Wertgewinns liege. Aber Saatkorn und Zuchttiere vermehren sich nicht „von selbst“, von ihrem „Ertrage“ sind vielmehr bekannte Ausgabeposten abzuziehen. Entscheidend jedoch ist, daß auch der Rest, der nach dieser Subtraktion noch übrig bleibt, keinen Wertgewinn darstellt — denn die Ernte und die Herde sind ja abhängig von Saatkorn und Zuchttieren, und die letztern müssen also nach den Werten der erstern angeschlagen werden. Würden Saatkorn und Zuchttiere verkauft, so würde in ihrem Preise — Unersetzlichkeit vorausgesetzt — der Wert von Ernte und Herde abzüglich der noch aufzuwendenden Kosten und unter Berücksichtigung des Risikos voll zum Ausdruck kommen. Ihr Preis wäre gleich dem Preise der ihnen zuzurechnenden Produkte. Also unendlich? Nein, denn solange würden Körner und Tiere zur Reproduktion verwendet werden, bis durch diese Verwendung kein Gewinn mehr zu erzielen wäre und ihr Preis nur noch die aufzuwendenden Lohn- und Rentenkosten decken würde. Der Grenznutzen „ihres“ Produktes, d. h. des ihnen zuzurechnenden Produktanteils würde daher im Gegenteil nach der Größe Null tendieren.

Gleich hier möchte ich eins bemerken. Es ist nicht richtig oder doch nicht zweckmäßig, es heißt sich bereits nach einer bestimmten Richtung engagieren, wenn man die Sachlage, so wie sie sich in diesem Stadium unsres Gedankengangs darstellt, mit den Worten charakterisiert: „Wir können die Kluft zwischen Produktwert und Produktionsmittelwert so nicht erklären. Tatsächlich besteht sie aber. Und wir müssen versuchen, sie anders zu erklären.“ Ganz im Gegenteil stelle ich die Existenz einer solchen prinzipiellen dauernden Kluft in Abrede. Ihr Bestehen ist nur

eine unanalyisierte Tatsache, von der viel eher zu vermuten ist, — wie, so meine ich, auch ein Blick in die Praxis lehrt — daß sie eine Konsequenz des bestehenden, aber ganz anders zu erklärenden Kapitalzinses ist, als eine primäre Tatsache, die ihn als unabhängiges Erklärungsmoment trägt. Die Wirtschaftssubjekte schätzen — vielleicht — die Produktionsmittel geringer als die Produkte, weil sie auf dem Wege von jenen zu diesen Zins zahlen müssen, sie zahlen aber nicht notwendigerweise Zins, weil sie jene aus andern Gründen geringer schätzen als diese. Das ist sehr wichtig und soll noch öfters betont werden. Hier will ich nur darauf aufmerksam machen, daß die Schwierigkeit, mit der meine ganze Darstellung zu kämpfen hat, beim Zins besonders scharf hervortritt, die Schwierigkeit nämlich, daß wir uns daran gewöhnt haben, außerhalb gewisser Grundlagen eine Reihe von unanalyisierten Tatsachen einfach hinzunehmen und nicht tiefer in das Innere der Dinge zu bohren, vieles als Element zu betrachten, was eine komplizierte Verbindung ist. Hat man diese Gewöhnung einmal akquiriert, folgt man weiterer Analyse nur mit Widerstreben und ist man stets geneigt, auf solche Tatsachen wie auf lebendige Einwände hinzuweisen. Die Abstinenz ist eine solche. Die Behauptung, daß der Kapitalwert einfach kapitalisierter Ertragswert ist, auch. Und weil man dabei ja stets auf dem Boden der Erfahrung steht, so widerspricht dieselbe nicht laut und deutlich genug. — Zunächst aber müssen wir jene Auffassung von der „Kluft“ noch beibehalten.

Nun ist noch ein Wort zur Präzisierung des Einrechnungsvorgangs nötig. Wir sprachen bisher immer vom Zurechnungsprozesse und führten ihn von seinem Ankergrunde im Produktwerte zurück bis auf Arbeits- und Bodenleistungen. Man könnte nun meinen, daß die Zurechnung noch einen weitem Schritt tun könne, daß sie den Wertstrom noch auf ein weiteres Glied zurückleiten könne, nämlich auf die Arbeitskraft und auf den Grund und Boden selbst. Da in der Verkehrswirtschaft keine Ursache vorliegt, sich eines Wertes

der Arbeitskraft als solcher bewußt zu werden und da auch, wenn das anders wäre, dafür dasselbe gelten würde, wie für den Boden, so wollen wir uns auf diesen allein beschränken und bezüglich der Arbeitskraft nur nochmals hervorheben, daß sie zwar dann ein besonderes Problem darbieten würde, wenn wir sie als ein Produkt der Unterhaltsmittel des Arbeiters und seiner Familie auffaßten, daß wir das aber nicht tun — eine ungelöste Schwierigkeit von ernster Bedeutung lassen wir damit nicht im Rücken. Also die Bodenleistungen könnte man zunächst als Produkt des Bodens und diesen selbst als das wahre ursprüngliche Produktionsmittel auffassen, dem die Zurechnung den Wert seines Produkts zuschwemmen müßte. Das wäre einfach logisch falsch¹. Denn der Boden ist kein etwa hinter den Bodenleistungen stehendes selbständiges Gut, sondern lediglich ein Bündel von Bodenleistungen. Deshalb spricht man da besser überhaupt nicht von Zurechnung. Denn bei dieser handelt es sich um Wertübertragung auf Güter immer höherer Ordnungen. Sie bewirkt, daß nirgends auf dem Wege ein Stück Wert hängen bleibt. Bei der Wertbildung des Bodens handelt es sich aber um etwas andres, nämlich um die Ableitung seines Werts aus den gegebenen, von der Zurechnung bestimmten Werten der Elemente, aus denen er ökonomisch „besteht“. Da spräche man besser von, Einrechnung.

Bei jedem Gute nun, mag es ein Genuß- oder ein Produktivgut sein, sind beide Vorgänge zu unterscheiden. Stets haben nur seine Leistungen bestimmte, direkt durch die Bedürfnisskala oder indirekt durch die Zurechnung gegebene Werte, aus denen sein Wert als Ganzes erst abzuleiten ist. Aber während der letztere Vorgang bei den produzierten Gütern außerordentlich einfach ist und durch

¹ Vgl. v. Böhm-Bawerk: „Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Güterlehre“. Und seine Bemerkungen über die Nutzungstheorien des Zinses, die ebenfalls auf unsern Fall anwendbar sind. Zugleich bemerke ich, daß ich den Grundgedanken der Nutzungstheorie des Zinses aus meiner Betrachtung ausschließe, weil ich v. Böhm-Bawerks Ausführungen nichts hinzuzufügen habe.

die Notwendigkeit ihrer Reproduktion, die früher oder später eintritt, in feste und bekannte Regeln gezwungen wird, so ist er beim Boden kompliziert durch die Tatsache, daß in ihm eine unbegrenzte Anzahl von Leistungen stecken, die sich von selbst und im Prinzip ohne Kosten reproduzieren¹. Da erhebt sich denn die Frage, wegen der wir in diese Erörterung eingetreten sind: Muß der Bodenwert nicht unendlich groß sein und so die Grundrente als Reinertrag durch Einrechnung verschwinden? Diese Frage beantworte ich in anderer Weise als v. Böhm-Bawerk².

Erstens: Auch wenn der Bodenwert unendlich groß wäre, so würde ich die Grundrente noch immer als Reineinkommen bezeichnen. Denn die Quelle des Ertrags könnte dann durch dessen Konsumtion nicht ausgeschöpft werden und ein steter Güterstrom nach dem Grundbesitzer hin wäre auch dann erklärt. Die bloße Summierung von Reinerträgen kann nie deren Charakter als Reinerträge aufheben. Nur eine Zurechnung, nicht auch schon eine Einrechnung vernichtet einen Reinertrag. Zweitens: Natürlich ist der Preis eines Stückes Land aber niemals unendlich groß. Aber man kann meiner Gesamtauffassung nicht etwa vorwerfen, daß sie zu diesem unendlichen Werte, also zu einem absurden Resultate führe. Nicht sie ist falsch, sondern der Grundgedanke der herrschenden Kapitalisierungstheorie, daß sich der Wert eines Einkommensträgers durch Summierung von — nur eben zu diskontierenden — Erträgen bilde. Vielmehr ist diese Wertbildung ein besonderes, ziemlich kompliziertes Problem, das in diesem Kapitel noch gelöst werden soll. Es ist entscheidend, daß man bei ihr, wie bei

¹ Vom Falle der Vermehrung einer Rinderherde unterscheidet sich der Fall der Selbstreproduktion der Bodenleistungen dadurch, daß man die erstere sich so vermehren lassen kann, daß der Wert eines Rindes schließlich auf seine Arbeits- und Bodenkosten sinkt. Die Bodenleistungen reproduzieren sich von selbst nur in stets gleicher Menge in jeder Wirtschaftsperiode. Sie sind zwar nicht unvermehrbar, aber ihre Vermehrung verursacht Kosten.

² Vgl. Kapital und Kapitalzins II. Bd.

jeder Wertung, auf den konkreten Zweck blickt, den das Wirtschaftssubjekt dabei im Auge hat. Eine starre Additionsregel gibt es da nicht, wie denn überhaupt Wertgrößen meist nicht ohneweiters addierbar sind, so gerne das der Laie glaubt. In einer statischen Wirtschaft liegt innerhalb deren normalen Verlaufes überhaupt kein Grund vor, sich des Bodenwerts als solchem bewußt zu werden, wie schon angedeutet wurde. Bei einer Maschine ist das anders: Ein jedes Produkt muß einen bestimmten Gesamtwert haben, da man einen solchen zur Entscheidung über seine Erzeugung braucht. Und da paßt auch, wie man leicht sieht, die Additionsregel. Die Konkurrenz setzt sie durch. Wäre die Maschine für weniger zu haben als sie einträgt, so gäbe es einen Gewinn, der die Nachfrage nach Maschinen und ihren Preis steigern, würde sie mehr kosten als ihre Verwendung einträgt, so gäbe es einen Verlust, der die Nachfrage und den Preis drücken müßte. Der Boden dagegen wird im normalen Kreislauf des Wirtschaftsprozesses nicht veräußert, sondern nur seine Leistungen. Nur deren Werte und nicht die Bodenwerte als solche sind daher Elemente der Wirtschaftspläne. Und die Vorgänge des normalen Kreislaufs können uns nichts über die Wertbildung des Bodens lehren. Nur die Entwicklung schafft den Bodenwert, sie „kapitalisiert“ die Rente, „mobilisiert“ den Boden. In einer Volkswirtschaft ohne Entwicklung würde der Bodenwert als allgemein volkswirtschaftliche Erscheinung gar nicht existieren. Ein Blick in die Wirklichkeit bestätigt das. Denn die einzige Gelegenheit, bei der es einen Sinn hat, sich des Bodenwerts bewußt zu werden, bietet die Veräußerung des Bodens. Und diese kommt auf Wirtschaftsstufen, in denen sich der Wirtschaftsprozess der Wirklichkeit am meisten dem Schema der Statik nähert, tatsächlich kaum vor. Der Marktverkehr in Grund und Boden ist eine Entwicklungserscheinung und kann nur aus den Vorgängen der Entwicklung verstanden werden, in denen allein wir einen Schlüssel zu diesem Problem finden können. Vorläufig wissen wir noch nichts darüber. Soweit können wir also

sagen, daß unsre Auffassung nicht zum Werte unendlich, sondern überhaupt zu keinem Werte führt, daß daher die Werte der Bodenleistungen zu keinem andern Werte in Verhältnis zu setzen und daß sie daher Reinerträge sind.

Wollte man entgegnen, daß dennoch Anlässe zu Veräußerungen vorkommen müssen, so ist zu sagen, daß diese Anlässe notwendig vereinzelt und dabei persönliche Verhältnisse entscheidend sein müssen, wie Notlage, Verschwendungssucht, außerwirtschaftliche Ziele und dergleichen mehr. Etwas andres läßt sich in diesem Momente nicht feststellen. Gewiß versagt die Additionsregel, denn das, was sie bei Produkten durchsetzt, fällt hier weg. Aber das ist durchaus nicht verwunderlich. Der Fall hat keine andre Schwierigkeiten, als der des Spieleinsatzes, über den sich der alte Chevalier de Méré den Kopf zerbrach. Und er ist ähnlich zu behandeln.

Überall dort, wo die Additionsregel einen unendlichen Wert ergibt, sprechen wir also geradeso von einem Reineinkommen, wie beim Arbeitslohn. Denn auf einen dauernden Güterstrom nach einem Wirtschaftssubjekte hin und darauf, daß sein Inhalt dem Wirtschaftssubjekte bleibt, nicht aber von ihm weitergegeben werden muß, kommt es uns hier allein an. Und die Einrechnung, die das Resultat unendlich gibt, weit entfernt, die Möglichkeit eines solchen Güterstroms auszuschließen, ist gerade ein Symptom für seine Existenz. Das ist auch weiterhin für uns wichtig, in der Tat ein wesentliches Element zum Verständnisse der vorzutragenden Zinstheorie. Damit haben wir ein Hindernis von unserm Weg geschafft. Die positive Lösung der Schwierigkeit wird sich später ergeben.

Es gibt, wie gesagt, noch eine zweite Methode, sich aus dem Zinsdilemma zu ziehen. Auf die Frage, wie ein dauerndes Plus über die Werte von Arbeits- und Bodenleistungen möglich sei, kann man auch mit dem Hinweise auf eine Bremse an diesen letztern Werten antworten. Gäbe es eine solche, so wäre damit die Möglichkeit einer dauernden Wertdifferenz zweifellos erwiesen und dem Umstande, der sie

herbeiführt, müßte man — zum mindestens „privatwirtschaftliche“ — Wertproduktivität im vollsten Sinne zuschreiben. Er — oder ein Gut, in dem er sich verkörpert — würde Reineinkommen tragen. Es läge in jedem Wirtschaftsprozess ein besondrer und selbständiger Wertgewinn vor. Der Zins wäre dann kein Kostenelement im eigentlichen Sinne, er verdankte seine Existenz einer Diskrepanz zwischen Kosten- und Produktwert oder -preis, er wäre ein eigentlicher Überschuß über die Kosten.

In einer Verkehrswirtschaft liegt ein solcher Fall dann vor, wenn ein Monopol an einem produzierten Gute — Monopole an ursprünglichen Produktionsfaktoren interessieren uns hier nicht, weil es bei diesen von vornherein klar ist, daß man das Zinsphänomen nicht auf sie basieren kann — besteht. Das Monopolverhältnis wirkt tatsächlich als Bremse und wirft dem Monopolisten ein dauerndes Reineinkommen ab. Als Reineinkommen betrachten wir den Monopolgewinn mit demselben Rechte und aus denselben Gründen wie die Rente. Auch hier würde die Additionsregel das Resultat unendlich ergeben. Und auch hier würde das dem Gewinne nicht den Charakter eines Reineinkommens nehmen. Warum aber der Wert des Monopols — etwa eines ewigen Patents — nicht unendlich ist, interessiert uns hier nicht und wird sich später ergeben. Auch hier endlich ist die Wertbildung des Monopols ein besonderes Problem, vor dessen Lösung wir daran festhalten, daß im normalen Kreislauf zu einer solchen Wertbildung kein Anlaß vorliegt, daher der Gewinn zu keiner andern Größe in Verhältnis zu setzen ist. Jedenfalls — wie immer alles das sein mag — kann der Monopolist gar nie sagen: „Ich mache keinen Gewinn, weil ich meinem Monopole einen überaus großen Wert zuschreibe.“ Denn wie immer er sein Monopol schätzen mag, dem Ertrag gegenüber, dem es diesen Wert direkt verdankt, kann er es nicht so anschlagen, daß der Charakter des Ertrags als Reingewinn verschwindet. Das ist genügend sicher.

Bei der Diskussion der Zinstheorie Lauderdales bespricht v. Böhm-Bawerk auch den Fall, daß eine arbeitersparende

und daher gewinnbringende Maschine monopolisiert sei. Mit Recht hebt er hervor, daß diese Maschine dann so teuer sein wird, daß mit ihrer Verwendung kein Gewinn oder nur jener minimale, der gerade noch zu ihrem Ankaufe reizen soll, verbunden sein kann. Das steht fest. Doch ist mit ihrer Erzeugung zweifellos ein Gewinn verbunden, der dauernd ist, wenn es das Patent ist. Man könnte dann sagen, daß das Monopolverhältnis für den Monopolisten etwas einem Produktionsfaktor durchaus Analoges ist. Den „Leistungen“ dieses Quasiproduktionsfaktors wird zugerechnet wie den Leistungen der andern eben auch. Nicht die Maschine als solche ist eine Quelle von Mehrwert, auch nicht ihre Produktionsmittel, sondern das Monopol ermöglicht es, mit ihr, beziehungsweise mit ihren Produktionsmitteln einen Mehrwert zu erzielen. Selbstverständlich ändert sich nichts, wenn wir Erzeuger und Verwender in eine Person zusammenfallen lassen.

Da haben wir also ein Reineinkommen *sui generis*. Wäre es dasselbe, was man als Zins bezeichnet, so wäre alles in Ordnung. Unsre drei Fragen wären befriedigend beantwortet. Man hätte eine Quelle, deren Dasein die Theorie des Monopols erklärt, man hätte auch die Ursache, aus der sich die Zuweisung an den Monopolisten ergibt, und endlich auch die Erklärung dafür, daß weder Zurückhaltung noch Konkurrenz den Ertrag vernichtet. Allein solche Monopolverhältnisse bestehen nicht regelmäßig und zahlreich genug und vor allem gibt es Zins auch ohne sie¹.

Ein andrer Fall, bei dem von einem dauernden und regelmäßigen Zurückbleiben des Werts der Arbeits- und Bodenleistungen hinter dem Werte des Produkts gesprochen werden könnte, läge vor, wenn Zukunftsgüter systematisch und prinzipiell geringer geschätzt würden als Gegenwartsgüter. Der Leser weiß bereits, daß das hier nicht akzeptiert

¹ Doch wurde mit dem Aufwande großer Gründlichkeit ein Versuch nach dieser Richtung unternommen: vgl. Otto Conrad, Lohn und Rente, 1910. Alle andern Anklänge an eine derartige Zinserklärung sind nicht vom Range einer ausgearbeiteten Theorie.

wird, aber es ist nötig, diesen Fall nochmals zu erwähnen. Während in allen bisher behandelten Fällen sich eine dauernde Einkommensquelle einfach aus einer dauernden und — wenigstens „privatwirtschaftlich“ — produktiven Leistung ergibt, würde es sich hier um etwas anderes, nämlich sozusagen um eine Eigenbewegung der Werte handeln. Während bisher die Erklärung aus der Wert- und Preisbildung irgendwelcher produktiver Leistungen *sui generis* floß, so würde sie hier aus der Wert- und Preisbildung einerseits von Arbeits- und Bodenleistungen und andererseits von Genußgütern fließen. Hier würde es einen Überschuß des Produktwerts über den Wert der Produktionsmittel in einem engern und eigentlicherm Sinne geben als selbst im Falle des Monopols. Und „Kostentüberschuß“ würde hier *ipso facto* Reinertrag und Überschuß über den „Kapitalwert“ der produzierten Produktionsmittel bedeuten. Schon *ipso facto* wäre Nichtverschwinden und Nichteinrechnung des Überschusses nachgewiesen. Denn der volle Wert eines künftigen Produkts kann dann nicht zu- und eingerechnet werden, wenn er im Momente, in dem die Zurechnung und die Wertbildung der Produktionsmittel vorzunehmen ist, überhaupt nicht in seiner ganzen Höhe, sondern geringer erscheint. Die Möglichkeit eines dauernden Güterstroms wäre damit zweifellos erwiesen, mag derselbe nun das Zinseinkommen der Wirklichkeit sein oder nicht. Unsre erste Frage wäre beantwortet: Eine Wertquelle, aus der Zins fließen kann, wäre vorhanden. Die zweite Frage, warum nämlich der Güterstrom gerade jenen Wirtschaftssubjekten zufließt, die wir in seinem Genuße fänden, wäre offenbar nicht schwer zu beantworten. Und die dritte nach dem Nichtentgleiten, dem Nichtverschwinden des Ertrags, die weitaus dornigste Stelle des Zinsproblems, fiel einfach weg. Da der Wertüberschuß durch eine bereits erklärte Nichtzurechnung entstünde, so hätte es keinen Sinn mehr zu fragen, warum er nicht dennoch eingerechnet werde.

Wenn also der bloße Zeitablauf eine primäre Wirkung auf die Wertschätzungen hätte und das, was uns die Wirk-

lichkeit als seinen Einfluß zeigt, nicht bloß eine unanalyisierte Tatsache wäre, die wesentlich auf der anderweitig zu erklärenden Tatsache des Zinses beruht, so wäre dieser Gedankengang an sich ganz befriedigend, wenngleich er uns meines Erachtens in manchen Konflikt mit dem wirklichen Verlauf des Wirtschaftsprozesses bringt — rein logisch wäre er einwandfrei. Nun hat aber der Zeitablauf diese selbständig-primäre Wirkung nicht. Und auch die Tatsache des Wertwachstums mancher Güter im Laufe der Zeit beweist nichts. Da diese Tatsache besonders augenfällig ist und in der Literatur eine gewisse Rolle spielt, so seien ihr kurz einige Worte gewidmet.

Zwei Arten solchen Wertwachstums gibt es. Erstens kommt es vor, daß die Leistungen — die tatsächlichen oder die möglichen — eines Gutes sich im Laufe der Zeit von selbst verändern und auch, daß sie sich zu wertvollern Gütern verändern. Ein Jungwald und ein Weinlager sind oftgenannte Beispiele. Was liegt da vor? Nun Wald und Wein werden durch Zeit erfordernde, natürliche Prozesse sicher zu wertvollern Gütern. Allein nur physisch wachsen sie dem höhern Wert zu, wirtschaftlich ist dieser höhere Wert schon in den Bäumchen des Jungwaldes und im eben gekellerten Weine vorhanden, da er ja von ihnen abhängig ist. Diese Bäumchen und dieser Wein müssen also soweit — vom Standpunkte der Tatsachen, die wir bisher kennen gelernt haben — schon genau soviel wert sein, als der schlagbare Wald und der abgelegene Wein einmal wert sein werden. Soweit man Holz und Wein auch schon zum Konsum verkaufen könnte, ehe sie ihre Maximalreife erreicht haben, werden sich ihre Besitzer fragen, welche von beiden Möglichkeiten: längeres Ausreifenlassen oder Absatz und Neuproduktion — einen größern Erlös pro Wirtschaftsperiode gibt. Die Möglichkeit, die das tut, werden sie verwirklichen und mit Hinblick auf sie werden sie Bäumchen und Wein gleich von allem Anfang werten und ebenso auch die nötigen Arbeits- und Bodenleistungen. In der Wirklichkeit ist das nicht so. Da nehmen Wald und Wein stetig an Wert zu,

pari passu wie sie ihrer Bestimmung entgegenreifen. Das kommt jedoch wesentlich vom sachlichen und persönlichen — namentlich Erlebens- — Risiko und von der Tatsache schon bestehenden Zinses, die unter gewissen Einschränkungen die Zeit zu einem Kostenelement macht, wie wir bald sehen werden. Gäbe es diese Momente nicht, so gäbe es kein solches Wertwachstum. Wenn man sich entschließt, Wald und Wein länger reifen zu lassen, als man ursprünglich wollte, so kann das nur daher kommen, daß man entdeckt hat, daß das vorteilhafter ist. Dann liegt eine neue Verwendungsart des Waldes und des Weines vor, die im Momente des Entschlusses offenbar eine Werterhöhung zur Folge haben muß. Aber ein eigentliches stetiges Wertwachstum mit der Zeit gibt es überhaupt nicht als primäre und selbständige Erscheinung.

Zweitens kommt es oft vor, daß die Nutzleistungen eines Gutes zwar physisch ganz dieselben bleiben, aber dennoch im Laufe der Zeit an Wert zunehmen. Das kann nur auf neu hinzutretender Nachfrage beruhen und ist eine Erscheinung der Entwicklung. Man sieht leicht, wie dieser Fall aufzufassen ist. Wird die Steigerung der Nachfrage nicht vorausgesehen, so gibt es, wie wir gleich nochmals erwähnen werden, Gewinne, die aber kein stetes Wertwachstum konstituieren. Wird sie dagegen vorausgesehen, so ist sie von allem Anfange an dem betreffenden Gute zuzurechnen, so daß es ein Wertwachstum wieder nicht gibt. Wenn es in der Wirklichkeit dennoch so aussieht, so werden wir das in derselben Weise erklären, wie bei der Zunahme an physischen Eigenschaften.

Damit haben wir denn die wichtigsten Möglichkeiten erschöpft, die uns aus dem Zinsdilemma hätten herausführen können, und zwar mit negativem Erfolge. So wenden wir uns nunmehr wiederum jenen Wertagien zu, von denen schon wiederholt gesprochen wurde und die wir mit gutem Gewissen als reine Mehrwerte betrachten können. Ein Wertagio ist, ganz allgemein, ein Überschuß eines Produktwerts

über den Wert der in ihm steckenden Mengen von Kostengütern. Es verdankt sein Dasein irgendeinem besondern Umstande, der den Produktwert hebt. Zugleich ist ein Wertagio ein Überschuß über den normalen statischen Wert eines Gutes, der seine Stellung im statischen Kreislauf der Wirtschaft charakterisiert. Der Charakter eines solchen Wertagios als Reinertrag und als Quelle eines Güterzuflusses ist damit ebenso schon ipso facto gegeben, wie etwa bei systematischer Geringerschätzung von Zukunftsgütern.

Umstände, die den Wert eines Produkts über den seiner Produktionsmittel erheben, so daß mit Hilfe der letztern ein Gewinn gemacht werden kann, kommen auch in einer statischen Wirtschaft vor. Auch in einer statischen Wirtschaft wird es Wertagien und ebenso Wertdisagien geben. Irrtümer und Glücksfälle, unbeabsichtigte und unerwartete Abweichungen der Ergebnisse der Wirtschaft vom Wirtschaftsplan, Notlagen und zufällige Überfülle — diese und viele andre Umstände können sie herbeiführen. Sie sind Differenzen der tatsächlichen Werte gegenüber den normalen Werten und zugleich gegenüber den diesen gleichen Werten der verwendeten Produktionsmittel. Ungleich häufiger und wichtiger sind aber jene Wertagien, die der Entwicklung ihr Entstehen verdanken. Ihnen wenden wir uns jetzt zu, so den Kreis der statischen Vorgänge verlassend. Wir haben sie bereits in zwei Hauptgruppen geteilt. Die eine umfaßt jene Wertagien, welche die Entwicklung begriffsnotwendig mit sich bringt, in deren Schaffung die Entwicklung in gewissem Sinne besteht. Sie finden, wie hier nicht mehr näher auseinandergesetzt zu werden braucht, ihre Erklärung in der Wahl neuer, vorteilhafterer Verwendungen von Gütern, deren Werte bisher nach andern weniger vorteilhaften Verwendungen bestimmt wurden. Die zweite Gruppe umfaßt jene Wertagien und -disagien, die auf Rückwirkungen der Entwicklung beruhen, also auf von der Entwicklung herbeigeführten Steigerungen, beziehungsweise Verminderungen, der bisher beobachteten und weiter erwarteten Nachfrage nach bestimmten Gütern.

Nochmals: Alle diese Wertagien sind — wie auch v. Böhm-Bawerk anerkennen würde — wahre und wirkliche Überschüsse in jedem denkbaren Sinne und haben weder von der Scylla der Einrechnung noch von der Charybdis der Kostenliste etwas zu fürchten. Alle Güterströme, die den Wirtschaftssubjekten aus andern Titeln als Lohn, Grundrente und Monopolgewinn zufließen, müssen direkt oder indirekt aus ihnen entspringen. Erinnern wir uns jedoch des bereits abgeleiteten Satzes, daß dauernde Wertüberschüsse über die Kostenwerte durch die Konkurrenz einerseits und durch die allgemeinen Gesetze des Wertungsvorganges unmöglich gemacht werden. In der Tat, wenn wir uns fragen, unter welchen Bedingungen solche Wertüberschüsse entstehen können, so sehen wir vor allem, daß sie weder an den Gütern im allgemeinen, noch an bestimmten Kategorien derselben oder an bestimmten Eigenschaften oder an bestimmten Funktionen im Produktionsprozesse haften, sondern lediglich an individuell bestimmten Gütermengen. Bedarf z. B. eine Unternehmung plötzlich und unerwartet Maschinen bestimmter Art, so wird deren Wert für dieselbe steigen und derjenige, der solche Maschinen besitzt, wird sich dieses Wertagio ganz oder zum Teil sichern können. Wurde aber diese neue Nachfrage vorhergesehen, so ist anzunehmen, daß schon mehr solcher Maschinen produziert worden sind und nun von konkurrierenden Erzeugern angeboten werden. Dann wird entweder überhaupt kein besonderer Gewinn realisiert oder er wird, wenn die Produktion nicht entsprechend ausgedehnt werden konnte, jenen natürlichen und ursprünglichen Produktionsfaktoren zugerechnet — und deren Besitzern nach bekannten Regeln überantwortet — werden. Auch wenn die Nachfrage nicht vorausgesehen wurde, jedoch andauert, so daß sich die Volkswirtschaft auf sie einrichten kann, und endlich, wenn sie nicht vorausgesehen wurde, aber Zeit genug vorhanden ist, um die betreffenden Produktionsprozesse durchzuführen, wird sich kein Wertagio an der Maschine erhalten, beziehungsweise gar keines entstehen. Daraus ergibt sich, daß an

Produkten, die unter der Herrschaft freier Konkurrenz erzeugt werden, kein dauerndes Wertagio haften kann. Es kann zwar, wenn die angedeuteten Bedingungen erfüllt sind, an individuellen Produktmengen ein Wertagio auftreten. Dasselbe kann aber nicht nach deren Verbrauch an den an die Stelle der verbrauchten tretenden Produktmengen weiterbestehen. Denn entweder fallen die Ursachen fort, die die Werterhöhung bewirkten — es ist z. B. die neue Nachfrage schlechthin befriedigt — oder es wird die gesteigerte Produktion sie eliminieren¹. Nur an „Nichtprodukten“, nur an Arbeit und Boden im weitesten Sinne kann eine Werterhöhung bestehen bleiben und zu einer dauernden Erhöhung von Lohn und Rente führen, natürlich nicht so, daß sich nur die Löhne und Renten derjenigen Arbeiter und Grundstücke steigerten, die in der betreffenden Branche verwendet werden, sondern so, daß sich Lohn und Rente aller Arbeiter und Grundstücke derselben Art und Eignung in der Volkswirtschaft etwas erhöhten. Nur dort also, wo die Prozesse der Wertzurechnung und Nivellierung nicht weitergreifen können, bei den ursprünglichen Produktionsfaktoren und in dem Falle von Veränderungen im Wirtschaftsprozeß, denen sich dieser nicht sofort akkommodieren kann, gibt es Wertagien an Gütern. Und nur bei den der erstern können sie dauernd sein — wobei sie aber in die Kategorien von Lohn und Rente fallen —, im letztern dagegen müssen sie notwendig temporär sein und im allgemeinen längstens mit den individuellen Gütermengen verschwinden, an denen sie haften. Damit entgleiten sie selbstverständlich auch den betreffenden Wirtschaftssubjekten, so daß niemand ein dauerndes Einkommen dadurch erzielen kann, daß er produzierte Güter besitzt, an denen sich ein Wertagio zeigt. Vielmehr fallen die Agien bald dieser und bald jener Wirtschaft zu, keiner aber dauernd. Um ein altes Beispiel² anzuführen: Wer einem Kolonisten in der Wildnis eine Mundharmonika

¹ Vgl. die Ausführungen des IV. Kapitels.

² de Quincey, *Logic of Political Economy*.

verkauft, wird wohl einen Gewinn dabei machen. Aber das ist ein einmaliger Zufallsgewinn, außer wenn der Verkäufer ein Händler ist. Ist er das und besteht Konkurrenz unter solchen Händlern, dann wird jener Gewinn meist auf die Höhe des Lohnes des Händlers fallen, als Gewinn also auf Null. Besteht keine Konkurrenz, so liegt eben Monopolgewinn vor.

Nun können wir schon vier Leitsätze unsrer Zinstheorie aussprechen, die sich fast von selbst der ersten elementaren Erkenntnis, daß der Zins eine Werterscheinung und ein Preiselement sei — diese Erkenntnis haben wir mit jeder wissenschaftlich begründeten Zinstheorie gemein —, anschließen und die dann noch durch einen sechsten Leitsatz zu ergänzen sein werden. Wir sind bereits in der Lage, sie auf Grund des Gesagten als Resultate zu formulieren, wenngleich sie erst später ihre volle Sicherheit gewinnen werden.

Erstens: Der Zins fließt wesentlich aus den eben behandelten Wertagien. Er kann aus nichts anderm fließen, da es andre Wertüberschüsse im normalen Verlaufe des Wirtschaftslebens nicht gibt. Natürlich gilt das nur für den Produktivzins, in dem engsten Sinne, in dem der „konsumtive Produktivzins“¹ nicht zu ihm gehört. Denn soweit der Zins gleichsam nur ein Schmarotzer im Körper des Lohn- und Grundrenteneinkommens ist, hat er mit jenen Wertagien direkt offenbar nichts zu tun. Aber der große, regelmäßig fließende Güterstrom, von dem die Kapitalistenklasse lebt und der ihr aus der schaffenden Werkstatt des Produktionsprozesses in jeder Wirtschaftsperiode zustrebt, — der kann nur aus unsern Wertagien kommen. Diese Punkte werden übrigens später noch näher beleuchtet werden. Auch gibt es noch einen Wertüberschuß, der kein solches Agio ist, nämlich den Monopolgewinn. Unsre These setzt daher

¹ Vgl. „Wesen“ III. Buch III. Kap., auch das III. Kapitel — I. Abschnitt — dieser Arbeit.

voraus, daß der Zins nicht seine typische Quelle in einem Monopolgewinne hat. Das dürfte aber, wie gesagt, ausreichend sichergestellt sein. Ohne Entwicklung also gäbe es unter den erwähnten Einschränkungen keinen Zins. Er ist ein Teil von jenen großen Wellen im Meere der wirtschaftlichen Werte, die die Entwicklung auftürmt. Diese These mag befremdlich erscheinen, steht aber nunmehr vollkommen fest. Sie beruht zunächst auf dem negativen Nachweise, daß die Wertbildung in einer statischen Volkswirtschaft das Zinsphänomen ausschließt — dieser Nachweis wiederum erstens auf der Erkenntnis dieses Wertbildungsprozesses direkt und zweitens auf der Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der verschiedenen Versuche die entscheidende Wertdifferenz zwischen Produkt und Produktionsmittel in der statischen Wirtschaft festzustellen. Jetzt kommt noch der positive Nachweis hinzu, daß es in der Entwicklung zu einer solchen Wertspannung kommt. Außerdem wird im Verlaufe der folgenden Erörterung unsere These noch viel von ihrer Befremdlichkeit verlieren. Gleich hier aber sei hervorgehoben, daß sie einer unvoreingenommenen Betrachtung der Wirklichkeit lange nicht so ferne liegt, als es scheinen könnte, denn sicher ist die industrielle Entwicklung zum mindesten die Hauptquelle des Zinseinkommens¹.

Zweitens. Die Wertagien der Entwicklung zerfallen, wie wir sahen, in zwei Gruppen — in die Unternehmergewinne und in jene, die „Rückwirkungen der Entwicklung“ darstellen. Wir sehen nun schon hier, daß der Zins sich nicht an die letztern anschließen kann. Wir können das so leicht konstatieren, weil das Zustandekommen der Wertagien dieser Kategorie ganz durchsichtig ist, so daß wir sofort sehen, was es da gibt und nicht gibt. Betrachten wir das Beispiel vom Krämer, der infolge der Gründung von Fabriken in seinem Dorfe eine Zeitlang überdurchschnittliche Ein-

¹ Nur die Regelmäßigkeit des Zinses stützt das Vorurteil, daß er statisch zu erklären sein müsse.

nahmen erzielt. Er macht also einen bestimmten Gewinn. Dieser Gewinn kann nicht selbst Zins sein, denn er ist nicht dauernd und wird von eintretender Konkurrenz bald vernichtet. Es fließt aber — unter der Voraussetzung, daß der Krämer nichts andres zu seiner Erlangung gemacht hat, als einfach in seinem Laden zu stehen und seinen Kunden höhere Preise zu machen — auch kein Zins aus ihm, denn es geschieht überhaupt nichts weiter mit ihm: Der Krämer steckt ihn ein und verwendet ihn nach Belieben. Der ganze Prozeß läßt keinen Raum für das Zinsphänomen. Deshalb also muß der Zins aus dem Unternehmergewinn fließen. Das ist ein indirekter Schluß, dem ich natürlich nur sekundäre Bedeutung, hinter den Tatsachen, die die These sonst noch stützen, beimesse und der durch die Erfahrung und namentlich durch weiter folgende Erörterungen bestätigt wird. Die Entwicklung schwemmt also — irgendwie — dem Kapitalisten einen Teil des Unternehmergewinnes zu. Der Zins wirkt wie eine Steuer auf den Unternehmergewinn.

Drittens sehen wir aber sofort, daß weder der ganze Unternehmergewinn noch auch ein Teil desselben direkt und unmittelbar Zins sein kann, weil er eben nur temporär ist. Abgesehen von allem andern schließt dieses Argument, wenn zugegeben, jene Möglichkeit ein für allemal aus. Und es leistet noch mehr, es führt nämlich zu dem Satze: Der Zins haftet nicht an konkreten Gütern. Alle Wertüberschüsse an konkreten Gütern müssen ihrer Natur nach temporär sein, und wenn auch in der entwicklungs-vollen Volkswirtschaft fortwährend solche Überschüsse auftauchen — so sehr, daß es einer tiefern Analyse bedarf, um die Kurzlebigkeit jedes einzelnen von ihnen zu erkennen —, so können sie doch nicht unmittelbar ein dauerndes Einkommen bilden. Da der Zins ein solches ist, so kann er nicht einfach als ein Wertagio an konkreten Gütern verstanden werden. Er fließt aus einer bestimmten Klasse von Wertagien, aber kein Wertagio ist einfach und ohne weiteres „Zins“.

Diese drei Sätze, daß der Zins ein Produkt der Entwicklung sei¹, daß er aus dem Unternehmergewinne fließe und daß er nicht an konkreten Gütern hafte, sind die Basis unsrer Zinstheorie. Die Erkenntnis, die sie zum Ausdruck bringen, macht allen den immer wiederholten Versuchen, ein dem Zinse entsprechendes dauerndes Wertelement an konkreten Gütern zu finden², ein Ende und drängt damit die Arbeit am Zinsproblem auf ein ganz kleines Feld zusammen.

Es ist nun an der Zeit, die entscheidende Frage fester in unsern Griff zu bekommen. Die Kernfrage, deren Lösung das Zinsproblem in seinem weitaus wichtigsten Punkte erledigt, lautet nunmehr: Wie löst sich aus den zwar stets vorhandenen, aber individuell stets temporären, aus den zwar fortwährend auftauchenden, aber individuell fortwährend versinkenden, den flüchtigen, immer wechselnden Unternehmergewinnen das endlos dauernde Zinseinkommen immer desselben Kapitals heraus? Diese Fragestellung verkörpert die bisher erreichten Resultate und ist unabhängig von der Richtung unsres weitem Weges. Gelingt es ihr Genüge zu tun, dann ist das Zinsproblem in einer Weise gelöst, die allen den Anforderungen genügt, welche v. Böhm-Bawerks Analyse als unerläßlich nachgewiesen hat und — was immer sonst ihre Mängel sein

¹ Vgl. „Wesen“ III. Buch, III. Kap.

² Daraus fließen unmittelbar zwei praktische Resultate. Erstens ist der sog. primitive Handelszins nicht „Zins“. Soweit er nicht Monopolgewinn oder Lohn ist, muß er Unternehmergewinn — damit auch bloß temporär — sein. Zweitens ist auch der Mietzins kein Zins. Miete ist partieller Kauf und kann ein Element von Zins im statischen Kreislauf der Wirtschaft nicht enthalten. Das Reineinkommen aus einem Haus könnte soweit nur Grundrente — und Lohn für „Verwaltung“ — sein. Wie ein Element von Zins in der Entwicklung in den Mietpreis eindringen kann, wird sich aus unsern Ausführungen von selbst ergeben. Vor allem kommt da der Umstand in Betracht, daß schon bestehender Kapitalzins die Zeit zu einem Kostenelement macht.

mögen — den Einwendungen nicht ausgesetzt ist, denen die bisherigen Theorien begegnen.

Unsern weitem Weg betreten wir mit einer vierten These, die so sehr von den üblichen Theorien mit Ausnahme der Ausbeutungstheorie absticht und so sehr das Gewicht berechtigtester Autorität gegen sich hat, daß auch die stärkste subjektive Überzeugung mich nicht davon abhalten kann darauf hinzuweisen, daß das Bisherige eine Basis zur Lösung des Zinsproblems auch dann abgeben könnte, wenn das, was ich darauf bauen will, verfehlt sein sollte. Jedem, der sich in die herrschende Auffassungsweise der ökonomischen Theorie eingelebt hat, muß die Annahme dieser vierten These überaus schwerfallen — doch kann ich nicht anders. Kurz gesagt: In einem kommunistisch organisierten oder überhaupt verkehrslosen Gemeinwesen gäbe es keinen Zins als selbständige Werterscheinung. Selbstverständlich würde kein Zins gezahlt. Selbstverständlich würde es jene Werterscheinungen geben, aus denen der Zins auch in der Verkehrswirtschaft fließt. Aber als besonderes Wertphänomen, als eine ökonomische Quantität, selbst als Begriff würde er dort fehlen, ist er von der verkehrswirtschaftlichen Organisation abhängig. Präzisieren wir noch genauer: Lohn und Grundrente würden in einer rein kommunistischen Organisation auch nicht gezahlt. Aber Arbeits- und Bodenleistungen wären auch dort vorhanden, würden gewertet werden, und ihre Werte wären ein wesentliches Element des Wirtschaftsplans. Nichts davon gilt für den Zins. Das Agens, wofür Zins gezahlt wird, würde in der kommunistischen Wirtschaft einfach fehlen. Es könnte daher auch nicht Objekt einer Wertung sein. Und folglich könnte es einen dauernden Reinertrag, der dem Zinseinkommen entspräche, nicht geben. Der Zins ist also wohl eine ökonomische Kategorie — nicht direkt durch außerökonomische Mächte geschaffen —, aber eine solche, die nur in der Verkehrswirtschaft vorkommt.

Das ist der Sinn unsrer These. Der Beweis ist ganz einfach. Auch in einer verkehrslosen Wirtschaft gäbe es,

wenn anders es in ihr Entwicklung gibt, jene Wertüberschüsse, die in der Verkehrswirtschaft den Unternehmergewinn zeugen. Aber dabei bliebe es. Diese ganzen Überschüsse wären von jedem Standpunkte aus eine homogene Masse, aus der kein Teil besonders ausgeschieden würde. Dazu würde jeder Anlaß fehlen. Und alle diese Überschüsse wären nur temporär, sie wären nur solange Überschüsse, als die Werte der Arbeits- und Bodenleistungen ihnen nicht angepaßt wären. Alle dauernden Überschüsse über die sachlichen Aufwendungen wären als Wertelemente von Arbeits- und Bodenleistungen zu charakterisieren, müßten den Arbeits- und Bodenleistungen zugerechnet werden. Es gibt im ganzen Mechanismus der verkehrslosen Volkswirtschaft keine Falte, in der ein andersartiges dauerndes Wertplus haften könnte. Das bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Ausführung mehr.

Warum nun gibt es da keinen Zins, wohl aber in der Verkehrswirtschaft? Diese Frage führt uns weiter. Sie öffnet uns einen ersten, vorläufigen Ausblick auf die Natur jenes merkwürdigen Saugapparates, der aus den Unternehmergewinnen einen dauernden Güterstrom zieht: Der Kapitalist hat doch sicher etwas mit der Produktion zu tun. Technisch aber ist die Produktion ebenso sicher immer derselbe Vorgang, unter welcher Organisation immer sie vor sich gehen mag. Technisch erfordert sie immer Güter und nichts als Güter. Da kann also kein wesentlicher Unterschied liegen. Aber anderswo liegt ein solcher. Die Stellung des Unternehmers in der Verkehrswirtschaft zu seinen Produktivgütern ist, wie früher auseinandergesetzt, eine wesentlich andre als die des Zentralorgans einer verkehrslosen Gemeinschaft. Das letztre verfügt schon über sie, der erstre muß sie sich erst verschaffen.

Daß hier in der Tat der springende Punkt liegt, sieht man daraus, daß auch in der Verkehrswirtschaft, wenn die Unternehmer über die Güter, die sie brauchen, schon verfügten, die Produktion zinslos vor sich gehen würde. Dieser Satz ist leicht zu

beweisen. Im normalen und statischen Kreislauf des Wirtschaftsprozesses kann kein Wirtschaftssubjekt andre Reinerträge realisieren als Lohn, Grundrente und Monopolgewinn. Da ist es ganz gleichgültig, ob es über seine Produktionsmittel ein- für allemal verfügt oder ob es sie sich erst verschaffen muß. Denn auch im letztern Falle bieten sie sich ihm gleichsam von selbst und stets zu solchen Preisen an, daß es dabei ebensogut fährt wie im ersten. Das wurde im ersten Kapitel auseinandergesetzt. Anders wenn es sich um neue Unternehmungen handelt. Wenn der Unternehmer da bereits über die Produktionsmittel verfügt, deren er bedarf, so macht er einfach seinen Gewinn und es geschieht nichts weiter. Derselbe bleibt ihm nicht nur überhaupt, sondern er bleibt ihm auch als homogene Größe, aus der sich kein Teil selbständig heraushebt. Seine Güter werden das Substrat, die „Träger“ von Überschüssen, aber nur von temporären, ein besondres dauerndes Einkommen bildet sich nicht. An den Leistungen dauernder Produktionsmittel würde einfach ein- für allemal eine Werterhöhung stattfinden, die, wie wir sahen, in die Kategorien von Lohn oder Rente fällt. Ich verweise hier auf die Darlegungen des vorhergehenden Kapitels, aus denen sich das ohneweiters ergibt. Das naheliegende Bedenken, daß sich der Unternehmer ja auch dann Zins berechne, wenn er die nötigen Produktionsmittel „schon selbst hat“, wird sich später von selbst auflösen und zwar durch die Erkenntnis, daß es sich hier um eine Folgeerscheinung schon bestehenden Zinses handle. Hier wollen wir — gleichsam *lite pendente* — das Resultat hinnehmen, das sich aus der vorgeführten Erwägung ergibt, nämlich daß in einer Verkehrswirtschaft, in der die Unternehmer stets über die nötigen Güter verfügen, etwa von einer magischen Macht mit allen Arbeits- und Bodenleistungen, die sie brauchen, ausgestattet würden, sich kein Zins zeigen würde.

Nur wo das nicht der Fall ist, zeigt sich der Zins. Wie nicht alle Wertagien Unternehmernergewinn sind, so löst sich nicht aus allen Unternehmernergewinnen ein Zinseinkommen

ab. Nurdort geschieht das, wo die für die Durchführung der Pläne des Unternehmers nötigen Produktionsmittel sich im Eigentume andrer Wirtschaftssubjekte befinden, die keinen Teil an seinen Plänen haben — letzteres deshalb, weil sonst die Sache dieselbe wäre, wie wenn er die Güter selbst besäße: Es läge eine Art Gesamtunternehmerschaft vor. — Das gibt uns einen wichtigen Fingerzeig. Welchen Unterschied macht denn jenes Moment? Lediglich den, daß das Zentralorgan der kommunistischen Wirtschaft und der Unternehmer, der die nötigen Güter „schon hat“, eben einfach an die Produktion gehen können, während der Unternehmer, der nicht in dieser glücklichen Lage ist, erst noch eines besondern Mittels bedarf, um diese Güter seiner Herrschaft zu unterwerfen. Im statischen Produktionsprozesse überschattet man nichts Wesentliches, wenn man annimmt, daß dieses Mittel im Besitze der Produkte der abgelaufenen Produktionsperiode besteht, bei neuen Produktionen aber hat der Unternehmer im Prinzip keine solchen Produkte. Für ihn wird das Privateigentum an den Produktionsmitteln zum Hindernisse. Zu seiner Überwindung hilft ihm offenbar der Kapitalist. Und so können wir denn sagen, daß der Zins an einem Agens haftet, dessen Funktion die Beseitigung der der Entwicklung aus der Institution des Privateigentums erwachsenden Hindernisse ist, daß er in letzter Linie eine Konsequenz einer im Wesen der privatwirtschaftlichen Organisation liegenden Eigentümlichkeit ist, gleichsam bei der Reibung der Pläne des Unternehmers an der rauhen Fläche der bestehenden Eigentumsverhältnisse, über die sie hinwegmüssen, abgescheuert wird. So nähern wir uns auf anderm Wege einem Schlusse, der im Vorhergehenden bereits zutage trat. Die Einwendung, daß der Zins, der sich nach unsrer Auffassung nicht nur bloß in der Verkehrswirtschaft, sondern sogar nur in der kapitalistischen Verkehrswirtschaft zeigt, doch tatsächlich auch außerhalb der letztern vorkomme, wird uns noch später beschäftigen.

Nur ein Schritt trennt uns noch von der definitiven Fragestellung. Ehe ich ihn tue, möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers darauf lenken, daß es sich nach unsrer Fassung beim Zinsproblem um etwas andres handelt, als nach der üblichen Fassung. Man muß sich ganz klar darüber sein, daß wir, wenn wir vom Zinsproblem sprechen, an eine etwas andre Erscheinung denken, als die meisten Theoretiker. Obgleich das eigentlich in die Augen springt, wird es doch nicht überflüssig sein, diesen Punkt noch schärfer zu beleuchten.

Ich knüpfe zu diesem Zweck an die allgemein übliche Unterscheidung zwischen Darlehnszins und ursprünglichem Kapitalzins an. Sie reicht bis an den Anfang tiefergehender Untersuchungen über die Natur des Zinseinkommens zurück und ist, seit sie mit prinzipieller Betonung aufgestellt worden war, einer der Grundsteine der Zinstheorie geworden und geblieben. Und das in der folgenden Weise. Die Gedankenarbeit am Zinsproblem setzte ganz naturgemäß beim konsumtiven Darlehnszinse ein. Es ist zunächst naturgemäß, daß sie beim Darlehnszinse einsetzte, weil sich dieser vor allem als ein selbständiger, mit vielen auffälligen Merkmalen ausgezeichneter Einkommenszweig darstellt. Stets ist es leichter, einen auch äußerlich gesonderten Einkommenszweig begrifflich zu erfassen, als einen, den man aus einem Gemenge von Einkommenselementen erst herauschälen muß — deshalb wurde ja auch die Grundrente zuerst in England klar erkannt, wo sie nicht bloß rein ökonomisch vorhanden war, sondern in aller Regel auch gesondert gezahlt wurde. Beim konsumtiven Darlehnszinse aber setzte man deshalb ein, weil er im Altertume und im Mittelalter die wichtigste, bekannteste Form war. Der Zins des Produktivdarlehens fehlte zwar nicht. Aber er wirkte im klassischen Altertum in einer Welt, die nicht philosophierte, während die Welt, die philosophierte, die wirtschaftlichen Dinge nur flüchtig beobachtete und nur dem Zinse Aufmerksamkeit schenkte, der in ihren Kreisen zu beobachten war. Und auch später waren die Elemente kapitalistischer Wirtschaft,

die es gab, nur einem Kreise geläufig, der eine Welt für sich war und nicht grübelte und nicht schrieb. Der Kirchenlehrer, der Kanonist oder der von Kirche und Aristoteles abhängige Philosoph — sie alle hatten nur für den Konsumtivarlehnszins Verständnis, der sich — und zwar in sehr unangenehmer Weise — innerhalb ihres Gesichtskreises bemerkbar machte. Aus ihrem Gefühle der Verachtung gegen die Bewucherung des Notleidenden und die Ausnützung des Leichtsinrigen oder Lasterhaften, aus ihrer Reaktion gegen den Druck, den der Wucherer ausübte, stieg ihre Feindseligkeit gegen das Zinsnehmen empor, und daraus erklären sich wiederum einerseits ihre mehr oder weniger gezwungenen Argumente und andererseits die verschiedenen Zinsverbote.

Aus der Beobachtung des Geschäftslebens erwuchs mit der Erstarkung der kapitalistischen Wirtschaft eine gegenenteilige Auffassung. Es wäre eine Übertreibung, zu sagen, daß der Zins des Produktivarlehns geradezu eine Entdeckung der Spätern, der Zinsfreunde war. Aber in der Wirkung kam das Hervorheben desselben einer Entdeckung außerordentlich nahe. Es wurde durch sie sofort klar, daß die alte Auffassung einen und zwar den nunmehr weitaus wichtigsten Teil des Phänomens einfach ignorierte, und zugleich auch, daß der Schuldner keineswegs immer durch das Darlehnsnehmen ärmer werde. Das brach dem innersten Grunde der Zinsfeindlichkeit die Spitze ab und führte wissenschaftlich um einen Schritt weiter. Die ganze englische Zinsliteratur bis zur Zeit Adam Smiths ist erfüllt von dem Gedanken, daß das Darlehen einen Geschäftsgewinn ermögliche. An die Stelle des schwachen tritt im Geiste des Zinstheoretikers der starke Schuldner, an die Stelle des kläglichen Haufens von notleidenden Armen und leichtsinnigen Grundbesitzern tritt eine Gestalt von anderm Blute, der Unternehmer. Nicht ganz klar und scharf definiert freilich, aber doch hinlänglich deutlich. Und das ist der Punkt, an dem die hier vorgetragene Theorie einsetzt und fortzufahren sucht.

Aber auch der Produktivzins ist für diese Gruppe von Theoretikern immer noch Darlehnszins. Als seine Quelle ist wohl der Unternehmergewinn erkannt. Daraus folgt jedoch ebensowenig, daß der Unternehmergewinn einfach Zins sei, wie aus der Tatsache, daß die Quelle des Lohnes der gesamte Produktionserlös ist, folgt, daß der gesamte Produktionserlös Lohn sei. Wenn man bei der Kürze und Oberflächlichkeit der Ausführungen jener Schriftsteller über den Zins überhaupt etwas Bestimmtes darüber sagen darf, so haben sie auch durchaus nicht Zins und Profit konfundierte oder als wesensgleich angesehen. Sie haben vielmehr, wie man z. B. aus Hume sieht, den Zusammenhang beider in höherem Maße als Problem empfunden, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie im Unternehmergewinn nichts andres gesehen hätten, als Zins vom eigenen Kapitale. Locke und Steuart weisen Anläufe in einer ähnlichen Richtung auf. Sie erklären beide den Unternehmergewinn in einer Weise, die auf den Darlehnszins als solchen zwar gar nicht, wohl aber auf einen andersartigen Gewinn, der die Quelle des Darlehnszinses ist, anwendbar ist¹. Alle diese Autoren haben zutreffenderweise den Zins auf den Geschäftsgewinn als Quelle zurückgeführt, aber wohl nicht sagen wollen, daß dieser letztere selbst wieder nur ein Fall und zwar der Grundfall des Zinses sei. Ihr Profit darf daher selbst dann nicht mit Kapitalzins oder selbst Kapitalgewinn übersetzt werden, wenn er in der Wendung 'profit of capital' vorkommt. Sie haben das Zinsproblem nicht gelöst. Aber nicht deshalb, weil sie lediglich eine abgeleitete Form des Zinses, den Darlehnszins, auf die ursprüngliche und eigentliche zurückgeführt hätten, ohne diese zu erklären, sondern deshalb, weil sie überhaupt nicht nachgewiesen haben, daß und warum der Gläubiger in der Lage ist, sich mit seinem Kapitale jenen Anteil am Unternehmergewinne zu ertrotzen,

¹ Daraus erklärt sich ungezwungen die Disharmonie, die, wie v. Böhm-Bawerk hervorhebt, sich tatsächlich auf den ersten Blick in der Theorie Lockes zeigt. Vgl. Kapital und Kapitalzins, 2. Aufl. 1. Band, p. 52.

warum der Kapitalmarkt immer zu seinen Gunsten entscheidet. Gewiß liegt ferner im Geschäftsgewinn das zentrale Problem, von dessen Lösung auch der Einblick in das Zinsphänomen abhängt. Aber nicht deshalb, weil der Geschäftsgewinn selbst schon der eigentliche, wahre Zins ist, sondern weil sein Vorhandensein eine Voraussetzung der Zahlung von Produktivzins ist. Gewiß ist endlich der Unternehmer die wichtigste Person bei der ganzen Sache. Aber nicht deshalb, weil er der wahre, ursprüngliche, typische Zinsherr ist, sondern deshalb, weil er der typische Zinsschuldner ist.

Noch bei A. Smith kann ein durch Vermutung geschärftes Gefühl Spuren einer Auffassung wahrnehmen, nach der Profit und Interest nicht so ohneweiters zusammenfallen. Erst bei Ricardo und seinen Epigonen sind beide glattweg und unzweifelhaft synonym. Erst da gelangte die Theorie dazu, im Geschäftsgewinne überhaupt das einzige Problem und zwar das Zinsproblem zu sehen, erst da wird die Frage: Wie kommt es, daß der Unternehmer einen Geschäftsgewinn erzielt? — zum Zinsprobleme, erst da endlich gibt man den Sinn der englischen Autoren richtig wieder, wenn man ihren Profit mit „Kapitalgewinn“ oder „ursprünglicher Zins“ übersetzt. Darin liegt nun keineswegs bloß die harmlose Substitution von ausbedungenem Kapitalzins am fremden Kapitale durch Zins am eigenen Kapitale, sondern eine neue Behauptung, nämlich daß der Geschäftsgewinn des Unternehmers wesentlich Kapitalzins sei. Zu dieser neuen Fragestellung, die von unserm Standpunkte als ein erklärungsbedürftiges Abbiegen vom rechten Wege erscheinen muß, dürften die folgenden Momente beigetragen haben.

Vor allem liegt diese Fragestellung ja außerordentlich nahe. Die ausbedungene Pachtrente ist gewiß nur eine Folgeerscheinung der „ursprünglichen“, nämlich des Ertrages von Grund und Boden. Sie ist nichts anderes als dieser selbst, nichts anderes als der Reinertrag der Landwirtschaft vom Standpunkte des Grundherrn. Der ausbedungene Lohn ist nur eine Folgeerscheinung des Ertrages der Arbeit, er ist einfach der Reinertrag der Produktion vom Standpunkte

des Arbeiters. Warum sollte das anders beim Zinse sein? Ohne besondern Grund wird man das nicht annehmen. Der Schluß, daß dem ausbedungenen Zinse ein ursprünglicher Zins entspricht und daß dann dieser letztre ebenso das typische Einkommen des Unternehmers sei, wie die Grundrente das typische Einkommen des Grundherrn, scheint überaus natürlich, fast selbstverständlich. Der Unternehmer berechnet sich in Praxis ja selbst einen Zins von seinem Kapitale — das scheint eine unanfechtbare Sanktion, wenn es einer solchen überhaupt noch bedarf.

Sodann ist der Wertüberschuß des Produkts über seine Kostengüter wirklich das Grundphänomen, von dem auch der Zins abhängt. Und er entsteht in der Hand des Unternehmers. Was Wunders, daß man nur dieses Kernproblem sah und hoffte, mit seiner Lösung alles erledigt zu haben, — und ferner, daß man in diesem Wertüberschuß einfach gleich den Zins sah? Man hatte sich gerade von den merkantilistischen Oberflächlichkeiten losgerungen und daran gewöhnt, auf die konkreten Güter zu blicken, die hinter dem Geldschleier standen. Man betonte, daß das Kapital aus konkreten Gütern bestehe und verfiel der Tendenz, dieses Kapital als besondern Produktionsfaktor zu konstituieren. Einmal so weit, mußte man geradezu im Zinse ein Preislelement dieses Gütervorrats und mithin einfach das sehen, was vermittelt desselben vom Unternehmer mehr Erlöst wurde. Weil der Zins sicher aus dem Unternehmergewinn floß, also einen Teil des Unternehmergewinnes darstellte, so wurde der Unternehmergewinn oder doch sein bester Teil unversehens zum Zinse — ganz von selbst in dem Augenblicke, da man den Zins unmittelbar an die konkreten Güter knüpfte, deren sich der Unternehmer in seiner Produktion bedient. Daß auch der Lohn nicht zum Zinse wird, weil aus ihm eventuell Zins gezahlt wird, ist ein Bedenken, das ferner liegt, als man glauben könnte.

Die ungenügende Analyse der Unternehmerfunktion förderte die neue Fragestellung sehr. Es ist vielleicht nicht ganz richtig zu sagen, daß Unternehmer und Kapitalist

einfach zusammengeworfen wurden. Aber jedenfalls ging man von der Beobachtung aus, daß der Unternehmer seinen Gewinn nur mit Hilfe von Kapital im Sinne von Gütervorrat machen könne und legte ein Gewicht auf diese Beobachtung, das sie nicht verdient. Man sah — und das war ganz natürlich — in der Kapitalverwendung das Charakteristikon des Unternehmers und unterschied ihn wesentlich dadurch vom Arbeiter. Man sah in ihm prinzipiell den Kapitalverwender, den Produktionsgüterverwender, wie im Kapitalisten den Lieferanten irgendwelcher Güter. Dann ist jene Fragestellung schon von selbst gegeben, dann muß sie einfach als eine präzisere und profundere Fassung der Frage nach dem Darlehnszinse erscheinen.

Für das Zinsproblem mußte das, wie auf der Hand liegt, schwerwiegende Folgen haben. Es gab einen Darlehnszins, weil es einen ursprünglichen Zins gab, und dieser entstand in der Hand des Unternehmers. Auf den Unternehmer war damit der ganze Apparat der Problemlösung eingestellt. Das eröffnete nun vor allem eine Menge Holzwege. Viele Erklärungsversuche, wie manche Arbeits- und die Ausbeutungstheorien wurden — als Zinserklärungen — jetzt erst möglich. Denn nur dann, wenn man das Zinseinkommen an den Unternehmer knüpft, kann man überhaupt daran denken, es unmittelbar aus seiner Arbeitsleistung oder aus der Arbeit an der Erzeugung der Produktionsgüter oder aus dem Preiskampfe zwischen Unternehmer und Arbeiter zu erklären. Andre Versuche, wie z. B. alle Produktivitätstheorien wurden durch diese Fragestellung, wenn auch nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch wesentlich nähergelegt. Eine gesunde und wirklichkeitstreue Theorie von Unternehmer und Kapitalisten wurde dadurch unmöglich gemacht, die Erkenntnis eines besondern Unternehmergewinns erschwert, seine Erklärung von Anfang an verdorben. Aber weitaus die schwerste Folge dieser Auffassung war die Schaffung eines Problems, das zu einer Art von ökonomischem perpetuum mobile wurde.

Der Zins ist, wie die Erfahrung lehrt, ein dauerndes

Einkommen. Er entsteht in der Hand des Unternehmers. Folglich entsteht ein dauerndes Einkommen *sui generis* in der Hand des Unternehmers. Und es erhebt sich die Frage, woher das kommt. Mehr als ein Jahrhundert hindurch ist das Heer der Theorie gegen dieses unlösbare Problem, dieses Scheinproblem angestürmt, hat es sich auf Dinge eingelassen, die nur die Verzweiflung eingeben kann.

Wir haben diese Auffassung als unrichtig, als ein Vorurteil erwiesen. Da also trennt sich unser Weg von dem der übrigen Theoretiker. Nach unsrer Auffassung hat man im Anfange den Fuchs richtig zu seinem Bau verfolgt, aber dann ist man über den Bau hinweg ins Leere gerannt. Was erklärt werden soll, ist gewiß jener Überschuß der Produktpreise über die Kosten, jene Wertschwellung, die die Wirklichkeit zeigt. Aber darin erblicken wir zunächst Unternehmergewinn. Unser Zinsproblem entsteht erst auf einer spätern Stufe, ist also schon seinem Gegenstande nach etwas andres, als das übliche. Das hat u. a. zwei sehr wichtige Konsequenzen. Erstens kommen wir über jenes *perpetuum mobile* hinweg. Und zweitens — und das muß hier besonders betont werden — bedeutet für uns die Zurückführung des Zinses auf den Geschäftsgewinn etwas andres, viel mehr, als für die herrschende Theorie. Für diese führt sie an die Pforten des Problems, an die Werterscheinung, deren Erklärung durch die Zinstheorie erst zu leisten, vornehmlich zu leisten ist. Für uns aber führt sie auf eine Werterscheinung, die bereits erklärt ist und zwar auch an die Pforten eines Problems, aber nur mehr eines solchen von geringerer Bedeutung. Wenn die herrschende Theorie den Zins auf den Geschäftsgewinn zurückführt, so hat sie nur eine Form des Zinses auf eine andre zurückgeführt. Wenn wir das tun, so haben wir den Zins an einer uns bereits wohlvertrauten Stelle verankert. Der Satz: „Es gibt Darlehnszins, weil es einen Geschäftsgewinn gibt“ — hat für die herrschende Theorie nur den Wert einer präziseren Fragestellung, für uns bereits Erklärungswert. Die Frage: „Aber woher kommt der

Geschäftsgewinn?“ —, die für die herrschende Theorie die Aufforderung zur Leistung ihrer Hauptarbeit enthält, ist für uns erledigt. Für uns gibt es nur noch die Frage: Wie entsteht aus dem Unternehmergewinn das Zins-einkommen?

Auf diese andre, engere Fragestellung bei unserm Zins-probleme den Leser besonders aufmerksam zu machen, war deshalb nötig, weil die Einwendung, daß hier nicht mehr geleistet wird, als die längst geleistete Zurückführung des Zinses auf den Geschäftsgewinn, besonders ärgerlich wäre. So rechtfertigt sich wohl die wiederholte Betonung von Dingen, die sich der Leser leicht selbst hätte sagen können. Nun gehen wir zum letzten Leitsatze unsrer Zinstheorie über.

Der Überschuß, der die Basis des Zinses bildet, kann als Wertüberschuß, der er ist, nicht anders als in einem Wertausdrucke in Erscheinung treten. Deshalb kann er in der Verkehrswirtschaft nur im Vergleiche zweier Geld-summen ausgedrückt werden. Das ist selbstverständlich und zunächst völlig unkontrovers. Namentlich kann kein Vergleich von Gütermengen an sich über das Vorhandensein eines Wertüberschusses etwas aussagen. Wo immer von Gütermengen in solchem Zusammenhange die Rede ist, erscheinen dieselben nur als Symbole von Werten: Wenn jemand sagte, er erhielte für das „Darleihen“ eines Hobels jährlich ein Brett, so erfährt man daraus nichts. Erst auf einen Wertausdruck gebracht, lehrt diese Aussage, ob überhaupt ein Wertüberschuß vorliegt und ein wie großer. Tatsächlich bedient sich die Praxis des Geldausdruckes und in der Geldform allein stellt sich uns der Zins empirisch dar. Diese Tatsache nun müssen wir auf alle Fälle hinnehmen, aber wir können sie sehr verschieden interpretieren. Wir können einmal zum Resultate kommen, daß dieses Auftreten des Zinses in der Geldform lediglich durch die Notwendigkeit eines Wertmaßes bedingt sei, mit dem Wesen des Zinses aber nichts zu tun habe. Das ist die herrschende Ansicht. Ihr zufolge gibt das Geld die Ausdrucksform ab

und sonst nichts, entsteht der Zins dagegen an Gütern irgendwelcher Art als ein Überwert der Güter selbst. So fassen auch wir die Sache beim Unternehmergewinne auf. Auch um ihn auszudrücken bedarf man eines Wertmaßes und wird man sich also zweckmäßigerweise der Geldvorstellung bedienen. Aber trotzdem hat der Unternehmergewinn mit dem Gelde seinem Wesen nach nichts, gar nichts zu tun.

Fraglos liegt es außerordentlich nahe zu versuchen, auch beim Zinse vom Momente des Geldes so schnell wie möglich abzubiegen und die Erklärung des Zinseinkommens in jenes Gebiet zu tragen, wo allein Werte und Erträge wachsen können, nämlich in das Gebiet der Güterproduktion. Allein wir können nicht abbiegen. Gewiß entspricht in jedem Falle dem Geldzinse, also dem Agio der Kaufkraft, ein Agio irgendwelcher Güter. Gewiß braucht man Güter und nicht „Geld“ zum Produzieren im technischen Sinne. Aber wenn wir daraus schließen, daß das Geld nur ein Zwischenglied von lediglich technischer Bedeutung sei und uns anschicken, ihm die Güter, die dafür angeschafft werden und für die daher in letzter Linie der Zins gezahlt wird, zu substituieren, da verlieren wir sofort den Boden unter den Füßen. Oder richtiger gesagt: Wir können wohl einen Schritt oder selbst einige Schritte von der Geldbasis weg machen in die Welt der Güteragien hinein. Aber eben nur einen oder einige Schritte, dann hört der Weg auf, weil diese Agien nicht dauernd sind — und dann sehen wir auch gleich, daß dieser Weg falsch war, denn ein wesentliches Charakteristikon des Zinses ist ja, daß er dauernd ist. Man kann also nicht durch den Geldschleier durchstechen, um auf Agien an konkreten Gütern zu kommen. Sticht man durch ihn durch, so sticht man ins Leere¹.

So können wir uns also nicht von der Geldbasis des Zinses entfernen. Darin liegt ein indirekter Beweis dafür,

¹ Auf die Auskunftsmittel: „Genußgüternvorrat“ und „Vorrat aufgehäufter Arbeits- und Bodenleistungen“ — gehe ich hier nicht mehr ein.

daß eine zweite Auffassung von der Bedeutung der Geldform, in der der Zins uns entgegentritt, den Vorzug verdient, nämlich die Auffassung, daß diese Geldform nicht Schale, sondern Kern ist. Natürlich würde ein solcher Beweis allein uns nicht zu weitgehenden Schlüssen berechtigen. Aber er mündet in unsre frühern Ausführungen über die Themen von Kredit und Kapital ein, kraft deren wir begreifen, welches die Rolle ist, welche die Kaufkraft hier spielt. Als ein Resultat also können wir jetzt unsern fünften Leitsatz aussprechen: Der Zins ist ein Preiselement der Kaufkraft als Herrschaftsmittel über Produktionsgüter. Wo immer man vom Zins als etwas andrem als Kaufkraft spricht, liegt zunächst — wir kommen noch auf den Punkt zurück —, wenn keine falsche Grundauffassung, nur eine figürliche Redewendung vor.

Sofort sei gesagt, daß dieser Leitsatz viel von seiner Befremdlichkeit verliert, wenn man bedenkt, daß er ja keineswegs der Kaufkraft eine produktive Rolle im eigentlichen Sinne zuschreibt, sondern sich nur auf den Vorgang der Abspaltung eines Teiles aus vorhandenen und erklärten Wertquellen bezieht. Das bricht, meine ich, dem aller schwersten Bedenken die Spitze ab. Dennoch ist ein gutes Stück Arbeit zu leisten, ehe wir den Satz zu unserm gesicherten Besitze zählen können. Hier kann zunächst nur gegen die unserm Satz drohende Ablehnung a limine protestiert und darauf hingewiesen werden, daß er lange Jahrhunderte hindurch — seit Aristoteles bis auf die Zeit A. Smiths — auf eine Annahme a limine hätte rechnen können. Heute freilich liegt die Sache so, daß wir uns einer geschlossenen Phalanx so gut wie aller Theoretiker gegenübersehen. Und nichts macht ja einen Weg ungangbarer, als daß ihn eine lange Reihe von Touristen für ungangbar erklärt.

Diese Stellungnahme ist um so merkwürdiger als die Tatsache, daß der Zins auf dem Geldmarkte mit Angebot von und Nachfrage nach „Geld“ schwankt, jedermann bekannt ist und doch unzweifelhaft auf unsre Auffassung

hinweist¹. Noch etwas andres kann gleich hinzugefügt werden. Daß man naß wird, wenn es regnet, ist dem Geschäftsmann nicht selbstverständlicher, als daß der Zins sinkt, wenn die Kreditzahlungsmittel spontan, das heißt ohne durch eine Warenbewegung veranlaßt zu sein, vermehrt werden und umgekehrt. In der Tat, wenn eine Regierung Papiergeld drucken und es an Unternehmer ausleihen würde, würde da der Zins nicht sinken? Und würde der Staat dafür keinen Zins erhalten können? Spricht der Zusammenhang des Zinses mit Wechselkursen und Goldbewegungen nicht deutlich genug? Es ist eine überaus tiefe und breite Masse von Alltagsbeobachtungen, auf die ich damit hingewiesen habe.

Trotzdem haben nur wenige bedeutendere Theoretiker diese Tatsachen in die Diskussion des Zinsphänomens eingeführt. Sidgwick² vertritt eine Auffassung, in der ich mit v. Böhm-Bawerk wesentlich eine Abstinenztheorie erblicke. Aber er hat vor der *sedes materiae*, dem Kapitel über den Zins, im Kapitel über Geldwert bereits vom Zinse gehandelt, ihn dort mit dem Gelde in Beziehung gebracht und auch den Einfluß der Kaufkraftschaffung auf den Zins anerkannt in dem Satze (p. 251): „... We have to consider, that the banker to a great extent produces the money he lends . . . and that he may easily afford to sell the use of this commodity at a price materially less than the rate of interest on capital generally.“ Dieser Satz enthält mehrere Punkte, über die wir uns nicht freuen können. Auch fehlt jede tiefergehende Begründung des Vorgangs. Endlich werden

¹ Vgl. Marshalls Äußerungen vor der Commission on the Depression of Trade 1886. Bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Goldmenge und Güterpreise sagt er, von einer Vermehrung der Goldmenge sprechend: I should say it would act at once upon Lombard street, and make people inclined to lend more; it would swell deposits and book credits and so enable people to increase their speculation . . . Wer das sagt — und wer könnte das leugnen? — kann unsre Auffassung nicht ohneweiters ablehnen.

² Principles of Political Economy.

auch weiter keine zinstheoretischen Konsequenzen gezogen. Aber er ist doch ein Schritt in unsrer Richtung, getan offenbar im Anschluß an McLeod. Viel mehr beschäftigt sich Davenport mit der Sache. Allein auch er kommt zu nichts. Er galoppiert ganz schön und willig an das Hindernis heran, stockt aber dann doch und läßt es beim Anlaufe bewenden. Die herrschenden Theorien vernachlässigen das Moment des Geldes ganz — überlassen es als technische Materie ohne prinzipielles Interesse den finanziellen Schriftstellern. Diese Stellungnahme ist so allgemein, daß sie auf einem Elemente von Wahrheit beruhen muß und jedenfalls der Erklärung bedarf. Die folgenden Erwägungen sollen sie versuchen.

Am wenigsten läßt sich für die Versuche sagen, die statistische Tatsächlichkeit des Zusammenhangs zwischen Zinsrate und Geldmenge in Abrede zu stellen. R. Georges Lévy¹ hat die Zinsrate mit der Goldproduktion verglichen und, wie vorausszusehen, gefunden, daß eine irgendwie erhebliche Korrelation nicht bestehe. Abgesehen davon, daß die angewandte statistische Methode mangelhaft war, berechtigt das nicht zum Schluß, daß Geldmenge und Zinsfuß nichts miteinander zu tun haben. Vor allem ist eine genaue zeitliche Korrespondenz nicht zu erwarten. Sodann ist der Goldvorrat selbst der Banken nicht einfach dem Umfange der Kreditgewährung proportionell, — und nur die Kreditgewährung ist von Bedeutung für den Zinsfuß. Endlich strömt ja nicht die gesamte Goldproduktion dem Unternehmer zu.

Ganz unverzeihlich aber ist der induktive Widerlegungsversuch Irving Fishers (*Rate of Interest* p. 319 fg.) für einen Theoretiker von seinem Range. Nur der Vulgarstatistiker könnte es sich erlauben, einen Kausalzusammenhang abzulehnen, weil er sich nicht dem ersten Blicke zeigt. Dann beweist seine Tabelle jährlicher Durchschnitte doch gar nichts gegenüber der Beobachtung, die man im Detail des täglichen Geldverkehrs machen kann. Und schließlich hat

¹ Journal des Economistes 1899.

er gar die Geldzirkulation pro Kopf mit der Zinsrate verglichen und dadurch dem Resultate des Vergleichs überhaupt jede Relevanz genommen.

Das gibt uns jedoch einen Anlaß, unsre Theorie vor einem Mißverständnis zu schützen. Die absolute Menge der Kaufkraft, auch der Kaufkraft, die auf dem Geldmarkte angeboten wird, sagt an sich natürlich gar nichts über den Zins. Die bestehenden Güterpreise, die Unternehmungslust, überhaupt geradezu alle sachlichen und persönlichen Daten einer Volkswirtschaft, bieten seine tiefere Erklärung. Von ihrem Zustande und ihren Wandlungen hängt, wie alles andre in der Volkswirtschaft, auch der Zins ab. Nur widerspricht das nicht im geringsten unsrer Auffassung. Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, indem man jene an sich richtige Erkenntnis übertreibt.

Das führt uns zu der Anerkennung eines Elements von Wahrheit in der geldfeindlichen Zinstheorie. Die Geldmenge ist ein viel weniger wichtiges Moment, als der Laie anzunehmen geneigt ist und diese Erkenntnis mußte vor allem durchgesetzt werden. Weder durch Kreditgeldemissionen noch durch Goldentdeckungen kann ein Volk bereichert und blühend gemacht werden. Nichts Wesentliches läßt sich in letzter Linie durch Geldbewegungen erklären. Und in diesem Sinne betonte schon Barbon und nach ihm Hume und Smith, daß auch der Zins nicht für ein mystisches Etwas, sondern schließlich nur für Güter gezahlt werden könne. In diesem Sinne war das richtig und wird hier natürlich völlig akzeptiert. Diese Erkenntnis war auch sehr wertvoll, sie durchzusetzen eine schwierige und verdienstliche Tat. Zwei Arten von Gegnern hatte sie zu überwinden. Da waren erstens die Praktiker gewöhnlichen Schlages mit allen ihren ärgerlichen Unklarheiten und Vorurteilen in dieser Beziehung, von denen sie ja auch heute nicht leicht abzubringen sind. Klare Erfassung der wesentlichen Kausalzusammenhänge war nur möglich durch Wegräumung aller der schiefen und falschen Auffassungen, die die Vorgänge der Güterwelt verschleiern und wesentlich um die Begriffe Geld und Kredit

herum liegen. Zu dieser Gruppe gehörten gewissermaßen auch jene Theoretiker, die den Zins einfach als Geldpreis erklärten, ohne weiterzugehen. Ihnen mußte gesagt werden, daß das keine Erklärung, daß das nichts sei. Zweitens hatten es die „geldfeindlichen“ Theoretiker mit den Merkantilisten zu tun, deren Auffassungen, wie immer man sonst über ihre Bedeutung für die Wissenschaft denken mag, hier einfach auf dem populären Irrtume beruhten und die Diskussion handelspolitischer Fragen mit ihrer Überschätzung der Bedeutung einer Geldeinfuhr hoffnungslos verdarben. Ihnen mußte entgegengehalten werden, daß das Geld nur Rechenpfennig und seine Vermehrung wertlos sei.

Dieser Standpunkt involviert allerdings bereits eine Übertreibung, wie wir wissen. Daraus, daß Zins in letzter Linie für Güter gezahlt werde, folgt nicht, daß das Geld mit ihm nichts zu tun habe, ebenso, wie aus der Erkenntnis, daß Geldsummen nur Rechenpfennige seien, nicht folgt, daß sich keine wichtigen wirtschaftlichen Vorgänge daran knüpfen können. Aber es ist begreiflich, daß, wenn man diesen Standpunkt einmal innehat, jeder Versuch, die Zinserklärung an die Vorgänge des Geldmarkts anzuschließen und selbst die einfache Behauptung, daß zwischen Zinshöhe und Geldmenge ein Zusammenhang bestehe, geradezu als absurd erscheinen muß. Law, Locke und in ihrem Gefolge Montesquieu, die diesen Zusammenhang behaupteten, erfuhren denn auch noch von Smith die gebührende Zurückweisung (Bk. II Ch. IV). Und wenn man sich in die Erkenntnis, die die Basis der Zurückweisung bildete, hineindenkt, dann stellt sich das Verständnis für dieses Gefühl von Absurdität sofort ein. Das Geld, dieses armselige Umlaufsmittel soll etwa „Werte schaffen“ oder gar „Güter zeugen“? Das ist ja wirklich so absurd, daß ich mich zu wiederholen beeile, daß es sehr viel weniger befremdlich ist anzunehmen, daß dieses Umlaufsmittel unter Umständen Werte und Güter, mit deren „Schaffung“ es nichts zu tun hat, aus der Bahn, die sie sonst nehmen würden, ablenken und andern Wirtschafts-

subjekten zuführen kann, zumal wenn man eine besondere Funktion anzugeben vermag, kraft deren es das tut.

So richtig nun aber auch der innerste Grund für jene Stellungnahme war, so wenig läßt sich die Leugnung des Kausalzusammenhanges zwischen Zinsrate und der Geldmenge auf dem Geldmarkte verteidigen. Unsr Theorie stimmt hier mit der Anschauung eines jeden Praktikers überein. Jetzt erhebt sich die Frage nach der Begründung, die man dieser Ablehnung gab, denn es kann ja darin ein Gegenargument gegen unsre Auffassung liegen. Sie lautete einfach¹: Wenn die Menge des Geldes zunimmt, dann steigen alle Preise, folglich auch die der Kapitalgüter und die ihrer Kostengüter. Die Veränderung ist daher nur eine nominelle, betrifft nur die Recheneinheit, nicht das Wesen der Sache. Daher kann das auf die Zinsrate keinen Einfluß haben, der neue Geldausdruck des Zinses muß zum neuen Geldausdrucke des Kapitals dasselbe Verhältnis wie der alte Geldausdruck des Zinses zum alten Geldausdrucke des Kapitals haben. Man sieht, dieser Gedankengang bringt nichts Neues, er ist nur eine Konsequenz der allgemeinen prinzipiellen Position. Von ihrem Standpunkte ist er ganz korrekt. Man beruhigte sich um so eher dabei, als für jedes historische Sinken — im Gegensatze zu den täglichen Fluktuationen, die uns besonders interessieren — des Zinsfußes ja stets die Erklärung in dem klassischen Satze von der sinkenden Profitrate gegeben war.

Man beachte übrigens, wie dieser Gedankengang in ganz charakteristischer Weise nur auf das in Zirkulation befindliche Geld eingestellt ist, auf das Geld, das den Güteraustausch des normalen Wirtschaftsprozesses aktuell besorgt, wir könnten fast sagen: auf das statische Geld. Diesem schreiben wir denn auch wirklich keine zinsdrückende Wirkung zu. Ja gerade das Gegenteil ist der Fall — und hier berühren wir in Kürze einen Punkt, der für unsre ganze

¹ Vgl. die kurze und prägnante Fassung bei A. Smith, 2. Buch, 4. Kap.

Theorie erheblich ist. Wenn die Menge des zirkulierenden Geldes steigt, dann steigen alle Preise. Dann aber bedarf der Unternehmer eines größeren Kapitals in unserm Sinne, entfaltet also auf dem Geldmarkte eine größere Nachfrage, als das sonst der Fall wäre. Und folglich muß der Zins insoweit sogar steigen! Das einmal in Zirkulation befindliche oder schon von Anfang an der Zirkulation zuströmende Geld, weit entfernt, auf die Zinsrate zu drücken, hebt sie vielmehr. Diese Kaufkraftmenge wirkt in ihrem Einflusse auf den Zins derjenigen Kaufkraftmenge, die in den Händen der Kapitalisten der Nachfrage des Unternehmers wartet, entgegen. Nun strömt das Gold direkt aus Minen zu einem verhältnismäßig großen Teile direkt in den Warenmarkt und von allen Goldausbeuten haben das sicher die spanischen am meisten getan. Aber nur ausgeliehen vom Kapitalisten und namentlich in der Rolle der Bankreserve wirkt neues Gold zinsdrückend. Es war also nicht nur begreiflich, daß die Klassiker die Ursachen des Zinsrückganges nach jenen Goldentdeckungen anderswo suchten als in der Goldvermehrung, da sie die andre Rolle des Geldes einfach nicht sahen, sondern es war auch tatsächlich ganz richtig. Ganz allgemein aber: Das Gegeneinanderarbeiten jener beiden Kräfte erklärt — außer andern Umständen —, daß man in den großen Linien der Wirtschaftsgeschichte nicht mehr von der zinsdrückenden Wirkung von Geldvermehrungen sieht. Theoretisch ist sie dennoch zweifellos. Kurz sei noch bemerkt, daß der Zins unter Umständen trotz seines Prozentausdruckes — wird er anders ausgedrückt, so ist das selbstverständlich — sich auch nominell verändern kann, was dann noch weiter dazu beiträgt, den Kern der Sache zu verschleiern, nämlich in Antizipation von Geldwertänderungen¹.

Auch andre Elemente von Wahrheit im Standpunkte der „Geldfeinde“ können wir entdecken². Praktiker wie

¹ Vgl. Fisher, Rate of Interest p. 78 fg.

² Ein solches ist z. B. ihre berechnete Verachtung für den Kausalzusammenhang zwischen Zins und Geldmenge in der folgenden Form:

Finanzschriftsteller heben oft die Bedeutung der Diskontpolitik und der Geldverfassung in einer unrichtigen Weise hervor. Da ist denn zuzugeben, daß der Umstand, daß z. B. die Nationalbanken den Zinsfuß beeinflussen können, ebensowenig für das Beweisthema, daß der Zins an der Kaufkraft hafte, leistet, als etwa der Umstand, daß der Staat Preistaxen festsetzen kann, beweist, daß die Preise sich im allgemeinen aus staatlichen Festsetzungen erklären. Aus Rücksicht auf die nationale Währung kann — mit oder ohne haltbaren Grund — im einzelnen Falle auf den Zinsfuß gewirkt werden, aber die theoretische Bedeutung dieser Tatsache reicht an sich nicht weit. Da liegt eben Beeinflussung eines Preises aus außerhalb der Materie liegenden Motiven vor. Die Ansicht, daß man mit der Geldverfassung und irgendwelcher Diskontpolitik den Zinsfuß eines Landes dauernd etwa niedriger halten könne, als den anderer Länder und daß das für die volkswirtschaftliche Entwicklung sehr vorteilhaft sei, ist durchaus laienhaft und praktisch sehr verderblich. Die Organisation eines Geldmarkts ist natürlich ebenso verbesserungsfähig als etwa die des Arbeitsmarkts, aber an dem Wesen der Vorgänge läßt sich dadurch nichts ändern.

So sind wir endlich zu der Stelle vorgedrungen, an der wir den Kern des Zinsproblems zu finden glauben. Nun handelt es sich um das Problem, ob und warum sich ein Agio gegenwärtiger Kaufkraft über künftige nachweisen läßt, also, ganz populär gesprochen, um die Frage: Kann ich mir durch Hingabe einer Anzahl von Kaufkrafteinheiten die Rückgabe einer größeren Anzahl solcher Einheiten in einem künftigen Zeitpunkt sichern und wenn ja — warum und unter welchen Voraussetzungen?

Wenn mehr Geld vorhanden ist, dann sinkt der Geldwert — und für dieses minderwertige Geld zahlt man weniger Zins. Daran ist natürlich kein gutes Haar. Ich habe diese Auffassung im Texte gar nicht diskutiert, meine aber, daß sie viel dazu beigetragen hat, die Ökonomen von jedem Nexus zwischen Geld und Zins ein für allemal abzuschrecken.

Damit fragen wir nach einem Marktvorgange, nach den Bedingungen, unter denen Hingabe gegenwärtiger und Rückgabe künftiger Kaufkraft erfolgt. Wir suchen den Kern der Sache auf dem Geldmarkte, aus dem der Industrie ihr kapitalistisches Lebensblut zufließt und auf dem wir die Wechselbeziehung von Industrie und Kapital am deutlichsten sehen. Und zwar ist es ein Prozeß von Preisbildung, den wir untersuchen wollen. Jedes einzelne Darlehnsgeschäft ist ein „echter und rechter“ Tausch. Zunächst scheint es vielleicht befremdlich, daß man ein Gut gleichsam gegen sich selbst austauscht. Nach den Ausführungen v. Böhm-Bawerks über diesen Punkt¹ ist jedoch ein näheres Eingehen darauf nicht nötig: Tausch von Gegenwärtigem gegen Zukünftiges ist geradeso wenig ein Tausch von Gleichem gegen Gleiches, daher geradeso wenig sinnlos, wie Tausch von etwas, das sich an einem Orte befindet, gegen etwas, das sich an einem andern Orte befindet. Wie man Kaufkraft an einem Orte gegen Kaufkraft an einem andern Orte austauschen kann, so auch gegenwärtige gegen künftige. Die Analogie zwischen Darlehnsgeschäft und Wechselarbitrage liegt nahe und mag dem Leser als eine gedankliche Stütze empfohlen werden.

Wenn es gelingt nachzuweisen, daß unter gewissen Umständen — sagen wir statt dessen gleich: in der Entwicklung — auf dem Geldmarkte gegenwärtige Kaufkraft regelmäßig ein Agio gegenüber künftiger haben müsse, so ist die Möglichkeit eines dauernden Güterstroms nach den Besitzern von Kaufkraft hin theoretisch erklärt. Der Kapitalist kann sich dann ein dauerndes Einkommen verschaffen, das sich in allen Stücken wie ein statisches verhält, obgleich seine Quellen individuell nicht dauernd und obgleich sie Resultate der Entwicklung sind. Und keine Zu- und Einrechnung vermag an dem Reinertragscharakter jenes Güterstroms etwas zu ändern. Zunächst hat der Preisbildungsprozeß selbst, der bewirkt, daß ich für hundert gegenwärtige Kronen

¹ Vgl. „Kapital“ II. Bd.

hundertfünf künftige erhalten kann, nichts davon zu fürchten. Er kann durch Einrechnung des Ertrags, den er selbst erst realisiert, nicht etwa unmöglich gemacht werden. Dem Darlehnsgefchäfte gegenüber kann ich nicht etwa meine hundert Kronen schon mit hundertfünf Kronen werten, denn erst das Darlehnsgefchäft selbst verschafft mir ja die fünf Kronen mehr. Bei meinem Beschlusse über das Eingehen des Darlehnsgefchäfts kann ich die hundert Kronen also offenbar nur mit dem Werte ihrer sonstigen Verwendungen, also mit ihrem statischen Werte, also mit hundert Kronen anschlagen, und folglich müssen mir da die fünf Kronen wirklich als Reingewinn erscheinen.

Aber auch sonst kann die Einrechnung dem Reinertragscharakter des Zinses nichts anhaben. Gesetzt, ich habe mich bereits dafür entschieden, meine hundert Kronen auszuleihen. Dann sind von ihrem Besitze sicher hundertfünf künftige Kronen abhängig. Daraus würde an sich folgen, daß ich nichts davon ausgeben kann, ohne meinen Vermögensstamm zu verringern, daß ich also kein Reineinkommen habe, denn von allem Anfange an habe ich die hundert Kronen als potentielle hundertfünf Kronen geschätzt. Aber darauf kann man entgegnen, daß, wenn man diese Auffassung akzeptiert, einfach der Vermögensstamm selbst die Eigenschaft hat, immer nachzuwachsen, so oft er durch Konsumtion des Zuwachses verringert worden ist, und zwar dem Werte nach. Wie immer man seine Ausdrucksweise einrichten mag, nie kommt man über die Tatsache hinaus, daß aus der stets fließenden Wertquelle von immer neuen Unternehmergewinnen sich immer neue Wertagien an gegenwärtige Kaufkraft knüpfen, wodurch sich ihr Fall von dem aller konkreten Güter unterscheidet. Und sagte man, daß nun alle diese endlosen Zuwächse den ursprünglichen hundert Kronen zuzurechnen sind, so ergäbe sich für deren Wert die Größe unendlich, was, wie wir wissen, das Bestehen eines Reineinkommens nicht ausschließt. Ein steter Güterstrom nach dem Besitzer von Kaufkraft, die für neue Unternehmungen verfügbar ist, wäre auch dann erklärt — und

seine Erklärung ist ja das eigentliche Problem. Ich nehme an, daß dieser Punkt klargestellt ist und von weiteren Auseinandersetzungen, die uns allzusehr aufhalten und viele Wiederholungen involvieren würden, abgesehen werden kann. Doch ist die Sache ebenso schwierig wie wichtig, weshalb der Leser, der irgendeinen Zweifel hat, aufgefordert wird, den Fall des Agios der Kaufkraft mit dem Fall physischen Wachstums etwa einer Rinderherde zu vergleichen. Eine solche Diskussion wäre eine überaus nützliche Übung. Ich selbst möchte nicht länger bei einer Erörterung verweilen, die weitaus den meisten Lesern gegenüber nur offene Türen einrennen könnte.

Allein wir können jetzt auch ganz direkt angeben, wie hoch sich der Gesamtwert eines unendlichen Zinsertrags stellen muß. Er kann nicht niedriger sein als der Wert der Summe, die ihn trägt, denn wäre er es, so würde man sich eben diese Summe für ihn verschaffen und anders als zur Darlehensgewährung verwenden, wodurch der Wert von Summen dieser Größe sinken müßte, bis die Gleichheit hergestellt ist. Und er kann nicht höher sein als der Wert der Summe, die ihn abwirft, weil sonst solche Summen zur Darlehensgewährung verwendet und ihre Werte in den andern Verwendungen ebenso lange steigen würden. Das ist die wahre Regel der „Kapitalisierung“, die wir an die Stelle der Additionsregel setzen und später noch allgemeiner anwenden werden. Das Primäre am Kapitalisierungsprozesse dauernder Erträge ist die Tatsache des Zinses. Auf Grund derselben werden dauernde Erträge mit einem Geldausdrucke angeschlagen, dessen Größe gleich ist der Kaufkraftsumme, die, wenn ausgeliehen, einen solchen Ertrag abwerfen würde. Daraus folgt dann wiederum, daß die Wertbildung von als dauernd erwiesenen Reinerträgen diesen selbst den Reinertragscharakter nicht nehmen kann.

Deshalb beantworten wir alle drei Fragen, in die das Zinsproblem zerfällt, wenn wir das preistheoretische Problem des Agios gegenwärtiger Kaufkraft lösen können. Der Nachweis eines objektiven Güterzuflusses an den Kapitalisten,

der einfache Nachweis eines dauernden objektiven Ertrags, von dem kein Abzug zu machen und der nicht an andre Wirtschaftssubjekte weiterzugeben ist, erledigt die Sache vollständig und erklärt ipso facto, daß jener Ertrag auch einen Wertgewinn bedeutet, daß er ein Reinertrag ist. Wir wollen jetzt an die Erbringung dieses Nachweises gehen und schrittweise unsre Erklärung des ja sehr vielgestaltigen Zinsphänomens entfalten.

Um nun ganz methodisch vorzugehen, wollen wir uns die allgemeine Frage stellen, in welchen Fällen sich jemand veranlaßt sehen kann, sich ein Darlehen auch unter der Bedingung zu wünschen, daß er eine größere Anzahl von Geldeinheiten zurückstellen muß, als er erhalten hat. Ein besonders naheliegender Fall dieser Art ist der abnormaler Willensschwäche des Darlehnswerbers. Wenn der Gesichtskreis desselben nicht so groß ist, als dem Milieu der Volkswirtschaft, in der er lebt und der Stelle in derselben, an der er steht, entsprechen würde, so kann es eintreten, daß ihn die Zukunft über einen gewissen Punkt hinaus schlechthin nicht kümmert oder doch nicht mit der Klarheit und dem Empfinden von Realität vor Augen steht, wie die augenblickliche Bedürfniskombination. Dann werden einem solchen Wirtschaftssubjekt etwa hundert gegenwärtige Geldeinheiten zweihundert Geldeinheiten in weiterer Zukunft gleich sein, und es werden daher die Bedingungen für ein Zustandekommen eines Tausches mit jemandem gegeben sein, der hundert Geldeinheiten für denselben zukünftigen Zeitpunkt nicht oder nicht so sehr geringer schätzt, als der Schuldenmacher. Nach diesen Voraussetzungen würde also der letztre eventuell bereit sein, für ein Darlehen einer bestimmten Summe in der Gegenwart die Verpflichtung einzugehen, in jenem Zeitpunkte die doppelte Anzahl Geldeinheiten zurückzustellen. Das Wirtschaftssubjekt, an das er sich wendet, sei als gewöhnliches statisches Wirtschaftssubjekt betrachtet. Dann wird es einen geordneten Wirtschaftsprozess jahraus jahrein durchführen, und wenn es in

einem gegebenen Zeitpunkte jene gewünschten hundert Geldeinheiten zur Verfügung hat, so sind dieselben schon bestimmten Ausgabeverwendungen zugedacht, denen sie im betreffenden Zeitpunkte jahraus jahrein zugeführt werden. Der Darlehnsgeber wird unter diesen Voraussetzungen — von vorhandenen Geldreservoirs sehen wir ja voraussetzungsmäßig ab — nicht ohneweiters bereit sein, hundert Geldeinheiten gegen dieselbe Anzahl von Geldeinheiten in der Zukunft herzugeben, denn dadurch würde ja seine Wirtschaft gestört, wofür der entsprechende Zuwachs in der Zukunft keineswegs eine Kompensation bildet. Nach dem Gesetze des abnehmenden Grenznutzens müßte vielmehr der Zuwachs in der Zukunft von geringerem Werte sein, als die Hingabe in der Gegenwart, weil das Weggeben wichtige Bedürfnisse ungedeckt läßt, das Hinzukommen nur weniger wichtige befriedigt. Nicht nur deshalb also muß der Darlehnsnehmer sich zu einer Rückstellung von mehr Geldeinheiten verstehen, um den Darlehnsgeber zu einem Darlehnsgeschäft zu veranlassen, sondern auch deshalb, weil das Geschäft unter unsern Voraussetzungen dem letztern einen Nachteil zufügt. Dieser Nachteil kann stets exakt gemessen werden, wie jede andre Werterscheinung. Nehmen wir an, für den Darlehnsgeber sei die Unbequemlichkeit der Störung seiner Wirtschaft durch einen Geldzuwachs in der Zukunft dann kompensiert, wenn er statt hundert hundertzwanzig Geldeinheiten zurückbekäme. In diesem Falle sei ihm das Darlehnsgeschäft gleichgültig, in diesem Falle, so nehmen wir an, bringt es ihm weder Vorteil noch Nachteil. Dann kann also das Darlehnsgeschäft zu einem Preise zustande kommen — denn es ist klar, daß es sich hier um einen Preis handelt —, der zwischen hundertzwanzig und zweihundert zukünftigen Geldeinheiten liegt. Unter diesem Preise wird der Darlehnsgeber, über diesem Preise der Darlehnsnehmer nicht mittun wollen. Von Geschick, Überlegenheit, Kenntnis der Lage usw. würde dann, entsprechend der allgemeinen Preistheorie, die Festsetzung des Preises innerhalb dieser Grenzen abhängen, wenn sich

nur zwei Kontrahenten gegenüberstünden. Des Nähern kann man noch sagen, daß zwar der Preis, zu dem getauscht wird, unbestimmt ist, daß aber das Endresultat immer das sein muß, daß für beide Teile das Grenznutzenverhältnis von gegenwärtigem und zukünftigem Gelde umgekehrt gleich sein muß dem Tauschverhältnisse. Natürlich ist ein solcher isolierter Tausch nur ein Schema, um daran die Vorgänge in der Volkswirtschaft darzulegen, obwohl gerade bei der Art von Darlehnsverkehr, die wir hier betrachten, solche Fälle aus ersichtlichen Gründen vorkommen können. Es ist klar, daß der Darlehnsnehmer nicht einfach auf dem Markte auftreten kann, wie bei andern Tauschvorgängen, sondern sich sehr häufig nur gerade an einen bestimmten Darlehnsgeber wendet. Wenn aber ein ganzes Heer von solchen Schuldenmachern und ein ganzes Heer von solchen Geldgebern einander gegenüberstünden, dann würde sich in derselben Weise ein einheitlicher Preis bilden, wie bei allen andern Waren. Indem wir hier das allgemeine Tauschschema auf diese besondern Fälle anwenden, gehorchen wir einfach dem Fingerzeige der Tatsachen, ohne irgendwelche besondern Annahmen über Natur und Funktion des Geldes usw. zu machen.

Man sieht ohneweiters, daß solche Fälle sehr häufig sein müssen, namentlich auch in einer statischen Volkswirtschaft vorkommen können. Andre Kategorien von solchen Fällen bieten uns hauptsächlich das plötzliche Auftreten neuer und vorübergehender Bedürfnisse und das Eintreten von Unglücksfällen dar, die den regelmäßigen Betrieb der Einzelwirtschaft stören. In allen solchen Fällen wird das einzelne Wirtschaftssubjekt eine bestimmte Geldsumme nun höher schätzen als sonst und es wird bereit sein, um sich dieselbe zu verschaffen, auf die Bedingung einzugehen, daß in Zukunft eine größere Summe zurückzuzahlen ist. Auf der andern Seite werden Leute vorhanden sein, die um den Preis eines Geldzuwachses in der Zukunft, sich der Unbequemlichkeit zu unterwerfen bereit sein, die in dem Entzuge der betreffenden Geldsumme aus dem regelmäßigen Wirt-

schaftsbetriebe unter unsern Voraussetzungen notwendig gelegen sein muß. In jedem gegebenen Zeitpunkte wird es eine Nachfrage nach Darlehen in der Volkswirtschaft geben, die sich aus allen diesen Momenten erklärt und ebenso wird regelmäßig ein bestimmtes Angebot vorhanden sein. In derselben Weise, wie für andre Güter, wird es auch für dieses Darlehns geld einen Marktpreis geben, insofern würden auch im statischen Zustande die Geldeinheiten in solchen Fällen ein kleines Agio, in entgegengesetzten Fällen auch eventuell ein Disagio haben.

Diese Erkenntnis widerspricht unserm Satze, daß in der Statik der Wert des Geldes *al pari* steht, ebensowenig wie die Erkenntnis, daß aus sehr vielen Gründen der Preis eines Gutes gelegentlich über oder unter seinem Kostenwerte stehen kann, dem Kostengesetze widerspricht. Jener Satz drückt ein Prinzip, jene Erkenntnis prinzipiell wenig interessante und praktisch wenig wichtige Abweichungen davon aus. Es ist selbstverständlich, daß jemand, der eine Erbschaft zu erwarten hat oder der sonst auf eine Veränderung seiner Lage hoffen kann, vernünftigerweise gegenwärtiges Geld höher schätzt als künftiges. Und es ist ebenso selbstverständlich, daß jemand, der z. B. an die Verringerung seines Arbeitseinkommens in höherem Alter denkt, das Umgekehrte tut. Wie Momente der erstern Art auf das Auftreten eines Zinses, so müssen Momente der letztern Art auf das Auftreten eines Disagios am Geld hinarbeiten. Wie sich der Marktpreis des Geldes tatsächlich gestalten würde, kann man allgemein nicht sagen. Sicher ist nur, daß der Zins eine höchst geringe Bedeutung haben würde. Nur ein paar Wucherer könnten von ihm leben. Zinszahlen würde als Anomalie empfunden werden. Und deshalb können wir uns sagen, daß wir den Zins mit Recht aus der statischen Wirtschaft ausgeschlossen haben. Ein wesentliches Element des Wirtschaftsprozesses wäre er da sicher nicht. Lassen wir also diesen Fall und gehen wir weiter.

Stets kann man sagen, daß der Darlehnsnehmer mehr erhält, als er zurückzuzahlen hat, nämlich in dem Sinne,

daß der Nutzen der erhaltenen Summe für ihn größer sein muß als der Nutzen der Summe, die er zurückzuzahlen haben wird. Wenigstens muß sich ihm die erste Wertgröße als größer darstellen als die zweite, sonst würde er im allgemeinen auf das Geschäft nicht eingehen. Das ist nicht mehr als selbstverständlich und heißt natürlich nicht, daß eine Benachteiligung des Schuldners in irgendeinem Sinne unmöglich wäre. Man kann auch bei andern Geschäften „über das Ohr gehaut“ werden, trotzdem wird wohl niemand daran zweifeln, daß auch sie durch die — wirkliche oder vermeintliche — Realisierung von Nutzgewinn auf seiten des Benachteiligten zu erklären sind. Nur weil man in unserm Falle den Typus des leichtsinnigen Schuldenmachers vor Augen hat, sieht hier unsre Behauptung befremdlich aus. In weitaus den meisten Fällen jedoch werden Schulden nur gemacht, wenn und weil man in eine bessere Lage zu kommen hofft, und dann ist jener Nutzgewinn des Schuldners ganz klar.

Zu einem Elemente des Erwerbslebens aber kann das Kreditnehmen nur dann werden, wenn der Schuldner noch in einem andern Sinne mehr erhält als er hinzugeben hat. Nur dann kann das Zinseinkommen wirklich im Geschäftsleben eine Rolle spielen, wenn der Schuldner mit Hilfe des Darlehens eine größere Anzahl von Geldeinheiten erwerben kann als er zurückzahlen muß. Denn innerhalb einer für den Markt produzierenden Wirtschaft hat das Geld nicht unmittelbar Gebrauchswert und es fällt daher die Möglichkeit weg, auf der das Agio des Geldes im Rahmen des Bedarfslebens des Wirtschaftssubjektes beruhen kann. Auch ist nur dann eine Quelle vorhanden, aus der Zinszahlungen ohne Verschlechterung der Lage des Schuldners fließen können.

Nun ist es innerhalb eines statischen, im Gleichgewichte befindlichen Markts unmöglich, daß man mit einer bestimmten Geldsumme sich eine größere Geldsumme verschaffen könnte. Wie immer ich hundert Geldeinheiten innerhalb der allgemein bekannten und gewohnten Möglichkeiten ver-

wende, kann ich mit ihnen keinen größern Erlös erzielen als eben hundert Geldeinheiten. Welcher der vorhandenen Produktionsmöglichkeiten immer ich meine hundert Geldeinheiten zuführen mag, stets werde ich für das Produkt — eventuell weniger aber — nicht mehr als hundert Geldeinheiten lösen. Denn das ist eben das Charakteristikon des statischen Gleichgewichtszustandes, daß er die — unter den gegebenen Verhältnissen im weitesten Sinne — beste Kombination der produktiven Kräfte darstellt. Der Wert der Geldeinheit steht in diesem Sinne notwendig *al pari*, denn *ex hypothesi* sind alle Arbitragegewinne bereits gemacht und daher ausgeschlossen. Wenn ich mit den hundert Geldeinheiten Arbeits- und Bodenleistungen kaufe und mit diesen die lukrativste Produktion durchführe, so werde ich finden, daß ich das Produkt gerade um hundert Geldeinheiten absetzen kann — eben in Hinblick auf jene lukrativste Verwendungsmöglichkeit haben sich ja die Werte und Preise der Produktionsmittel festgesetzt und eben jene lukrativste Verwendungsmöglichkeit bestimmt auch den Wert der Kaufkraft in unserm Sinne.

Nur im Gange der Entwicklung ist die Sache anders. Nur da kann ich einen höhern Erlös für mein Produkt erzielen. Wenn ich nämlich eine neue Kombination der Produktivkräfte, die ich um hundert Geldeinheiten gekauft habe, durchsetze und ein neues höherwertiges Produkt auf den Markt bringe, so kann ich tatsächlich mehr lösen. Denn die Preise der Produktivmittel wurden ja nicht mit Hinblick auf diese Verwendung festgesetzt, sondern nur mit Hinblick auf die bisherigen Verwendungen. Hier also ist der Besitz einer Geldsumme das Mittel, sich eine größere Geldsumme zu verschaffen. Deshalb und insofern wird man im Geschäftsleben eine gegenwärtige Summe regelmäßig und systematisch höher schätzen als eine künftige. Deshalb werden daher gegenwärtige Geldsummen — gleichsam als potentielle größere Geldsummen — ein Wertagio und damit auch ein Preisagio haben. Während in einer statischen Volkswirtschaft von dem Besitze von hundert Mark immer

nur der Besitz von hundert Mark abhängt, so hängt in einer dynamischen von dem Besitze von hundert Mark unter Umständen der von zweihundert ab. Und darin liegt die Erklärung des Zinses. In der Entwicklung wird Kreditgeben und Kreditnehmen zu einem wesentlichen Teile des Wirtschaftsprozesses. Da treten dann die Erscheinungen auf, die man mit den Ausdrücken „relativer Kapitalmangel“ und „Zurückbleiben des Angebots an Kapital hinter der Nachfrage“ usw. bezeichnet hat. Nur wenn und weil der volkswirtschaftliche Güterstrom breiter und reicher wird, tritt der Zins mit einer Schärfe hervor, daß wir schließlich so sehr unter seinem Eindrücke stehen, daß es langer analytischer Arbeit bedarf, um einzusehen, daß er sich nicht immer und überall zeigt, wo Menschen wirtschaften.

Sehen wir uns nun den Vorgang der Bildung des Zinses näher an. Das heißt nach dem Gesagten, daß wir uns die Art der Preisbildung der Kaufkraft — ein Ausdruck, an dem nun kein Zweifel und keine Unklarheit mehr kleben kann — näher ansehen wollen. Dabei beschränken wir uns zunächst strikte auf den Fall, den wir nun wieder als den wesentlichen erkannt haben und auf den auch der Gedankengang der frühern Kapitel lossteuerte, nämlich auf den Fall des Tausches zwischen Unternehmer und Kapitalisten. Später wollen wir dann die wichtigsten Ausläufer der Zinserscheinung verfolgen.

Diejenigen, für die gegenwärtige Kaufkraft in der zuletzt charakterisierten Weise eine höhere Bedeutung hat als ihrer statischen Geltung entspricht, sind nach unsrer Auffassung ganz allein die Unternehmer. Sie allein nämlich können, wie wir das ausdrückten, mit Hilfe einer Summe eine größere erwerben, während statische Wirtschaftssubjekte das nicht können. Hier wollen wir das Wesen der Sache an der Wurzel fassen und nehmen, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, eine mit Ausnahme jener Wirtschaftssubjekte, die wir Unternehmer nennen, völlig statische und die Vorgänge der Entwicklung nicht bewußt beeinflussende

Volkswirtschaft an. Dann ist unsre Behauptung, daß nur die Unternehmer eine aus den Notwendigkeiten ihres Erwerbslebens fließende Höberschätzung für die Kaufkraft haben, selbstverständlich. Nur sie sind die Träger jener Marktbewegung zugunsten gegenwärtigen Geldes, jener Nachfrage, die den Geldpreis über den Paristand, wie wir ihn definieren, hebt.

Den nachfragenden Unternehmern stehen als Anbietende die Kapitalisten gegenüber. Bleiben wir jedoch zunächst bei der Annahme, daß die zur Durchsetzung der neuen Kombinationen nötigen Zahlungsmittel dem statischen Kreislaufe entzogen werden müssen, wie wir das beim Falle des Konsumtivkredits getan haben. Dann gibt es also keine Schaffung von Kreditzahlungsmitteln. Da wir ferner eine rein statische Volkswirtschaft betrachten, so gibt es keine großen Reservoirs müßiger Kaufkraft, denn diese werden, wie früher gezeigt, erst durch die Entwicklung geschaffen. Ein „Kapitalist“ wäre sonach jeder, der unter gegebenen Verhältnissen gewillt ist, dem Unternehmer eine bestimmte Summe zu überlassen, indem er sie aus seiner Wirtschaft herauszieht d. h. entweder seine Produktions- oder seine Konsumtionsausgaben einschränkt. Selbstverständlich nehmen wir auch an, daß sich die Geldmenge in der Volkswirtschaft auch sonst nicht vermehrt, z. B. durch Goldentdeckungen. Mit diesen Mitteln wollen wir nun das Zinsproblem zunächst behandeln.

Es wird sich also ein Tauschverkehr zwischen Unternehmern und Geldbesitzern entwickeln, der ganz so ablaufen wird, wie jeder andre. Wir haben hier einen der Fälle vor uns, in denen ein Vorgang, der auf dynamischen Momenten beruht, doch durch statische Regeln erschöpfend beschrieben wird. Wir haben für alle tauschende Wirtschaftssubjekte feste Nachfrage- und Angebotskurven. Die Nachfrage des Unternehmers ist bestimmt durch den Unternehmergewinn, den er auf Grund der ihm vorschwebenden Möglichkeiten mit Hilfe einer bestimmten Geldsumme machen kann. Wir werden diese Nachfragekurven in derselben Weise als kon-

tinuierlich annehmen, wie wir das bei andern Gütern tun, obgleich das nur dem Prinzip und nicht auch jedem Detail der Tatsachen entspricht. Ein ganz kleines Darlehen etwa von einigen Geldeinheiten wird dem Unternehmer wenig nützen. An gewissen Punkten, nämlich dort, wo wichtige Neuerungen möglich werden, wird die Nachfragekurve diskontinuierlich werden. Über einen gewissen Punkt hinaus, nämlich über die Summe hinaus, die zur Durchführung aller Pläne nötig ist, an die der Unternehmer überhaupt gedacht hat, wird seine Nachfrage scharf, vielleicht absolut auf Null sinken. Allein bei der Betrachtung des gesamten volkswirtschaftlichen Prozesses, also bei der Betrachtung sehr vieler Unternehmer verlieren diese Umstände, wie jeder Theoretiker weiß, sehr an Bedeutung. Deshalb können und wollen wir uns vorstellen, daß der Unternehmer imstande sei, den einzelnen Geldeinheiten von Null bis zu der äußersten praktisch in Betracht kommenden Grenze in derselben Weise bestimmte Mengen abhängigen Unternehmergewinnes zuzuordnen, wie jedes Wirtschaftssubjekt den einzelnen Teilmengen irgendeines Gutes bestimmte Wertintensitäten zuordnet. Was daran befremdlich ist, ist nichts als darstellerisches Hilfsmittel. Auch möchte ich hervorheben, daß noch manches zu sagen und manches auch anders zu sagen wäre, wenn ich mich nicht größtmöglicher Kürze und Einfachheit befleißigen wollte. Ich bitte den Leser, das bei der Erhebung von Einwänden zu berücksichtigen.

Die Wertschätzung eines jeden statischen Wirtschaftssubjekts für seinen Geldvorrat pro Wirtschaftsperiode ergibt sich aus dem subjektiven statischen Tauschwerte jeder Geldeinheit, wie im ersten Kapitel auseinandergesetzt wurde. Dieselben Regeln gelten auch für einen Zuwachs an Geld über diesen gewohnten Vorrat hinaus. Daraus ergibt sich eine bestimmte Wertkurve für jedes Wirtschaftssubjekt und daraus nach bekannten Grundsätzen auch eine bestimmte Kurve der Angebotsdispositionen auf dem Geldmarkte¹. Und

¹ Vgl. das Nähere in „Wesen“ II. Buch. Hier kommt es uns auf eine preistheoretisch ausgefeilte Darstellung nicht an.

nun haben wir den „Preiskampf“ zu beschreiben, der zwischen den Unternehmern und den potentiellen Geldgebern entbrennt.

Nehmen wir als Ausgangspunkt an, daß auf unserm Geldmarkte, der etwa wie eine Börse zu denken wäre, ein bestimmter Preis der Kaufkraft versuchsweise ausgerufen würde. Dieser Preis müßte unter unsern momentanen Voraussetzungen sehr hoch sein, da ja der Darlehnsgeber seine ganze Wirtschaft empfindlich stören müßte. Sagen wir also, dieser Preis gegenwärtiger Kaufkraft sei — ausgedrückt in künftiger — 140 für ein Jahr. Bei einem Agio von 40% könnten nur jene Unternehmer eine effektive Nachfrage entfalten, die einen Unternehmergewinn von mindestens 40% oder richtiger von über 40% zu machen hoffen, alle andern wären ausgeschlossen. Nehmen wir an, die erstern wären in einer gewissen Anzahl vorhanden. Nach dem Grundsatz „lieber mit wenig Vorteil als gar nicht tauschen“¹, werden diese Unternehmer aber auch wirklich bereit sein, jenen Zinssatz für eine bestimmte Kaufkraftmenge zu bewilligen. Auf der andern Seite des Markts, bei den Geldgebern, wird es ebenfalls Leute geben, die zu diesem Satze nicht tauschen wollen. Alle diejenigen, die ganz kleine Einkommen beziehen, würden sich durch die Gewährung eines Darlehens solche Entbehrungen für die Dauer desselben auferlegen müssen, daß selbst ein so bedeutender Zuwachs für später keine Kompensation darstellen würde. Wiederum angenommen, daß eine Anzahl von Leuten diese Kompensation für genügend erachtet, so werden sich dieselben die Frage vorlegen, wie groß das Darlehen sein soll, das sie geben wollen. Nur für eine bestimmte Summe sind jene 40% eine genügende Kompensation, für jedermann gibt es eine Grenze, über die hinaus die Größe des Opfers in der gegenwärtigen Wirtschaftsperiode die des Nutzenzuwachses in der nächsten übertreffen müßte. Aber wirtschaftlicher Weise muß das Darlehen auch wirklich so groß

¹ Vgl. v. Böhm-Bawerk, Kapital, II. Bd.

sein, daß ein Mehr einen Überschuß an Nachteil bewirken müßte, denn solange es kleiner ist, würde das Ausleihen weiterer Geldeinheiten zu jenem Satze einen Vorteilüberschuß gewähren, an dem nach allgemeinen Grundsätzen kein Wirtschaftssubjekt vorbeigehen kann.

Angebot und Nachfrage sind also bei jedem solchen „ausgerufenen“ Preise eindeutig bestimmt. Wären sie zufälligerweise gleich groß, so bliebe es bei ihm, in unserm Falle also beim Zinse von 40 %. Können die Unternehmer jedoch zu diesem Satze mehr Geld verwenden als angeboten wird, dann werden sie sich überbieten, wodurch einige von ihnen wegfallen und neue Geldgeber auftreten werden so lange, bis jene Gleichheit realisiert ist. Können die Unternehmer zu diesem Satze nicht soviel Geld verwenden, als angeboten wird, dann werden sich die Geldgeber unterbieten, wodurch einige von ihnen wegfallen und neue Unternehmer auftreten werden so lange, bis jene Gleichheit realisiert ist. So wird sich also im Tauschkampfe auf dem Geldmarkte ebenso ein bestimmter Preis der Kaufkraft festsetzen, wie auf jedem andern Markte. Und da in der Regel beide Teile gegenwärtiges Geld höher schätzen als künftiges — der Unternehmer deshalb, weil gegenwärtiges Geld für ihn mehr künftiges Geld bedeutet, der Geldgeber deshalb, weil unter unsern Voraussetzungen das gegenwärtige den geregelten Ablauf seiner Wirtschaft ermöglicht, während das künftige zum Einkommen seiner Wirtschaft lediglich hinzutritt —, wird der Preis so gut wie immer über pari stehen, obgleich es ja denkbar wäre, daß die Nachfrage der Unternehmer einmal so gering wäre, daß sie durch das Angebot jener Geldgeber befriedigt würde, denen durch temporäre Übernahme ihres Geldes ein Gefallen geschieht.

Da es uns nicht auf das Nähere, sondern nur auf das Prinzip ankommt, so haben wir eine kurze und primitive Form der Darstellung gewählt. Da ferner in der Wirklichkeit der Entzug des Geldes aus den statischen Verwendungen keine große Rolle spielt und seine Behandlung für uns nur die Bedeutung eines vorbereitenden Schrittes hat, so ver-

zichten wir darauf, alle die Störungen — und deren Folgeerscheinungen — zu untersuchen, die ein solcher Entzug in der Volkswirtschaft bewirken müßte. Auch andre Dinge berühren wir nicht eingehend, weil uns das nichts Interessantes lehren und uns nur aufhalten würde. So muß man sich zwar stets den Einfluß des Momentes des Risikos gegenwärtig halten, hier aber hätte es keinen Zweck, besonders darauf hinzuweisen, daß die Zinsrate des Markts im einzelnen Falle noch entsprechend dem Risiko der betreffenden Unternehmung variieren muß. Das ist selbstverständlich. So ist es auch klar, daß der Darlehensmarkt nicht nur ebensowenig mit idealer Vollkommenheit funktioniert, wie jeder andre Markt, sondern daß er speziell darunter leidet, daß der Geldgeber Darlehen im allgemeinen — d. h. ohne Deckung und Bürgschaft — nur solchen Unternehmern gewähren könnte, die ihm bekannt sind und deren Pläne er einigermaßen versteht und billigt. Das erhöht natürlich die Schwierigkeit eines völligen Durchgreifens der freien Konkurrenz. Alle diese und andre Dinge scheinen zu jenen zu gehören, durch deren Weglassung mehr gewonnen wird als durch ihre Diskussion.

Das Resultat unsrer bisherigen Erörterung läßt sich nun ebenso in der Sprache der „Grenzpaartheorie“ ausdrücken, wie das Resultat eines jeden Preisbildungsprozesses. Einerseits wird sich der Zins gleichstellen dem Unternehmergewinne des „letzten Unternehmers“, d. h. jenes Unternehmers, der noch zum Tausche gelangen muß, wenn die zu einem bestimmten Preise angebotene Kaufkraft abgesetzt werden und denselben nicht herabdrücken soll. Und das ist eben jener, der im Falle der Durchführung seines Planes auf einen Unternehmergewinn hofft, der gerade die Zinszahlung ermöglicht. Wenn wir nämlich die Unternehmer — unter Berücksichtigung des Momentes der Verschiedenheit des Risikos — nach der Größe der Gewinne, die sie zu machen hoffen und die ja sicher sehr verschieden ist, in eine Reihe anordnen, so daß an erster Stelle der mit dem lukrativsten Plane und an jeder weitem Stelle der mit dem

nächstweniger lukrativen steht, so finden wir natürlich, daß die Tauschfähigkeit der Unternehmer sinkt, je weiter wir in unsrer Reihe fortschreiten: Wer einen großen Gewinn machen kann, kann und wird auch zu einem höhern Zinssatze sich verstehen als alle jene, deren Pläne nur geringere Gewinne ermöglichen. Denken wir uns jene Reihe kontinuierlich, dann muß es mindestens immer einen Unternehmer geben, dessen Gewinn gerade dem Zinse gleichkommt und der zwischen jenen steht, die höhere Gewinne machen und jenen, die vom Tausche auf dem Geldmarkte deshalb ausgeschlossen sind, weil ihr Gewinn geringer wäre als der in jedem Falle zu zahlende Zins. So in strenger Theorie. In der Praxis wird auch der „letzte“ oder „Grenzunternehmer“ wohl noch einen kleinen Überschuß behalten müssen, aber es wird jeweils Unternehmer geben, für die dieser Überschuß so klein ist, daß sie nur bei dem aktuell geltenden, nicht aber bei einem auch nur wenig höhern Zinse eine Nachfrage nach Kaufkraft entfalten können. Diese haben dann jene Stellung, die der des theoretischen Grenzunternehmers entspricht. So können wir denn sagen, daß der Zins in jedem Falle gleich sein muß dem kleinsten Unternehmergewinne, der noch tatsächlich realisiert werden wird. Mit diesem Satze nähern wir uns der auch sonst üblichen Auffassung, ohne daß wir uns jedoch, wie man leicht einsieht, ihr Wesen zu eigen machen.

Andererseits muß der Zins auch gleich sein der Wertschätzung eines „letzten“ oder „Grenzkapitalisten“ für sein Geld. Den Begriff eines solchen Grenzkapitalisten gewinnt man mutatis mutandis in ganz derselben Weise wie den des Grenzunternehmers. Also indem man die Geldgeber ebenso in eine Reihe anordnet, an deren erster Stelle derjenige Geldgeber steht, der die Geldeinheit sei es infolge der Größe seines Einkommens oder infolge geringerer Bedürfnisse oder — was die Regel sein wird — aus beiden Gründen am niedrigsten schätzt, mithin der tauschkräftigste ist usw. Die nähere Ausführung des Gedankenganges kann wohl dem Leser überlassen werden. Man sieht leicht, daß

von diesem Standpunkte aus der Zins jeweils dem Geldmaße der Wertschätzung des letzten Geldgebers gleich sein müßte und ferner, daß die Maßzahl dieser Wertschätzung gleich sein muß der der Wertschätzung des letzten Unternehmers. Ferner sieht man auch leicht, in welcher Weise dieses Resultat weiter zu entwickeln wäre — es ist das in der Literatur bereits oft geschehen. Nur ein Punkt bedarf noch der Hervorhebung. Jene Wertschätzung des letzten Geldgebers beruht auf dem Interesse, das derselbe an dem gewohnten Ablaufe seiner Wirtschaft hat, und man kann das ohneweiters auch so ausdrücken, daß man sagt, das Darlehen involviere ein Opfer, und zwar für den Grenzkapitalisten ein „Grenzopfer“, das der Wertschätzung des Geldzuwachses durch den jeweiligen Zins entspreche. Dann ist also der Zins auch gleich dem größten oder Grenzopfer, das noch gebracht werden muß, um die zu einem bestimmten Zinssatze bestehende Nachfrage nach Geld zu befriedigen. Und damit nähern wir uns der Ausdrucksweise der Abstinenztheorie. Allerdings ohne im „Warten“ als solchem ein Opfer zu sehen und ohne uns irgendwie sachlich in die Kreise dieser Zinstheorie zu begeben.

So müßte sich der Zins gestalten, wenn die industrielle Entwicklung tatsächlich durch „statisches Geld“ finanziert würde. Allein wir beobachten, daß Zins auch für andre Kaufkraft, nämlich für Kreditzahlungsmittel, gezahlt wird. Wenn ich tausend Kronen besitze, so kann ich dann mehr als tausend Kronen ausleihen, wenn ich erfahrungsgemäß weiß, daß nicht mehr als tausend Kronen von mir wirklich gefordert werden. Wenn meine Schuldscheine Zirkulationsfähigkeit haben, so kann ich sie statt statischen Geldes dem Unternehmer überlassen, und dann brauche ich nicht mehr statisches Geld vorrätig zu halten oder überhaupt tatsächlich zu besitzen als erfahrungsgemäß nötig ist, um in jene Breschen einzutreten, die dadurch entstehen, daß einige jener Unternehmer Mißerfolg haben, oder daß sich sonst manche Leute um „Bargeld“ an mich wenden. Zins

aber werde ich für die ganze ausgeliehene Summe erhalten. Das leitet uns zu dem im zweiten und dritten Kapitel dieses Buches entwickelten Resultate zurück, und es ist nun an der Zeit, dasselbe hier einzuführen. Wir haben dort gesehen, daß in einer ausgebildeten kapitalistischen Volkswirtschaft die industrielle Entwicklung im Prinzipie mit Hilfe von Kreditzahlungsmitteln durchgeführt werden würde. Diese Auffassung machen wir uns jetzt zu eigen, wobei nochmals daran erinnert sei, daß die großen Reservoirs von für statische Zwecke überflüssigen Geldes sich erst infolge der Entwicklung bilden und daher auch hier zunächst außer Betracht bleiben sollen.

Durch die Einführung dieses Momentes wird unser bisheriges Bild der Wirklichkeit verändert, aber in seinen Grundzügen nicht unbrauchbar gemacht. Das was wir über die „Nachfrageseite“ der Vorgänge des Geldmarkts gesagt haben, bleibt vorläufig so wie es ist. Die Nachfrage geht nach wie vor von den Unternehmern und zwar in derselben Weise aus wie im eben behandelten Falle. Nur auf der Seite des Angebots ändert sich manches. Das Angebot beruht jetzt auf andern Vorgängen, es tritt eine neue und andersgeartete Quelle von Kaufkraft auf, die nicht im Kreisläufe der statischen Wirtschaft entspringt. Auch geht das Angebot jetzt von andern Leuten, von anders definierten „Kapitalisten“ aus, die wir in Übereinstimmung mit dem Früheren „Bankiers“ nennen. Der Tauschverkehr, dem der Zins in diesem Falle seine Entstehung verdankt und der nach der hier vorgetragenen Auffassung auch tatsächlich den Kern bildet, an den sich in der modernen Volkswirtschaft alle andern auf Geld bezüglichen Tauschakte gleichsam ansetzen, geht zwischen Unternehmer und Bankier vor sich. Das ist hier nur mehr ein Resultat, das sich uns früher aus der Erkenntnis ergeben hat erstens, daß dem Gelde eine wesentliche, selbständige Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung zukomme und zweitens, daß diese Rolle durch Kreditzahlungsmittel ausgefüllt werden kann, im Prinzipie allein und tatsächlich in der Hauptsache

ausgefüllt wird — daß ein Bankguthaben z. B. in der hier in Betracht kommenden Beziehung als „Geld“ anzusehen ist, wie in der Spezialliteratur des Bankwesens ja allgemein anerkannt wird.

Wir werden also den Grundfall der Zinerscheinung erfaßt haben, wenn wir die Bedingungen des Angebots an Kreditzahlungsmitteln angeben können. Es ist uns bereits bekannt, durch welche Momente dieses Angebot reguliert wird: Erstens durch die Rücksicht auf mögliche Mißerfolge der Unternehmer und zweitens durch die Rücksicht auf mögliche anderweitige Präsentation der Kreditzahlungsmittel. Das erste Moment können wir aus unsrer Betrachtung eliminieren. Zu diesem Zwecke brauchen wir nur einen Zuschlag für das erfahrungsgemäße Risiko als ein für allemal in den „Paripreis des Darlehens“ eingeschlossen zu betrachten. Das heißt: Wenn erfahrungsgemäß ein Prozent der Darlehen uneinbringlich ist, so werden wir sagen, der Bankier erhalte dann dieselbe Summe zurück, die er ausgeliehen hat, wenn er tatsächlich von allen nicht notleidenden Forderungen ein Prozent erhält. Dann wird die Größe des Angebots nur durch das zweite Moment bestimmt, d. h. durch die Rücksicht auf die notwendige Vermeidung einer Wertdifferenz zwischen der neugeschaffenen und der statischen Kaufkraft. Wir haben zu zeigen, daß der Wert- und Preisbildungsprozeß auch der neugeschaffenen Kaufkraft ein Agio, einen Zins also, hervorbringt.

Zunächst muß einer Quelle gedacht werden, aus der dem Bankier stets ein Einkommen zufließen müßte, auch wenn an sich und dem Wesen der Sache nach kein Preisagio der Kaufkraft als solcher bestünde. Die Tätigkeit des Bankiers, das Wählen zwischen den um Darlehen ansuchenden Unternehmern und die Entscheidung über Art und Maß der Darlehen ist eine Berufsarbeit von bekannter Schwierigkeit. Sie würde nicht unternommen werden, wenn ihr keine ökonomische Entlohnung winken würde. Dann würde es keine „Kaufkraftschaffung“ geben, und die Unternehmer müßten sich das nötige Geld — wenn es dann über-

haupt zu einer eigentlichen kapitalistischen Entwicklung käme — in der geschilderten Weise von einzelnen Wirtschaftssubjekten zusammensuchen. Und deshalb würde der Bankier, der ihnen das erspart, zweifellos ein lohnartiges Einkommen — etwa in der Form von „Kommission“ — erhalten. In der Wirklichkeit aber spielt dieses Moment keine selbständige Rolle, weil eben ein Zins besteht, der sich zwar aus andern Gründen erklärt, aber dem Bankier ein Äquivalent für seine Tätigkeit bietet.

In dem früher behandelten Falle war es nicht völlig unmöglich, daß sich ein negativer Zins ergeben könne. Das würde in jenem Falle möglicherweise dann eintreten, wenn die Nachfrage nach Geld zu neuen Unternehmungen geringer wäre, als das Angebot jener Leute, denen durch temporäre Übernahme ihres Geldes „ein Gefallen geschieht“. Hier aber ist das ausgeschlossen. Der Bankier, der weniger zurückerhielte als er hingegeben hat, würde einen Verlust erleiden, er müßte den Ausfall durch statisches Geld decken, da er die zu ihm zurückströmenden Forderungen nicht vollständig, wie wir das ausdrückten, „entkräften“ könnte. Unter Null also kann hier der Zins nicht sinken.

Aber er wird im allgemeinen über Null stehen. Und zwar deshalb, weil sich die Nachfrage der Unternehmer nach Kaufkraft in einer wichtigen Beziehung von der gewöhnlichen Nachfrage nach Gütern, sagen wir: von der statischen Nachfrage, unterscheidet. Die statische Nachfrage muß stets durch ein gegenwärtiges Angebot an Gütern gestützt sein, sonst ist sie nicht „effektiv“. Jene Nachfrage des Unternehmers nach Kaufkraft aber, im Gegensatze zu seiner Nachfrage nach den konkreten Gütern, deren er bedarf, ist nicht an diese Bedingung gebunden.

Vielmehr findet sie ihre Schranke erst an der viel weniger einengenden Bedingung, daß der Unternehmer später imstande sein wird, den Preis des Darlehens zu zahlen¹. Da auch dann, wenn dieser Preis ein „Paripreis“

¹ In einer statischen Wirtschaft wäre diese Bedingung — abgesehen von jenen Fällen, von denen der Erbanwärter ein Beispiel ist,

wäre und keinen Zinszuschlag enthielte, der Unternehmer nur in dem Falle jene Nachfrage entfalten würde, wenn er mit Hilfe des Darlehens einen Gewinn machen könnte — denn sonst würde jeder Antrieb für ihn fehlen und sein Unternehmen überhaupt nicht als auf ökonomischen Erfolg gerichtet zu betrachten sein —, so können wir auch sagen, die Nachfrage des Unternehmers sei an die Bedingung geknüpft oder sei unter der Bedingung effektiv, daß er mit dem Darlehen einen Gewinn erzielen kann. Daraus aber ergibt sich ein Hinweis auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. In jedem wie immer gearteten Zustande der Volkswirtschaft nämlich ist, wie im zweiten Kapitel ausgeführt wurde, die Zahl der möglichen Neuerungen praktisch unbegrenzt. Auch die reichste Volkswirtschaft ist nicht absolut vollkommen und kann es nicht sein. Stets kann man bessern und stets findet das Streben nach Verbesserungen seine Schranke an den gegebenen Verhältnissen, nicht aber an der Vollkommenheit des Bestehenden. Jeder Schritt vorwärts eröffnet immer neue und großartigere Ausblicke. Jede Vervollkommnung führt weiter ab von dem Scheine absoluter Vollkommenheit. Daher ist jene Gewinnmöglichkeit, mit ihr jene „Nachfragemöglichkeit“ zunächst unbegrenzt groß, folglich die Nachfrage beim Zinse Null immer größer als das Angebot, welches, wenn auch noch so groß, immer begrenzt ist.

Allein diese Gewinnmöglichkeiten sind kraft- und wesenlos, wenn sie nicht durch die Persönlichkeit des Unternehmers gestützt sind. Soweit wissen wir nur, daß gewinnbringende Neuerungen im Wirtschaftsleben „möglich“ sind, nicht auch, ob sie stets von konkreten Wirtschaftssubjekten in dem Maße aufgegriffen werden, daß die Nachfrage nach Kaufkraft zum Zinse Null stets größer ist als das Angebot. Ja noch mehr. Die Tatsache entwicklungsloser Volkswirtschaften lehrt uns sogar, daß Individuen, die fähig und geneigt sind, solche

und die sowohl wenig bedeutend als auch durch entgegengesetzte Fälle neutralisiert sind — nicht weiter, als die Bedingung sofortiger Zahlung.

Neuerungen durchzuführen, völlig fehlen können. Kann man daraus nicht schließen, daß solche Individuen eventuell auch in so geringer Zahl vorhanden sein können, daß das Angebot nicht erschöpft, viel weniger als unzureichend zur Befriedigung aller befunden wird? Nun, es würde überhaupt keine Kaufkraftschaffung geben und das gesamte Angebot an Kreditzahlungsmitteln würde einfach wegfallen¹, wenn keine oder nur eine unbedeutende Nachfrage nach Kaufkraft bestünde. Aber das kann normalerweise und abgesehen von kurzen und bald überwundenen Rückschlägen nicht eintreten, daß die Nachfrage der Unternehmer nach Geld, wenn überhaupt in volkswirtschaftlich merklicher Weise vorhanden, kleiner ist als das Angebot zum Zinse Null. Aus dem folgenden Grunde: Wir werden im sechsten Kapitel Gelegenheit haben, ausführlicher darzulegen, daß das Auftreten eines Unternehmers das Auftreten anderer erleichtert. Dort wird gezeigt werden, daß die Widerstände, denen das Neue begegnet, um so geringer werden, je mehr eine soziale Gemeinschaft schon an das Auftreten von solchem Neuen gewöhnt ist und daß namentlich die technischen Schwierigkeiten der Gründung neuer Unternehmungen deshalb geringer werden, weil einmal geschaffene Verbindungen mit fremden Märkten, einmal geschaffene Kreditformen usw. jedem Epigonen der ersten Pioniere zugute kommen. Immer weniger also „gehört dazu“, um Unternehmer zu werden, je mehr Leute schon erfolgreich neue Unternehmungen gegründet haben. Es ist denn auch eine Erfahrungstatsache, daß Erfolge auf diesem Gebiete wie auf allen andern immer weitere Kreise gleichsam mitziehen, daß also immer mehr Leute an die Durchsetzung neuer Kombinationen gehen wollen und können. Aber könnte es nicht geschehen, daß auch

¹ Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei bemerkt: Es wäre möglich, daß der Verkehr einer statischen Wirtschaft mit Hilfe von Kreditzahlungsmitteln bewerkstelligt würde. Diese würden zinslos und *al pari* zirkulieren. Aber damit eine Veranlassung vorhanden sei, daß mehr Kreditzahlungsmittel geschaffen werden, ist allerdings ein Zins nötig.

jenes geringere Maß der Eigenschaften, die den wirtschaftlichen Führer ausmachen, in einem Volke fehlt, daß es nur eine bestimmte, kleine Zahl von Männern gibt, die der Unternehmerrolle gewachsen sind und absolut nicht mehr von ihnen? Wenn es, so antworten wir, in einem Volke überhaupt Männer gibt, die in einem bestimmten Zeitpunkte als Erste aufzutreten in der Lage sind, dann gibt es im allgemeinen auch eine immer steigende Anzahl solcher, die die immer leichter werdende Aufgabe der Durchsetzung neuer Kombinationen lösen können. Denn wie eine ethnisch homogene Bevölkerung nicht einfach in Riesen und Zwerge zerfällt, sondern Riesen und Zwerge sich um ein Mittelmaß gruppieren, das das Maß der meisten Individuen ist, und wie von diesem häufigsten Maße aus die Zahlen der Individuen, die eine fortschreitend größere oder geringere Körperlänge haben, stetig abnehmen, so zerfällt auch eine solche Bevölkerung nicht lediglich in hochbegabte und unterbegabte Leute, es stehen die hochbegabten auch nicht einer weiter nicht differenzierten Masse von „Durchschnittsmenschen“ gegenüber, sondern an die hochbegabten schließt sich eine, bis ein Mittelmaß erreicht ist, stets steigende Anzahl weniger, aber noch immer überdurchschnittlich begabter. Da nun die zu lösende Aufgabe immer leichter wird¹, so folgt daraus, daß das erfolgreiche Auftreten Einiger das Auftreten Anderer und das Auftreten Dieser das Auftreten noch Anderer zur Folge haben wird — und zwar in immer größerer Zahl. Die Nachfrage nach Kapital zeugt immer neue Nachfrage aus sich heraus. Und deshalb steht auf dem Geldmarkte ein wenn auch noch so großes, doch beschränktes effektives Angebot einer effektiven Nachfrage

¹ Scheinbar widerspricht das der populären Auffassung, daß es im Gegenteil immer schwerer werde, Unternehmer zu werden. Man erkennt aber leicht, daß diese Auffassung andre Tatsachen zur Grundlage hat, als wir hier meinen. Gewiß wird es immer schwerer, „selbstständig“ zu werden, namentlich auch, eine veraltete Betriebsweise immer von neuem zu beginnen. Das beweist aber natürlich nichts gegen die Behauptung im Texte.

gegenüber, der jede bestimmte Grenze fehlt, was zu beweisen war.

Das muß den Zins über die Größe Null heben. Sowie er aber existent wird, fallen sehr viele, und sowie er steigt, fallen die meisten would-be Unternehmer fort. Denn die Gewinnmöglichkeiten sind zwar praktisch unbegrenzt, aber verschieden groß und die meisten von ihnen naturgemäß nur klein. Das Hervortreten des Zinses vergrößert dann zwar wieder das Angebot, das ja nicht absolut fix ist, aber der Zins muß und wird sich trotzdem erhalten. Es entbrennt ein Preiskampf auf dem Geldmarkte, den wir nicht noch einmal schildern wollen, und in jedem Zeitpunkte stellt sich unter dem Einflusse aller Elemente der Volkswirtschaft ein bestimmter Preis für die Kaufkraft fest, der einen Zins enthalten muß.

So mußte sich die Sache gestalten, wenn die kapitalistische Entwicklung sich aus einem rein statischen Zustand erheben würde. Natürlich behaupte ich nicht, daß sich der Zins historisch so entwickelt hat. Ich erblicke in dem eben behandelten Fall nur seinen reinsten Typus, an dem wir am klarsten sehen, wie sehr er ein Kind der kapitalistischen Entwicklung ist und daß ihm in der außerkapitalistischen Wirtschaft nichts Selbständiges entspricht. Es sei nochmals hervorgehoben, daß nichts Widersinniges in der Annahme liegt, daß sich die wesentlichen Züge eines Phänomens erst nach und nach in voller Schärfe entwickeln. Auch ist es durchaus nicht logisch unmöglich, diese wesentlichen Züge unmittelbar einem Zustand gegenüberzustellen, in dem alle frühern Stadien der Entwicklung fehlen. Das sieht man schon daraus, daß man zu dieser Gegenüberstellung einfach durch Weglassung des prinzipiell Nebensächlichen kommt. Es ist eben eines, ein Gedankenbild der Wirklichkeit zu konstruieren und ein andres, die Wirklichkeit historisch zu beschreiben. Historisch behaupte ich nur, daß sich der Zins in seiner charakteristischen Bedeutung tatsächlich immer nur in jenen Elementen kapitalistischer Wirtschaft gezeigt hat, die auch frühe Kulturstufen ein-

schließen. Sicher hat er sich nicht aus dem Handelsgewinn entwickelt — denn der ist an sich nur Lohn oder Unternehmergewinn¹. Theoretisch verliert unsre Auffassung für den viel von ihrer Befremdlichkeit, der sie mit allen den Fiktionen vergleicht, von denen andre Zinstheorien wimmeln.

Wir haben nun die Erfahrungstatsachen, die wir bisher ausgeschaltet haben, um unser Grundprinzip des Zinsphänomens zu gruppieren. Da ergeben sich zwei Aufgaben. Erstens müssen wir alle jene Quellen von vorhandener im Gegensatz zu neugeschaffener Kaufkraft aufzählen, welche tatsächlich das große Reservoir des Geldmarkts nähren, und zweitens müssen wir zeigen, wie die Rechenform des Zinses sich von ihrer ganz schmalen Basis aus über die ganze Verkehrswirtschaft verbreitet, gleichsam die ganze Volkswirtschaft durchdringt, so daß uns das Zinsphänomen einen viel größeren Raum einzunehmen scheint, als man nach unsrer Theorie erwarten sollte. Erst wenn nach diesen beiden Richtungen das Gesamtgebiet des Zinsphänomens von unserm Standpunkte aus erschöpft werden kann, können wir unser Problem als gelöst betrachten.

Die erste Aufgabe bietet keine Schwierigkeiten. Vor allem beginnt, wie gesagt, eine jede konkrete Entwicklungsphase mit einem Erbe der frühern. Ein Reservoir von Kaufkraft kann sich schon aus den Elementen bilden, die die vorkapitalistische Verkehrswirtschaft geschaffen hat und es wird daher stets in der Volkswirtschaft größere oder geringere Mengen von Kaufkraft geben, die entweder dauernd oder für eine gewisse Zeit neuen Unternehmungen zur Verfügung stehen. Wenn vollends die kapitalistische Entwicklung im Gange ist, fließt ein immer größerer Strom verfügbarer Kaufkraft dem Geldmarkte zu. Drei Arme desselben werden wir unterscheiden: Erstens wird der Unternehmer-

¹ Mit der historischen Behauptung, daß die erste große Quelle von Gewinnen der Handel war, steht unsre theoretische natürlich nicht in Widerspruch. Wir bestreiten nur, daß der primitive Handelszins — Zins war.

gewinn zum weitaus größten Teile in dieser Weise verwendet, der Gewinn wird „investiert“ werden. Dabei ist es im Prinzip ganz gleichgültig, ob ein Unternehmer seinen Gewinn in seiner eigenen Unternehmung investiert oder ob die betreffende Summe ganz oder zum Teil auf den Markt kommt. Zweitens werden bei dem Rücktritt von Unternehmern oder etwa deren Erben usw. vom aktiven geschäftlichen Leben, wenn das zur Auflösung der Unternehmung führt, in jedem Zeitpunkte größere oder geringere Summen frei, ohne daß stets und notwendig dabei andre Summen gebunden würden. Drittens endlich werden jene Gewinne, die die Entwicklung andern Leuten als den Unternehmern gleichsam zuschwemmt und die auf „Rückwirkungen der Entwicklung“ beruhen, zu einem größern oder geringern Teile direkt oder indirekt auf den Geldmarkt kommen. Beachten wir dabei, daß dieser Prozeß noch in einem unmittelbarem Sinne akzessorisch ist als in dem Sinne, daß diese Summe erst der Entwicklung ihre Entstehung verdankt: Es ist die Tatsache des Zinses, die Möglichkeit für jede Geldsumme Zins zu erhalten, die diese Bewegung der verfügbaren Kaufkraft nach dem Geldmarkte hervorruft. Die Erlangung des Zinses ist der einzige Grund, der ihre Besitzer dabei leitet — gäbe es keinen Zins, so würden sie ihre Kaufkraft horten oder sich irgendwelche Güter dafür verschaffen, sei es um sie zu konsumieren oder zu einer statischen Produktion zu verwenden.

Ähnlich steht es mit einem andern Momente. Wir haben gesehen, daß die Bedeutung des Sparens in einer statischen Volkswirtschaft¹ relativ sehr gering wäre und daß das, was man gewöhnlich meint, wenn man von der Größe der jährlichen Sparsummen eines modernen Volkes spricht, nichts andres ist als die Summe jener Entwicklungsgewinne, die niemals Elemente des Einkommens werden. Es dürfte nun zwar die Bedeutung des Sparens im eigentlichen Sinne auch in einer dynamischen Volkswirtschaft nicht groß genug sein, um für die industriellen Bedürfnisse eine maßgebende Rolle

¹ Vgl. das zweite Kapitel.

zu spielen, aber es tritt doch eine neue, in einer statischen Volkswirtschaft fehlende Art des Sparens — und zwar des „eigentlichen“ Sparens — auf. Die Tatsache, daß man sich durch eine Geldsumme einen dauernden Geldertrag sichern kann, wirkt als ein neues Motiv dazu. Allerdings nicht durchaus. Es ist denkbar, daß man, eben weil eine Sparsumme sich von selbst vermehrt und mithin ihr Grenznutzen automatisch sinkt, mitunter weniger sparen wird, wie wenn man keinen Zins erhielte. Überwiegend aber führt die Tatsache des Zinses, die gleichsam eine neue Verwendungsart des ersparten Geldes ermöglicht, selbstverständlich zu einer, und zwar erheblichen Steigerung der Spartätigkeit — was natürlich nicht heißt, daß jede Steigerung des Zinses auch eine proportionelle oder überhaupt eine Steigerung des Sparens zur Folge haben müßte. Und daraus folgt, daß die in einer dynamischen Volkswirtschaft zu beobachtende Spartätigkeit zum Teil Folge des bestehenden Zinses ist. Also auch hier ein „akzessorischer Strom von Kaufkraft“ nach dem Geldmarkte hin.

Eine dritte Quelle, die den Geldmarkt speist, ist jene Geldmenge, die jeweils für längere oder kürzere Zeit müßig ist und die eben auch ausgebaut wird, wenn man dafür Zins erhalten kann. Sie besteht aus statischen Sparfonds, aus momentan verfügbarem Betriebskapital usw. Die Banken sammeln diese Summen und eine hochentwickelte Technik ermöglicht es, daß jede Geldeinheit, mag sie auch für eine bevorstehende Ausgabe bereitgehalten werden, zu der Vermehrung des Angebots an Kaufkraft beiträgt. Hierher gehört noch eine weitere Tatsache: Wir haben gesehen, daß das Wesen der Kreditzahlungsmittel und die Erklärung für ihr Vorhandensein, nicht ohneweiters in dem Streben nach „Metallgeldsparung“ gesucht werden darf. Sicher bewirken die Kreditzahlungsmittel, daß weniger Metallgeld verwendet wird, als verwendet werden müßte, wenn dieselben Transaktionen nun plötzlich bloß mit Metallgeld durchgeführt würden: Aber diese Transaktionen sind ja nur mit Hilfe der Kreditzahlungsmittel zustande gekommen, und gegen-

über jenem Geldbedarfe, der sich in derselben Zeit entwickelt hätte, wenn es keine Kreditzahlungsmittel gäbe, liegt soweit keine Geldersparung vor. Doch nun haben wir auch anzuerkennen, daß die Banktechnik die Kreditzahlungsmittel noch außerdem verwendet. Wir haben anzuerkennen, daß abgesehen von den Kreditzahlungsmitteln, die der dynamische Wirtschaftsprozeß zur Entstehung bringt, von den Banken unter dem Drucke des Wunsches, die zinstragende Kaufkraftmenge zu vermehren, weitere Transaktionen, die etwa bisher mit Hilfe von Metallgeld durchgeführt wurden, auf dem Wege des Kredits erledigt werden, daß also von der Seite der Geldtechnik her ebenfalls Kreditzahlungsmittel geschaffen werden, mithin von dieser Seite her noch eine weitere Vermehrung der verfügbaren Geldmenge erfolgt.

Alle diese Momente vermehren das Angebot auf dem Geldmarkte und drücken den Zins weit unter das Niveau herab, das er hätte, wenn sie fehlen würden. Sie würden ihn sehr bald auf Null herabdrücken, wenn nicht die Entwicklung immer wieder neue Verwendungsmöglichkeiten schaffen würde. Jedesmal wenn die Entwicklung stagniert, weiß der Bankier tatsächlich kaum, was er mit den verfügbaren Fonds beginnen soll, und oft wird es zweifelhaft, ob der Geldpreis mehr enthält als Kapital, mehr Risikoprämie und Arbeitsvergütung. Besonders dann und besonders auf den Geldmärkten von „Rentnerstaaten“ tritt das Moment der Kaufkraftschaffung völlig in den Hintergrund und es kann sich dann leicht der Eindruck bilden, auf dem sowohl die ökonomische Theorie wie die Theorie der Banktechnik beruht, daß der Bankier nichts anderes ist als ein Vermittler zwischen Kreditsuchenden und Kreditgebenden. Von dieser Auffassung aus ist es nur ein Schritt, wenn man dann schlechtweg an die Stelle des Geldes der Kreditgeber die konkreten Güter setzt, deren der Unternehmer bedarf, oder doch die konkreten Güter, die jene brauchen, welche dem Unternehmer die nötigen Produktionsmittel überlassen.

Das Gesagte erklärt auch noch andre wohlbekannte Tatsachen des Geschäftslebens. So erklärt es, wie es kommt,

daß in jedem gegebenen Zeitpunkte die Unternehmer größtenteils mit eignem Kapital arbeiten, mit einer Summe von Kaufkraft, die bereits abgesetzten Gütern entspricht. Diese Tatsache verbunden mit den weiteren Tatsachen, daß solche Unternehmer natürlich viel leichter Kredit erhalten als vermögenslose und daß am historischen Beginn der kapitalistischen Periode nicht leicht andre Personen als solche, die bereits Vermögen hatten, Unternehmer werden konnten, brachte es mit sich, daß es der Theorie, wie der Praxis schwer fiel, zwischen Unternehmern und Kapitalisten zu unterscheiden. Auch haben sie dazu geführt, das Wesen des Zinseinkommens in dem Produktionserfolge als solchem zu suchen. Wir werden ohneweiters jene Unterscheidung machen und den Zins als besonderes Element erkennen, ebenso wie Lohn und Grundrente. Ähnlich werden wir den Fall behandeln, daß der eine Unternehmer dem andern in der Form Kredit gibt, daß er auf seine Bezahlung wartet und sich nicht z. B. einen Wechsel ausstellen läßt, den er diskontiert bekommt. Der einfach mit seinem Vermögen arbeitende Privatbankier gehört ebenfalls hierher.

Der Privatbankier dieses Charakters ist der Typus einer Kapitalistenklasse, die durch die Tatsache des Zinses geschaffen wird und die im Laufe der Entwicklung sich herausgebildet hat. Dem geschäftlichen Leben ist sie wohlbekannt. Ein solcher Kapitalist wird sowohl vom typischen Bankier wie vom Unternehmer unterschieden. Er ist der Rentner, der Mann, der von seinen Zinsen lebt. Er ruht auf vergangenen Unternehmertaten, die ihm eben wegen des Bestehens des Agios gegenwärtiger Kaufkraft ein bleibendes Einkommen sichern.

Noch sei bemerkt, daß es, wie v. Böhm-Bawerk bereits hervorgehoben hat, Fälle gibt, in denen Zins nur deshalb verlangt und gezahlt wird, weil das eben möglich, bzw. notwendig ist. Zinsen von Bankguthaben und von Aktivsaldi im Kontokorrente sind ein Beispiel. Niemand überläßt seine Kaufkraft der Bank in der Absicht, sein Kapital auf diese Weise anzulegen. Vielmehr tut man das nur, insofern

man aus geschäftlichen oder privaten Gründen einen Vorrat von Kaufkraft bereit haben will. Man würde es auch tun, wenn man etwas dafür zu bezahlen hätte. Aber tatsächlich erhält man dafür eine Art von Anteil an dem Zinse, den die betreffenden Summen in der Hand des Bankiers erzielen. Und wenn das einmal üblich geworden ist, wird man nicht ohne besondere Gründe geneigt sein, einer Bank ein Guthaben zu überlassen, die das nicht tut. Hier fällt dem Deponenten ein Zins zu, ohne daß seinerseits irgend etwas zu diesem Zwecke geschieht. Diese Erscheinung reicht nun sehr weit, bis tief in das Leben der statischen Wirtschaften hinein. Der Umstand, daß jede Partikel von Kaufkraft einen Zins erzielen kann, gibt einer jeden ein Agio, welchem Zwecke immer sie tatsächlich dienen mag. So werden auch die statischen Wirtschaften in Mitleidenschaft gezogen und gezwungen, sich mit dem Zinse auseinanderzusetzen. Eine jede Kaufkrafteinheit hat gleichsam einen Kampf gegen die Strömung zu bestehen, die sie nach dem Geldmarkte hinzuziehen strebt. — Daß ferner in allen Fällen, in denen die statische Wirtschaft eines Kredits bedarf, das Darlehnsgeschäft unter dem Einflusse der großen Tatsache des Marktpreises der Kaufkraft steht, und daß sich alle andern Arten von Kredit — Staatsschulden usw. — an das Grundphänomen anschließen werden, ist selbstverständlich.

So verbreitet sich die Zinerscheinung nach und nach über die ganze Volkswirtschaft hin, und deshalb bietet sie dem Beobachter eine viel breitere Front als man nach ihrem innersten Wesen vermuten sollte. So wird dann, wie schon wiederholt angedeutet, der Zeitablauf selbst in einem gewissen Sinn zu einem Kostenelement. Diese Folgeerscheinung, die die herrschende Lehre als Grundtatsache hinnimmt, erklärt — und rechtfertigt zugleich — die Diskrepanz zwischen ihr und unsrer Auffassung. Aber wir haben noch einen weitem Schritt zu tun, noch eine weitere Aufgabe zu lösen, nämlich die Tatsache zu erklären, daß der Zins in voller

Entwicklung schließlich zu einer Rechenform geradezu aller Erträge mit Ausnahme des Lohns wird.

In der Praxis spricht man von einer Verzinsung des Grundbesitzes. Ebenso auch von der Verzinsung eines Patents oder eines sonstigen Monopoleinkommen tragenden Guts. Man spricht sogar von Verzinsung bei einem nicht dauernden Ertrag, man sagt z. B., daß sich eine auf eine Spekulation verwendete Geldsumme, selbst ein in einer Spekulation verwendetes Gut, verzinst habe. Widerspricht das nicht unsrer Auffassung? Zeigt das nicht, daß der Zins ein Einkommen aus Güterbesitz, daß er eine ganz andre Kategorie ist, als er nach unsrer Auffassung sein müßte?

In der Theorie hat neuestens diese Ausdrucksweise der Praxis bestimmte Früchte getragen. Und zwar im Kreise der amerikanischen Fachgenossen. Den Anstoß dazu gab Prof. Clark. Er nannte den Ertrag konkreter Produktivgüter Rente, denselben Ertrag, aufgefaßt als periodisches Resultat des bleibenden volkswirtschaftlichen Fonds an Produktivkraft — den er „Kapital“ nennt — Zins. Hier erscheint der Zins also lediglich als ein besondrer Aspekt der sachlichen Erträge und nicht mehr als ein selbständiger Teil des volkswirtschaftlichen Einkommenstroms. Viel unterschiedener noch und in etwas andrer Weise hat Prof. Fetter¹ denselben Gedanken durchgeführt. Am meisten interessiert uns hier aber Prof. Fishers in seinem Werk „The rate of interest“ dargelegte Theorie. Prof. Fisher erklärt die Tatsache des Zinses einfach durch die Unterschätzung künftiger Bedürfnisbefriedigungen — neuestens² hat er seine Theorie in den Satz gefaßt: „Interest is impatience crystallised into a market rate.“ Demgemäß erblickt er Zins an allen vom endlichen Genuß zeitlich abstehenden Gütern. Und da alle Erträge derselben „kapitalisiert“, mithin in Zinsform dar-

¹ Vgl. darüber meine Abhandlung über die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten, Schmollers Jahrbuch 1910, wo die diesbezüglichen Arbeiten Feters genannt sind.

² Scientia (Rivista di Scienza) 1911.

gestellt werden können, so ist der Zins nicht ein Teil, sondern die Gesamtheit des Einkommenstroms: Der Lohn ist Zins des Menschen-, Grundrente Zins des Boden-, und jeder andre Ertrag Zins des produzierten Sachkapitals. Jedes Einkommen ist Produktwert — besser „Befriedigungswert“ —, nur eben diskontiert entsprechend der Rate der Unterschätzung von Zukunftsgenüssen. Es ist klar, daß wir diese Theorie schon deshalb nicht akzeptieren können, weil wir die Existenz ihres Grundmoments nicht anerkennen. Es ist ebenso klar, daß für Fisher dieses Moment zu einem zentralen Faktum der menschlichen Wirtschaft wird, das fast bei jeder wirtschaftlichen Erscheinung zur Erklärung herangezogen werden muß, und daß wir uns mit allen den Resultaten auseinandersetzen müßten, die Fisher mit seiner Hilfe gewinnt. Aber hier handelt es sich uns nur um Grundprinzipien des Verständnisses der Dinge, Eingehen auf Einzelheiten muß spätern Gelegenheiten vorbehalten werden.

Das Grundprinzip, das hier in Betracht kommt und das uns zum Verständnis der Allgemeinheit der Rechenform des Zinses führen soll, ist das folgende: Wir sehen das Wesen des Kapitals nicht in konkreten Gütern. Konkrete Güter sind nach unsrer Auffassung niemals Kapital. Wohl aber kann jeder, der konkrete Güter besitzt, sich in einer Volkswirtschaft, die in energischer Entwicklung begriffen ist, durch ihren Verkauf Kapital verschaffen. In diesem Sinn könnte man die konkreten Güter „potentielles Kapital“ nennen, wenigstens sind sie das vom Standpunkt ihres Besitzers, der sie eben gegen Kapital austauschen kann. Dabei kommen zunächst nur Boden und Monopolstellungen¹ in Betracht und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist es klar, daß man seine Arbeitskraft als solche, wenn wir vom Fall des Sklavenbesitzes absehen, nicht verkaufen kann. Vorräte

¹ Wenn ich mich hier dieser Ausdrucksweise bediene, so will ich damit, wie man leicht sieht, die fundamentale Erkenntnis, daß Monopolstellungen keine „Güter“ sind, nicht in Zweifel stellen.

an Genußgütern und produzierten Produktionsmitteln gibt es aber nicht in dem Sinne, in dem das die herrschende Lehre behauptet — so im Prinzip, wir kommen gleich wieder auf sie zurück. Und zweitens sind nur Boden und Monopollstellungen Einkommensträger. Da das Kapital auch ein solcher ist, so würde kein Besitzer es gegen Güter austauschen, die kein Einkommen abwerfen — oder doch nur dann, wenn ihm ein solcher Preisabschlag bewilligt würde, daß er mit denselben für die laufende Wirtschaftsperiode einen Gewinn realisieren und dann sein Kapital unversehrt wieder investieren kann; in diesem Fall aber erlitt der Verkäufer einen Verlust, zu dem er sich nur in abnormalen Verhältnissen, namentlich in einer Notlage, entschließen wird, wie gleich gezeigt werden wird.

Die Besitzer von „Naturgaben“ und die Monopolisten also haben in der Entwicklung wohl Ursache ihre Einkommen mit dem Ertrage des Kapitals zu vergleichen, das sie sich durch Verkauf der Naturgaben und der Monopole verschaffen könnten, da ihnen ein solcher Verkauf eventuell Vorteil bringen kann. Und ebenso haben die Kapitalisten Ursache, ihr Zinseinkommen mit der Grundrente oder dem dauernden Monopolgewinn zu vergleichen, die oder den sie sich um ihr Kapital verschaffen können. Wie hoch wird sich nun der Preis solcher Einkommensträger stellen? Der Leser erinnert sich, daß im ersten und auch in diesem Kapitel gesagt wurde, in einer statischen Volkswirtschaft gebe es, außer in besondern Lebenslagen, weder Anlaß noch Möglichkeit zu Veräußerungen von Grund und Boden, Anlaß nicht, weil man mit dem Gelde sich im Prinzip da kein Einkommen verschaffen könnte, und Möglichkeit nicht, weil es strenggenommen freies Geld in der Hand von Käufern nicht gäbe. Höchstens könnte man in einer statischen Volkswirtschaft ein Grundstück gegen ein andres von gleichem Ertrage vertauschen, wenn z. B. die Lagen der einzutauschenden Grundstücke für beide Tauschende günstiger wären. Die Entwicklung aber schafft sowohl Anlaß wie Möglichkeit zu Veräußerungen. Nichts andres als das heißt

der Ausdruck, daß heute Grund und Boden „mobilisiert“ und zu — „potentiell“ — Kapital geworden sei. In einer dynamischen Volkswirtschaft gehört daher die Rücksicht auf das jeweils erreichbare Resultat eines Bodenverkaufs zum ordnungsgemäßen wirtschaftlichen Verhalten. In einer dynamischen Wirtschaft also entsteht das Problem des Wertes von Grund und Boden und von Monopolen als solchen — das Problem ihres Kapitalwerts.

Diese Lösung liegt für uns sehr nahe. Man schätzt Naturgaben und Monopole als Einkommensträger. Kein Kapitalist kann, soweit für ihn Erwerbsrücksichten in Betracht kommen, ein Stück Land höher schätzen als jene Geldsumme, die ebensoviel Zins trägt, wie jenes Rente. Kein Kapitalist kann unter der gleichen Einschränkung ein Stück Land niedriger schätzen. Kostete das Stück Land mehr, müßte es — abgesehen von auf der Hand liegenden Nebemomenten — unabsetzbar sein: Kein Kapitalist würde es kaufen. Kostete es weniger, so müßte unter den Kapitalisten, die auf den da winkenden Mehrertrag reagieren würden, eine Konkurrenz entstehen, die seinen Preis auf jene Höhe heben müßte. Kein nicht in einer Notlage befindlicher Grundeigentümer wird sein Grundstück für eine geringere Summe herzugeben geneigt sein als jene, die ihm soviel an Zins trägt wie sein Grundstück an reiner Grundrente. Er wird aber auch keine größere Summe dafür erhalten können, weil dem Kapitalisten, der sie zu geben bereit wäre, sofort eine ganze Menge von Grundstücken angeboten werden würden. Damit ist der „Kapitalwert“ dauernder Einkommensträger eindeutig bestimmt. Die bekannten Umstände, die bewirken, daß für sie meist mehr und unter gewissen Verhältnissen auch weniger gezahlt wird, ändern nichts an dem Prinzip.

In dieser Lösung des Kapitalisierungsproblems ist das zentrale und fundamentale Faktum das Zinstragen der Kaufkraft. Mit dem Zinse der Kaufkraft wird der Ertrag jeder andern dauernden Einkommensquelle verglichen und danach — als Konsequenz des Bestehens des Zinses — ihr

Preis durch den Mechanismus der Konkurrenz so bestimmt, daß durch die Auffassung des Ertrags „potentiellen“ Kapitals als wirklichen Zinses kein praktischer Fehler geschieht. In der Tat hängt also jeder dauernde Ertrag mit dem Zins zusammen. Aber nur äußerlich, nur insofern als die Größe, zu der er in Verhältnis gesetzt wird, durch die Höhe des Zinses bestimmt wird. Er ist nicht Zins, die gegen-
teilige Ausdrucksweise der Praxis ist nur Brachylogie. Und er hängt nicht direkt vom Zins ab, wie es der Fall wäre, wenn man das Wesen des Zinses mit dem Ausdruck „Zeitdiskont“ richtig charakterisieren würde.

Auch auf nicht dauernde Reinerträge, z. B. auf Quasirenten temporären Charakters, kann man unser Resultat ausdehnen. Es ist nicht schwer zu sehen, daß bei freier Konkurrenz ein temporärer Reinertrag als solcher um jene Geldsumme ge- und verkauft werden wird, die im Moment des Geschäftsabschlusses zinsbar angelegt, zur Zeit des Aufhörens des Reinertrags zu derselben Summe anwachsen würde, wie alle die zu erzielenden Reinerträge, wenn man sie jedesmal ausleihen würde. Auch hier wird die Praxis — und mit demselben Recht wie bei dauernden Erträgen — von einer Verzinsung des Kapitals des Käufers sprechen, obgleich derselbe zunächst sein Kapital nicht mehr hat und aus dem Zinsberechtigten zum Rentenherrn geworden ist.

Wir haben gesagt, daß es in einer statischen Wirtschaft überhaupt keine so großen Gütervorräte gibt. Besonders wenn man die Lebensdauer der Produktionsmittel auf eine Wirtschaftsperiode beschränkt, wie wir das im Prinzip tun, gilt das genau. Allein dieses darstellerische Hilfsmittel wird — während es sonst nichts am Wesen der Sache ändert — für unsern augenblicklichen Zweck der Wirklichkeit nicht gerecht. Der Besitzer einer Hochofenanlage wird im allgemeinen gewiß eine große Summe für sie lösen können, wenn er sie verkaufen will. Aber welche? Wenn die Hochofenanlage Trägerin eines dauernden — im Falle eines Monopols — oder eines temporären Reinertrags ist, so haben wir nichts weiter über den Fall zu sagen. Hier interessiert uns nur

mehr das Resultat des Verkaufsgeschäfts unter der Voraussetzung, daß es sich um einen statischen, also — abgesehen von der Grundrente, die wir hier vernachlässigen wollen — gewinnlosen Betrieb handelt. Nun, kein Kapitalist wird sein Kapital in einen solchen „investieren“. Das Geschäft muß, wenn es überhaupt zustande kommen soll, ihm nicht nur Ersatz seines Kapitals nach Vernützung der Anlage, sondern auch während ihrer Lebensdauer jenen Reinertrag liefern, der dem Zinseinkommen entspricht, das er sonst beziehen könnte. Folglich müßte, wenn der Käufer nicht etwa eine andre Absicht mit dem Hochofen hat als einfach seine statischen Erträge einzusammeln, wenn also der Hochofen nicht etwa eine Rolle in einer neuen Kombination zu spielen berufen ist, der Hochofen zu einem geringern Preis abgegeben werden, als seinem Kostenpreis entsprechen würde: Der Verkäufer müßte sich zu einem Verlust entschließen, denn nur so könnte sich für den Käufer ein Gewinn ergeben, der gleich wäre dem Zins, den der Käufer mit dem Kaufgeld sonst erzielen würde. Solche Fälle können offenbar vorkommen und dann wird der Käufer stets von einer „Verzinsung seines Kapitals“ sprechen.

In allen diesen Fällen ist die Auffassung der Wirklichkeit nicht richtig. Aber in allen diesen Fällen hat ihre Unrichtigkeit keine praktischen Konsequenzen, so daß wir weit eher unsre Auffassung verteidigen, wenn wir dieselben von unserm Standpunkt aus beleuchten, als der Praxis eine Lehre erteilen. In allen diesen Fällen ist ferner ganz klar, warum der Geschäftsmann sich der bemängelten Auffassung bedient. In einer dynamischen Volkswirtschaft ist die Höhe des Zinses ein so beherrschendes Faktum, ist der Zins so sehr der Barometer der wirtschaftlichen Gesamtsituation, daß Rücksicht auf ihn bei so gut wie jeder wirtschaftlichen Maßregel nötig ist und daß er sich in jede wirtschaftliche Überlegung eindringt. Deshalb gewinnt auch seine Rechenform, gewinnt er als Rechenform der Erträge eine um so größere Macht über Auffassung und Ausdrucksweise der Praxis als, wie wir sahen, der Ausdruck

der Erträge in der Form „potentiellen“ Zinses eine ganz bestimmte Funktion hat: Er ist das entscheidende Element bei der Überlegung, ob man sich jener Erträge entäußern soll oder nicht, er ist das Vehikel einer Tendenz zum Ausgleich von Ertragsdifferenzen — er führt zu dem von der Theorie seit jeher beachteten Phänomen, daß alle Erträge in der Volkswirtschaft, unter einem gewissen Aspekt gesehen, sich gleichzustellen streben.

Die Breviloquenz der Praxis, die immer vorliegt, wenn man von Zins an konkreten Gütern spricht, hat sicherlich die Theorie in die Irre geführt oder doch deren Konstruktionen einen Halt gegeben, ohne den sie sich niemals so festgesetzt hätten. Daß sie aber auch die Praxis selbst irreführen kann, oder anders gesagt, daß der theoretische Fehler, der immer in dieser Ausdehnung des Zinsgedankens über seine realen Basen hinaus liegt, auch praktische Fehler nach sich ziehen kann, das wollen wir jetzt darlegen. Es soll gezeigt werden, daß, weit entfernt davon, daß unsre Verengung des Zinsphänomens eine Einwendung gegen unsre Zinstheorie konstituierte, vielmehr eine ungerechtfertigte Ausdehnung durch Theorie und Praxis von der Wirklichkeit desavouiert wird.

Der „Zinsaspekt“ von Erträgen ist harmlos nur bei dauernden Erträgen, also bei Renten und dauernden Monopolgewinnen, sonst aber nicht. Betrachten wir, um das zu zeigen, zunächst unser Beispiel vom Hochofen. Unter unsern Voraussetzungen gewinnt der Käufer des Hochofens während dessen Lebensdauer genug, um seine Kaufsumme und noch einen Zins — den er, so wollen wir annehmen, als Einkommen ausgibt — hereinzubekommen. Nun kann er dann, wenn alle volkswirtschaftlichen Verhältnisse unverändert geblieben sind, sich einen neuen Hochofen bauen¹, von ganz derselben Art, wie der alte war und zu denselben Kosten, die der alte erfordert hatte. Aber diese Kosten sind höher

¹ Der Leser sieht leicht, daß das Argument nicht alteriert wird, wenn wir annehmen wollen, daß der Käufer, der den Hochofen immer weiter betreiben will, ihn nicht zugrunde gehen läßt und neu erbaut, sondern ihn durch Reparaturen dauernd erhält.

als die Kaufsumme, unser Mann muß ihr etwas hinzufügen, um jene zu decken. Und fortan gäbe ihm demgemäß der Hochofen überhaupt keinen Reinertrag mehr. Wenn der Käufer des Hochofens nun diese Verhältnisse klar durchblickte, wird er sich eben auf den Neubau nicht einlassen, sondern die zurückgewonnene Summe anderweitig anlegen. Durchblickte er sie aber nicht, ließ er sich von dem Zinsaspekt täuschen, so kommt er zu Schaden, obgleich sein Verkäufer seinerzeit ebenfalls zu Schaden gekommen war und der Käufer damals mit Recht glaubte, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Auf den ersten Blick scheint der Fall geradezu verblüffend, geradezu unmöglich. Ich füge kein Wort der Erklärung mehr hinzu, da die Sache dem Leser bei entsprechender Sorgfalt klar sein, im gegenteiligen Fall aber eine gute Übung abgeben muß. Ich begnüge mich darauf hinzuweisen, daß solche Fälle in der Praxis nicht selten und wesentlich Konsequenz der Gewohnheit sind, dauernde Reinerträge an Güter zu knüpfen, die eben keine solchen abwerfen. Natürlich können auch andre Irrtümer zu solchen Enttäuschungen führen. Natürlich können solche Enttäuschungen gelegentlich auch ausbleiben infolge besonders günstiger Umstände. Aber ich glaube, daß jedermann in seiner Erfahrung ausreichende Belege für das Gesagte finden müßte.

Ganz ähnlich steht die Sache, wenn zwar wirkliche Reinerträge, aber keine dauernden vorliegen: Wenn also z. B. an einem Betrieb noch einige Raten ausständigen Unternehmergewinns oder temporäre Monopolgewinne oder temporäre Quasirenten kleben. Mag man immerhin vom Zinstragen solcher Dinge sprechen, das schadet nichts, solange man sich des temporären Charakters dieser Erträge bewußt ist. Aber in dem Moment, wo man sie als „Zins“ erklärt, liegt die Versuchung nahe, sie für dauernd zu halten, ja, es liegt mitunter in diesem Ausdruck schon ein Symptom dieses Irrtums. Und dann erlebt man natürlich die unangenehmsten Überraschungen. Dieser Zins hat die fatale Eigenschaft, hartnäckig zu sinken, oft sogar plötzlich auf-

zuhören. Der Geschäftsmann klagt in diesem Fall allerdings die schlechten Zeiten an und ruft nach Schutzzöllen, Staatshilfen usw., oder er betrachtet sich als das Opfer eines besondern Unglücksfalls oder — mit mehr Recht — als das Opfer auftretender Konkurrenz. Solche Vorkommnisse sind häufig und sie bestätigen unsre Auffassung schlagend. Weisen sie doch deutlich auf jenen Grundirrtum zurück, der in der Praxis zu falschen Maßregeln und bitteren Enttäuschungen, in der Theorie zu verfehlten und wirklichkeitsfremden Zins-erklärungen führt.

Man kann oft die Behauptung hören, jemand's Geschäft „trage“ z. B. dreißig Prozent. Das ist natürlich nicht einfach Zins. Meist kommt derjenige, der das behauptet, nur dadurch zu diesem Resultat, daß er die Tätigkeit des Leiters nicht als besondern Aufwand, ihre Entlohnung daher nicht unter die Kosten rechnet. Außerdem kann aber ein so großer Ertrag nicht schlechthin dauernd, er muß vielmehr aus länger oder kürzer dauernden temporären Elementen zusammengesetzt sein. Die Praxis des Geschäftslebens bestätigt dieses Resultat unsrer Auffassung auch vollständig. Denn welches Geschäft „verzinst“ sich denn auf die Dauer so hoch? Freilich ist sich der Praktiker über diesen temporären Charakter des Ertrags oft nicht klar und macht die verschiedensten Hypothesen über dessen stets eintretendes Schwinden. Und ein Käufer ist sogar sehr oft in der Hoffnung befangen, daß ein solcher Ertrag sich erhalten werde — höchstens daß er anerkennt, daß Erfahrung usw. des bisherigen Besitzers etwas mit seiner Höhe zu tun haben möge. Dann wendet er statt der richtigen Berechnungsweise ganz von selbst die Zinsform an. Tut er das konsequent, „kapitalisiert“ er also den Ertrag zum landesüblichen Zinsfuß, dann bleibt der Mißerfolg nicht aus — denn nie und niemals kann man den ganzen Ertrag eines Betriebs, abgesehen von Rentenelementen und dauerndem Monopolgewinn, als „ewig“ annehmen. Der Ertrag jedes Betriebs schwindet nach einiger Zeit hin, ein jeder Betrieb sinkt, wenn er unverändert bleibt, sehr bald zur Bedeutungs-

losigkeit herab. Jeder geschäftserfahrene Mann weiß das: So treffen wir hier neben einem Beispiel für verfehlte Verwendung des Zinsaspekts und deren Konsequenzen auch ein an sich interessantes Element der geschäftlichen Erfahrung an, das unsre Auffassung bestätigt, indem es sich aus ihr erklärt.

Der einzelne industrielle Betrieb ist eben keine dauernde Quelle andrer Einkommen als Lohn und Rente. Dasjenige Wirtschaftssubjekt, das in der täglichen Praxis am meisten geeignet ist, das zu übersehen und die ange deutete unangenehme Erfahrung zu machen, ist der gewöhnliche und typische Aktionär. Man könnte an sich daran denken aus der „Tatsache“, daß der Aktionär ja ohne seine Anlage periodisch zu wechseln ein dauerndes Reineinkommen beziehe, eine Einwendung gegen unsre Zinstheorie zu schmeiden. Nach unsrer Auffassung müßte doch der Kapitalist sein Kapital erst einem Unternehmer und nach gewisser Zeit sodann andern Unternehmern leihen, da der erste nicht dauernd in der Lage sein kann, einen Zins zu zahlen. Da wir die Aktionäre als Geldgeber charakterisierten und sie doch aus einer und derselben Unternehmung ein dauerndes Einkommen beziehen, so stünde die Einwendung doch eigentlich leibhaftig da. Aber gerade der Fall des Aktionärs — und jedes Gläubigers, der sich in einer Unternehmung dauernd festlegt — zeigt, wie treu und wahr unsre Auffassung ist. Denn um jene „Tatsache“ steht es schlimm. Leben Aktiengesellschaften denn ewig und zahlen sie auch nur durch Jahrzehnte regelmäßig Dividende? Gewiß gibt es solche, aber vor allem nur zwei Gruppen von solchen. Einmal gibt es Industriezweige, Bahnen z. B., sodann gehören auch Trustorganisationen hierher, die, wenn nicht ein ewiges, so doch auf längere Zeit gesichertes Monopol innerhalb gewisser Grenzen haben. Hier fließen dem Aktionär eben Monopolgewinne zu. Sodann gibt es Arten von Unternehmungen, die sich ihrer Natur und ihrem Inhalte nach immerfort verändern und eigentlich nichts andres sind als Formen für immer neue Unternehmungen — Spekulations-

banken z. B. Hier ändern sich die Ziele fortwährend und auch die leitenden Persönlichkeiten wechseln, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß es immer Leute von großer Geschicklichkeit sind, die an die leitenden Stellen treten. Auch andre Aktiengesellschaften haben die Eigentümlichkeit, daß innerhalb derselben immer neu gegründet wird in unserm Sinn, daß immer plus ultra angestrebt wird. Hier gibt es immer neue Unternehmergewinne, und wenn der Aktionär seinen Ertrag verliert, so ist das tatsächlich nichts Notwendiges, sondern eben ein aus dem einzelnen Fall zu erklärendes Unglück. Abgesehen aber von diesen beiden Kategorien, also immer dann, wenn eine Aktiengesellschaft einfach einen bestimmten Betrieb ohne Monopolstellung in bestimmter Weise produzieren läßt, gibt es als dauerndes Einkommen höchstens Rente und sonst nichts. Das nun bestätigt die Erfahrung tausendfältig, obgleich in der Praxis die Konkurrenz nicht so prompt auftritt, und daher neue Unternehmungen durch längere Zeit im Besitz von monopolartigen Überschüssen bleiben. Keine industrielle Aktiengesellschaft des angedeuteten Typus erfreut ihre Aktionäre mit einem immerwährenden Goldregen, jede vielmehr sinkt bald in ein Stadium herab, das mit dem Versiegen einer Quelle die bedauerlichste Ähnlichkeit hat. In der Dividende steckt daher sehr häufig eine Kapitalrückzahlung, auch dann, wenn die Abnützungen von Maschinen usw. noch so gewissenhaft durch Abschreibungen berücksichtigt werden. Ganz mit Recht wird deshalb oft viel mehr abgeschrieben und ganz mit Recht streben viele Aktiengesellschaften so schnell als möglich nach dem Ziele das ganze Kapital abzuschreiben. Denn es kommt für jede die Stunde, wo der Betrieb als solcher wirklich wertlos wird, d. h. wo seine Erträge nur mehr die Kosten decken. So ist es nichts mit einem dauernden Zins-einkommen aus einer und derselben Unternehmung, wie jeder, der das nicht glaubt und entsprechend handelt, zu seinem Schaden erfahren kann. So spricht der Dividendenbezug des Aktionärs nicht gegen unsre Auffassung — im Gegenteil!

Die Gewohnheit des Geschäftsmanns, fast jeden Gewinn

in Prozenten irgendeiner Summe und in Verhältnis zu einer Zeitperiode auszudrücken, involviert einen Fehler. Und nicht etwa einen harmlosen, sondern einen praktisch sehr fühlbaren. Aber wir verstehen auch, wie sich diese Auffassungsweise über das ganze Feld des Geschäftslebens hin verbreiten konnte und so den Zins zu etwas ganz anderm gemacht hat als er wirklich ist. Wir sehen auch die Umstände, die in der Wirklichkeit den wahren Sachverhalt verhüllen und der Theorie, die von einem „Zins an dauerbaren Gütern“ spricht, eine gewisse Grundlage geben. Es ist gewiß nicht leicht, sich von Ansichten loszumachen, die durch stetes Bekennen nun einmal festen Fuß gefaßt haben. Auch an Einwänden historischer Natur kann es nicht fehlen, obgleich gar nichts Anstößiges in der Auffassung liegt, daß sich die wesentlichen Züge einer Erscheinung nicht bei ihrem ersten Auftreten, sondern erst später scharf und klar zeigen und obgleich die Tatsache, daß der Produktivzins nicht älter ist als die kapitalistische Wirtschaft, ja nicht in Abrede gestellt werden kann. Allein darauf können wir hier nicht weiter eingehen.

Es ist klar, daß die entwickelte Auffassung noch der Ausführung und Ergänzung am ganzen Problem- und Tatsachenmaterial des Geld- und Bankwesens bedürfte. Im Rahmen dieser Arbeit kann ihr dieses Recht nicht werden. Wir haben hier nur das Prinzip der Sache klarzulegen und können auf das weite Gebiet, das sich vor uns eröffnet, nicht eingehen. Weder die Einzelheiten der Zusammenhänge zwischen Zins und Goldreserven, noch auch die Einzelheiten der Zusammenhänge zwischen Wechselkurs und Zins, noch der Einfluß der Geldverfassungen auf den Zins und die durch alles das bedingten Differenzen zwischen den Zinsraten einzelner Länder können hier diskutiert werden, ohne die Grundlinien unseres Gedankengangs zu verwischen. Alle diese Dinge rücken, wenn unsere Auffassung richtig ist, in viel größere Nähe der reinen Theorie und können nicht mehr wie bisher einer empirischen Spezialdisziplin überlassen bleiben. Aber unser Weg

ist lang und steinig genug, auch ohne daß wir uns bei jedem Ausblick auf das Durchstreifen alles Landes einlassen, das wir sehen. Übrigens bietet das Gesagte alles, was für Anwendungen im einzelnen nötig ist.

Natürlich ergeben sich aus unserm Gedankengange auch die Bewegungsgesetze des Zinses und Regeln für die wirtschaftliche Deutung seines niedrigen und seines hohen Standes. Auch dieses Thema, das die meisten praktischen Resultate unsres Gedankengangs umschließt, kann nur angedeutet werden. Unter sonst gleichen Umständen steigt und fällt der Zins mit dem Unternehmergewinn. Der Unternehmergewinn ist ja seine Quelle und deren Veränderungen ziehen unmittelbar durch das Medium des Steigens und Fallens der Nachfrage nach Kaufkraft gleichgerichtete Veränderungen des Zinses nach sich. Selbstverständlich haben anderweitige Kreditbedürfnisse dieselbe Wirkung. Und diese Sätze umspannen den Kern der Sache. In zweiter Linie kommt der Zusammenhang zwischen dem Zins und den Güterpreisen in Betracht. Hier ist das Wesentliche, daß im allgemeinen die Steigerung der Unternehmertätigkeit zugleich mit einer Erhöhung des Zinsfußes ein Steigen aller Güterpreise, zunächst der Preise der benötigten Produktionsmittel, dann der Preise der von deren Besitzern vorzüglich verlangten Gütern und schließlich aller Preise überhaupt, herbeiführt. Aber umgekehrt hat ein Steigen der Güterpreise einen Einfluß auf den Zins, nur daß man nicht allgemein angeben kann, nach welcher Richtung dieser Einfluß im einzelnen Fall wirkt. Ein Steigen der Preise macht ein größeres Kapital für die Unternehmer nötig. Das ist sicher. Wenn also die geplanten Unternehmungen trotz einer Preissteigerung durchgeführt werden, so wirkt dieselbe sicher zinserhöhend. Allein es werden dann eben sehr oft nicht alle geplanten Unternehmungen durchgeführt werden. Die Preissteigerung kann manche oder selbst die meisten unmöglich, unrentabel machen. Dann kann nach der Preissteigerung von den Unternehmern weniger Kapital verlangt werden als ohne sie verlangt worden wäre, und in diesem Fall würde eine Preiserhöhung auf den Zins drücken.

Demgemäß werden wir im allgemeinen sagen, daß der Hochstand des Zinses ein Zeichen volkswirtschaftlicher Prosperität ist. Abgesehen von den Fällen primitiver oder verfallender Volkswirtschaften, in denen es vornehmlich Konsumtivzins gibt, ist jedenfalls das Steigen des Zinses die unmittelbare Konsequenz volkswirtschaftlichen Aufschwungs. Der Umstand, daß ein solcher Aufschwung zu Vermögensbildung und vermehrtem Kaufkraftangebot führt, ändert nichts daran. Er ändert vor allem nichts an der momentanen Lage, weil er sich nur langsam geltend macht. Er ändert aber auch, wenn er sich einmal geltend gemacht hat, nicht allzuviel an unserm Satz, da wir gesehen haben, daß im Falle der Kaufkraft jedes noch so große Angebot bald von der Nachfrage überflügelt werden muß. Wenn in hochentwickelten Volkswirtschaften der Zins meist viel niedriger steht als in weniger entwickelten, so kommt das von dem viel geringern Risiko und der ausgebildeten Technik in den erstern. Wir werden in einem relativ zu den Verhältnissen einer konkreten Volkswirtschaft niedrigen Kapitalzins zwar im allgemeinen ein Symptom des Reichtums, zugleich aber auch ein Symptom wenn nicht des Stillstands, so doch schwacher Weiterentwicklung sehen. Aber wie ein Symptom lebendiger Entwicklung ist ein hoher Zinsstand zugleich eine Bremse dafür. Und aus diesem Doppelcharakter erklären sich die verschiedenen Beurteilungen, die er in der praktischen und der wissenschaftlichen Diskussion findet.

Mögen diese Bemerkungen genügen, um dem Leser zu zeigen, daß wir mit Hilfe unsrer Theorie tief in das Getriebe des geschäftlichen Lebens eindringen können. So unvollständig unsre Ausführungen auch sind und so vieler Präzisierungen und Modifikationen sie auch bedürften, der Leser findet in ihnen, so glaube ich, doch alle Elemente zum Verständnis desjenigen Teils der wirtschaftlichen Erscheinungen, der einer klaren wissenschaftlichen Erfassung bisher die meisten Schwierigkeiten gemacht hat. Ich habe nur noch eines hinzuzufügen: Ich wollte das Zinsphänomen erklären, aber ich wollte das Zinseinkommen nicht rechtfertigen. Der Zins ist

nicht, wie etwa der Unternehmergewinn, eine selbständige Frucht der Entwicklung im Sinn von einer Prämie für ihre Errungenschaften, wenn er sich auch nur in der Entwicklung zeigt. Er ist vielmehr eher eine Bremse — allerdings eine in der Verkehrswirtschaft notwendige Bremse — der Entwicklung, eine Art von „Steuer auf den Unternehmergewinn“. Sicher reicht das nicht etwa aus, um ihn zu verurteilen, auch dann nicht, wenn man Verurteilung oder Billigung der Dinge zu den Aufgaben unsrer Wissenschaft rechnet. Dem verurteilenden Verdikt könnte die Wichtigkeit der Funktion des „Ephors der Volkswirtschaft“ und ferner unser Resultat entgegengehalten werden, daß der Zins nur dem Unternehmer, nicht auch andern Wirtschaftssubjekten — abgesehen vom Falle des Konsumtivkredits, auch des „produktiven Konsumtivkredits“ — etwas entzieht, was ihnen sonst zufallen würde. Aber doch wird jener Umstand zusammen mit der Tatsache, daß die Zinserscheinung nicht allen Wirtschaftsformen eigen ist, stets bewirken, daß der Kritiker der sozialen Verhältnisse am Zins mehr als an irgend etwas anderm zu mäkeln finden wird. Ich wünsche das selbst hervorzuheben. Denn je weniger mich andre Ziele als die wissenschaftliche Wahrheit kümmern, um so mehr muß ich danach streben, diese Gleichgültigkeit auch durch die Tat zu beweisen. Deshalb sage ich denn, daß der Zins nur Konsequenz einer besondern Methode der Durchsetzung neuer Kombinationen ist, und daß diese Methode viel leichter geändert werden kann als die andern fundamentalen Institutionen der Konkurrenzwirtschaft.

Sechstes Kapitel.

Das Wesen der Wirtschaftskrisen¹.

Geht nun diese ganze Entwicklung in ungebrochener Kontinuität vor sich, gleicht sie der allmählichen, organischen Entfaltung eines Baumes in Stamm und Krone? Die Erfahrung verneint diese Frage. Es ist eine Tatsache, daß diese Hauptbewegung der Volkswirtschaft nicht stetig und ungestört verläuft. Gegenbewegungen, Rückschläge, Vorfälle der verschiedensten Art treten auf, welche diesen Zug der Entwicklung hemmen, Zusammenbrüche des volkswirtschaftlichen Wertsystems, welche eine solche Entfaltung stören. Wir können von einer bestimmten Linie der Entwicklung sprechen, deren Gestalt sich aus der Theorie gewinnen ließe. Aber die wirkliche Entwicklung springt, wie die Erfahrung lehrt, mitunter von dieser Linie ab. Woher kommt das? Hier sind wir bei einem neuen Probleme, wir wollen es in der folgenden Weise instruieren.

¹ Von allen Teilen unsres Gedankengangs muß dieser durch die hier gebotene Kürze am meisten leiden. Noch mehr als sonst kann das große Tatsachenmaterial der diskutierten Probleme hier nur in kurzen allgemeinen Sätzen gestreift werden. Und noch weniger als sonst kann ich hier auf Kontroversen eingehen. Beides soll an andrer Stelle wieder gut gemacht werden, weshalb dieses Kapitel, als Einleitung für detailliertere Erörterungen in der Zeitschrift für Volksw., Sozialpolitik und Verwaltung, 1910, publiziert wurde. Der Leser sei für Literatur auf Bergmanns Geschichte der Wirtschaftskrisen, besonders aber auf die Arbeiten von Cl. Juglar, des Essars, Spiethoff und Taylor — Kinetic Theorie of Crises 1905 — verwiesen.

Wäre dieses Abspringen der Volkswirtschaft von jener Linie der Entwicklung, die wir nun erklären könnten, selten, so läge darin kaum ein Problem, das die Aufmerksamkeit des Nationalökonomen besonders in Anspruch nehmen würde. Auch in der statischen Wirtschaft kann der einzelne von Unglücksfällen betroffen werden, die für ihn sehr ernst sein mögen, ohne daß für die Theorie ein Grund vorläge, solche Erscheinungen weiter zu verfolgen. Ebenso würden Ereignisse, die etwa die wirtschaftliche Entwicklung eines ganzen Volkes vernichten, dann keiner allgemeinen Untersuchung bedürfen, wenn sie selten wären, wenn man sie als vereinzelte Unglücksfälle auffassen könnte. Aber die „Gegenbewegungen“ und „Rückschläge“, von denen wir hier sprechen, sind häufig, so häufig, daß sie schon deshalb allein als unentrinnbar und unvermeidlich betrachtet werden könnten. Sie sind so häufig, daß sich gleich der ersten Betrachtung so etwas wie eine notwendige Periodizität der Zusammenbrüche aufdrängt. Das macht es, wenn nicht prinzipiell, so doch praktisch unmöglich, von dieser Klasse von Erscheinungen zu abstrahieren.

Wäre ferner die Sache so, daß, nachdem ein solcher Rückschlag überwunden ist, die frühere Entwicklung wieder an dem Punkte einsetzt, an dem sie vor seinem Eintritte angelangt war, dann wäre die prinzipielle Bedeutung desselben nicht allzu groß. Man könnte sagen, daß man alle wesentlichen Tatsachen der Entwicklung erfaßt habe, auch wenn man jene störenden Vorfälle selbst nicht erklären kann oder einfach von ihnen absieht. Allein das ist nicht der Fall. Jene „Gegenbewegungen“ hemmen die Entwicklung nicht bloß, sie machen dieser Entwicklung ein Ende. Eine Menge von Werten wird vernichtet, die Grundbedingungen und Voraussetzungen der Pläne der leitenden Männer der Volkswirtschaft werden verändert. Die Volkswirtschaft bedarf einer Rallierung, bevor es wieder vorwärts gehen kann, ihr Wertsystem einer Reorganisation. Und die Entwicklung, die dann wieder einsetzt, ist eine neue, nicht einfach die Fortsetzung der alten: Wohl lehrt die Erfahrung, daß

sie sich im großen und ganzen in ähnlicher Richtung bewegen wird, wie die frühere, aber die Kontinuität des Planes ist unterbrochen. Von andern Voraussetzungen und teilweise von andern Leuten geht die neue Entwicklung aus, viele alte Hoffnungen und Werte sind für immer begraben, ganz neue entstanden. Empirisch mag sich dann ergeben, daß die großen Linien aller dieser Teilentwicklungen, die zwischen den „Rückschlägen“ liegen, alle mit einer großen Gesamtkontur der Entwicklung zusammenfallen, theoretisch aber können wir nicht ohneweiters bloß die Gesamtkontur beachten wollen. Ebenso wenig wie die Unternehmer das Stadium des Rückschlages überspringen und ihre Pläne in die nächste Teilentwicklung hinüberretten können, ebenso wenig kann die Theorie das tun, ohne die Fühlung mit den Tatsachen völlig zu verlieren. Diese beiden Umstände erklären es, daß man alle jene Erscheinungen, die das Gemeinsame haben, die wirtschaftliche Entwicklung in der angedeuteten Weise zu beeinflussen, alle jene Gegenbewegungen, Rückschläge, Zusammenbrüche in eine Klasse zusammengefaßt und sich die Frage gestellt hat, ob dieselben aus Ursachen entspringen, die der Wirtschaft oder einer besondern Form derselben inhärent sind oder nicht. Diese Klasse von Erscheinungen nennt man Krisen, jene Frage das Krisenproblem.

Diese Klasse von Erscheinungen, die sich scharf von den andern Phänomenen der Entwicklung abheben und in einem gewissen Gegensatz zu denselben zu stehen scheinen, haben wir nun zu untersuchen. Zunächst gilt es das Wesen dieser Erscheinungen zu erfassen; sodann werden wir uns zu fragen haben, ob ihnen gemeinsame Merkmale eigen sind, die uns gestatten, einen auf viele oder alle Fälle von Krisen passenden Typus festzustellen; endlich werden wir zu entscheiden suchen, welches die Ursachen des so festgestellten Typus sind und namentlich, ob sich solche Krisen notwendig aus dem Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben oder nicht.

Von vornherein bestehen die folgenden Möglichkeiten: Erstens: Die Krisen können eine einheitliche Erscheinung sein oder nicht. Die eigentümlichen Zusammenbrüche der Entwicklung, die wir aus der Erfahrung kennen und als Krisen bezeichnen, erscheinen schon der naiven Betrachtung stets als Formen ein und desselben Phänomens. Allein diese Einheitlichkeit der Krisenerscheinung geht doch wohl zunächst nicht weit. Sie liegt vielmehr zunächst nur in einer Ähnlichkeit der Wirkungen auf die Volkswirtschaft und auf den Einzelnen und sodann in der Tatsache, daß gewisse Ereignisse bei den meisten Krisen vorzukommen pflegen. Solche Wirkungen und solche Ereignisse aber würden bei den verschiedensten äußern und innern Störungen des Wirtschaftslebens eintreten und beweisen noch nicht, daß bei Krisen stets dasselbe Phänomen vorliegt. Tatsächlich werden ja auch verschiedene Arten und Ursachen von Krisen unterschieden. Und nichts berechtigt uns zunächst anzunehmen, daß die Krisen mehr miteinander gemein haben, als jenes Moment, von dem wir ausgingen, nämlich, daß sie alle Ereignisse sind, die der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung Halt gebieten.

Zweitens: Ob einheitliche Erscheinungen oder verschiedene, die Krisen können sich rein wirtschaftlich erklären lassen oder nicht. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß die Krisenerscheinung wesentlich in die Sphäre der Wirtschaft gehört. Aber es ist keineswegs sicher, daß sie zum Wesen der Wirtschaft oder selbst nur irgendeiner Wirtschaftsform gehört in dem Sinne, daß sie mit Notwendigkeit aus dem Wirken der sich selbst überlassenen Faktoren der Wirtschaft sich ergäbe. Vielmehr wäre es ganz wohl möglich, daß die eigentlichen Ursachen der Krisen außerhalb der Sphäre des Reinwirtschaftlichen lägen, daß also die Krisen Folgen von Störungen des Wirtschaftslebens wären, die von außen her in dasselbe hineinwirken. Die Häufigkeit und selbst die oft behauptete Regelmäßigkeit der Krisen wäre an sich kein entscheidendes Argument, da es sich ja ohneweiters begreifen läßt, daß solche Störungen im

praktischen Leben oft vorkommen müssen. Die Krise wäre dann einfach der Prozeß, durch den sich das Wirtschaftsleben neuen Bedingungen anpaßt.

Bezüglich des ersten Punktes können wir zunächst das eine sagen: Spricht man überall dort von Krisen, wo hinlänglich große Störungen des sonst zu erwartenden Verlaufes der wirtschaftlichen Entwicklung eintreten, so gibt es kein allgemeines Merkmal derselben, das über die Tatsache dieser Störung hinausginge. Momentan empfiehlt es sich, den Begriff der Krisen so weit zu fassen, was ja durchaus nicht ohne Beispiel ist. Die wirtschaftlichen Vorgänge zerfielen danach in drei verschiedene Klassen: In die Vorgänge der statischen Wirtschaft, in die Vorgänge des Entwicklungsprozesses und in Vorgänge, welche dessen ungestörten Gang verhindern. Dieses Arrangement ist keineswegs wirklichkeitsfremd. Wir können alle drei Klassen im praktischen Leben deutlich auseinanderhalten. Erst eine nähere Analyse ergibt dann, ob eine derselben in eine der beiden andern fällt.

Unsre Behauptung wird bewiesen durch die Geschichte des Krisenphänomens. Solche Störungen des Wirtschaftsverlaufes sind schon an allen denkbaren Stellen des Wirtschaftskörpers ausgebrochen. Außerdem auch an jeder einzelnen Stelle in sehr verschiedener Weise. Bald tritt die Störung auf Seite des Angebots, bald auf der der Nachfrage auf. Im erstern Falle bald in der technischen Produktion, bald auf dem Markte oder im Systeme der Kreditbeziehungen. In letzterm Falle bald durch Veränderung der Richtung der Nachfrage (z. B. Modewechsel), bald durch Veränderung der Kaufkraft der bisher Nachfragenden. Meist leiden die verschiedenen industriellen Gruppen nicht in gleicher Weise, aber oft die eine Industrie mehr, oft die andre. Mitunter ist die Krise durch einen Zusammenbruch des Kreditsystems charakterisiert, der besonders auf die Kapitalisten ausgeht, mitunter leiden besonders die Arbeiter oder die Grundeigentümer. Auch die Unternehmer können in sehr verschiedener Weise beteiligt sein, obgleich sie noch am ehesten in prin-

ziell uniformer — wenn auch nach Branchen verschiedener — Art in Mitleidenschaft gezogen werden.

Mehr Erfolg scheint auf den ersten Blick der Versuch zu versprechen, das Gemeinsame der Krisen in ihrer Erscheinungsform zu suchen. Tatsächlich hat wohl dieses Moment vor allem zu der populären und wissenschaftlichen Überzeugung geführt, daß man bei Krisen immer eine und dieselbe Erscheinung vor sich habe. Allein man überzeugt sich leicht, daß diese äußern Merkmale, nach denen man zunächst greifen möchte, weder allen Krisen gemein noch für dieselben wesentlich sind, soweit sie eben über das eine Moment der Störung der Entwicklung hinausgehen. So liegt z. B. das Moment der „Panik“ sehr nahe. Es war ein hervorstechender Zug namentlich der Krisen früherer Zeit, daß sie zu solchen Paniken führten. Aber Paniken gibt es auf den Märkten auch sonst, ohne daß es jedesmal zu einer Krise käme. Und sodann gibt es auch Krisen ohne eigentliche Paniken. Keinesfalls steht die Intensität der Panik notwendig im Verhältnis zur Bedeutung der Krise. Endlich ist hier auf ein Moment zu verweisen, das bei der Untersuchung des Krisenphänomens überhaupt sehr wichtig ist. Die Paniken, die wir so oft beobachten, sind, viel mehr als Ursachen, die Folge des Ausbruches von Krisen. Das letztere gilt auch von Schlagworten wie „Spekulationsfieber“, „Überproduktion“¹ usw. Ist die Krise ausgebrochen, hat sich die gesamte Lage der Wirtschaft verändert, so kann dann manche Spekulation als sinnlos und fast jede produzierte Gütermenge als zu groß erscheinen, obgleich beide der Sachlage vor dem Ausbruche der Krise völlig entsprachen. Jede Störung der Entwicklung muß wirtschaftliche Maßregeln desavouieren, und deshalb läge in diesen Momenten selbst dann kein weitergehendes Merkmal der Krisen, wenn dieselben strikte allgemein wären. Vom Zusammenbrechen einzelner Wirtschaften,

¹ Womit wir hier nicht die ausgearbeiteten Überproduktionstheorien, sondern nur den populären Hinweis auf dieses Moment meinen.

von dem Verfehlen des richtigen Verhältnisses zwischen den einzelnen Zweigen der Produktion, von der Inkongruenz von Produktion und Konsum und andern solchen Momenten läßt sich dasselbe sagen. Daß es ein befriedigendes Kriterium der Krisen in diesem Sinne nicht gibt, zeigt ja auch die Tatsache, daß in der deskriptiven Literatur des Gegenstandes wohl stets eine gewisse Anzahl von Krisen wiederkehrt, aber darüber hinaus die einzelnen Aufzählungen von Krisen nicht miteinander übereinstimmen.

Wir kommen nun zu der andern Frage, ob die Krisen nicht wenigstens alle rein wirtschaftliche Erscheinungen seien, d. h. ob sie sich mit allen Ursachen und Wirkungen von den durch das Studium der Wirtschaft gegebenen Erklärungsmomenten aus erfassen lassen. Man sieht leicht, daß das nicht immer und nicht notwendig der Fall ist. Ohneweiters wird man zugeben, daß z. B. der Ausbruch eines Krieges Störungen hervorrufen kann, die groß genug sind, um von einer Krise sprechen zu können. Allerdings ist das keineswegs die Regel. Die großen Kriege des neunzehnten Jahrhunderts z. B. haben meist nicht unmittelbar zu Krisen geführt. Aber der Fall ließe sich denken. Nehmen wir an, es werde ein Inselvolk, das in regem Verkehre mit andern Nationen steht und dessen Wirtschaft in kräftiger Entwicklung in unserm Sinne begriffen ist, durch eine feindliche Flotte von der Außenwelt abgeschnitten. Ein- wie Ausfuhr stauen sich, das Preis- und Wertsystem wird erschüttert, Verpflichtungen können nicht eingehalten werden, die Ankerkette des Kredits reißt — das alles ist denkbar, ist tatsächlich vorgekommen und stellt gewiß eine Krise dar. Und diese Krise läßt sich rein wirtschaftlich nicht erklären, da ihre Ursache, der Krieg, ein der Wirtschaft fremdes Moment ist. Durch das Hereinwirken dieses Fremdkörpers in die Sphäre der Wirtschaft ist die Krise entstanden und zugleich erklärt. Solche äußere Momente erklären Krisenerscheinungen sehr oft. Ein wichtiges Beispiel sind Mißernten, welche offenbar Krisen hervorrufen können und bekanntlich sogar Grundlage einer allgemeinen Krisentheorie geworden sind.

Aber selbst Umstände, die dem wirtschaftlichen Leben nicht so sehr als äußere Mächte gegenüberstehen, wie Kriege oder meteorologische Verhältnisse, müssen vom Standpunkte reiner Theorie als Einwirkungen von außen und daher prinzipiell als zufällig angesehen werden. Um ein Beispiel anzuführen: Die plötzliche Aufhebung von Schutzzöllen kann eine Krise verursachen. Gewiß ist eine solche handelspolitische Maßregel ein wirtschaftliches Ereignis. Aber wir können nichts Exaktes über seinen Eintritt aussagen. Nur seine Wirkungen könnten wir untersuchen, im übrigen jedoch ist es vom Standpunkte der Gesetze der sich selbst überlassenen Wirtschaft eben eine Einwirkung von außen, wie es alle bewußten Eingriffe einer Gewalt sind, die über den einzelnen Wirtschaftssubjekten steht. Es gibt also Krisen, die in unserm Sinne keine rein wirtschaftlichen Phänomene sind. Und weil sie es nicht sind, so können wir eben, vom Standpunkte des Reinwirtschaftlichen, nichts Allgemeines über ihre Ursachen aussagen. Sie müssen uns, als Theoretikern, als unglückliche Zufälle gelten, sie müssen uns im übrigen gleichgültig sein.

Es erhebt sich nun die Frage: Gibt es denn überhaupt rein wirtschaftliche Krisen in unserm Sinne, Krisen, die ohne solche fremde Veranlassung auftreten würden, von der wir soeben Beispiele anführten? In der Tat, es ließe sich sehr gut die Ansicht denken, daß Krisen stets durch äußere Umstände bewirkt werden, die es mit sich bringen, daß die Bedingungen, mit denen die Unternehmer rechneten, nicht länger standhalten. Viele Nationalökonomien sind wirklich dieser Ansicht. Und dieselbe ist unzweifelhaft sehr plausibel. Ist sie richtig, dann gibt es keine eigentliche ökonomische Krisentheorie, dann können wir nichts andres tun als eben diese Tatsache feststellen oder höchstens noch versuchen, jene äußern Veranlassungen der Krisen anzugeben — so wie das z. B. Jevons versucht hat.

Ehe wir unsre Frage beantworten, müssen wir eine besondere Art von Krisen abscheiden. Nehmen wir an, die industrielle Entwicklung eines kleinen und armen Landes werde

von einem andern, kapitalreichen Lande aus finanziert. Nehmen wir weiter an, es entstehe nun in dem letztern eine kräftige Entwicklung, die dem Kapitale lohnendere Beschäftigung bietet, wie die, die es bisher in dem erstern gefunden hat. Dann wird die Tendenz bestehen, das Kapital aus seinen bisherigen Anlagen herauszuziehen. Wenn das schnell und rücksichtslos geschieht, so kann es, wie man leicht sieht, in dem einen Lande zu einem Zusammenbruche, zu einer Krise kommen. Dieses Beispiel soll zeigen, daß rein wirtschaftliche Ursachen in einem Wirtschaftsgebiete Krisen in einem andern hervorrufen können. Die Erscheinung ist häufig und allgemein bekannt. Natürlich kann sich dasselbe nicht nur zwischen verschiedenen Ländern, sondern auch zwischen verschiedenen Teilen eines Landes und endlich unter Umständen auch innerhalb eines Wirtschaftsgebietes zwischen verschiedenen Branchen der Industrie zutragen. Daß ferner auch eine einmal irgendwo ausgebrochene Krise meist andre nach sich zieht, weiß jedermann. Es fragt sich nun: Haben wir in solchen Erscheinungen rein wirtschaftliche Krisen vor uns, wie wir sie suchen? Die Antwort lautet verneinend. Die Wirtschaftsverhältnisse anderer Gebiete sind für jede Volkswirtschaft Data ihrer Entwicklung und können als Erklärungsgründe für Erscheinungen innerhalb derselben nur die gleiche Rolle spielen wie außerwirtschaftliche Momente. Sie sind für jede Volkswirtschaft Zufälle und es wäre müßig, ein allgemeines Gesetz solcher Krisen finden zu wollen. Man müßte, wenn es keine andre Art von Krisen gäbe, einfach erklären, daß das Wirtschaftsleben im Prinzipie krisenlos sei und daß trotzdem vorkommende Krisen Unglücksfälle sind. Die Entwicklung an sich enthielte keinen Todeskeim, es könnte nur geschehen, daß sie unter Umständen eines „unnatürlichen“ oder gewaltsamen, von außen her verursachten Todes sterbe.

Und noch einen Schritt müssen wir auf diesem Wege tun, ehe wir den Kern der Sache bloßlegen können. Wenn wir jetzt nochmals fragen, ob es nach Abscheidung aller bisher erörterten Krisen noch andre gibt, und zwar solche, die zweifellos rein wirtschaftliche in unserm Sinne sind, so ant-

wortet die Krisengeschichte bejahend. Bei vielen, bei den meisten und größten Krisen fehlen fremde Momente von hinlänglicher Bedeutung. Da sich aber darüber streiten ließe und irgendwelche äußere Momente ja stets bereitliegen, so wollen wir uns wieder ein Beispiel konstruieren. Man habe ein neues Nahrungsmittel entdeckt, dem man vorzügliche Eigenschaften zuschreibt. Viele Unternehmer wenden sich seiner Produktion zu, ein hinlänglich großer Teil des Kapitals werde darauf verwendet. Aber die sicher erwartete Nachfrage bleibe aus. Dann kann es zu einer Krise kommen. Es begreift sich wohl, daß solche und ähnliche Dinge vorkommen. Jede „Durchsetzung neuer Kombinationen“, um unsern alten Ausdruck zu gebrauchen, ist der Gefahr ausgesetzt, in der Praxis Schiffbruch zu leiden. So erklären sich tatsächlich viele partielle und mitunter auch allgemeine Krisen. Zunächst droht jene Gefahr dem einzelnen Unternehmer und oft unterliegt er ihr. Daß ein ganzer Produktionszweig fehlgreift, kommt naturgemäß viel seltener vor. Doch kommt es vor, und wenn die betreffenden Unternehmungen von hinreichender Bedeutung für die Volkswirtschaft sind, so wird sich eine allgemeine Störung daraus ergeben. Solche Krisen sind rein wirtschaftliche Erscheinungen in unserm Sinne. Sie sind weiters so leicht verständlich, daß man in ihnen kaum ein Problem sehen kann. Besonders wichtig ist dabei die Erkenntnis, daß sie keiner Wirtschaftsform vorzüglich inhärent sind, sondern in jeder in gleicher Weise vorkommen können. Man kann keine Kräfte aufzeigen, die auf sie hinarbeiten würden — kurz, auch das sind einfach Unglücksfälle, denen ein prinzipielles Interesse nicht zukommt, so groß auch ihre praktische Bedeutung sein mag.

Den bisherigen Gedankengang zusammenfassend: Es hat sich uns zunächst kein gemeinsames Merkmal dargeboten, das alle die Störungen, denen die industrielle Entwicklung ausgesetzt ist, charakterisieren würde. Immerhin können wir dieselben in zwei Gruppen scheiden, in solche, deren Ursachen außerhalb der Sphäre des Wirtschaftens liegen, und in solche, deren Ursachen in dieser Sphäre selbst ent-

stehen. Es ist nun klar, daß nur die letztern sich rein ökonomisch erklären lassen können. Nur auf sie wollen wir also unser Augenmerk richten, von den andern aber abstrahieren. Wir wollen also annehmen, daß keine äußern Einflüsse in unser Untersuchungsgebiet wirken. Aber weiter noch, daß sich innerhalb desselben keine tiefgreifenden Veränderungen vollziehen, die die Wirtschaft in andre Bahnen drängen, ohne wirtschaftlicher Natur zu sein, z. B. solche politischer oder sozialer Natur. Endlich schließen wir auch alle jene Störungen aus, die sich einfach als Unglücksfälle darstellen und denen wir soeben prinzipielles Interesse abgesprochen haben.

Dann fragen wir: Gibt es außer den vorgeführten noch andre Rückschläge, also Phänomene rein wirtschaftlicher Natur und zwar solche, die mit Notwendigkeit aus dem Wesen der Wirtschaft oder einer Wirtschaftsform folgen? Was bleibt vom Krisenphänomen übrig, wenn man alle jene Typen abscheidet? Oder endlich: Wenn es die letztern nicht gäbe, würde dann die Entwicklung dem Wachstume eines Baumes gleichen, würde sie dann stetig fortschreiten ohne irgendwelche „Rückschläge“?

Vor allem eine weitere Unterscheidung: Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Hauptbedeutung des Krisenphänomens darin liege, daß die Krisen den bisherigen Entwicklungsgang der Wirtschaft unterbrechen, den Zug der Entwicklung aus seiner nach aufwärts gerichteten Bahn ablenken. Nicht alle Störungen, Rückschläge usw., die in der Wirklichkeit vorkommen, tun das nun. Auch wenn wir von den nichtreinwirtschaftlichen absehen, finden wir Störungen, die den Gang der Entwicklung nicht in jener charakteristischen Weise abbrechen, sondern ihn nur retardieren. Jede Panik auf einem Markte kann als Beispiel herangezogen werden. Ist sie überwunden, so wird der eingeschlagene Weg fortgesetzt, und bald sieht man nichts mehr von ihren Wirkungen, mögen sie auch den Einzelnen hart getroffen oder selbst vernichtet haben. Diese Art von

Störungen erklärt sich ohneweiters aus den schon besprochenen Momenten. Ihr Auftreten und ihre Wirkungen bieten weiter kein Problem dar. Es begreift sich leicht, daß sie oft vorkommen müssen.

Andre Vorgänge aber haben das Besondere, daß sie die industrielle Entwicklung aus ihrer Bahn ablenken. Und dieser Umstand gibt ihnen ein erhöhtes Interesse. Er bewirkt, daß sie nicht als einfache Zwischenfälle erscheinen, sondern als Phasen der Entwicklung, die gleichzeitig als Resultat der vorhergehenden und als Bedingung der ihnen folgenden Zustände des Wirtschaftslebens verstanden werden müssen. Hier ergeben sich neue Probleme. Vor allem, woher kommen diese Krisen? Sind sie einfach als Ursache des ihnen folgenden Niederganges oder Stillstandes zu betrachten? Und wie führen sie ihn herbei?

Damit endlich sind wir bei der Sache. Die Krisen sind Wendepunkte der wirtschaftlichen Entwicklung. Und nur soweit sie es sind, wollen wir uns mit ihnen beschäftigen. Auf diese Fälle wollen wir auch den Ausdruck „Krisen“ beschränken, alle andern solien uns prinzipiell uninteressante Unglücksfälle sein.

Diese großen Peripetien des Wirtschaftslebens tauchen also als das Wesentliche aus der Flut der hierhergehörigen Tatsachen auf. Sie sind zu erklären. Damit verschiebt sich allerdings das Problem. Wenn es Störungen gibt, die keine Wendepunkte darstellen, so bedeutet das allerdings nicht viel. Soweit sie auf nicht rein wirtschaftlichen Ursachen beruhen, können wir ohneweiters von ihnen abstrahieren, soweit ihre Ursachen wirtschaftliche sind, ergeben sie sich doch nicht aus dem Wesen der Wirtschaft. Aber es gibt auch Wendepunkte, die nicht durch eigentliche Krisen charakterisiert sind. Soll uns das nicht irre machen? Erinnern wir uns unsres Resultates, daß den Störungen der wirtschaftlichen Entwicklung, von denen wir bisher sprachen, kein einheitliches Merkmal zukommt. Nicht ihrer Erscheinungsform: Denn wir sahen, daß alle Momente, an die sich das Vorstellungsbild „Krise“ knüpft, keine allge-

meinen Kriterien sind. Nicht in ihren Ursachen: Dieselben können sehr verschiedener Art sein. Endlich nicht in ihren Wirkungen: Denn diese Störungen alterieren mitunter, nicht immer die bisherige Entwicklungsbahn. Aber nicht nur nicht allgemein sind alle jene Merkmale, sie sind, wie hervorgehoben, auch niemals wesentlich in dem Sinne, daß, wenn sie fehlen würden, die Dinge sich erheblich anders gestalten würden. Es blieben immer noch die großen Peripetien der wirtschaftlichen Entwicklung.

Die Sachlage ist also — wie es auch sonst nicht selten vorkommt — die: Wir gingen von einer unanalysierten Tatsachenmasse und einem populären Begriffe aus. Beide boten uns nichts von besonderem theoretischen Interesse. Die erstere schien jeder Regel zu spotten und ließ keine einheitlichen Züge erkennen. Der letztere erwies sich als unpräzis, als eine papierene Waffe. Gehen wir aber näher ein, entfernen wir die oberflächliche Schicht von zufälligen Erscheinungsformen, so finden wir tatsächlich ein großes Phänomen von sofort in die Augen fallender Regelmäßigkeit — nämlich jenen mächtigen Wellenschlag der wirtschaftlichen Entwicklung — und sofort konzentriert sich unser Interesse darauf. Gewiß ist dieses Phänomen nicht ganz jener Oberfläche angepaßt. Wir sahen, daß es einerseits nicht den ganzen Raum unter derselben ausfüllt, andererseits aber weiter reicht als sie. Aber es ist doch die große Erscheinung, die allem dem zugrunde liegt, was von jenen Oberflächentatsachen prinzipielles Interesse hat. Alles andre ist zufällig und nebensächlich. Wir schieben es beiseite, um uns nach dem Wesen dieser eigentümlichen Wellenbewegung zu fragen. Haben wir dasselbe untersucht, dann ist der Rest der Erscheinungen leicht zu verstehen.

Um uns der üblichen Terminologie zu bedienen: Wir sind vom Krisenprobleme ausgegangen, um zu einem andern Probleme zu kommen, das wir als von primärer Bedeutung erkennen, zum Probleme von Prosperität und Depression. Warum geht der Zug der Entwicklung nicht stetig seinen Weg, sondern ruckweise, so, daß

der Aufwärtsbewegung eine Abwärtsbewegung folgt, durch die hindurch erst der Weg zu weiterer Prosperität führt?

Vor allem läßt sich leicht einsehen, daß die Entwicklung, wie wir sie früher skizzierten, auf keinem Fall aus einem Stücke gemeißelt sein, sondern höchstens aus aneinander anschließenden Teilentwicklungen bestehen kann, mögen dieselben sich nun in einen einheitlichen Zug zusammenschließen oder nicht. Es wird sich gleich zeigen, wie das gemeint ist.

Zunächst wollen wir das für einen einzelnen Unternehmer darlegen. Gehen wir aus von einem statischen Zustande der Volkswirtschaft. Unser Unternehmer erfaßt die Möglichkeit, „eine neue Kombination durchzusetzen“. Zu diesem Zwecke konzipiert er einen Plan für sein Vorgehen, der auf den gegebenen Verhältnissen beruht und einen bestimmten Erfolg zum Ziele hat. Nehmen wir an, der Unternehmer gehe ans Werk, seine Berechnungen erweisen sich als richtig, jener Erfolg trete ein. Es ist klar, daß die Voraussicht und die Pläne des Unternehmers sich nicht in unbegrenzte Zukunft erstrecken können. Die Unternehmer werden zwar verschieden weit ausgreifende Pläne konzipieren, ebenso wie verschieden gute Schachspieler verschieden weit denken, aber niemals werden ihre Berechnungen und Absichten ihre Handlungen über eine gewisse Zukunft hinaus festlegen können. Wohl mag der Unternehmer entschlossen sein, weiter und immer weiter fortzuschreiten, seine konkreten Maßregeln kann er nur für die nähere Zukunft festsetzen. Ideen darüber hinaus haben vorläufig keine praktische Bedeutung, was man um so leichter einsieht, wenn man bedenkt, daß sich ja alle ihre Voraussetzungen in einer dynamischen Volkswirtschaft rasch ändern. Dazu kommt noch etwas andres. Was der Unternehmer tat, ist ex hypothesi etwas Neues — das typische Beispiel ist die Gründung einer neuen Unternehmung. Ist das gelungen, ist die Unternehmung einmal da und rentiert sie sich, so ist der Plan ausgeführt. Wenn der Unternehmer sich nun weiterhin darauf beschränkt,

die einem neuen statischen Zustande eingegliederte Unternehmung einfach zu betreiben, so ist er von nun an ein statisches Wirtschaftssubjekt. Und den Entschluß, seine Unternehmung in der eingeschlagenen Bahn jahraus, jahrein fortzuführen, kann er allerdings auf unbestimmte Zeit fassen. Nicht so aber, wenn er „Unternehmer“ in unserm Sinne bleibt und stets weiter neue Kombinationen durchzusetzen strebt: Hier, also auf dynamischem Gebiete kann er nur Pläne fassen, die durch den Eintritt des Erfolges, auf den sie abzielen, zeitlich beschränkt sind. Ist die neue Tat getan, dann können andre Pläne inaugurirt werden, die aber wiederum neue sind: Die Voraussetzungen haben sich geändert, können dem Unternehmer neue Maßregeln suggeriert, an die er früher nicht dachte, und andre unmöglich gemacht haben, die er früher beabsichtigte. In allen Fällen liegt aber das Geburtsdatum dieser weiteren Unternehmungen nicht schon im Anfangspunkte der ersten, sondern erst in dem Momente, wo die erste beendet war und sich nun die neuen in konkretem Tuu äußern. Nach unsrer Auffassung hat man sich den Prozeß also so zu denken: Vom Unternehmer geht die Veränderung des ursprünglichen statischen Zustandes aus, z. B. durch Gründung einer neuen Unternehmung. Dieser Prozeß ist aber abgeschlossen, wenn diese Unternehmung fertig und in erfolgreichem Gang ist. Alle Bedingungen der Gründung haben außerdem auf dieselbe reagiert und sich verändert. Durch die Gründung und durch diese durch sie veranlaßten Veränderungen ist ein neuer statischer Zustand geschaffen worden. Der Ertrag der Unternehmung ist kapitalisiert, der Unternehmergewinn verschwunden, Lohn und Grundrente haben sich danach adjustiert — im Prinzip; die Gründung einer Unternehmung wird natürlich meist keinen merklichen Einfluß ausüben — und dieser Zustand könnte sich nun wieder erhalten. Die Entwicklung ist zu Ende, begrifflich und unter unsern Voraussetzungen auch tatsächlich. Geht nun aber der Unternehmer weiter, erweitert er z. B. seine Unternehmung, so ist das eine neue Entwicklung, die nicht

in der Bahn jener Kurve zu liegen braucht, die dem früheren Schritte entspräche. Das ist unser Schema für den Entwicklungsprozeß: Jedem Schritte in einer neuen Bahn folgt ein neuer statischer Zustand, von dem aus dann ein weiterer Schritt erfolgen kann. Es ist nur ein Schema, aber eines, das wichtigen Zügen der Wirklichkeit entspricht. Denn stets muß man ein konkretes Ziel verfolgen und wenn es erreicht ist, abwarten, wie sich das Neue bewährt und wie sich alle Verhältnisse gestalten, um dann erst weitere Entschlüsse zu fassen; und man muß im allgemeinen eine Reihe von Maßregeln zugleich ergreifen und das Unternehmen bis zu einem gewissen Punkte führen und kann dann erst Halt machen, man kann aber nicht z. B. eine Fabrik zu bauen beginnen und jeden Schritt dabei von neuen Entschlüssen abhängig machen: Unser Schema ist also korrekt, wenn es sagt, daß man zuerst einen bestimmten Erfolg tunlichst nach einem Plane verwirklichen, dann ihn einem neuen statischen Zustande einordnen muß und erst dann weitere Entschlüsse fassen kann, die wiederum etwas Neues sind, ebenso wie es die erste Tat war, die aus dem ursprünglichen statischen Zustande herauslenkte. Es ist auch weiter korrekt, wenn wir den Vorgang in zwei zerlegen und unterscheiden zwischen dem Tun des Unternehmers und den dadurch hervorgerufenen Veränderungen des wirtschaftlichen Zustandes. Und endlich, wenn wir sagen, daß sich beide Momente auseinandersetzen, zu einem neuen statischen Zustande zusammenfügen müssen, ehe es weitere Entwicklung geben kann, die dann wieder etwas prinzipiell Neues ist. Die wirtschaftliche Gesamtentwicklung einer Unternehmung zerfällt also in prinzipiell selbständige Teilentwicklungen, die durch statische Zustände voneinander getrennt sind. Erscheint die Gesamtentwicklung im einzelnen Falle dann trotzdem als etwas Einheitliches — läßt sie sich durch eine Kurve versinnlichen — so ist das nur ein empirisches Ergebnis, das vom Standpunkte der Theorie eintreten oder nicht eintreten kann.

Dasselbe gilt nun aber auch für die industrielle Entwicklung der Volkswirtschaft als eines Ganzen. An sich könnte man annehmen, daß die Entwicklung der Volkswirtschaft, die ja in unserm Sinne aus Einzelentwicklungen der Unternehmungen besteht, organisch stetig fortschreite. Denn wenn diese Einzelentwicklungen in der Zeit gleichmäßig verteilt wären, so müßte das Gesamtbild doch das stetigen Wachstums sein: In jedem Zeitpunkte würden manche Unternehmer eben mit der Realisierung ihrer Pläne beginnen, andre damit beschäftigt sein, noch andre die ihren bereits ausgeführt haben — von diesen wieder manche mit viel größerem Erfolge, als sie selbst erwarteten, andre ohne Erfolg. So gäbe es wohl Teilentwicklungen für jede Unternehmung und für jede von Schritt zu Schritt einen relativ stationären Zustand, aber nicht für die Volkswirtschaft als ganze. Für diese gäbe es nur stete Entwicklung.

Allein die Prämisse, von der dieser Gedankengang ausgeht, trifft in Wirklichkeit nicht zu. Betrachten wir uns die Sache näher. Der erste Unternehmer, der den hedonischen Bann bricht, der auf jeder stationären Volkswirtschaft ruht, hat große Schwierigkeiten zu überwinden. Sein Tun begegnet Mißtrauen und offenem oder passivem Widerstande. Die Rechtsformen und die technischen Bedingungen, deren er bedarf, müssen erst geschaffen werden. Besonders die Finanzierung seiner Unternehmung ist eine ganz neue und unbekannte Operation. Eine starke Persönlichkeit nur kann sich da durchsetzen. Sie unternimmt ein Wagestück, zu dem großer Mut gehört. Mißlingen und Untergang sind wahrscheinlicher als Erfolg. Wie sehr das alles zutrifft, lehrt uns die Erfahrung in Ländern mit geringem industriellem Leben. Hat aber einmal ein Unternehmer Erfolg, so werden sich sofort andre finden. Denn die Bahn ist gebrochen, man braucht nur den ausgefahrenen Weg zu betreten. Zunächst ist es überhaupt leichter, sich zu etwas zu entschließen, wenn es schon von anderer Seite getan wurde. Das sieht man auf allen Gebieten des Lebens, des Handelns, wie des Denkens. Wenn einer vorangeht und Erfolg hat,

so zieht er immer andre mit. Sodann begegnen die Spätern nicht mehr dem Widerstande, den der erste fand. Man betrachtet sie nicht mehr als freche Neuerer, man gewöhnt sich an den Vorgang und sieht in ihm bald nichts Befremdliches mehr. Hundert und tausend psychologische, soziale, wirtschaftliche, rechtliche und politische Hemmungen fallen weg. Viel weniger Fähigkeit und Intelligenz gehört nun dazu, das zu tun, was beim erstenmal eine große Tat war. Mußte der Erste gegen einen Strom schwimmen, so werden die Folgenden fast von selbst in eine Strömung hineingezogen. Endlich ist die Durchsetzung neuer Kombinationen durch die Tat des Ersten auch technisch erleichtert. Man sieht, wie man es in concreto machen muß. Anhaltspunkte jeder Art sind gegeben. Manches was der Erste schaffen mußte, kann so wie es ist, auch den Folgenden dienen und bildet sich bald zu einer Institution aus, die dem eisernen Bestande der Wirtschaftstechnik angehört. Neue Rechtsformen des Verkehrs bilden sich schwer. Ein neues Rechtsgeschäft ist schwer zu schließen. Aber ist eine Form dafür einmal gefunden, so erleichtert das in immer steigendem Maße das Werk der Spätern, die derselben Rechtsform bedürfen. Eine neue Bezugsquelle oder ein neues Absatzgebiet sind zunächst schwer zugänglich, ihre Erschließung stößt auf bekannte Schwierigkeiten. Sind aber einmal die Verkehrslinien hergestellt und die Wirtschaftssubjekte an jenen Orten an das neue Geschäft und die neuen Abnehmer oder Verkäufer gewöhnt, so wird es nun auch andern leichter, in derselben Richtung als Unternehmer aufzutreten. Und das werden sie denn auch tun. Dasselbe gilt natürlich für die Kreditverhältnisse, die, einmal geschaffen, allgemein benutzbar sind.

Das alles ist klar und bekannt. Heben wir noch hervor, daß diese Momente allgemein, d. h. für das ganze Gebiet möglicher Unternehmertätigkeit gelten. Das Bestehen erfolgreicher Unternehmertätigkeit in einem Industriezweige erleichtert das Auftreten von Unternehmern auch in einem andern. Die Kreditorganisation, die Verkehrswege, die ge-

schaffenen allgemeinen sozialen Bedingungen kommen auch andern neuen Gründungen zugute. Aber besonders stark wirkt dieses Moment in einer und derselben Branche, da man hier den Ersten im Felde fast nur einfach zu kopieren braucht und die von ihm gebrochenen Wege für die Folgenden unmittelbar gangbar sind. Nur verhältnismäßig wenig Dinge können innerhalb derselben Branche dem Nachfolger verborgen bleiben, nur von verhältnismäßig wenigen der errungenen Vorteile kann er ausgeschlossen werden. Es begreift sich also vor allem, daß einem erfolgreichen Anfange eine allgemeine Unternehmertätigkeit in der Volkswirtschaft folgt und daß die einzelnen „Durchsetzungen neuer Kombinationen“ nicht gleichmäßig in der Zeit verteilt sein, sondern erst vereinzelt und dann plötzlich gehäuft vorkommen werden, daß die Aufwärtsbewegung von vielen Unternehmern gemeinsam getragen werden und ihre Tätigkeit gleichsam parallel und korporativ erfolgen wird. Es begreift sich aber auch die Tatsache, daß eine solche Aufwärtsbewegung dem Impulse des Ersten nicht gleichmäßig in allen Industriezweigen, sondern vornehmlich in jenem folgt, wo der erste Erfolg erzielt wurde, der stärkste Mann führt oder der größte Gewinn winkt. Eine solche Disproportionalität, die von Wissenschaft und Praxis oft beobachtet wurde — gerade in bekanntem Zusammenhange mit der Krisenerscheinung — erklärt sich aus den angeführten Momenten der Entwicklung, während sie einer statischen Betrachtung unverständlich wäre, resp. in der Statik nicht vorkommen kann¹.

¹ Freilich ist die Unmöglichkeit solcher Vorkommnisse in einer statischen Wirtschaft von der Theorie nicht erkannt worden. Sie ist nichtsdestoweniger klar. Erfolgt eine jede wirtschaftliche Maßregel nur „anpassend“, erfolgt also jedes Angebot nur auf vorhandene Nachfrage hin, so ist nicht einzusehen, wie es zu wirklich großen Störungen kommen sollte. Das ist überhaupt das große Gegenargument gegen die meisten Krisentheorien: Sie machen nicht verständlich, wieso es zu großen Störungen — abgesehen von Störungen infolge „äußerer Eingriffe“ — kommen kann. Die angeführten Ursachen erklären wohl die Vernichtung einzelner Wirtschaftssubjekte, sie er-

Beachten wir endlich, daß das Gesagte nicht bloß für den Beginn einer Entwicklung von einem rein statischen Zustande gilt, sondern auch für das Wiedererwachen derselben nach einer Periode der Ruhe. Zunächst gehen wir ja prinzipiell von einem statischen Zustande aus, der nie existieren und nur gedanklich konstruiert werden kann. Von ihm gilt alles, was wir sagen, exakt. Aber man sieht unschwer, daß wir mit dieser Betrachtung auch das Wesen einer Entwicklung erfassen, die, wie es in Wirklichkeit allein vorkommen kann, nicht aus einem rein statischen, sondern einem relativ-stationären Zustande, einem Zustande relativer Ruhe, entsteht. Endlich auch für neue Entwicklungsbahnen, die eingeschlagen werden, wenn eine andre Entwicklungsperiode abgeschlossen ist.

Wir kommen also zu der Erkenntnis, daß die volkswirtschaftliche Entwicklung in unserm Sinne nicht einfach aus unabhängigen Einzelentwicklungen von Unternehmungen besteht, was zu der wahrscheinlichen Annahme führen würde, daß die letztern in der Zeit gleichmäßig verteilt wären und, relative Kleinheit jeder „Gründung“ vorausgesetzt, zu der weitem wahrscheinlichkeits-theoretisch begründeten Annahme, daß die Gesamtentwicklung der Volkswirtschaft das Bild stetigen Wachstums biete. Sondern wir sehen, daß die Einzelentwicklungen in Sympathie miteinander erfolgen in der Weise, daß eine derselben viele andre hervorruft. Und das führt uns nun einen Schritt weiter. Alle Unternehmungen, deren Gründung sich also in einer Zeitperiode häuft und die industrielle Entwicklung einer Epoche ausmacht, zielen unter sehr wesentlich ähnlichen und in Zusammenhang stehenden Bedingungen entweder geradezu auf denselben oder doch auf einen in wichtigen Beziehungen ähnlichen Erfolg ab. Die ihnen zugrunde liegenden Pläne haben wichtige Grundzüge gemein

klären aber nicht, warum sich solche Erscheinungen in gewissen Zeitpunkten häufen.

und das Handeln aller Unternehmer beruht in letzter Linie auf einem und demselben Impulse. Alle diese Einzelentwicklungen können in diesem Sinne als Teile einer wesentlich einheitlichen volkswirtschaftlichen Gesamtentwicklung aufgefaßt werden. Sie alle führen zu bestimmten — allerdings mehr oder weniger günstigen — Erfolgen, die man als einen Gesamterfolg auf Grund des Gesamtimpulses bezeichnen kann. Damit nun hat dieser Impuls, der dem ganzen Prozesse seinen einheitlichen Charakter aufdrückt, getan, was er sollte, und damit ist seine Kraft erschöpft. Die neuen Kombinationen sind nun da, und es besteht kein weiterer Plan, der sich mit dem bisherigen einheitlich auffassen ließe. Gleichzeitig haben sich unter dem Einflusse der Entwicklung alle Bedingungen geändert, von denen man ausging. Das Gleichgewicht der Volkswirtschaft ist gestört und man muß unerwartete und unübersehbare Reaktionen gewärtigen. Es gibt keine sichere Berechnungsbasis. Eine Auseinandersetzung aller Ergebnisse der Entwicklung mit allen sonstigen Verhältnissen ist vor allem nötig. Und dieselbe tritt ein. Ihr Resultat ist, daß das Neue dem statischen Organismus einverleibt wird. Damit ist eine einheitliche Entwicklungsphase abgeschlossen. Und wenn bald eine neue beginnt, so beginnt sie unter andern Bedingungen, mit andern Mitteln, andern Plänen, wohl auch meist andern Führern. Sie wird andre einheitliche Charakteristika tragen wie die frühere, sowohl was Personen, wie was Verhältnisse betrifft. Das heißt nichts andres, als daß auch die Entwicklung der Volkswirtschaft als Ganzen aus Teilentwicklungen, nicht aber „aus einem Stücke“ besteht, was zu beweisen war. Wie bei der Einzelentwicklung so werden wir auch von dieser Gesamtentwicklung sagen, daß, wenn sie sich, aus genügender Entfernung gesehen, als etwas Einheitliches darstellen sollte, das nur ein empirisches Resultat wäre, das sich nicht notwendig aus den Dingen ergibt.

Diesen Teil unsrer Ausführungen zusammenfassend:
Die wirtschaftliche Entwicklung in unserm Sinne gleicht

nicht ohneweiters organischem Wachstume. Sie erfolgt nicht nach einem Gesetze, sondern sie zerfällt in Teile, welche allein ihr einheitliches Gesetz haben. Sie erfolgt gleichsam ruckweise und trägt verschiedene Merkmale in diesen verschiedenen Aufschwungsperioden. Jeder solche Aufschwung stirbt gleichsam hinweg, um einem neuen Platz zu machen.

Das ist ein erstes Resultat. Der zweite Schritt, den wir nun zu tun haben, besteht in der Untersuchung jenes Zustandes der Volkswirtschaft, in den die erste Aufschwungsperiode ausläuft und von dem dann die zweite ausgeht. Die Frage, die wir uns zu stellen haben, lautet präzise: Ist dieser Zustand wirklich und notwendig ein statischer, sind die prinzipiell selbständigen und stets wesensgleichen Teilentwicklungen notwendig durch statische Zustände voneinander getrennt? Wir müssen uns diese Frage aus zwei Gründen stellen. Einmal ist ihre Beantwortung notwendig, um zu sehen, ob unser Gedankengang in sich geschlossen ist und alles Wesentliche umfaßt. Denn unsre Theorie geht von einem statischen Zustande aus. Das können wir uns erlauben bei der Erklärung einer ersten Welle der Entwicklung, indem wir eben einen solchen Zustand annehmen. Aber nur dann paßt unsre Theorie auf alle die Wellen der Entwicklung, wenn auch alle spätern von statischen Zuständen ausgehen. Hier jedoch steht es uns nicht mehr frei, dieselben einfach anzunehmen. Wir können das hier nur dann tun, wenn wir nachweisen können, daß der ersten und sodann jeder dynamischen Aufwärtsbewegung der Wirtschaft wirklich ein statischer Zustand folgen muß. Wäre das Gegenteil tatsächlich der Fall, würde also die erste Teilentwicklung nicht in einen statischen Zustand ausklingen, so wäre unsre Betrachtungsweise auf das Weitere nicht ohneweiters anwendbar, und davon könnten wir nicht abstrahieren, da die Abweichung der Tatsachen vom theoretischen Bilde durch Momente verursacht wäre, die eben für dieses Bild wesentlich sind. Es ist daher nötig, daß wir uns noch genauer mit dem Zustande beschäftigen, der

auf einen industriellen Aufschwung folgt. Aber auch — zweitens — noch aus einem andern Grunde. Wir glauben wohl, Wesen und Art eines solchen Aufschwunges zu verstehen. Aber sein Abschwellen ist eine Erscheinung, die uns neu ist. Kräfte und Phänomene, die wir bisher kaum beachtet, treten hier auf, neue Tatsachen, die in unserm Bilde bisher fehlen, sind hier zu erklären. Und aus diesen Gründen wollen wir uns diese Endpunkte der Teilentwicklung näher ansehen und Wesen und Art der Momente untersuchen, die sie herbeiführen.

Die Tatsachen, die hier in Betracht kommen, lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die eine Gruppe betrifft die neugeschaffenen Kombinationen. Davon sprachen wir bereits. Die Pläne der Unternehmer sind nun ausgeführt. Der energische Impuls hat getan, was er sollte. Jene Kombinationen, die sich nicht bewähren, fallen weg, die andern werden Bestandteile des Wirtschaftssystems. Sie werden Grundlage eines sich stets wiederholenden Betriebs. Beachten wir, daß diese Auffassung selbst dann guten Sinn hat, wenn der Leiter einer Unternehmung sofort neue dynamische Veränderungen ins Auge faßt und es zu einem solchen sich stets wiederholenden Betriebe nicht kommen läßt. Denn Grundlage dieser weiteren Pläne muß der entweder realisierte oder doch als sicher erkannte Erfolg der frühern sein, so daß im Prinzip stets, wenn auch im einzelnen Falle mitunter nur potentiell, zwischen zwei Perioden von dynamischen Veränderungen eine Periode unveränderten Betriebs liegen muß. Die beiden andern Tatsachengruppen, die wir anführen werden, schränken übrigens die Möglichkeit nur potentieller Existenz der letztern noch weiter ein. Die neuen Kombinationen also werden, einmal geschaffen, zur Grundlage eines sich selbst gleichbleibenden Betriebs, also eines statischen Betriebs. Sie werden gleichzeitig aber auch zu Einkommensquellen, d. h. was zunächst als Unternehmerngewinn erschien, wird eben von dem Momente an, in dem der Betrieb in nunmehr ausgefahrenen Bahnen beginnt, einzelnen Pro-

duktionsgütern zugerechnet. Eben diese beiden Momente reichen aber aus, um die neuen Unternehmungen zu statischen Wirtschaftseinheiten zu machen. Und daher können wir sagen, daß jeder dynamische Aufschwung in einen statischen Zustand ausläuft. Oder anders: Daß auf jede Periode von Neugründungen ein „Prozeß der Statisierung“ derselben folge — wenn der Ausdruck erlaubt ist —, der zunächst in einer Konsolidierung der bleibenden Elemente des Unternehmergewinnes zu statischen Erträgen und in der Aufnahme eines regelmäßigen Betriebs dieser Unternehmungen erfolgt, der sich in statischen Bahnen bewegt. Das ist das eine.

Die zweite Gruppe von Tatsachen, die hier in Betracht kommt, bezieht sich auf diejenigen Wirtschaften, die nicht tätig und unmittelbar an der Durchsetzung neuer Kombinationen teilgenommen haben. Die Wirkung der Entwicklung auf diese kann hier nicht erschöpfend dargestellt werden. Nur auf einen Punkt muß schon hier aufmerksam gemacht werden, nämlich auf die Wirkung der Entwicklung auf das bisherige, statische Preis- und Wertsystem der Volkswirtschaft. Infolge der Entwicklung, nämlich infolge des Auftretens von Nachfrage nach Produktionsmitteln zu den neuen Zwecken, steigen die Produktionskosten des statischen Produzenten. Und da er ex hypothesi ohne Gewinn produzierte, so produziert er nun mit Verlust. Infolge der Entwicklung ferner treten neue Gütermengen und -arten auf. Und endlich ändert sich die Kaufkraft des Geldes infolge der Schaffung von Kreditzahlungsmitteln. Die Wirkung dieser beiden Einflüsse ist nicht so klar, wie die des ersten. Entziehen die neuen Gütermengen dem statischen Wirt auch etwas von der Nachfrage, die er bisher befriedigte, so können sie ihm in seiner Produktion zustatten kommen. Auch brauchen sie ihm nichts zu entziehen, da ja die allgemeine Kaufkraft gestiegen ist: Seine Kunden können ihm daher erhalten bleiben oder es können andre, deren Kaufkraft früher nicht ausreichte, an ihre Stelle treten. Ist infolge des Auftretens der Kreditzahlungsmittel die Geldmenge

größer geworden, so braucht deshalb noch nicht überall der Geldwert entsprechend zu sinken, da ja nun auch mehr Güter vorhanden sind. Endlich kann ein statischer Produzent zu jenen gehören, denen die Rückwirkungen der Entwicklung direkt Vorteil bringen — es kann z. B. der Mietwert seines Hauses steigen.

Doch brauchen wir das nicht weiter zu verfolgen. Für uns genügt das eine, daß es fast ausgeschlossen ist oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen vorkommen kann, daß sich alle jene Momente für ein Wirtschaftssubjekt so ausgleichen, daß seine Lage unverändert bleibe. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob man etwas Allgemeines über die Frage sagen kann, ob die Mehrzahl der statischen Wirtschaftssubjekte durch eine Entwicklung in unserm Sinne in eine bessere oder schlechtere Lage kommt. Das ist sicher, daß so gut wie alle in eine andre Lage kommen, entweder Verluste erleiden oder Gewinne erzielen. Sei nun das eine oder das andre der Fall, so folgt notwendig, daß sie auf diese Veränderung ihrer wirtschaftlichen Lage reagieren müssen. Steigen einem Produzenten seine Kosten oder sinkt sein Erlös oder dessen Kaufkraft, so kann er nicht mehr in der gewohnten Weise weiterwirtschaften. Wirft ihm die neue Sachlage einen Gewinn in den Schoß, so muß er irgend etwas mit demselben anfangen. Immer also ist er durch die Logik der Wirtschaft zum Handeln gedrängt, oft durch den drohenden Untergang, oft auch durch sanftere Hebel von Gewinn und Verlust, die in bestimmter Lage bestimmte Maßregeln erzwingen. Diese Reaktionen, die die Entwicklung auslöst, können nun von zwei verschiedenen Arten sein. Es kann vorkommen, daß die aus der statischen Ruhe aufgeschreckten Wirtschaftssubjekte ihr Schicksal in die Hand nehmen und sich ebenfalls zu energischem Handeln, zu neuen Bahnen aufraffen. Sowohl Gewinn wie Verlust kann das bewirken, wenn sie nur von genügender Größe sind. Ein großer Gewinn kann zum Anlasse kräftigen Handelns werden und auf der andern Seite kann das namentlich die Befürchtung völliger Vernichtung. So sehen wir

hier die Möglichkeit einer sekundären Welle der Entwicklung. Allein einmal wird dieselbe nie sehr kräftig sein, da die Zahl der Leute, die Kraft und Fähigkeit zu einem solchen „Aufraffen“ haben, sicher verhältnismäßig gering ist. Sodann aber wird von dieser sekundären Entwicklung *mutatis mutandis* dasselbe gelten wie von der primären, so daß es theoretisch erlaubt ist, die beiden zusammenzufassen und von der erstern hier abzusehen.

Sonst aber gibt es nur eine mögliche Art von Reaktionen auf die neue Sachlage. Es ist die dem Wesen statisch disponierter Wirtschaftssubjekte angemessene, nämlich die passive Anpassung an die neuen Verhältnisse. Steigen die Produktionskosten oder sinkt der Erlös, so schränkt man Produktion und Konsumtion ein, sinkt der Geldwert, so tut man dasselbe. Und umgekehrt im entgegengesetzten Falle. Verluste schränkt man tunlichst ein, seine Konsumtion ändert man nach bekannten Gesetzen ab — andernfalls verwendet man ebenso etwa zuwachsende Gewinne, dehnt man seine Produktion im gegebenen Rahmen aus. Das wird die Handlungsweise der großen Mehrzahl der statischen Wirtschaftssubjekte sein. Sie reagieren darauf ganz ebenso, wie auf andre von außen kommende Veränderungen der wirtschaftlichen Lage, etwa reichliche oder Mißernten, Änderungen in der Richtung der Nachfrage usw.

Da sehen wir denn: Alle die so vielgestaltigen Wirkungen der industriellen Entwicklung auf die statischen Glieder der Volkswirtschaft lassen sich unter einem Gesichtspunkte zusammenfassen, für den es einen wohlbekannten Ausdruck gibt: als Störungen des statischen Gleichgewichts. Mit dieser Erkenntnis ist uns ein Einblick in ihr Wesen eröffnet.

Und alle die komplizierten Bewegungen, die die Entwicklung in unserm Sinne im übrigen Körper der Volkswirtschaft hervorruft und die eben das sind, was bisher in unserm gedanklichen Bilde der Wirklichkeit fehlte, lassen sich zusammenfassen und einheitlich begreifen unter dem Gesichtspunkte des Strebens nach Wiederherstellung

des gestörten Gleichgewichts, bzw. nach einem neuen Gleichgewichtszustande.

Sowie es also eine Entwicklung gibt, so entsteht in den breiten Massen der Volkswirtschaft eine Bewegung, die sie begleitet, eine Bewegung nach einem neuen Gleichgewichte, und zwar immer und notwendig. Beide treffen sich in dem Punkte, an dem die erste getan hat, was sie sollte, und es beginnt ein Prozeß der Statisierung. Das Wert- und Preissystem wird so reorganisiert, daß es die neuen Kombinationen statisch umfaßt und alle andern Verhältnisse der neuen Sachlage angepaßt werden. Ist das geschehen, so sind überall Kosten und Erlös einander wieder gleich, jeder nimmt wieder soviel ein, als er ausgibt und so weiter, wie ehemals. Dieser Reorganisationsprozeß ist notwendig; vom Beginne der Entwicklung an besteht eine Tendenz nach ihm hin; aber er kann nicht früher eintreten, als bis die neuen Kombinationen durchgeführt sind und so die Sachlage geklärt und eine feste Basis für die Ausgleichung gegeben ist. Bis dahin nämlich stört die im Gange befindliche dynamische Veränderung jedes Gleichgewicht sofort wieder. Aber ist sie beendet, so gewinnt diese Strömung nach dem Gleichgewichte die Oberhand und führt ein solches jedesmal herbei.

Noch haben wir eine dritte Gruppe von Tatsachen zu erwähnen, um unser Bild zu vervollständigen. Und zwar handelt es sich da um die Einwirkung der eben besprochenen Bewegungen in der statischen Wirtschaft, die von der Entwicklung hervorgerufen wurden, auf diese Entwicklung selbst. Die Verhältnisse der ursprünglichen statischen Wirtschaft sind Daten für den Unternehmer. Auf ihnen baut er seine Berechnungen auf. Ihr Vorhandensein und ihre richtige Einschätzung ist eine wesentliche Bedingung seines Erfolges. Nun ändern sich diese Verhältnisse aber, mit ihnen die Basis der neuen Kombinationen. Und zwar ändern sie sich erstens notwendig und zweitens eben wegen des Auftretens der letztern — von andern, von unserm Standpunkte als zufällig zu betrachtenden Veränderungen wollen

wir absehen. Das kann nicht ohne Wirkung auf die neuen Unternehmungen und ihren Erfolg sein.

Freilich können wir nicht annehmen, daß die Unternehmer durch diese Reaktion der statischen Wirtschaft durchaus überrascht werden. Vielmehr müssen sie dieselbe zum Teile voraussehen und in ihren Berechnungen berücksichtigen. Das geschieht auch. Produziert ein Unternehmer z. B. ein neues Gut, so nimmt er natürlich an, daß er es absetzen, mithin daß eine bisher nicht vorhandene Nachfrage entstehen oder endlich, daß auch in der Welt der statischen Wirtschaft eine Veränderung vor sich gehen wird. Dieses Beispiel deutet eine Klasse von Veränderungen auch der statischen Verhältnisse an, welche der Unternehmer sehr wohl voraussieht und welche sogar Bedingungen seines Erfolges sind. Es sind das jene Veränderungen, welche er selbst herbeiführen will.

Aber auch Veränderungen, die der Unternehmer nicht herbeiführen will und welche sich als unbeabsichtigte Wirkungen seines Tuns darstellen, werden ihm im allgemeinen nicht verborgen sein. Eine solche Wirkung ist z. B. das Steigen der Preise jener Güter, deren er zur Durchführung seines Planes bedarf. Je stärker das Talent des Unternehmers, um so klarer wird er solche Momente sehen, um so richtiger sie einschätzen. Niemals aber wird das vollständig und exakt möglich sein und nicht immer wird sich da eine Erkenntnis in entsprechende Maßregeln umsetzen können. Das soll nun ausgeführt werden.

Die ökonomische Theorie macht aus bekannten Gründen allgemein die Annahme, daß die Wirtschaftssubjekte sowohl ihre Interessen wie auch die wirtschaftliche Sachlage genau kennen und richtig beurteilen. Diese Annahme ist nötig, sollen die großen Züge der Dinge nicht durch prinzipiell ganz uninteressante wirtschaftliche lapsus verwischt werden. Aber diese Abweichungen müssen eben wirklich „prinzipiell uninteressant“ sein, damit unsre Theorie die gewünschte Bedeutung habe. In der Statik nun ist das gewiß der Fall. Auch dort hat jedes Wirtschaftssubjekt bewußt oder unbe-

wußt seinen Wirtschaftsplan. Und da sich der statische Wirtschaftsprozess regelmäßig wiederholt, alle Daten erfahrungsgemäß gegeben sind und namentlich, weil jeder Produktion eine bereits bekannte und erprobte Nachfrage entspricht, so stimmen Plan und Erfolg im allgemeinen und man kann von bedeutungslosen Ausnahmen sprechen, wo sie das nicht tun. Wesentlich unterscheiden sich davon aber die Vorgänge der Entwicklung in unserm Sinne, da hier viele Punkte des Wirtschaftsplanes nicht erfahrungsgemäß gegeben sind, sondern abgeschätzt werden müssen. Das dürfen wir nicht übersehen: Wir können wohl die Annahmen machen, die wir für zweckmäßig halten; aber wenn eine Annahme bei verschiedenen Tatsachengruppen unsres Gebietes verschiedene Rollen spielt, verschieden weit von der Wirklichkeit abweicht, so muß das berücksichtigt werden. Die dynamische Theorie unterscheidet sich in diesem wie auch in andern Punkten wesentlich und notwendig von der statischen: Wir dürfen nun diese Unterschiede nicht verwischen, indem wir eine in beiden Fällen formell gleiche Annahme einführen, die aber in beiden Fällen sehr verschiedene Bedeutung hat und sehr verschieden wichtige Erscheinungen der Betrachtung entrückt. Deshalb verzichten wir noch nicht auf unsre Annahme überhaupt. Aber wir werden die Unterschiede in ihrer Übereinstimmung mit den Tatsachen auf verschiedenen Teilen des Untersuchungsfeldes feststellen müssen. Die praktische Bedeutung dieser Feststellung für unsern Gedankengang ist groß. Von dem Umfange, den wir der Voraussicht, Kenntnis usw. des Unternehmers zuschreiben, hängt ab, welche von den infolge und im Gefolge der Entwicklung eintretenden Veränderungen in seinem Plane berücksichtigt sein werden und welche nicht. Die erstern sind Teile des Wirtschaftsplanes des Unternehmers und Bedingungen seines Tuns, die letztern stehen außerhalb dieses Planes, stehen als äußere Mächte dem Unternehmer gegenüber und üben eine selbständige Wirkung auf seine Unternehmung aus. Von allen Momenten nun, die innerhalb des Planes des Unternehmers liegen, nehmen

wir zunächst auch weiter an, daß sie im Wesentlichen so eintreffen, wie er sie voraussah. Soweit also machen wir hier dieselbe Annahme wie in der Statik. Allerdings wird der daraus folgende Fehler größer sein als im Falle der letztern. Wenn wir annehmen, daß die neuen Unternehmungen technisch gelingen, die neuen Produkte wirklich begehrenswert erscheinen usw., so wird das in vielen Fällen nicht zutreffen. Doch können wir behaupten, daß das, was wir in dieser Beziehung an Tatsachen vernachlässigen, wirklich prinzipiell uninteressant und eine daraus folgende Abweichung des Gedankenbildes von der Wirklichkeit kein Problem, sondern ohneweiters verständlich ist — so daß die Theorie hier keinen unerklärten Rückstand von Tatsachen übrigläßt. Allein es erhebt sich die Frage: Wieviel kann der Plan des Unternehmers umfassen, wie weit geht tatsächlich seine Voraussicht der Dinge oder wieviel Voraussicht müssen wir ihm zubilligen, um jene Scheidung zwischen dem Plane des Unternehmers und den außerhalb desselben stehenden Tatsachen so vorzunehmen, daß unser Bild die großen Konturen der Dinge wiedergebe?

Scheinbar ist jede allgemeine Antwort auf diese Frage unmöglich, da die Voraussicht des Unternehmers von Fall zu Fall individuell verschieden ist. Wir werden aber sehen, daß wir das, was wir brauchen, wohl gewinnen können. Alle auf den ursprünglichen statischen Zustand bezüglichen Verhältnisse werden als dem Unternehmer bekannt angenommen. Ebenso, wie gesagt, jene Veränderungen, die er selbst herbeizuführen beabsichtigt. Beide Gruppen von Umständen bilden ja die Grundlage seines Planes. Nun haben wir aber die Tatsache hervorgehoben, daß sich jene statischen Daten der Entwicklung eben durch dieselbe immer und notwendig verändern, worin auch liegt, daß jene beabsichtigten Veränderungen nicht so eintreten können, wie sie es täten, wenn das nicht der Fall wäre. Kann der Unternehmer auch diese Tatsache in seinem Plane berücksichtigen? Mitunter kann und tut er es. Wer z. B. die Fabriken eines Industriezweiges in einem Lande zusammenfassen will,

um sie einheitlich zu organisieren und eine bestimmte Preispolitik zu treiben, wird sich über gewisse der zu erwartenden Rückwirkungen Rechenschaft zu geben haben. Und oft geschieht das mit Erfolg. Aber vollständig kann die Voraussicht auch hier kaum sein. Aus den verborgensten, fernliegenden Quellen kommen Rückwirkungen zum Vorschein, die früher oder später neue Sachlagen schaffen. Liegt aber die Sache anders, hat sich jeder einzelne Unternehmer zu sagen, daß seine Pläne an sich keine volkswirtschaftlichen Folgen, keine merkbaren Veränderungen in der gesamten Volkswirtschaft hervorrufen können, dann begegnet seine Voraussicht eben dem Hindernisse, daß die eintretenden Veränderungen nur durch das Handeln aller Unternehmer hervorgerufen werden. Jene allerdings, die irgendein Feld als Epigonen betreten, können die Sachlage, die schon geschaffen ist, in ihren Plänen berücksichtigen. Die aber vorangingen, konnten nicht wissen, wie viele ihnen folgen werden. Auch jene Epigonen wissen nicht, wie viele Genossen sie haben und wer noch nach ihnen dieselben Bahnen einschlagen wird. Sie alle können nur mit der ihnen gegebenen Sachlage rechnen und danach ihre Pläne einrichten. Und diese Sachlage ändert sich eben. Der Erste kann oft auf eine Monopolstellung rechnen, er kann Kosten aufgewendet haben, deren Aufwendung nur infolge dieser Aussicht möglich ist und die für die Folgenden geringer sind, weil sie einen bereits gebrochenen Weg vorfinden. Durch das Auftreten von Epigonen kann das anders werden, ohne daß das mit der nötigen Präzision vorausgesehen werden könnte.

Auch kann es vorkommen, daß selbst ein Voraussehen dieser und ähnlicher Dinge den Unternehmer nicht veranlaßt, sie in seinem Plane zu berücksichtigen. Ebenso wie die Produzentenkreise meist Schutzzölle anstreben, obgleich der Vorteil aus einem Zolle auf sein Produkt dem Produzenten nicht für immer verbleibt und namentlich ja nie ein Zoll allein eingeführt wird, sondern stets ein Zollsystem, dessen einzelne Posten sich zum Teile paralysieren; ebenso

wie die Produzentenkreise oft eine geringwertige Valuta begrüßen, obgleich der Gewinn daraus ein vorübergehender ist und schließlich auch für diese Kreise selbst durch einen Verlust abgelöst wird, sehen wir auch hier, daß der Unternehmer der Möglichkeit des Gewinnes folgt, auch dann, wenn ihm nicht jede Ahnung der besprochenen Gegenbewegungen fehlt. Wir können das nicht übersehen. Wollten wir völlige Voraussicht und völlige Berücksichtigung aller wirklich eintretenden Gegenwirkungen im Wirtschaftsplan annehmen, so würden uns wesentliche Dinge entgehen. Die meisten Unternehmer würden, wenn diese Annahme den Tatsachen entspräche, überhaupt nicht zum Handeln kommen. Sie müssen sich in praxi eben an die Daten der vorhandenen Verhältnisse halten — mit mehr oder weniger Korrekturen im einzelnen Falle —, und diesen Vorgang müssen auch wir zur Grundlage unsrer Betrachtung machen, wenn dieselbe nicht in wesentliche Diskrepanz mit den Tatsachen kommen soll.

Weil es also erstens unmöglich ist, alle Gegenwirkungen, die das Handeln des Unternehmers hervorruft, exakt einzuschätzen; weil zweitens diese Gegenwirkungen erst durch das Handeln aller und nicht jedes einzelnen für sich genommen eintreten; weil endlich drittens die Gegenwirkungen die Möglichkeit des Erfolges im einzelnen Falle nicht ausschließen, so sind wir nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet zu erklären, daß ein nicht näher zu bestimmender, stets aber ein bedeutender Teil der Veränderungen, die die Entwicklung in dem statischen Gebiete der Volkswirtschaft hervorruft, außerhalb der Pläne der Unternehmer liegen und als selbständiger Faktor deren Erfolg beeinflussen muß. Und deshalb können wir die Rückwirkung dieser Bewegungen auf die Entwicklung als eine dritte selbständige Tatsachengruppe neben die beiden andern stellen, die wir früher kennen lernten, nämlich neben das Aufhören des dynamischen Impulses und die Störungen im Gleichgewichte der statischen Wirtschaften. Aus unsrer Untersuchung ergibt sich endlich noch eine vierte Gruppe: Die

Wirkung des Auftretens neuer Unternehmer auf diejenigen Unternehmungen, die zuerst gegründet wurden. Andre Erscheinungen dieser Art als solche, die sich in eine dieser vier Gruppen einreihen lassen, gibt es nach unsrer Theorie nicht, wenigstens nicht solche von prinzipiellem Interesse.

Auch diese beiden Gruppen von Erscheinungen wirken ganz so, wie wenn sie Störungen eines statischen Gleichgewichtes wären. Sie sind Störungen jenes dem Unternehmer vorschwebenden neuen Gleichgewichtszustandes, auf den er hinarbeitet, auf dessen Erreichung seine Berechnungen eingestellt sind und der eventuell die Grundlage weiterer Pläne werden soll. Diese Störungen wirken auf die neuen Unternehmungen ganz so, wie die durch die Entwicklung erzeugten Störungen auf die statischen Wirtschaften und lösen bei den Unternehmern analoge Abwehr- und Anpassungsversuche aus. Auch diese streben nun einem andern als dem ursprünglich beabsichtigten Gleichgewichtszustande zu, indem sie unter dem Drucke des Hebels „Gewinn und Verlust“ sich unter den jetzt gegebenen Umständen so gut als möglich einzurichten, die vorteilhaftest-mögliche Position zu finden suchen. Sollten sie das in nicht statischer Weise tun, also wiederum durch neue Kombinationen, so gilt davon dasselbe wie bei den statischen, aus dem bisherigen Gleichgewichte gebrachten Wirtschaften. Dieser Gleichgewichtszustand, dem sie jetzt zustreben, ist aber derselbe, wie der, den auch die statischen Wirtschaftssubjekte herstellen wollen. Denn wir haben nun im Untersuchungsgebiete zu wesentlicher gleicher Zeit nur lauter Individuen, die dem wirtschaftlichen Gleichgewichte zustreben — ob sie statisch-hedonische oder energische sind, macht in diesem Momente keinen Unterschied. Und da lehrt denn die Theorie des Gleichgewichts den mathematisch beweisbaren Satz, daß dieses Gleichgewicht nur eines und zwar ein eindeutig bestimmtes sein kann, woraus unsre Behauptung folgt.

Damit ist der Kreis der Erklärung geschlossen. Wir sahen am Anfange dieses Gedankenganges, daß jede Teilentwicklung ihr natürliches Ende hat, worauf die neuen

Kombinationen dem statischen Organismus einverleibt werden. Wir sehen jetzt weiter, daß alle die Bewegungen in der Volkswirtschaft, die die Entwicklung auslöst, das Gemeinsame haben, daß sie auf einen neuen Gleichgewichtszustand hinarbeiten. Notwendig und immer setzt im Gefolge der Entwicklung ein „Prozeß der Statisierung“ ein, der ebenso notwendig den Sieg über jede Teilentwicklung erringt. So kommen wir definitiv zu dem Resultate: Zwischen je zwei Teilentwicklungen liegt ein statischer Zustand der ganzen Volkswirtschaft, in den jede Teilentwicklung ausläuft und aus dem sich alsbald eine neue erhebt, die für uns nun ebenso verständlich ist, wie die erste.

Das ist unser wesentliches theoretisches Ergebnis. Aus ihm ergeben sich nun leicht einige Konsequenzen von Interesse. Zunächst aber müssen wir bemerken, daß diese weiteren Ruhepunkte, die zwischen den Teilentwicklungen liegen, nicht ohneweiters die Charakteristika unsres ursprünglichen statischen Zustandes tragen können. Derselbe ist ja nur ein aus methodologischen Gründen geschaffenes Gedankengebilde, das wir nicht einfach in der Wirklichkeit suchen dürfen. Aber abgesehen davon, werden die für die und von der Entwicklung geschaffenen Institutionen und Typen von Wirtschaftssubjekten nicht ohneweiters verschwinden. Sie werden nur zurücktreten und eben auf die nächste Welle der Entwicklung warten. Auch werden wir nicht erwarten, daß sich dem ersten Blicke auf die Tatsachen etwa ein dem theoretischen Bilde der statischen Wirtschaft ähnlicher Ruhezustand darbiete, namentlich nicht, daß er glatt auf lebendige Entwicklung folge. Vielmehr werden die Wogen des Wirtschaftslebens nie höher schlagen als in der Zeit der Brandung, die aus so vielen entgegengesetzten und unausgeglichene Strömungen entstehen muß. Was uns daher in Wirklichkeit zunächst in die Augen fallen muß, ist nicht etwa ein quasi statischer Zustand, sondern eben jener Prozeß der Herbeiführung desselben, der Ausgleichung, der „Statisierung“. Wohl müßte

derselbe schließlich einen statischen Zustand herbeiführen, aber in der Wirklichkeit fließen die Statisierung und die Vorboten neuer Entwicklung zusammen, kommt es zu dem Ruhepunkte, der das theoretische Zentrum des Vorganges bildet, gar nicht. Die Bedeutung unsres Theorems liegt lediglich darin, daß es uns das Prinzip und die Richtung des Vorganges zeigt, uns ihn verstehen läßt.

Sehen wir uns denn diesen „Prozeß der Statisierung“ noch näher an. Wir verstehen jetzt sein Wesen und seine Funktion. Er entsteht mit Notwendigkeit und macht notwendig der Entwicklung temporär ein Ende. Und sodann führt er eine Ausgleichung von vier verschiedenen Strömungen herbei: Den Strömungen der Überführung der neuen Kombinationen in ein neues statisches System der Wirtschaft, der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes der statischen Wirtschaften, der Rückwirkungen der letztern Bewegung auf die neuen Unternehmungen und der Wirkungen der sukzessive durchgeführten neuen Kombinationen aufeinander. Dieser Prozeß setzt alle Werte, Preise und Gütermengen in ein bestimmtes Verhältnis zueinander und ändert sie dementsprechend. Er tritt auf allen Teilmärkten ein, die man zu unterscheiden pflegt, auf dem Genußgüter-, dem Produktionsmittel- und dem Geldmarkte, überall in prinzipiell derselben Weise, wenngleich im einzelnen Falle seine Wirkungen bald hier, bald dort stärker fühlbar sind. Überall stellt er Gleichheiten und Verhältnismäßigkeiten her, wo die Entwicklungen zu Diskrepanzen geführt haben. Er reorganisiert das Wertsystem der Gegenwart wie das der Zukunft. Er hält Gericht über alle Werte und Preise und vergleicht das „Soll“ mit dem „Ist“. Er readjustiert zuerst alle Werte und Preise von Genußgütern, auf dieser Grundlage dann die der Produktivgüter, und endlich korrigiert er nach dem hieraus folgenden Ergebnisse alle hoffnungs- und rechnungsmäßigen Vermögenswerte. Wir wollen uns mit dieser Andeutung begnügen und dem Leser eine eventuelle Ausführung im Einzelnen überlassen, welche nichts wesentlich Neues bietet. Der entscheidende Punkt liegt in unserm Nachweise

der Notwendigkeit der entstehenden Diskrepanzen und Gleichgewichtsstörungen und in der Aufzeigung der Kräfte, die ihre Ausgleichung herbeiführen.

Dieser Reorganisierungs- und Readjustierungsprozeß braucht in praxi oft sehr lange Zeit. Mitunter dauert er so lange oder selbst länger als die Aufschwungsperiode. Das ist auch begreiflich. Die Reaktionen der Volkswirtschaft auf die Entwicklung erfolgen nicht sofort und auch nicht ganz prompt. Sie erfolgen auch nicht alle zugleich. Manche Gegenbewegungen haben einen langen Weg zurückzulegen, ehe sie sich geltend machen können. Andre treten erst schwach und unzureichend auf, um erst später anzuschwellen, wenn die betreffenden Wirtschaftssubjekte sehen, daß mehr geschehen müsse, oder wenn nach und nach immer mehr von in gleicher Lage befindlichen Wirtschaftssubjekten einsehen, daß etwas geschehen müsse. Überhaupt werden viele Wirtschaftssubjekte an der bisherigen Wirtschaftsweise festhalten und mit den bisherigen Wertsystemen weiterwirtschaften wollen. Sie werden sich dem Strome der Dinge entgegenstemmen, wohl auch zunächst nur an eine vorübergehende Störung infolge irgendeiner äußern Ursache glauben. Dann müssen sie erst ihre Erfahrungen machen, erst andre nachgeben und umlenken sehen, ehe sie selbst entsprechend handeln. Oft aber geht das nicht sofort, sondern nur allmählich. Alle die Rückschläge lösen ferner, wie wir sahen, wieder ihrerseits Gegenströmungen aus, welche weiter dazu beitragen, die Situation kompliziert und unübersichtlich zu machen. Es entstehen jene Wirbel im Wirtschaftsmeere, die im einzelnen Falle fast jeder Erklärung spotten. So werden wir begreifen, daß es lange braucht, ehe sich in einem solchen Falle die Sachlage klärt und der Prozeß der Readjustierung auch nur in freien Fluß kommt, und viel länger noch, ehe er sein Werk getan hat und die große Liquidation durchgeführt ist.

Diese Liquidation geht nicht ohne Verluste vor sich, nicht ohne daß sie viele Werte und Hoffnungen begräbt und wirtschaftliche Existenzen vernichtet. Sie ist stets ein mehr

oder weniger schmerzvoller Prozeß. Wenn auch begrifflich jeder Verlust durch Gewinne aufgewogen werden kann, so ist dennoch die Tatsache solcher Verluste, und zwar gerade dieser Art von Verlusten, die durch unvorhergesehene Änderung der Daten der Berechnungen hervorgerufen wird, etwas Neues gegenüber der Periode der Entwicklung. Das Wesen dieser Verluste liegt darin, daß sie die Wirtschaftssubjekte zur Veränderung ihrer Wertsysteme zwingen oder schon selbst Resultate solcher Veränderungen sind: Die der Entwicklung zugrunde liegenden Wertungen der dynamischen Wirtschaftssubjekte bewähren sich nicht — die erzielten Erträge differieren von den erwarteten; ebenso bewähren sich die Wertungen der statischen Wirtschaftssubjekte nicht weiter — auch ihre Erträge werden nun andre; das macht eine Readjustierung aller Vermögenswerte nötig; und diese Readjustierung äußert sich ihrerseits wieder in Abstreichungen und Hinzufügungen zu den bisherigen Werten. Zunächst also ergeben sich in der Wirtschaftsgebarung Verluste oder auch Gewinne an den Produkten. Sodann erfolgt eine Anpassung an diese neuen Ergebnisse, welche ihrerseits Verluste und Gewinne — an den Vermögenswerten — realisiert. Diese Art von Verlusten würde, wie bereits gesagt, selbst dann nicht neutralisiert, wenn Gewinne sie numerisch ausgleichen würden, da sich Gewinn und Verlust niemals oder doch nur zufällig in derselben Wirtschaft begegnen würden. Der ganze Liquidationsprozeß steht unter dem Eindrucke dieser Art von Verlusten — sie drücken ihm ihren Stempel auf.

Die Zeit, während der dieser Liquidationsprozeß dauert, trägt auch rein äußerlich ganz charakteristische Merkmale, die selbst dem Fernerstehenden wohlbekannt sind. Das erste liegt in dem Aufhören der Entwicklung in unserm Sinne. In der Periode des Aufschwunges hat man sich so sehr an sie gewöhnt, daß ihr plötzliches oder auch allmähliches Erstarren als eine Anomalie empfunden wird und allein ausreichen würde, um dieser Phase ein besonderes Gepräge zu geben. Außer diesem negativen gibt es aber auch ein

positives Merkmal für dieselbe. Wie wir wissen, sehen wir in einer solchen Epoche Erscheinungen in der Volkswirtschaft, welche sich ebenso scharf von denen der Aufschwungsperiode, wie jenen eines statischen Zustandes abheben. Ihrem Wesen nach sind es Bewegungen nach einem Gleichgewichte hin. Äußerlich aber charakterisieren sie sich als unvorhersehbare, unbeherrschbare, scheinbar regellose Vorgänge, die jedermann bedrohen, gegen die niemand etwas tun kann und die jeder Berechnung und jedes planmäßigen Verhaltens spotten. Der praktische Wirt vermag keine großen Konturen, keine greifbare Tendenz in dem Gewirre von Wirkungen und Gegenwirkungen zu erkennen, hat nichts, woran er sich halten kann. Den führenden Persönlichkeiten sind die Zügel entglitten, die die kompetenten Führer der Industrie während des Aufschwunges so fest in der Hand haben. Es bleibt ihnen nichts übrig als abzuwarten, wie sich die Sachen gestalten werden, und der Brandung so gut als möglich zu widerstehen. Namentlich ist es während dieser Zeit mangels jeder festen Basis fast unmöglich, an neue Kombinationen zu denken. Es gibt hier nicht die großen Züge der Aufschwungsperiode, die festen Plänen entsprechen, es herrscht aber auch nicht die Ruhe der Statik, sondern eine eigentümliche Fülle scheinbar steuer- und zielloser Bewegungen.

Wir werden ohneweiters verstehen, daß dieser Zustand von der Gesamtheit der Wirtschaftssubjekte als unlustvoll empfunden wird. Vor allem machen die erwähnten Verluste den Liquidationsprozeß zu einem sehr schmerzlichen. Aber schon an sich bringt das Aufhören der Entwicklung ein Gefühl allgemeinen Unbehagens hervor. Dasselbe wird noch erhöht durch den Umstand, daß alle jene Leute, die im Gefolge der Unternehmer sozusagen von steter Entwicklung leben, nun gleichsam überflüssig geworden und ihrer Einkommensquelle beraubt sind, wie manche Bankiers, gewisse Börsenkreise, manche Kategorien von Arbeitern usw. Das bedarf hier keiner weitem Ausführung mehr. Es kommt ein Gefühl der Unsicherheit hinzu, da man nicht weiß, was

kommen, wie weit der Liquidationsprozeß gehen und wann die nächste Aufwärtsbewegung einsetzen wird. Ohne dieses ja allgemein bekannte Bild ausmalen zu wollen, können wir doch konstatieren, daß in diesen Momenten ein weiteres äußeres Merkmal dieser Phase liegt und zwar eines, das sich der Betrachtung auf den ersten Blick aufdrängt.

Beachten wir aber, daß es durchaus nicht nötig ist, daß irgendwelche Zusammenbrüche erfolgen oder daß auch nur eine wirkliche Abwärtsbewegung der gesamten Volkswirtschaft stattfindet. Auch wenn sich alle neuen Kombinationen und alle statischen Wirtschaften erhalten, selbst wenn alle Verluste durch Gewinne kompensiert würden, so würde diese Phase desselben Wesens sein, dieselbe Funktion der Statisierung erfüllen und dieselben wesentlichen Merkmale tragen, wie im Falle einer Katastrophe der gesamten Volkswirtschaft. Nicht einmal ein Sinken der Produktmenge ist wesentlich, wenngleich sie eines derjenigen Momente ist, die sich am leichtesten einstellen. Über die Dauer der besprochenen Phase läßt sich nichts Allgemeines sagen. Nur wird sich der Liquidationsprozeß unter heftigen Zuckungen vollziehen, wenn er kürzer ist, und mehr einem Lähmungszustande gleichen, wenn die Ausgleichung nicht plötzlich beginnt und sich nur nach und nach vollzieht.

Ein eigentlicher Zusammenbruch des Wert- und Preissystems und die Vernichtung zahlreicher wirtschaftlicher Existenzen tritt also nicht notwendig ein. Aber gewiß kann es vorkommen, daß manche oder viele Wirtschaften die notwendige Anpassung nicht durchführen können und zugrunde gehen müssen. Dem statischen Wirte kann sein Erlös oder dessen Kaufkraft so gesunken oder es können ihm seine Kosten so sehr gestiegen sein, daß er sich nicht mehr halten kann. Bezüglich der dynamischen Wirtschaften wissen wir, daß die Entwicklung ihre eigenen Bedingungen notwendig verändert und daß diese Veränderungen nicht vom Unternehmer beherrscht, von vornherein berücksichtigt oder selbst nur vorausgesehen werden können. Sie treten

ihm als fremde Mächte gegenüber, denen er sich anpassen muß. Und gewiß kann es vorkommen, daß er das nicht kann. Unsre Theorie läßt die Frage offen und die Erfahrung gibt uns Beispiele für beides. Kann er es nicht, dann kommt es zu Bankrotten, zum Reißen der Ankerketten des Kredits und auch zu allgemeinen Katastrophen in leicht zu überblickender Folge. In der Praxis gesellen sich noch andre Momente hinzu, die diese Möglichkeit verstärken. Sehen wir auch von unreeller Gebarung, die sich hier am leichtesten verrät, unter anderm ab, so müssen wir doch ein Moment nochmals hervorheben, das wir bisher ausdrücklich ausgeschaltet haben — nämlich die zu erwartenden Fehlgriße und Irrtümer des Unternehmers. Da wesentliche Punkte seines Planes — im Gegensatze zum statischen Wirtschaftsplane wie ausgeführt — auf Schätzung beruhen, so ist hier die Fehlerquelle eine sehr große. In praxi werden Fehlgriße nicht zu vermeiden und besonders die Existenz von Grund aus verfehlter Unternehmungen wird der dynamischen Wirtschaft eigentümlich sein. Natürlich verstärkt dieses Moment die Gefahren der Situation. Die Korrektur dieser Fehler wird als ein fünftes Moment den früher genannten vier angereiht werden müssen. Diese Korrektur aber kann vielfach nur durch den Untergang der betreffenden Unternehmungen durchgeführt werden, was natürlich die Möglichkeit eines allgemeinen Zusammenbruches erhöht. Solche Momente können dann auch ersichtlicherweise andre akzessorische Phänomene zeitigen, wie Paniken usw.

Ein solcher Zusammenbruch ist also ein Vorfall, der im Verlaufe des Liquidationsprozesses leicht eintreten kann. Aber wir können noch genauer angeben, wann die Gefahr am größten ist. Je weiter der Prozeß nämlich schon fortgeschritten ist, je mehr Arbeit er schon geleistet hat, um so geringere Diskrepanzen bleiben noch übrig und um so ruhiger wird es in der Volkswirtschaft. Um so leichter und schmerzloser kann geschehen, was noch geschehen muß. Und um so weniger Anlaß zu eigentlichen Zusammenbrüchen ist vorhanden. Der kritische Moment ist der, der unmittelbar

auf die Entwicklung folgt, der, in dem der Liquidationsprozeß beginnt. Es ist jener, in dem das Ende der Teilentwicklung zur Tatsache wird und der Eintritt aller jener Rückschläge und Gegenbewegungen bevorsteht. Jener, in dem man zuerst gezwungen ist, die Tatsachen mit den Berechnungen zu vergleichen oder besser, in dem den Berechnungen und Hoffnungen zum erstenmal harte, greifbare Tatsachen gegenüberstehen, ohne daß man erwarten kann, daß weitere Entwicklung etwaige Diskrepanzen zwischen beiden ausgleichen werde. In diesem Momente kann es leicht scheinen, als ob es mit aller Entwicklung vorbei und als ob alles Geschaffene verfehlt und unhaltbar sei. Namentlich kann es dem Einzelnen scheinen, daß wenigstens er den Liquidationsprozeß wirtschaftlich nicht überleben würde, ein Glaube, der oft der Anlaß zu sinn- und planlosen Maßregeln wird. Dieser Moment also, dieser Wendepunkt zwischen Aufschwung und Liquidation, ist der kritischste, gefährlichste. Man kann von einem normalen Verlaufe des Liquidationsprozesses sprechen, wenn er ohne jähen Zusammenbruch vorübergegangen ist. Ein solcher Zusammenbruch ist zwar auch weiter nicht ausgeschlossen. Aber er wird um so weniger wahrscheinlich sein und um so weniger Bedeutung haben, je weiter der Liquidationsprozeß schon vorgeschritten ist. Tritt aber in jenem Wendepunkt ein Zusammenbruch des Wert- und Preissystems der Volkswirtschaft ein, so kommt es zwar auch zu einem Liquidationsprozesse: Denn die krampfhaften Zukunftsversprechungen des Zusammenbruches führen nicht ohneweiters zum Gleichgewichte, sondern schaffen eine neue unhaltbare Situation, die erst Schritt für Schritt — *par tâtonnement* — in einen Gleichgewichtszustand überführt werden kann. Aber dieser Liquidationsprozeß verläuft nun anders und führt zu andern Resultaten und einem andern endlichen Gleichgewichte, wie in dem normalen Falle. Das aus zwei Gründen: Einmal rufen die Vorgänge des Zusammenbruches wegen ihrer Heftigkeit und vielfachen Irrationalität Gegenbewegungen hervor, die ihrerseits „liquidiert“ oder „statisiert“ werden

müssen — also Erscheinungen, die im normalen Liquidationsprozesse fehlen. Sodann aber wird in der und durch die Panik in leicht ersichtlicher Weise vieles vernichtet und verdorben, was sonst hätte weiterleben können und was man hätte erhalten können, wenn man die Klärung der Sachlage abgewartet hätte, statt sie noch mehr zu verwirren. Die in der Panik vernichteten Werte und Existenzen lassen sich im allgemeinen nicht wiederherstellen, und so startet der Liquidationsprozeß in diesem Falle mit ganz andern Daten, als im normalen. Wir nennen ihn „abnormal“. Der Leser sieht aber ohneweiters, daß sich der abnormale Liquidationsprozeß vom normalen zwar in concreto sehr bedeutend unterscheidet, der wissenschaftlichen Erklärung aber sonst keinerlei neue Fragen stellt. Auch der Zusammenbruch selbst ist zu verstehen als eine Bewegung nach dem Gleichgewichte hin, nur eben als eine planlose und krampfhaft, als eine gleichzeitig unzureichende und zuweitgehende. Der sich daran schließende Liquidationsprozeß hat diese Abweichungen dann gutzumachen und ein Gleichgewicht wirklich herbeizuführen, wenngleich die Erreichung des Gleichgewichtes, das sonst erreicht worden wäre, durch das Dazwischentreten des Zusammenbruches nunmehr unmöglich sein kann.

Weniger Worte bedarf es nur mehr, um die Resultate dieses Gedankengangs zusammenzufassen. Der Statisierungsprozeß, dessen Notwendigkeit wir erkannten und dessen Wesen und Ursachen wir festzustellen versuchten, ist das, was man üblicherweise unter wirtschaftlicher Depression versteht. Und der Wechsel von Entwicklung in unserm Sinne und Statisierung derselben liegt jenem Auf und Ab des Wirtschaftslebens zugrunde, das so oft in Wissenschaft und Praxis diskutiert und mit einer Wellenbewegung verglichen wird. Depressions- sind Liquidationsperioden. Der Ausdruck „Depression“ ist vielleicht nicht ganz treffend. Er suggeriert die Vorstellung einer Bewegung nach abwärts, was den Tatsachen nicht ganz entspricht. Eine Abwärts-

bewegung des Wirtschaftslebens im Ganzen ist nichts Notwendiges, wenngleich in vielen, ja den meisten konkreten Fällen Reduktion der Produktion, Arbeitslosigkeit, Bankrotte usw. eintreten. Wir sahen, daß die Gefahr und die Wahrscheinlichkeit solcher Vorgänge zwar immer groß ist, daß ihr Eintreten aber nicht zum Wesen der Erscheinung gehört. Abgesehen davon liegt, wie wir sahen, über der Zeit der Liquidation eine moralische Atmosphäre, die sich auch in dem Worte „Depression“ spiegelt, der aber nicht notwendig, wenn auch oft, irgendwelche bedauerliche Vorgänge entsprechen — wie denn auch nähere Untersuchungen des wirtschaftlichen Lebens solcher Zeiten nicht immer Verhältnisse aufdecken, die dem allgemeinen Unbehagen der Geschäftswelt entsprächen: Kein Sinken in Ein- und Ausfuhr, keinen wirklichen Notstand usw., sondern höchstens ein Gleichbleiben dieser und ähnlicher Indices der wirtschaftlichen Lage. Auch ist aus gleichem Grunde das Bild von der Wellenbewegung nicht allgemein zutreffend. Es wäre ganz falsch, von einem absteigenden Aste des Wirtschaftslebens zu sprechen, welcher einem aufsteigenden — der Entwicklung in unserm Sinne — einfach koordiniert wäre. Einmal, wie gesagt, gehört es nicht zum Wesen der Sache, daß es periodisch mit der Wirtschaft abwärts geht — denn teils sieht es nur so aus, wenn man die Liquidationsperiode mit dem Aufschwunge vergleicht, teils tritt eine Abwärtsbewegung nur ein infolge wohl häufiger aber akzidenteller Momente. Sodann ist dieser „absteigende Ast“ nicht prinzipiell wesensgleich mit dem „aufsteigenden“, sondern er hat ganz andre Ursache und Funktionen. Auch besteht durchaus kein notwendiger Zusammenhang zwischen der Dauer der Aufschwungs- und der der Depressionsperiode. Es ist in jeder Beziehung nur Zufall, wenn sich die beiden symmetrisch um den Wendepunkt gruppieren.

Die im Wendepunkt leicht eintretenden Zusammenbrüche könnte man eigentliche Wirtschaftskrisen κατ' ἐξοχήν nennen. Von allen Erscheinungen, die man schon als „Krisen“ bezeichnet hat, haben sie am ehesten ein Vorzugsrecht auf

diesen Namen. In bezug auf sie haben wir zwei wichtige Resultate gewonnen. Erstens sahen wir, daß diese Krisen nichts Wesentliches sind in dem Sinne, daß sie sich mit Notwendigkeit aus den Grundlagen der Wirtschaft ergeben würden. Sie sind nicht einmal notwendige Begleiterscheinungen jener Phase, in der sie sich einzustellen pflegen, nämlich jenes Wendepunkts zwischen Aufschwung und Liquidation. Daher gibt es für uns kein „Prinzip der Krisen“. Zweitens — wenn Krisen tatsächlich eintreten — so ist ihre konkrete Wirkung zwar groß, aber von Fall zu Fall doch sehr verschieden. Und wie groß sie ist, hängt von Umständen ab, die von unserm Standpunkte aus als zufällig betrachtet werden müssen. Irgendeine prinzipiell interessante Funktion haben sie nicht, namentlich sind sie nicht die Ursache der ihnen meist folgenden Depressionsperiode. Diese würde auch eintreten ohne sie. Und auch wenn sie eintreten, stehen sie nicht in bestimmtem Verhältnisse zur Größe der durchzuführenden Liquidation. Die Krisen sind nur eine — und zwar nur mögliche, nicht notwendige — Begleiterscheinung einer Phase derselben oder, vielleicht besser, nur eine besondere Form einer Phase derselben. Lediglich in einer Beziehung könnte man ihnen eine kausale Rolle zuschreiben: Sie sind eventuell die Ursache des abnormalen Verlaufes des Liquidationsprozesses, von dem wir aber wissen, daß er uns kein neues prinzipielles Problem bietet. — Das Notwendige, Wesentliche und prinzipiell Interessante aber sind nicht die Krisen, sondern die von Zeit zu Zeit eintretenden Liquidationsprozesse, die großen Reorganisationen des Wertsystems der Volkswirtschaft.

Zum Schlusse noch einige unmittelbare Anwendungen des Gesagten: Erstens ist es klar, daß die besprochenen Phänomene wesentlich der Entwicklung angehören, daß sie ihrem Wesen nach dynamischen und nicht statischen Charakters sind. Das gilt zunächst von der „Wellenbewegung“ des Wirtschaftslebens. Daß dieselbe in einer statischen Wirtschaft fehlen mußte, leuchtet ohneweiters ein. Periodische Liquidationsprozesse wären dort unbekannt, da es eben nichts

zu liquidieren und da es keine neuen Kombinationen zu statisieren gäbe. Und Ähnliches gilt für „Krisen“ in dem zuletzt adoptierten Sinne des Wortes. Zusammenbrüche aus äußern Gründen könnten allerdings vorkommen, infolge von Krieg, Mißernten usw. Jene Erscheinungen aber, die wir als Wirtschaftskrisen im engern Sinne bezeichneten und deren in diesem Zusammenhange wesentliche *differentia specifica* darin liegt, daß sie sich ohne Einwirkung von außen aus dem Gange des Wirtschaftslebens selbst ergeben, treten im Gefolge des Statisierungsprozesses ein, sind von ihm abhängig und würden ohne ihn, mithin in einer statischen Wirtschaft, nicht vorkommen.

Zweitens können wir uns die Frage stellen, ob es Krisen nur in der dynamischen Verkehrswirtschaft geben kann oder auch in der dynamischen kommunistischen Wirtschaft. Es wurde bereits gesagt, daß die Entwicklung auch hier in prinzipiell derselben Weise vor sich gehen müßte, nur daß die neuen Kombinationen nicht vermittelt des Kaufes der nötigen Produktionsmittel, sondern etwa durch die Befehlsgewalt der Zentralleitung durchgeführt werden würden. Daß in diesem Falle wahrscheinlich andre Kombinationen als die wünschenswertesten erscheinen würden, als in der unter dem Einflusse einer bestimmten Vermögensverteilung stehenden Verkehrswirtschaft, tut hier nichts zur Sache. Nun könnte auch eine solche Zentralleitung — und zwar aus demselben Grunde wie die einzelnen Unternehmer — nicht in allem Detail und für alle Zukunft die Wirkungen ihrer Neugründungen übersehen. Auch sie müßte vielmehr abwarten, wie sich die Sache nach der Durchführung der neuen Kombinationen gestalten wird, wie sich die letztern bewähren. Auch sie könnte weder einen Operationsplan für alle Zukunft entwerfen, noch verhindern, daß sich zwischen Plan und Berechnung Diskrepanzen ergeben und daß unbeabsichtigte Rückwirkungen eintreten. Höchstens könnte es einen graduellen Unterschied gegenüber der Verkehrswirtschaft geben, da der Überblick der Zentralleitung ein größerer sein könnte als der des einzelnen Unternehmers und da, wie man sich leicht überzeugt,

manche, besonders der akzidentellen Fehlerquellen, geringer wären. Aber im Prinzipie müßte auch hier die Entwicklung in Teilentwicklungen zerfallen und es müßte zwischen den letztern statische Zustände und vor denselben Statisierungsoperationen geben. Und diese Phase wird auch durch allgemeines Unbehagen, Mißtrauen in das Geschaffene, durch Wertverluste und Stockungen im wirtschaftlichen Leben charakterisiert sein, das heißt, die Merkmale einer Depressionsperiode tragen. Es könnte nur fraglich sein, ob in einer einheitlich geleiteten, verkehrslosen Wirtschaft auch ein abnormaler Verlauf des Liquidationsprozesses, also eine Krise, möglich ist. Diese Frage wird in der Regel verneint. Man betrachtet die Krisen als ein Erbteil gerade der verkehrswirtschaftlichen Organisation. Aber warum? Würde man auf die „Anarchie“ der verkehrswirtschaftlichen Produktion hinweisen, so könnten wir entgegnen, daß dieselbe gar nicht existiert, vielmehr dieses Wort einer Laienvorstellung entspricht, deren Beseitigung eine der ersten Konsequenzen theoretischen Studiums ist. Denkt man aber bei der Beantwortung jener Frage an die Börsenpaniken, Bankrotte, Kreditkontraktionen usw., kurz an die populären äußern Merkmale der Krisen, so müssen wir allerdings zugeben, daß sich dergleichen nur in der Verkehrswirtschaft finden kann. Allein das sind ganz oberflächliche Momente, es sind das nur Formen für tiefere und wesentlichere Vorgänge. Es verlohnt sich zu sehen, ob diese letztern wirklich auf die Verkehrswirtschaft beschränkt sind. Das Wesentliche an einer Krise, das was den Liquidationsprozeß mitunter zu einem abnormalen macht, liegt nach unsrer Auffassung darin, daß in dem Momente, in dem die Wirtschaft in den Liquidationsprozeß einlenkt, Maßregeln ergriffen werden, die sich dann als überhastet und der Sachlage nicht entsprechend erweisen und die zur Liquidation nicht nötig gewesen wären. Das geschieht unter dem Einflusse von völliger Verzweiflung, von Paniken. Nun in einer kommunistischen Wirtschaft, in der kein Einzelner einen wirtschaftlichen Mißerfolg mit seiner Existenz zu verantworten hat, läge an sich kein Grund zu solchen Paniken

vor. Aber wenn weite Kreise jeden Glauben an das Geschaffene verloren haben und die eingeschlagenen Bahnen für verfehlt halten, dann kann sich sehr wohl auch einer kommunistischen Volkswirtschaft eine allgemeine Erregung bemächtigen, die die Leitung zu solchen überhasteten und verfehlten Maßregeln zwingen kann, welche dann den Liquidationsprozeß zu einem abnormalen machen. Und dann kann man von einer Krise sprechen, die trotz mancher Verschiedenheit in der Art des Auftretens wesentlich dasselbe wäre wie in der Verkehrswirtschaft. Selbst das äußere Bild der Krise wäre in beiden Fällen ein recht ähnliches. Das ist das eine. Soweit jene Bankrotte in der Verkehrswirtschaft aber nicht einer unrichtigen Beurteilung der Sachlage entspringen, sondern einfach die Zusammenbrüche verfehlter Unternehmungen darstellen, werden zwar die Folgen auf die einzelnen Mitglieder der Volkswirtschaft anders verteilt als in der kommunistischen; aber die Sache selbst kann hier und dort vorkommen und die Volkswirtschaft als solche wird in beiden Fällen einen Verlust zu registrieren haben. So kommen wir denn zu dem Resultate, daß sowohl die Notwendigkeit von Liquidationsprozessen als auch die Möglichkeit ihres abnormalen Verlaufes und der Krisen jeder Wirtschaftsform eigen ist und daß Unterschiede nur in der Erscheinungsform und in der Verteilung der Folgen auf die Einzelnen liegen. Höchstens könnte man hervorheben, daß eine einheitliche Zentralleitung prompter handeln und daher manches verhindern kann, was in der Verkehrswirtschaft unvermeidlich ist. Freilich kann sie dann aber auch ihre Macht dazu benutzen, Unternehmungen weiter zu betreiben, die sich nicht bewährt haben, um einen Mißerfolg nicht eingestehen zu müssen. Handelt sie prompter in einer Hinsicht, so vollzieht sie in einer andern den notwendigen Reorganisations- und Ausleseprozeß viel weniger prompt als die Verkehrswirtschaft.

Drittens können wir uns auf Grund unsrer Erörterungen auch an der Beantwortung der viel diskutierten Frage beteiligen, ob sich Krisen verhindern lassen. Notwendig und

unvermeidlich ist der normale Liquidationsprozeß. Nicht verhindern läßt sich eben, daß jede Entwicklung das bisherige Gleichgewicht der Volkswirtschaft stört und ein Gewirre von Gegenbewegungen hervorruft, die, solange sie nicht ausgeglichen sind, jedes Weitergehen unmöglich machen. Unvermeidlich sind auch die Zusammenbrüche technisch oder kommerziell verfehlter oder schwindelhafter Unternehmungen. Aber anders steht es natürlich mit jenen Zusammenbrüchen, auf die wir den Namen der Krise beschränken, jenen also, die lediglich die Folge unrichtiger Beurteilung einer noch ungeklärten Situation sind und welche sich zwar in praxi schwer, begrifflich aber ohneweiters von jenen andern scheiden lassen. Diese Zusammenbrüche folgen nicht mit Notwendigkeit aus den Grundtatsachen der Entwicklung, und es ist stets *quaestio facti* — geradezu Zufall — inwieweit sie erfolgen. Man kann sagen, daß in jeder Krise manche Zusammenbrüche dieser Art verhindert werden und daß in jeder auch noch andre, die tatsächlich eintraten, hätten verhindert werden können. Es hängt das meist von den Wirtschaftssubjekten selbst ab, zwar nicht von den einzelnen, wohl aber von allen zusammen. Widerstehen sie der Versuchung, sich selbst à tout prix retten zu wollen und bleiben sie ruhig in ihren Linien wie wohldisziplinierte Soldaten, so bricht eben keine Panik aus — irgendeine tieferliegende Notwendigkeit eines völligen Zusammenbruches gibt es für sie nicht. Eine gute Organisation des Markts, intellektuelles und moralisches Hochstehen der Unternehmer wird die Krise verhindern oder in engen Grenzen halten. Mit zunehmender wirtschaftlicher Kultur und mit zunehmender Erfahrung und Kenntnis der Tatsachen der Entwicklung verlieren die Krisen nach und nach ihre Heftigkeit, wie das ja die Erfahrung lehrt: Das eigentliche Krisenphänomen scheint mehr und mehr zurücktreten zu wollen. Die Entwicklung selbst bildet nach und nach eine bestimmte Technik des Verhaltens in Krisen aus und immer mehr tritt einerseits die blinde Flucht aus den eingenommenen Stellungen und andererseits jene brutale Art des Eingreifens seitens des Staates, der öffentlichen Mei-

nung usw., die die Sache nur schlimmer machte, zurück. Die führenden Persönlichkeiten verlieren nicht gleich jede Gefolgschaft, weil die regellosen Strömungen des Liquidationsprozesses sichere Berechnungen und neue Entwicklungen zunächst unmöglich machen. Letztres meinten wir, als wir sagten, daß in dieser Zeit den Führern die Zügel entgleiten. Deshalb brauchen sie aber ihrer Führerrolle nicht ohneweiters zu entsagen, sondern können auf wohlorganisierten Märkten im Einvernehmen mit der Bankwelt eine bewußte Aktion zur Vermeidung von Abnormitäten des Liquidationsprozesses einleiten. So kann auch das wichtigste Problem gelöst werden, das sich in diesem Zusammenhange ergibt — nämlich zu verhindern, daß die notwendigen Zusammenbrüche verfehlter Unternehmungen auch lebensfähigen gefährlich werden. Diese Aktionen haben ihre Nachteile — sie halten naturgemäß auch den nötigen und heilsamen Reorganisationsprozeß auf. Aber man kann nicht sagen, daß sie Palliativmittel seien. Sie können wirklich tun, was sie sollen, sie können nämlich zweck- und sinnlose Paniken verhindern, d. h. eben jene Erscheinungen, die weder notwendig sind, noch irgendwelche Funktionen erfüllen, eben jene Krisen im engsten Sinne des Wortes. Die Krisenerscheinung in diesem Sinne ist sicherlich bestimmt nach und nach zu verschwinden, ohne daß deshalb die Entwicklung einen ihrer wesentlichen Züge verlieren würde.

Siebentes Kapitel.

Das Gesamtbild der Volkswirtschaft.

Methodisch wie inhaltlich bildet der bisher vorgeführte Gedankengang eine Einheit; er soll eine in sich geschlossene Auffassungsweise einer Reihe miteinander eng verwandter wirtschaftlicher Erscheinungen darbieten. Um einen Gedankengang, eine Betrachtungsweise, eine Tatsachengruppe hat es sich für uns gehandelt. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß bei jedem Schritte, den wir auf unserm Wege zurücklegten, jeweilig ein konkretes Problem im Vordergrund stand und unser Interesse dem da zu erzielenden konkreten Resultate, der Erschließung des Verständnisses eines einzelnen Phänomens galt. Das Wesen der kapitalistischen Wirtschaft, des Unternehmergewinnes, des Zinses, der Krisen, das waren die hauptsächlichsten Einzelprobleme, um die es sich für uns handelte und um derenwillen die dargelegte Auffassungsweise zunächst entwickelt wurde. An ihnen hat sich dieselbe zu bewähren und ihrer Lösung sollten die im zweiten Kapitel aufgestellten Erklärungsprinzipien in erster Linie dienen. Und auf diese Lösungsversuche kommt es uns vor allem an. Aber immerhin hat die Sache — ebenso wie die statische Auffassungsweise — noch eine andre Seite, es haben die Konturen unsres Gedankenganges noch eine andre Bedeutung, und zwar nach der Richtung des Problems der wirtschaftlichen Entwicklung als solcher hin. Wir wollen nun also unsern Kurs etwas ändern und, wenn auch mit Reserve und in Kürze, einen Schritt nach dieser Richtung

hin tun. Zu diesem Zwecke sollen die folgenden Erörterungen zunächst einige Punkte der vorhergehenden Ausführungen zusammenfassend präzisieren und ihnen sodann einiges Weitere ergänzend hinzufügen, jedoch im Rahmen derselben und auf ihre wesentlichen Elemente beschränkt bleiben. Das Folgende steht und fällt mit dem Vorhergehenden, bezieht sich überall darauf und geht nirgends weiter als es unser Zweck erfordert.

Der erste Schritt zu einer Analyse des gesamten Prozesses des Wirtschaftslebens wird durch die statische Theorie getan. Sie erklärt uns einen Teil des wirtschaftlichen Getriebes, indem sie ihn uns als ein Streben nach jenem Zustande darstellt, in welchem jedes Wirtschaftssubjekt eine Summe von Bedürfnisbefriedigung realisiert, die durch weitre Tauschakte — in dem weiten Sinne genommen, in dem dieser Begriff auch Produktion einschließt — ohne Änderung der gegebenen Bedingungen nicht erhöht werden kann. Das Problem der Statik läßt sich stets in das folgende Schema bringen. Gegeben: Eine bestimmte Bevölkerung von bestimmten Anlagen und Bedürfnissen in einem gegebenen geographischen Milieu und in gegebener Weise sozial und wirtschaftlich organisiert, ausgestattet mit bestimmten Produktionsmethoden und Gütervorräten. Gesucht: Die Mengen und Preise aller Güter, die unter diesen Verhältnissen erzeugt und ausgetauscht werden. Dieses Problem läßt sich lösen, und es läßt sich auch die Eindeutigkeit der Lösung exakt nachweisen. Änderungen in dem Gleichgewichtszustande der Volkswirtschaft können nur von den Daten ausgehen und nur auf von außen kommende „Störungsursachen“ zurückgeführt werden. Ihre Wirkungen werden wiederum untersucht, indem beobachtet wird, wie sich ein neuer Gleichgewichtszustand herstellt und wie er sich von dem frühern unterscheidet. Eine Theorie der Datenänderungen selbst wird nicht gegeben¹. Stets lautet die Fragestellung: Wenn diese

¹ Die wenig befriedigenden, meist nur aphoristischen Anläufe dazu, die sich im üblichen Lehrgebäude finden, stehen außerhalb des Körpers der Theorie des Kreislaufs.

oder jene Störung eintritt, welche Folgen ergeben sich dann aus der Reaktion der Wirtschaft auf sie?¹ Auf solche Fragen ist die ganze Anlage des statischen Systems eingestellt. Sein Motto ist: Ein jeder richtet sich unter gegebenen Verhältnissen ein, so gut er kann. Und die Regeln dieses bestmöglichen Sichabfindens mit der schweren Masse der Daten macht den Inhalt der Statik aus. Nicht die Konstanz der Daten macht in letzter Linie das Wesen der Statik aus, sondern die Art des Wirtschaftsprozesses, die sie schildert.

Den zweiten Schritt zu einem Gesamtbilde der Volkswirtschaft tun wir, indem wir das Phänomen der Entwicklung untersuchen. Die Entwicklung stellt uns nach unsrer Auffassung das zweite große Problem der Wirtschaftslehre. Sie wird zum besondern Problem durch die Erkenntnis des statischen Charakters der Grundtatsachen des wirtschaftlichen Kreislaufs. Das Bild der Wirtschaft ändert sich im Laufe der Zeit. Betrachten wir eine Volkswirtschaft in einem beliebigen Zeitpunkte, so sehen wir ein geschäftiges Leben und Treiben. Die Statik sucht es uns vom Standpunkte des Strebens nach regelmäßiger Realisierung oder nach Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustandes verständlich zu machen. Und zweifellos nicht einfach mit Unrecht. Betrachten wir dieselbe Volkswirtschaft in einem andern Zeitpunkte, so sehen wir dasselbe, und wieder bietet uns die Statik ihre Erklärung dar. Aber der Gleichgewichtszustand, nach dem die betrachtete Volkswirtschaft jetzt gravitiert, ist ein anderer wie im ersten Zeitpunkt. Die Wellen der Wirtschaft kehren nicht immer nach demselben Niveau zurück wie die Wellen des Meeres, sie oszillieren wohl immer um ein Niveau, aber nicht immer um dasselbe. Nicht nur die konkreten Tatsachen verändern, auch ihr Idealbild verändert sich. Lautete also das erste Problem der Ökonomie: Wie ergibt sich ein bestimmtes Niveau der Wirtschaft eines Volkes aus dessen gesamten Lebensverhältnissen? — so

¹ Vgl. „Wesen“ IV. Buch.

lautet dann ein zweites: Wie vollzieht eine Volkswirtschaft den Übergang von einem Niveau — das doch als Ziel- und Ruhepunkt gegolten hat — zu einem andern? Das ist die Frage nach dem Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung.

Vor allem müssen wir uns über einen Punkt im Klaren sein. Wir sprechen hier von wirtschaftlicher Entwicklung. Man darf jedoch hinter diesem Ausdrucke nicht mehr suchen, als unsern Festsetzungen entspricht. Die Gesamtheit der Veränderungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Nationen, von denen die Wirtschaftsgeschichte berichtet, besteht aus überaus komplizierten Phänomenen, in deren Wesen und Wechselwirkungen wir nur sehr geringe Einsicht haben. Wir hoben eine festumgrenzte Gruppe von Momenten heraus und fanden, daß auf dieselben eine einheitliche Betrachtungsweise anwendbar sei — und diese suchten wir darzulegen. Natürlich erschöpft dieselbe das Tatsachenmaterial der Wirklichkeit nicht. Sie erschöpft nicht einmal die wirtschaftliche Seite der Sache, soweit dieselbe eine gewisse Selbständigkeit hat. Noch viel weniger aber alle jene Phänomene, die sich aus der Wechselwirkung der Wirtschaft und des Nichtwirtschaftlichen im Völkerleben ergeben. Nicht umsonst haben wir im Vorhergehenden dem Worte „Entwicklung“ so oft die Worte „in unserm Sinne“ hinzugefügt, und aus gleichem Grunde sei auch noch an dieser Stelle eine Warnung ausgesprochen. Es empfiehlt sich vielleicht auch, ausdrücklich hervorzuheben, daß hier keinerlei Anlehnung an irgendeinen andern Inhalt des so modernen Ausdrucks „Entwicklung“ beabsichtigt ist und daß irgendwelche evolutionistische Analogien oder Theoreme hier weder gesucht wurden noch sich von selbst ergeben haben. So hat namentlich die Entwicklung in unserm Sinne, soviel ich sehen kann, weder formal noch materiell Beziehungen zu der biologischen Entwicklung irgendwelches organischen Körpers. Und sehr hüten wir uns davor, statt von „Entwicklung“ von einem allgemeinen „Fortschritt“ zu sprechen: Wir beschreiben Tatsachen, aber wir werten sie nicht.

Zwei Aufgaben müssen ferner auseinandergehalten werden. Die wirtschaftliche Entwicklung ist einmal ein Problem der Wirtschaftsgeschichte und -beschreibung. Da handelt es sich um den konkreten Entwicklungsgang in einer bestimmten Zeit und an bestimmten Orten, darum, was sich in der industriellen Organisation, in Produktionsweise und Produktionsmenge, in Technik und Wohlstand geändert hat, welche Industrien neu entstanden, welche zugrunde gegangen sind. Aber zweitens kann man sich noch eine andre Frage vorlegen, nämlich die folgende: Gleichgültig, welche konkreten Veränderungen vor sich gehen, wie kommen sie zustande und kann man in der Art, wie alles dieses Neue entsteht, Regelmäßigkeiten wahrnehmen, die sich allgemein formulieren lassen? Beide Probleme beziehen sich auf dieselben Tatsachen. Aber das erste auf den konkreten, individuellen Inhalt der wirtschaftlichen Entwicklungen der Völker, das andre, wenn man so sagen darf, auf deren Form. Beim ersten kommt es an auf das, was geschieht, beim zweiten auf die Art und Weise des Vorgangs. Das erste ist das deskriptive, das zweite das theoretische Problem¹, die hier, sich ergänzend, nebeneinanderstehen, wie es auch sonst auf dem Gebiete der Nationalökonomie einen solchen Parallelismus gibt². Das erste Problem ist, kurz gesagt, das der Darstellung konkreter Entwicklungen, das zweite das der Darstellung des Entwicklungsvorgangs überhaupt. Beim ersten kommt es auf die Angabe konkreter Umstände an, die eine bestimmte Entwicklung herbeigeführt haben, und auf den konkreten Inhalt dieser Entwicklung, beim zweiten auf die Art und Weise des Vorgangs, auf seinen Mechanismus.

¹ Die obige Behauptung ist nicht so zu verstehen, daß die Existenz eines prinzipiellen Unterschiedes der beiden Methoden behauptet würde. Beide beschreiben Tatsachen, nur tun sie das in verschiedener Weise und legen sie auf verschiedene Dinge das Hauptgewicht. Vgl. darüber „Wesen und Hauptinhalt der theor. Nationalökonomie“. I. Teil.

² Preistheorie und Preisgeschichte bieten ein Beispiel. Vgl. das über die beiden Aufgaben Gesagte in „Wesen“ IV. Buch.

Innerhalb der ersten, der historischen Aufgabe lassen sich noch zwei Dinge unterscheiden. Einmal gibt uns die Arbeit des Wirtschaftshistorikers unmittelbar das Bild individueller Vorgänge einer bestimmten Zeitperiode und eines bestimmten Orts. Sie schildert uns z. B. die Ringbildungen in Süddeutschland am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts oder das Entstehen der Porzellanindustrie in Meißen oder den Übergang von der Hand- zur mechanischen Weberei in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in England. Aus dem Studium sehr vieler solcher Arbeiten kann sich aber auch ein Bild von größern Zügen ergeben. Man könnte etwa zu dem Resultate kommen — ich sage natürlich nicht, daß sich ein solches Resultat wirklich ergibt —, daß die Entwicklung, wo immer man sie beobachte, stets die gleichen Ursachen habe oder daß ihr konkreter Inhalt immer derselbe sei, etwa daß die wirtschaftliche Entwicklung nach immer weiterer Befreiung des Individuums oder umgekehrt nach immer größrer Sozialisierung des Wirtschaftsprozesses oder nach beidem abwechselnd tendiere. Solche zusammenfassende Untersuchungen, deren kühnste Formen die geschichtsphilosophischen Konstruktionen sind, nähern sich der theoretischen Arbeit, aber sie sind nicht einfach Theorie von der Art, wie wir sie hier betreiben. Sie stehen in der Mitte zwischen Theorie und eigentlicher Wirtschaftsgeschichte. Sie enthalten oft viele der Theorie entnommene Elemente. Ihre Resultate können gelegentlich denen der Theorie gegenübergestellt werden. Aber ihrem Wesen nach fallen sie nicht mit theoretischen Analysen zusammen, die von den Grundtatsachen des Wirtschaftens ausgehen und nicht unmittelbar sondern nur auf dem Wege der Isolierung und Zerstücklung in die Dinge einzudringen streben¹.

¹ So gibt z. B. Marx einmal eine geschichtsphilosophische Konstruktion, die außerhalb seines übrigen Gebäudes steht und sodann noch, innerhalb desselben, eine Entwicklungstheorie der Wirtschaft, nämlich mit Hilfe der Momente der Akkumulation, der Vereiendigung und der Zusammenbruchstendenz. Ich weiß, daß kein Marxjünger diese Unterscheidung billigen wird.

Eine theoretische Analyse der Entwicklung, ihren Mechanismus, ein Schema, dem sich die Tatsachen der Entwicklung allgemein einfügen sollen, wollte ich hier darlegen. Wir sehen zunächst eine allgemeine Ursache dafür, daß sich die Grundlage, das Niveau des wirtschaftlichen Kreislaufs verändert. Wir sehen diese Ursache darin, daß, wie wir es ausdrückten, neue Kombinationen durchgesetzt werden. Wir sahen, daß diese Durchsetzung neuer Kombinationen auf das Handeln eines besondern Typus von Wirtschaftssubjekten zurückzuführen ist, den wir „Unternehmer“ nannten und der sich wesentlich anders verhält als die übrigen Wirtschaftssubjekte, auf die wiederum das Schema paßt, das die statische Theorie für das wirtschaftliche Handeln des Menschen entwirft. Endlich lernten wir die verschiedenen Mittel kennen, mit denen der Unternehmer in unserm Sinne die neuen Kombinationen in den verschiedenen Organisationsformen der Volkswirtschaft durchsetzt, mit denen er jeweilig die Volkswirtschaft in neue Bahnen lenkt. Diese Mittel haben das Gemeinsame, daß mit ihrer Hilfe die statischen Wirtschaftssubjekte gezwungen werden, den neuen Zwecken zu dienen. Ihre Art gibt der Wirtschaftsform ihr Gepräge, durch sie unterscheiden sich hauptsächlich die verschiedenen Organisationsformen — in viel höherm Grade als durch die gewöhnlich angeführten Momente. Und um die Art und Weise, wie die neuen Kombinationen durchgesetzt werden, ranken sich dann eine Reihe von Problemen, die wir zu lösen versuchten.

Unser wichtigstes Resultat ist, daß es eine solche wirtschaftliche Entwicklung wirklich gibt. Das heißt, daß sich das Bild jeder Volkswirtschaft auch dann verändern würde — und zwar in bestimmter uns nun bekannter Weise —, wenn sich in der Welt des Nichtwirtschaftlichen nichts änderte. Diese Auffassung steht einer andern gegenüber, die sich dahin ausdrücken ließe, daß ein einmal hergestelltes wirtschaftliches Gleichgewicht sich erhält, solange nicht von außen eine Störung hereingetragen wird, woraus folgt, daß

jede Veränderung des Zustandes der Volkswirtschaft auf andern Momenten als jenen beruhen muß, die man technisch als rein wirtschaftliche bezeichnet. So müßte sich die Entwicklung vom statischen Standpunkt aus erklären. Die Wirtschaft paßt sich danach stets in eindeutig bestimmter Weise einem in jedem Falle gegebenen sozialen, geographischen, ethnologischen, allgemein kulturellen Milieu an und verändert sich nur dann und nur insoweit, als sich dieses Milieu selbst ändert. Die Ursachen und treibenden Kräfte auch der wirtschaftlichen Entwicklung liegen in diesem Milieu, diesen Bedingungen und Voraussetzungen der Wirtschaft oder, anders ausgedrückt, es gibt keine eigentliche wirtschaftliche Entwicklung, keine Entwicklung der Wirtschaft aus sich heraus, sondern nur eine einheitliche oder nicht einheitliche, aber jedenfalls außerwirtschaftliche soziale Entwicklung, die auch die Welt der Wirtschaft verändert, die sich auf allen Gebieten des nationalen Lebens äußert und auf jedem derselben eben die besondern jedem einzelnen eigenen Formen annimmt — deren Wirkungen auf jedem Gebiete durch die besondern Kategorien desselben ausdrückbar sind — oder endlich, deren Wellenschlag wie überall auch in der Wirtschaft fühlbar ist, ohne daß seine Ursachen aus der Wirtschaft selbst erklärbar wären. Nach dieser Auffassung spielt denn das Reinwirtschaftliche in der Entwicklung eine passive Rolle. Die rein ökonomischen Gesetze beschreiben ein bestimmtes Verhalten der Wirtschaftssubjekte, dessen Ziel Herbeiführung eines statischen Gleichgewichts und Wiederherstellung eines solchen Zustands nach jeder Störung ist. Wie die Gesetze der Mechanik uns sagen, wie sich schwere Körper unter dem Einflusse irgendwelcher „Kräfte“ verhalten, aber ohne auf die Natur dieser letztern einzugehen; und wie die Mechanik davon ausgeht, daß die Körper, wenn keine solche Kraft von außen auf sie wirkt, eben nichts tun und keinerlei neue Phänomene mechanischer Natur erzeugen; so gibt uns die reine Ökonomie formale Gesetze über die Gestaltung der Wirtschaft unter dem Einflusse von von außen gegebenen Bedingungen und

die Reaktionen der Wirtschaft auf von außen kommende Veränderungen dieser Bedingungen; und so schließt auch die reine Ökonomie nach dieser Auffassung eine „Entwicklung der Wirtschaft von innen“ geradezu begrifflich aus.

Diese Auffassung wird nur selten ausdrücklich formuliert. Aber sie liegt sehr oft gerade dem Schweigen der Theoretiker über das Phänomen der Entwicklung zugrunde und entspricht dem Standpunkte vieler der Besten auf dem Gebiete der Theorie. Wir leugnen ihre Berechtigung nicht völlig. Diese Betrachtungsweise ist vielmehr das Grundprinzip der statischen Ökonomie. Sie allein ermöglicht die präzise Formulierung der statischen Gesetze und sie ist das Instrument, mit dem allein man die Einwirkungen nicht rein wirtschaftlicher Momente auf das Wirtschaftsleben erfassen kann. Jene statischen Gesetze sind die Grundlage wissenschaftlichen Verständnisses der Wirtschaft. Und jene Einwirkungen klarzulegen, ist eine wesentliche Aufgabe der theoretischen Ökonomie. Als Abstraktion ist also diese Auffassung berechtigt, ja unentbehrlich. Sehr viele wirtschaftliche Vorgänge sind tatsächlich Anpassungserscheinungen. Nur als Erklärung der tatsächlichen Entwicklung der Wirtschaft ist sie unzureichend. Es ist ja sehr verlockend die Tatsache, daß die Volkswirtschaft nach immer andern Gleichgewichtszuständen gravitiert, eben dadurch zu erklären, daß ihre Daten andre geworden sind. Für den, der nichts andres als die statischen Vorgänge sieht, ist diese Auffassung überhaupt selbstverständlich — diese Vorgänge sind essentiell immer dieselben, muß da nicht die Verschiedenheit des Resultats an den Daten liegen? An Verifikation kann es auch nie fehlen: Um konkrete Datenänderungen, auf die man ohne augenfällige Absurdität hinweisen kann, dürfte man nie verlegen sein. Es kommt noch hinzu, daß diese Auffassung sich als tief und umfassend außerordentlich günstig präsentiert, so günstig, daß man eher in ihrer Ausarbeitung als in ihrer Ablehnung die wahre Aufgabe erblicken könnte. Und doch ist sie leer und nichtssagend, soweit sie richtig ist, und falsch, soweit sie etwas sagt.

Sub specie aeternitatis gesehen bestimmen fremde Gewalten das Völkerleben und auch die Wirtschaft, Naturgewalten verschiedener Art. Aber dieser Satz ist ein Rahmen für ein erst zu malendes Bild. Uns kümmern hier nur engere, intimere Zusammenhänge. Auch da ist es richtig, daß alle natürlichen und sozialen Faktoren die Wirtschaft gestalten, daß sie ein Teil des Lebens eines Volkes ist. Aber das ist selbstverständlich. Das nähere „Wie“ dieser Beziehung ist das Interessante und dabei scheitert diese Auffassung. Denn sie hebt entweder hervor, daß die Wirtschaft von allen diesen Faktoren abhängt. Das ist richtig, aber das, was auf dem Gebiete der Wirtschaft geschieht, wirkt lebendig und gestaltend wieder auf jene Faktoren. Dann bleiben wir, wo wir waren, denn das wissen wir. Dann liegt eine Wechselwirkung vor, keine Kausalkette. Oder sie behauptet, daß die Wirtschaft nichts sei als Resultat, daß ihre Rolle lediglich passiv sei, daß sie nur geschoben werde und nicht auch schiebe, daß nur die übrigen Momente aktiv und alle wirtschaftlichen Vorgänge lediglich als deren Abklatsch zu verstehen seien. Das wäre der sozialphilosophische Aspekt der Statik, es wäre die Statik zur Wirtschaftsphilosophie ausgestaltet. Aber das ist falsch und würde von niemand gehalten werden. — Demgegenüber sehen wir ganz davon ab, daß bei dieser Auffassung wichtige wirtschaftliche Phänomene schlechthin unerklärt blieben.

Natürlich heißt das nicht, daß ich das Moment der Milieuänderungen oder seinen Einfluß auf die Wirtschaft leugne. Die Stellung, die wir ihm in unserm Bilde anzuweisen haben, ist ganz klar. Es sind zwei Fälle zu unterscheiden: Entweder paßt sich die Volkswirtschaft den stets eintretenden Milieuveränderungen tatsächlich rein passiv an. Dann liegt eine statische Erscheinung vor, die wir mit den Mitteln der Statik voll verstehen können. Nur unterscheiden wir sie von dem, was für uns wirtschaftliche Entwicklung κατ' ἐξοχήν ist. Diese ist etwas andres, beruht auf einem andern Prinzip, und sich darüber klar zu sein, hat, wie man leicht einsieht, auch dann gesunden Sinn, wenn in der

Wirklichkeit stets beide Momente gleichzeitig auftreten und zusammengehen. Die Unterscheidung beider hat großen analytischen Wert auch jedem konkreten Falle gegenüber, und da wir das statische Moment kennen und nur die Entwicklung in unserm Sinne herausarbeiten wollen, so können wir das Milieu eben gleich als konstant betrachten, wenn auch ein vollständiges Bild der Wirklichkeit beide Momente enthalten müßte. Oder die Milieuveränderungen wirken nicht bloß statisch, sondern werden der Anlaß von neuen Dingen. Dann können sich diese neuen Dinge, wenn überhaupt auf wirtschaftlichem Wege, nur in der Form unsres Entwicklungsmechanismus durchringen und dann paßt unser Bild auf sie. Dann ist die Milieuveränderung nie die Ursache einer Entwicklung, sondern nur ein förderndes Moment¹. Namentlich erklärt sie nie den betreffenden Vorgang erschöpfend. — Beide Möglichkeiten werden gleich an einem ähnlichen Gegenstande noch weiter ausgeführt werden.

Noch auf eine andre Erklärung der Entwicklung kann jeder hinweisen, der das herrschende Lehrsystem der Theorie vertritt. Sie ist die Erklärung der Klassiker, sie ist bis auf unsre Zeit herrschend geblieben, in der sie sogar erst bewußte und systematische Formulierung empfangen hat². Sie ist noch einleuchtender und näherliegend als die gerade besprochene, mit der sie übrigens in keinem scharfen Gegensatz steht. Es ist höchste Zeit, uns mit ihr auseinanderzusetzen, da der Leser sicher im Laufe unsrer Erörterungen

¹ Niemals kann man die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes aus solchen Milieuänderungen, wenn sie nicht einfach von überwältigender Macht sind, restlos erklären. Unglücksfälle werden überwunden, Geschenke des Glücks zerrinnen im Völker- wie im individuellen Leben und der Schlüssel der Erklärung des Geschehens liegt nicht in ihnen.

² Vgl. Clark, *Essentials of Economic Theory*, auch Pantaleoni, *Di alcuni Fenomeni di Dinamica Economica*, *Giornale degli Economisti*, Sept. 1909. So haben schon die Klassiker die Entwicklung behandelt. Wie auch sonst, finden wir die Grundlage in Smith, die tiefere Analyse in Ricardo und die vollere Ausarbeitung bei J. St. Mill.

wiederholt an sie gedacht hat. In einem Sinne ist sie, kurz gesagt, eine Erklärung der Entwicklung durch eine Theorie der ökonomischen Milieuelemente, durch die Auffassung, daß das statische Handeln selbst die Daten der Wirtschaft ändere. Es sind fünf Milieuelemente, die da in Betracht kommen: Bevölkerungsvermehrung, Zunahme des — irgendwie definierten — Kapitals, Fortschritt der Produktionsmethoden, Fortschritt in der ökonomischen Organisation der industriellen Gesellschaft und Entwicklung der Bedürfnisse. Danach geht die wirtschaftliche Entwicklung unter dem Impulse dieser Momente gleichsam automatisch und nach den Regeln der Statik vor sich. Die statische Theorie — also im Wesen die herrschende Ökonomie überhaupt — wäre gar nicht bloß eine Theorie des stetigen Kreislaufs der Wirtschaft. Sie hätte noch einen zweiten, aber prinzipiell gleichartigen Teil: Die Untersuchung dieser Momente und ihres Einflusses auf den Kreislauf. In jedem Augenblicke gäbe es allerdings einen festen Gleichgewichtszustand. Aber jene fünf Momente würden die schwere Masse der Volkswirtschaft von jedem solchen Gleichgewichtszustand fort- und nach neuen Niveaus weiterstoßen.

In einem etwas andern Sinne können wir diese Auffassung als die Theorie vom organischen Wachstum der Volkswirtschaft betrachten. Dann gäbe es überhaupt keinen stationären Gleichgewichtszustand, sondern nur eine stete Bewegung im Gleichgewichte. Das jeweilige „Gravitationszentrum“ wäre wenig mehr als eine Fiktion. Liest man etwa Marshalls großes Werk, so muß man auf den ersten Blick den Eindruck haben, daß unsre Auffassung von der starren Konstanz der statischen Wirtschaft einfach falsch sei. Marshall selbst sagt, daß es sich beim ökonomischen Gleichgewichte nicht um ein Phänomen *ad instar* des mechanischen, sondern eher des biologischen Gleichgewichtes handle. Das kann nur heißen, daß das Grundphänomen der Wirtschaft in einem steten Entfalten in wohlbalancierten Proportionen, nicht im Balancieren festgegebener Kräfte liege. Klar, wie gerade diese Nuance aus vielen Gründen jeden

Nationalökonomien, dem fragentötende Schlagworte unwiderstehlich sind, locken muß. — Fragt man nach den Ursachen jenes Entfaltens, so kann nur mit der Aufzählung jener fünf Momente geantwortet werden, so daß sich beide Spielarten dieser Gesamtauffassung der wirtschaftlichen Entwicklung praktisch nicht unterscheiden.

Erklärte diese Auffassung, was sie soll, so dürfte man im Namen aller Prinzipien wissenschaftlichen Denkens die unsre nicht daneben dulden, denn man soll Erklärungen nicht häufen. In einer bescheidenen Funktion ist sie aber, wie wir sehen werden, mit der unsern bis zu einem gewissen Grade kompatibel. Ich gehe nun zunächst daran zu zeigen, daß sie als Erklärung der Entwicklung unzureichend ist. Nicht tiefe Gründe zeigt sie uns, sondern teils Oberflächen-, teils Begleit-, teils Folgeerscheinungen.

Kaum gibt es einen Ökonomen, der nicht in der Vermehrung der Bevölkerung einen Hebel ökonomischen Fortschritts sehen würde. Das ist immer das erste Moment, auf das der Blick fällt, wenn man nach Gründen wirtschaftlicher Entwicklung sucht. Das kann man in der wissenschaftlichen Literatur geradeso beobachten, wie in der populären Diskussion von Tagesfragen. Wie steht es nun damit? Vor allem muß man sich die Wirkungsweise des Momentes klar machen. Vermehrung der Bevölkerung bedeutet Zuwachs an Nachfrage nach Genußgütern und Zuwachs an Arbeitskraft: In nichts anderm kann der Einfluß derselben auf dem Gebiete der Wirtschaft liegen. Der Zuwachs an Arbeitskraft vermehrt einen ursprünglichen Produktionsfaktor, für den Geschäftsmann macht er ihn also billiger, der gesamten Volkswirtschaft macht er reichere Güterproduktion möglich. Mag der Lohn infolge des Zuwachses an Arbeitskraft noch so sehr sinken, so wird doch die Lohnsumme als Ganzes in der Regel steigen, mithin ein Plus an Nachfrage zweifellos vorhanden sein. Freilich kann die Lage des Arbeiterstandes dadurch verschlechtert werden, und der ökonomische Fortschritt, der durch die Bevölkerungsvermehrung erzielt wird, mag deshalb recht zweifelhaft aussehen. Das würde aber nicht hindern,

daß man von wirtschaftlicher Entwicklung, von einer Veränderung des Bildes der Wirtschaft sprechen kann. Den Fortschritt zu beurteilen und zu werten, unternehmen wir ja nicht¹. Nun ist es aber wesentlich, sich klar darüber zu sein, in welcher Weise der Zuwachs an Arbeit verwendet werden wird. Wenn nichts anderes geschieht, als daß sich die Bevölkerung vermehrt und das Angebot an Arbeit größer wird, so wird sich an den Grundlinien des volkswirtschaftlichen Wertsystems nicht viel ändern, man wird die zugewachsene Arbeit jenen Verwendungen zuführen, denen schon die bisher vorhandene diente, bzw. jenen andern bekannten Verwendungen, die sich ihrem Werte nach unmittelbar an die schon bisher geübten anschließen. Es wird also dasselbe statische Wertsystem im Großen und Ganzen erhalten bleiben, es wird nur der Grad der Bedürfnisbefriedigung für jene Wirtschaftssubjekte erhöht werden, welche von den niedrigen Arbeitspreisen Vorteil ziehen. Dieser Vorgang ist schon von den Klassikern sorgfältig und im Wesen richtig beschrieben worden. Es werden die Preise jener Produkte fallen, die hauptsächlich Arbeit enthalten, und es wird umgekehrt die Grundrente steigen, weil die neuen Arbeiter Nachfrage nach Bodenprodukten entfalten werden und weil auch andre Leute eine erhöhte Nachfrage nach Boden geltend machen müssen, z. B. alle jene Industriellen, die ihre Unternehmungen nun ausdehnen. An diese Wirkung dachten die Klassiker, und daß sie nur an diese Wirkungen dachten, beweist der Umstand, daß sie alle — und vor allem natürlich Malthus — die Bevölkerungsvermehrung über einen gewissen Punkt hinaus negativ werteten. Und ganz mit Recht, denn wenn wirklich keine andern Wirkungen eintreten als die beschriebenen, dann müßte sich bald ein dumpfer Druck der Arbeitermassen gegen die vorhandene Produktions-

¹ Bekanntlich ist die „pessimistische“ Auffassung herrschend überall dort, wohin Malthus' Einfluß reicht. Aber selbst vom Standpunkte Malthus' müßte zugegeben werden, daß die Bevölkerungsbewegung eine treibende Kraft der Entwicklung sei, mag dieselbe auch unter Umständen zu Not und Elend führen.

organisation geltend machen. Die Lage der Arbeiter würde durch Sinken des Lohnes und Steigen der Lebensmittelpreise doppelt verschlechtert, es müßte unzweifelhaft auf diese Art zu Konsequenzen kommen, wie sie Malthus geschildert hat. Und ebenso ist es unzweifelhaft, daß nur die Grundeigentümer eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage erfahren würden.

Aber es kann ja noch etwas andres geschehen. Es kann die Bevölkerungsvermehrung ein Anstoß zu einer Neugestaltung der Wirtschaft werden, welche es dann mit sich bringen kann, daß sich die vermehrte Menschenmasse auf demselben Gebiete viel besser befindet als früher die geringere. Das ist ja auch das, was wir in der Wirklichkeit beobachten, und deshalb muß es hier noch eine andre Reihe von Wirkungen geben. Vor allem nun konstatieren wir, daß dieser Umstand, daß sich die Klassiker auf jene erste Reihe von Wirkungen beschränken, besser als alles beweist, daß sie sich auf statische Untersuchungen beschränken und daß eine andre als statische Wirtschaft überhaupt nicht vor ihrem Auge stand. Aber so- dann ist es klar, daß es zu andern Wirkungen nur kommen kann, wenn die Wirtschaft sich nicht bloß passiv an die Bevölkerungsvermehrung adaptiert, wenn sie also nicht bloß statisch sich verhält, sondern aktiv reagiert, wenn es zu einer Entwicklung in unserm Sinne kommt. Nichts zeigt besser, daß sich unsre Auffassung, an die der Klassiker in letzter Linie weiterbauend anschließt. Damit es zu jener andern Reihe von Wirkungen kommt, müssen Neugestaltungen in der Wirtschaft eintreten. Nicht von selbst treten diese Wirkungen ein, sie müssen erst durch den Mechanismus hervorgebracht werden, den wir geschildert haben. Der Unternehmer mag finden, daß ihm gewisse Dinge nunmehr durch das Sinken des Lohnes erleichtert sind und er mag dementsprechend zu Neugestaltungen vorgehen. Tut er es nicht, gibt es eine solche schöpferische Tätigkeit nicht, dann tritt in der Tat nichts andres ein als jener dumpfe Druck in der gesamten Volkswirtschaft. Die Fruchtbarkeit der Scheidung einer Statik und Dynamik

innerhalb der wirtschaftlichen Vorgänge zeigt sich also auch hier.

Wir stehen also vor der folgenden Alternative: Wenn der Bevölkerungszuwachs nur statisch wirkt, dann kommt es zu keiner eigentlichen wirtschaftlichen Entwicklung, kommt es aber zu einer solchen, dann können ihre Vorgänge nur durch unsre Theorie und nicht bloß durch die Statik erklärt werden. Daraus folgt, daß die Bevölkerungsvermehrung der wirtschaftlichen Entwicklung nicht selbständig und direkt als eine Ursache gegenübersteht. Es kommt aber auch noch etwas andres hinzu. Wir haben im zweiten Kapitel bei der Erörterung der Bedeutung des Sparens gesagt, daß dieses Phänomen seine Wichtigkeit lediglich der schon in Gang befindlichen Entwicklung verdankt und daß viel weniger gespart werden würde, wenn es diese Entwicklung nicht schon gäbe. Etwas Analoges haben wir bezüglich der Bevölkerungsbewegung zu sagen. Die Zunahme der Bevölkerung wäre eine viel geringere als sie tatsächlich ist, wenn nicht der ökonomische Raum für neue Leute durch die wirtschaftliche Entwicklung jeweils schon vorher geschaffen würde. Die Entwicklung schafft immer neue Formen, immer neue Beschäftigungsgelegenheiten, immer reichere Gütervorräte, und die Bevölkerung wächst entsprechend diesen Möglichkeiten in die neuen Formen der Volkswirtschaft hinein. Wir sagen damit nichts Neues. Schon Marx hat den lapidaren Satz geprägt: „Der Kapitalismus hat Bevölkerungen aus dem Boden gestampft.“ So ist es in der Tat und der Kausalzusammenhang ist auch ganz klar zu überblicken. Die Entwicklung und teilweise ihre Rückwirkungen erleichtern die Gründungen von Familien im Großen und Ganzen, sie schaffen die Möglichkeiten, denen die einzelnen Individuen dann folgen. So ist es sicher bis zu einem gewissen Grade, und insoweit es so ist, ist die Bevölkerungszunahme Konsequenz und nicht Ursache der Entwicklung, wenigstens im Prinzip. Sie kann dann zum Anstoße weiterer Entwicklung werden, aber das ist dann wieder nur eine weitere Folge der schon vorhandenen Entwicklung, die auch sonst neue Entwicklungen aus sich

zeugt. Soweit es aber nicht so ist, insoweit die Bevölkerung, abgesehen vom ökonomischen Spielraume, wächst, insoweit gilt eben das vorher Gesagte. Unter allen Umständen also ergibt unsre Analyse, daß es sich bei der Bevölkerungszunahme nicht um eine originäre und prinzipiell interessante Ursache der wirtschaftlichen Entwicklung handelt.

Wir haben bereits von der Bedeutung der Kapitalzunahme infolge des Sparens gesprochen und verweisen hier auf das bereits Gesagte. In gleicher Weise haben wir gesehen, daß Erfindungen¹, soweit sie für die Wirtschaft von praktischer Bedeutung sind, die wirtschaftliche Entwicklung nicht hervorrufen, sondern eher ihre Folge sind. Die Erfindungen stellen sich ein, wenn der Unternehmer sie braucht, und steht nicht die Persönlichkeit des Unternehmers schon an ihrem Platze, um von jeder neuen Erfindung Gebrauch zu machen, so werden die Erfindungen niemals praktisch. Nicht die Erfindungen haben den Kapitalismus, sondern der Kapitalismus hat sich die nötigen Erfindungen geschaffen. Der gegenteilige Anschein ergibt sich lediglich daraus, daß wir nur von einer entwicklungsvollen Volkswirtschaft wissen, und hier geht die Sache so schnell und prompt vor sich, daß wir Grund und Folge nicht immer scheiden können. Alle technischen und kommerziellen Voraussetzungen zur Verwertung einer neuen Erfindung liegen da schon bereit und es kann nicht schwer fallen, im einzelnen Falle konkrete industrielle Vorgänge auf eine Erfindung zurückzuführen. Das darf uns aber nicht über das Wesen der Sache täuschen und wäre nicht so auf primitiver Kulturstufe und innerhalb einer statischen Volkswirtschaft. Aber auch hier werden wir zugeben, daß nur zum Teil der Reichtum an neuen Kombinationen, an neuen technischen Erfindungen eine Konsequenz der Entwicklung ist. Zu einem andern Teil natürlich ver-

¹ Praktische Fortschritte in den Produktionsmethoden, d. h. Fortschritte, die direkt durch den Unternehmer — ohne neue wissenschaftliche Erkenntnis — verwirklicht werden, sind nichts anderes als eine der verschiedenen Arten von neuen Kombinationen. Sie sind nicht „Ursachen“, sondern äußere Formen der Entwicklung.

mehrt sich der Vorrat an technischem Wissen selbständig und selbsttätig, und er würde das auch in einer statischen Wirtschaft tun. Aber soweit neue Erfindungen dort überhaupt praktisch werden könnten, würde die Tatsache ihres Vorhandenseins nur den Anstoß zur Entwicklung, die Gelegenheit zu neuen Unternehmungen bieten, der Entwicklungsvorgang selbst und seine treibende Kraft wäre auch in diesem Falle anderswo, und zwar in der Persönlichkeit des Unternehmers zu suchen. Ohne Leute, die zur Führerrolle taugen, wären solche Erfindungen tot. Das wird tausendfältig bestätigt durch die Leidensgeschichte der Erfinder auf primitiver Kulturstufe. — Hierher gehört endlich auch noch der Fortschritt in der technischen und kommerziellen Organisation der Wirtschaft. Soweit darin ein unabhängiges Moment liegt, wird sich die Wirtschaft ihm in statischer Weise anpassen und soweit sie es nicht tut, liegt das nicht an jenem Fortschritte an sich, sondern an dem Unternehmer, bzw. an der schon in Gang befindlichen Entwicklung.

Wir sind also jetzt imstande, die Unzulänglichkeit einer Auffassung nachzuweisen, welche ausgesprochen und unausgesprochen zweifellos herrschend ist. Es ist die Auffassung, daß in diesem technischen und organisatorischen Fortschritt ein selbständiges Moment liegt, das sein Entwicklungsgesetz in sich selbst trägt und wesentlich auf dem Fortschritte unsres Wissens beruht. Die Kombination, die nach dem Stande unsres Wissens jeweils die beste ist, bildet demnach gleichsam das Gravitationszentrum, um das die jeweiligen Kombinationen sich mehr oder weniger annähernd gruppieren und nach dessen Erreichung jedenfalls eine Tendenz besteht, eine automatische Tendenz, wie nach der Erreichung des Gleichgewichtszustandes in der statischen Wirtschaft nach unsrer Auffassung. Das ist nicht richtig. Es besteht kein automatischer Fortschritt oder er besteht nur in einem ganz unbedeutenden Maße. Gewiß, wenn ein klarer Vorteil unmittelbar vor dem Auge eines statischen Wirtschaftssubjektes steht, so wird dasselbe sich ihn zu sichern suchen und seine Wirtschaftsweise entsprechend abändern. Es wird An-

strengungen machen und auch Widerstände überwinden. Aber erstens stehen solche Vorteile vor dem Auge des einzelnen Wirtschaftssubjektes nur deshalb in unsrer Wirtschaft so zahlreich und so klar, weil die Entwicklung eine allen wohlbekannte Erscheinung ist, weil sie von ihr hören, sie sehen, ihre Erfolge vor Augen haben. In einer ruhenden Volkswirtschaft würden solche Möglichkeiten sehr sporadisch vorhanden sein, und man würde weniger lebhaft nach ihnen greifen, wie wir dies ja heute an Handwerkern, bei Bauern und bei kleinen und veralteten Fabriken sehen. Zweitens leugnen wir ja nicht, daß eine solche Bewegung nach bessern Produktionsmethoden in der Volkswirtschaft auch im statischen Zustand bestünde, nur gleichen diese Bewegungen durchaus geologischen Veränderungen. Nur unendlich langsamer würde die Masse der statischen Wirtschaftssubjekte nach jenem Gravitationszentrum gleichsam hinsinken, und diese Bewegung fällt völlig unter den Tisch gegenüber der lebensvollen, die von einem kleinen Kreis von Persönlichkeiten ausgeht und die eben keine kontinuierliche Anpassung darstellt. Im übrigen verweise ich auf die Ausführungen des zweiten Kapitels.

Aber mehr als alle andern Momente scheint das der fortschreitenden Entwicklung der Bedürfnisse einen Hebel abzugeben, der geradezu für sich allein den wirtschaftlichen Fortschritt erklärt. Wenn dieser Hebel das leistet, was man auf den ersten Blick mit Recht von ihm erwartet, dann läßt sich eine Entwicklungstheorie auf derselben Grundlage errichten, auf der schon das Gebäude der Statik steht. Ihr Ausgangspunkt wäre dann ganz derselbe, wie der der statischen Theorie, es würde die Entwicklungstheorie lediglich darauf hinauslaufen, die Wirkungen der fortschreitenden Differenzierung und Ausbreitung der vorhandenen Bedürfnisse zu untersuchen. Jeder Theoretiker, der von dem Momente des Gebrauchswertes in der Statik ausgeht, wird ganz von selbst nach diesem Momente greifen. Den Klassikern allerdings konnte diese Versuchung nicht so naheliegen, wie wir denn auch finden, daß sie darauf keinen besonders Nach-

druck gelegt haben. Der Theoretiker, der diesen Weg einschlagen wollte, würde um Stützen nicht verlegen sein. Die Psychologie bietet ihm ein Gesetz der Heterogonie der Zwecke¹. Es ist oft hervorgehoben worden, daß es auf psychologischem Gebiet etwas dem Gesetze der Erhaltung der Energie Analoges nicht gäbe. Namentlich in sozial-psychologischen und soziologischen Untersuchungen ist dieses Moment sogar sorgfältig ausgearbeitet worden, und es braucht nur in die ökonomische Theorie eingeführt zu werden. Dann würden wir über ein selbständiges Erklärungsmoment der Entwicklung ebenso verfügen wie in unserm Falle, und die wirtschaftliche Entwicklung würde sich aus dieser psychologischen Tatsache ebenso erklären, wie der Ablauf der statischen Wirtschaft aus der einfachen Tatsache der Bedürfnisse selbst.

Auch an Tatsachen, die dieses Moment für die Wirtschaft verifizieren könnten, ist kein Mangel. Es ist offenbar nicht schwer zu sehen, daß in Wirklichkeit die Befriedigung eines jeden Bedürfnisses weitere neue Bedürfnisse an die Oberfläche bringt, daß immer, wenn ein Bedürfnis befriedigt ist, andre Bedürfnisse hervortreten, die man früher gar nicht gefühlt hat. Man könnte es als feststehend betrachten, daß die Befriedigung von Bedürfnissen gleichsam den wirtschaftlichen Gesichtskreis weitet und von selbst neue Bedürfnisse hervorruft, daß die Bedürfnisbefriedigung Situationen schafft, in denen man neue Möglichkeiten sieht und dementsprechend neue Bedürfnisse empfindet. Das Streben nach Besserung der wirtschaftlichen Lage, das wir ja in der alltäglichen Erfahrung um uns her überall wahr-

¹ Vgl. Wundt, Ethik, dann sein System der Philosophie, endlich seine Logik II. Vom ökonomischen Standpunkt hat S. N. Patten — Consumption of Wealth — besonders das Moment der Bedürfnisdifferenzierung untersucht, ohne daß dabei, wie ich glaube, viel herausgekommen wäre. Vgl. auch Clark, Essentials of economic Theory p. 206. Stets wird die unanalysierte Tatsache der Bedürfnisausweitung ohne tiefere Untersuchung einfach hingenommen. Wundt basiert sorglos weitgehende Schlüsse darauf.

nehmen, zeigt in derselben Richtung und läßt sich auf dieselbe Weise erklären. Jemand, der in eine ökonomische Position hereinkommt, die ihm bisher fremd war, sucht sich zunächst in derselben, so wie sie ist, einzurichten. Dann aber wird er naturgemäß weiter und immer weiter blicken, noch das oder jenes an seiner Situation zu bessern bestrebt sein. Er kommt gleichsam in ein neues moralisches Milieu hinein, das ihm andre Bedürfnisse lehrt, und wenn man noch berücksichtigt, daß Bedürfnisse und der Anblick ihrer Befriedigung bei andern sofort eine ansteckende Wirkung auf die Wirtschaftssubjekte im Umkreise haben, so wird man wirklich schließlich glauben, daß dieses Moment zur Erklärung der wirtschaftlichen Entwicklung vollkommen ausreicht. Wenn wir nun dieses Moment diskutieren, so müssen wir uns vor Augen halten, daß bei solchen Untersuchungen gegenwärtig ein ganz strikter, jede Einwendung ausschließender Beweis nicht möglich ist. Die letzte Entscheidung liegt immer bei dem gesamten Eindruck, den ein bestimmtes Bild der Wirklichkeit macht, in dem Gefühle, daß es wahrheitsgetreu ist oder nicht. Ein solcher Sachverhalt ist auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften durchaus nicht selten. Man kann oft jemandem Gegengründe gegen seine Auffassung vorhalten, ohne doch ihn zwingen zu können, von ihr abzulassen, denn irgendwelche Argumente lassen sich unter allen Umständen für jede noch so unhaltbare Ansicht anführen.

Zunächst können wir dieser Auffassung jene Stütze entziehen, die sie aus der Psychologie und namentlich der Soziologie gewinnt. Das Gesetz der Heterogonie der Zwecke nämlich ist nicht etwa ein so sicher gestelltes Resultat wie etwa das Gesetz der Bedürfnissättigung. Es ist nicht so strikte beweisbar, sondern es beruht vornehmlich auf direkten sozialen Beobachtungen, einfach auf der Tatsache, daß sich die menschlichen Bedürfnisse im Lauf der Entwicklung ausgedehnt haben. Es ist kein Gesetz, das auf in letzte Gründe zurückgehender Analyse beruht, sondern lediglich der Ausdruck einer bestimmten sozialen Tatsachengruppe. Dann

aber hat es keine größere Autorität, als ihn jene Tatsachengruppe geben kann und ist analytischen und andern Einwendungen ausgesetzt. Wir können damit unsre Erklärung ökonomischer Vorgänge deshalb nicht stützen, weil es selbst nur der Ausdruck ökonomischer und anderer sozialer Vorgänge ist. Zu sagen, daß wirtschaftliche Zwecke eine ihnen eigne originäre Entwicklungsfähigkeit haben, weil das Gesetz der Heterogenie der Zwecke gilt, ist daher eine *petitio principii*. Man hat von dieser möglichen Stütze auf ökonomischem Gebiete kaum Gebrauch gemacht und wir widerlegen nicht so sehr eine Einwendung, als wir einer solchen vorbauen.

Es bleiben also nur jene Tatsachen, auf welche sich diese Auffassung stützen kann, und sie bedürfen eben erst der Analyse. Zunächst ist es kaum richtig zu sagen, daß Bedürfnisbefriedigung neue Bedürfnisse „zeugt“. Natürlich gilt das von den gewohnten Bedürfnissen. Nennt man die Bedürfnisse der nächsten Wirtschaftsperiode „neue“ Bedürfnisse, dann natürlich zeugt Bedürfnisbefriedigung neue Bedürfnisse. Aber hier heißen neue Bedürfnisse eben andersartige oder doch gesteigerte Bedürfnisse, also namentlich differenziertere, und diese zeugt die Bedürfnisbefriedigung an sich nicht. Wir können uns das in der folgenden Weise verdeutlichen: Wenn sich infolge irgendeines Umstandes das Einkommen eines Wirtschaftssubjektes vermehrt, dann kann es mehr Bedürfnisse befriedigen. Wenn es an diesen Zuwachs von Bedürfnisbefriedigung gewöhnt ist, dann sind seine Bedürfnisse dauernd gewachsen. Aber der Kern der Sache liegt ja doch nur darin, daß bereits vorhandene Bedürfnisse niedrigerer Intensität, die bisher nicht befriedigt wurden, infolge der vermehrten Mittel praktisch bedeutsam werden. Sie sind nicht neu gezeugt, sie treten nur erst jetzt äußerlich hervor, weil sie das infolge der Zunahme der Mittel, die das Prius ist, können. Diesen Vorgang nun nimmt man in der Entwicklung stets wahr, und dieser Vorgang liegt offenbar dem Gesetze der Heterogenie der Zwecke zugrunde. Die Entwicklung macht den Güterstrom tiefer

und breiter, und immer mehr Bedürfnisse können praktisch werden, können befriedigt werden. Aber das heißt noch nicht, daß diese Bedürfnisse früher nicht existierten, erst durch die Befriedigung der alten Bedürfnisse gezeitigt und dann zur selbständigen Ursache der Entwicklung wurden. Daß dem so wäre, müßte erst nachgewiesen werden, bevor wir die Bedürfnisbefriedigung als selbständige Ursache erklären könnten. Noch ein andres Moment ergibt sich da: Wenn Wirtschaftssubjekte energische Entwicklung um sich herum sehen, und als deren Konsequenz erhöhte Bedürfnisbefriedigung mancher Wirtschaftssubjekte, dann kann dieser Eindruck allerdings zu einem Ansporn werden, der aber die Entwicklung nicht in letzter Linie erklärt, sondern höchstens zu sekundären Entwicklungserscheinungen führen kann.

Man sieht also, wo wir hinauswollen: Die Bedürfnisentwicklung, die wir in der Wirklichkeit wahrnehmen, ist ein Geschöpf der schon vorhandenen wirtschaftlichen Entwicklung, nicht ihr Motor. Die Tatsache jahrhundertelanger Konstanz der menschlichen Wirtschaft spricht mit entscheidendem Gewicht zu unsern Gunsten. Wenn die Entwicklung allerdings einmal im Gange ist, dann kann im konkreten Falle gewiß die Bedürfnisentwicklung vorausgehen und zum Anstoß spezieller wirtschaftlicher Vorgänge werden. Im Prinzip aber werden die Bedürfnisse von der wirtschaftlichen Entwicklung mitgezogen und von ihr erst wachgerufen. Die Bedürfnisausweitung ist eine Folge- und Begleiterscheinung der Entwicklung. Soweit neue Bedürfnisse als solche allein vorhanden sind, haben sie keine praktische Wirkung für die Wirtschaft, sie sind, wie wir es schon auseinandersetzen, völlig kraftlos. Aber selbst dann, wenn in der Bedürfnisentwicklung eine originäre Ursache läge, bedürfte es noch des Gestaltens und des energischen Handelns, um wesentlich Neues zu schaffen, so daß selbst die Annahme eines solchen Gesetzes der Heterogonie der sozialen Zwecke auf wirtschaftlichem Gebiete nicht viel bieten würde. Daß im einzelnen Falle eine konkrete Nachfrage eine ganze Industrie hervor-

rufen kann, ist zweifellos. So hat die Nachfrage der Großstaaten nach den Produkten der Stahlindustrie sicherlich die Industrie herangezogen. In diesem Falle liegt Priorität der Nachfrage zweifelsohne vor und doch bedurfte es gewaltiger Führerpersönlichkeiten, um jene großen Unternehmungen zu schaffen, die wir heute vor unsern Augen sehen, und deren konkrete Form und ganze Anlage lassen sich nicht bloß aus den Verhältnissen der Nachfrage erklären.

Also: Es ist nichts mit dieser Erklärung der Entwicklung, obgleich es an Scheinverifikationen auch für sie nicht fehlen kann. Zu viel größerem Teil, als man glaubt, stützt sie sich auf Tatsachen, die Wirkungen und Folgen der wirtschaftlichen Entwicklung in unserm Sinne sind. Daß sie ebenso wie die Milieutheorie wichtige Erscheinungen rein wirtschaftlichen Charakters unerklärt läßt oder, was noch schlimmer ist, die Schuld an ganz verunglückten Erklärungen mitträgt, ist demgegenüber Nebensache. Freilich mögen jene fünf Momente auch eine gewisse Eigenbewegung haben. Aber das stört unsre Auffassung nicht. Dann ist über sie, wie wir sahen, dasselbe zu sagen wie über die außerökonomischen Datenänderungen. Alle solchen Datenänderungen erzeugen in der Volkswirtschaft entweder statische Anpassungsbewegungen oder sie werden zum fördernden Anlaß für konkrete neue Kombinationen. Im ersten Fall ist ihr Einfluß als „Störungsursache“ zu klassifizieren und zu verstehen. Das wird besonders dann der Fall sein, wenn die Datenänderungen nur klein sind oder doch allmählich auftreten¹. Im zweiten Fall wirken sie nicht von selbst, sondern nur in der Hand des Unternehmers.

In keinem Falle erklärt sich die wirtschaftliche Entwicklung durch sie. Es gäbe vielmehr auch wirtschaftliche Entwicklung bei konstanten Daten. Aber es gäbe nicht die Entwicklung, die uns die Wirklichkeit zeigt ohne die Tatsachen, auf denen unsre Theorie ruht. Auf Schritt und Tritt

¹ Vgl. „Wesen“ IV. Buch.

stößt man auf das Tun und auf die Initiative des Typus, den wir „Unternehmer“ genannt haben, und auf das Räderwerk unsres Mechanismus. Die Geschichte jeder Industrie führt auf Männer zurück und auf energisches Wollen und Handeln, diese stärkste und glänzendste Realität des Wirtschaftslebens. Es wächst die Wirtschaft nicht von selbst in höhere Formen herein. Nicht wie bildsamer Ton wird sie von ihren Daten geknetet. Weder die Daten allein noch die katallaktische Logik auf Grund der Daten entscheiden das wirtschaftliche Schicksal der Völker. Die bloße Datenänderung bedeutet wenig. Die von ihr geschaffenen Möglichkeiten rauschen ungesehen und jedenfalls ungenützt an dem statischen Wirtschaftssubjekte vorüber. So haben Goldentdeckungen an sich den Entdeckern wenig geholfen. So schafft und vernichtet eine Änderung im Kurse der Volkswirtschaftspolitik nur selten eine Industrie¹.

Und weil nun, erstens, es wirtschaftliche Entwicklung gäbe, auch wenn alle diese Momente fehlen würden, weil zweitens unsre Auffassung die Entwicklung der Wirklichkeit

¹ Es ist allerdings nichts gewöhnlicher, als solche Ereignisse schlechthin als „Ursachen“ zu betrachten. So wird die Einführung des Freihandels in England — beachte man die naheliegende Verifikation — oder des Schutzzollsystems der Vereinigten Staaten oft als Ursache der tatsächlichen Entwicklung gepriesen. Im politischen Argumente beruht das auf sehr klaren Motiven. Dem wissenschaftlichen Beobachter der Dinge gegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß solche Ereignisse leicht überschätzt werden. Wie die Sage die verschiedensten Ereignisse um eine Figur zu gruppieren liebt, so gruppiert die öffentliche und auch die wissenschaftliche Meinung in ähnlicher Weise die Erscheinungen einer Zeit um gewisse auffallende äußere Ereignisse. Abgesehen davon jedoch wird durch den Hinweis auf ein solches Ereignis nichts erklärt. Das „Wie“ seiner Wirkung und die Wege seines Einflusses sind von entscheidender Bedeutung. Tatsächlich ist es auch zum Gemeinplatz geworden, daß volkswirtschaftspolitische Maßregeln bei verschiedenen Völkern sehr verschieden wirken. Daher auch die allgemeine Mißachtung der Resultate der Theorie. Statt die Theorie zu mißachten, sollte man lieber die vorhandenen Theorien korrigieren.

wesentlich erklärt, weil endlich, drittens, auch jene Ursachen von Entwicklung, die außerhalb unsres Bildes liegen, sich doch nur in jener einen Art durchsetzen können, soweit es sich nicht um bloße Anpassungserscheinungen handelt; so dürfen wir von jenen Momenten dann absehen — sie als konstant annehmen —, wenn es sich um das Wesen der Sache handelt. Und dann dürfen wir von dem von uns geschilderten Vorgang als der Entwicklung sprechen und uns sagen, daß wir mit unserm Schema den Kern der Sache, das Wesentliche, Prinzipielle an den Dingen erfassen.

Deshalb und in diesem Sinne gibt es also eine wirtschaftliche Entwicklung als besonderes Phänomen und als ein besonderes rein wirtschaftliches Problem. Weder der große Gedanke, die Wirtschaft als Resultat der Umwelt zu begreifen, noch die Annahme einer der Wirtschaft immanenten — „organischen“ könnte man sagen — Entwicklung vermag den zu erklärenden Tatsachen gerecht zu werden. Dagegen lassen sich die letztern in einheitlicher Weise durch andre theoretische Prinzipien beschreiben, und man kann neben das Gebäude der Statik eine Theorie der Entwicklung setzen, die von gleichem Wesen ist. Freilich — auch wie die Statik — erklärt sie nicht alle Tatsachen der Entwicklung überhaupt. Erstens nicht individuelle Tatsachen, denn unsre Entwicklungstheorie ist nur ein allgemeines, gedankliches Schema. Zweitens nicht alle Seiten der Tatsachen, auf die sie eingestellt ist, sondern nur jene, die von einem bestimmten Standpunkt aus sichtbar sind. Drittens nicht einmal alle Arten von Tatsachen, nicht die Tatsachen des Irrtums, jene rein ethischer Natur usw. Sie steht der Wirklichkeit gegenüber ganz wie die Statik. Wir müßten für sie alles wiederholen, was für die Statik in jahrhundertelangem Kampfe durchgesetzt worden ist. Aber all den notwendigen Abstraktionen und Einschränkungen, zu denen wir uns entschließen müssen, liegt doch nur das Bestreben

zugrunde, ein reales und einheitliches Phänomen klar herauszuarbeiten und namentlich zu zeigen, daß die wirtschaftliche Entwicklung ihre Quelle zunächst in der Wirtschaft selbst und sonst nirgends hat.

Es folgt aus der ganzen Anlage unsres Gedankengangs, daß es kein dynamisches Gleichgewicht gibt. Die Entwicklung ist ihrem innersten Wesen nach eine Störung des bestehenden statischen Gleichgewichts ohne jede Tendenz, diesem oder überhaupt irgendeinem andern Gleichgewichtszustande wieder zuzustreben. Sie ändert die Daten der statischen Wirtschaft und zwar nicht durch organische Umbildung, sondern gerade durch Neugestaltung und sozusagen unorganisch. Sie strebt aus dem Gleichgewichte heraus. Das was man organische Entwicklung nennen könnte, ist etwas andres, führt auf andern Bahnen anderswohin. Tritt dann auch wieder ein Gleichgewichtszustand ein, so geschieht das nicht durch die Triebfedern der Entwicklung selbst, sondern eben durch eine Reaktion gegen dieselbe, durch andre Kräfte, welche ihr gerade das Ende bereiten und eben dadurch die erste Voraussetzung für die Herstellung eines Gleichgewichts schaffen. Das erste dagegen, was eintritt, wenn es wieder zu einer Entwicklung kommt, ist die neuerliche Störung des Gleichgewichts der Volkswirtschaft. Entwicklung und Gleichgewicht, beides in unserm Sinne genommen, sind also Gegensätze, die einander ausschließen. Es wird nicht die statische Wirtschaft durch ein statisches und die dynamische Wirtschaft durch ein dynamisches Gleichgewicht charakterisiert, sondern es gibt überhaupt nur in der erstern ein Gleichgewicht. Das Gleichgewicht der Wirtschaft ist essentiell ein statisches. Das ist eine Konsequenz unsrer Darlegungen, die nur deshalb ein wenig befremdet, weil in andern Gebieten, in denen die Ausdrücke Statik, Dynamik und Gleichgewicht vorkommen und aus denen wir diese Worte entlehnten, die Sache anders liegt oder besser gesagt, weil dort diese Begriffe völlig andern Sinn und völlig andre Verwendung haben.

Der dritte allgemeine Satz, der für das Phänomen der wirtschaftlichen Entwicklung gilt — der erste war, daß es eine rein wirtschaftliche Entwicklung in unserm Sinn wirklich gibt, der zweite, daß diese Entwicklung essentiell eine Störung des Gleichgewichts ist —, lautet: Die wirtschaftliche Entwicklung ist keine organische Einheit in ihrer Gänze, sondern sie besteht aus aneinander anschließenden, aber relativ selbständigen Teilentwicklungen. Wir knüpfen damit an das an, was wir im Kapitel über die Krisen gesagt haben. Danach vollzieht sich die Entwicklung der Wirtschaft gleichsam in Wellenform, wobei jede dieser Wellen ihr eigenes Leben für sich hat. Gleichsam ruckweise verändert sich das Niveau der Volkswirtschaft, und das Gesamtbild der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes wäre nicht durch eine stetig ansteigende, einem einheitlichen Gesetz gehorchende Kurve, sondern durch aneinander anschließende Kurvenstücke zu versinnlichen, deren jede ihre besondere Form hat, wenngleich es der ganze Charakter des Mechanismus der Entwicklung mit sich bringt, daß diese Formen einander ähnlich sein werden. In der Wirklichkeit würden politische und andre außerwirtschaftliche Ereignisse stets die vollständige Kontinuität der wirtschaftlichen Entwicklung unterbrechen. Aber auch dann, wenn es keine solchen Eingriffe von außen geben würde, wäre die Entwicklung nicht wie aus einem Stück, nicht wie aus einem Guß. Das schließt allerdings nicht aus, daß man, wenn man einen langen Zeitraum überblickt, eine einheitliche Richtung der Entwicklungen in unserm Sinn, die er umspannt, entdecken kann. Es ist, um bei unserm Bilde zu bleiben, ganz gut möglich, daß wenn man die Höhe- oder die Tiefpunkte der tatsächlichen Bewegung miteinander verbindet, die Verbindungslinie eine einheitliche durch ein Gesetz zu beschreibende Form zeigt. Für uns ist aber wichtig, daß Einheitlichkeit des Planes nur für jede Teilentwicklung besteht, daß im Bewußtsein der wirtschaftenden Menschen nur diese Einheit Realität hat, während jene andre größere Einheit nicht auf der Einheitlichkeit des Planes und nicht auf einheitlich ge-

dachte Handlungen der Menschen zurückzuführen ist, sondern sich als besonderes Phänomen eventuell, aber nicht notwendig hinterher dem Beschauer darbieten kann. Wenn wir also uns an das halten wollen, was realen Vorgängen und realen Absichten der Wirtschaftssubjekte entspricht, so können wir von der Gesamtentwicklung nicht als einer organischen Einheit sprechen, ebenso wie wir z. B. nicht von der Volkswirtschaft als einer Wirtschaftseinheit sprechen können. Ergäbe sich in dem letztern Falle, daß die Wirtschaft eines Volkes zu denselben Endergebnissen führt, wie wenn sie von einem Wirtschaftssubjekte bewußt geleitet würde, so läge auch darin erst ein empirisches Resultat, das vom Standpunkte der Grundlagen der Theorie ebenso gut eintreten und nicht eintreten kann. Eine reale Tatsache ist, daß es eine einheitliche Aufwärtsbewegung innerhalb der Volkswirtschaft geben muß, und diese können wir vollständig erklären. Aber dann sehen wir, daß dieselbe unterbrochen wird und daß nach einiger Zeit eine wesentlich neue Aufwärtsbewegung beginnt, die der Ausführung andrer Pläne gilt, von andren Faktoren ausgehen kann und möglicherweise ganz anders aussieht, als die frühere. Wir haben auch im sechsten Kapitel gesehen, daß es dem wirtschaftenden Menschen im allgemeinen durchaus unmöglich ist, Pläne über die einzelne Teilentwicklung hinaus zu entwerfen, daß vielmehr alle effektiven Unternehmungen sich mit der Entwicklungsphase, der sie angehören, erschöpfen. Wenn wir also nur beschreiben wollen, was wirklich geschieht, dann paßt nur das Bild der Wellenbewegung und nicht das der einheitlichen Kurve. Im Allgemeinen werden die aufeinander folgenden Wellenberge und Wellentäler höher sein, als die vorhergehenden. Denn jede weitere wirtschaftliche Entwicklung findet ja unter ihren Daten die Leistungen der frühern. Der Umstand, daß die einzelnen Entwicklungsphasen aneinander stoßen, wird also sicher dazu beitragen, sie einander ähnlich zu machen, aber das Wesen der Sache liegt doch darin, daß die Aufwärtsbewegung in kräftigen Volkswirtschaften nicht etwa einem großartigen Aufschwung

entspricht, sondern nur unterscheidbaren und selbständigen Impulsen.

Die größeren, mehr „säkulären“ Auf- und Abbewegungen im Völkerleben sind eine Erscheinung, die wirtschaftlich nicht zu erfassen sein dürfte¹. Sie stehen über dem Wechsel der wirtschaftlichen Entwicklungsphasen, die wir hier behandeln und die gegenwärtig nur wenige Jahre lang sind. Gewiß wirken sie sehr bestimmend wie überall so auch auf dem Gebiete der Wirtschaft. Sie sind es, die einerseits kräftige Impulse zu neuen Taten auch auf wirtschaftlichem Gebiete zeugen und andererseits das langsame Absterben derselben bei manchen Völkern erklären. Die Entwicklung, ihre Wirkungen auf alle Beteiligten und ihre konkreten Äußerungen sind deshalb auch in noch viel höherem Maße national gefärbt als die Vorgänge des statischen Kreislaufs. Aber diese Auf- und Abbewegungen, an die der Historiker zunächst denkt, wenn von Entwicklung die Rede ist, fallen mit unsern Entwicklungsphasen nicht zusammen. Wir beschreiben nur einen wirtschaftlichen Vorgang, der an den Einzelheiten des wirtschaftlichen Lebens hängt.

Das ist die formale Natur des Vorgangs, der das industrielle Leben periodisch revolutioniert und neugestaltet. Er wirkt sich auf allen Gebieten aus, schafft überall neue Lebensformen. Sein innerster Sinn liegt in der Beschaffung neuer Güterarten und -mengen und in der Reorganisation der Volkswirtschaft in der Richtung immer größerer technischer und kommerzieller Zweckmäßigkeit. Darüber habe ich nichts weiter zu sagen. Nur sei man sich darüber klar, wie ganz formal dieser Satz zu verstehen ist. Ob die Entwicklung zu sozialem Wohlbefinden oder zu sozialem Elend, zur Entfaltung oder zur Verkümmern des nationalen Lebens führt, das entscheidet ihr konkreter Inhalt, das was konkret in jenen Formen vor sich geht, die wir schildern. Vor allem aber enthält unser Satz nicht schon ein Werturteil. Mag

¹ Vgl. darüber v. Schmoller, Grundriß II. Band.

es auch einen Sinn geben, in dem Entwicklung und Fortschritt synonym sind, hier wird nur von „Entwicklung“ gesprochen. Möchte auch ein außenstehender Beobachter in den Resultaten immer weiterer Entwicklungsphasen immer vollkommeneren Erscheinungen sehen, wir können präzise nur sagen, ob uns das Neue besser behagt als das Alte. Ich wende mich von diesem allgemeinen Aspekten, der einem erdenfremden Beobachter vor allem und vielleicht allein in die Augen fallen würde, ab und dem bescheidenen Ziele zu, die zwei wesentlichen Seiten des Einflusses der Entwicklung auf die ihm unmittelbar ausgesetzten Wirtschaftssubjekte zu schildern.

Notwendig bringt die Entwicklung Wertgewinne hervor. Fast immer auch Wertverluste. Und beides auch in der geschlossenen — nehmen wir an: kommunistisch organisierten — Volkswirtschaft. Stets neue Güterformen treten auf. Alte Produktionsprozesse werden zugunsten neuer ausgeschieden. Bessere Bezugsquellen werden weniger ergiebige verdrängen. Das wird im Allgemeinen zur Entwertung bereits vorhandener Güter, oft zu ihrer Ausmusterung vor ihrer Abnutzung führen. Dieser Prozeß involviert Verluste. Dergleichen kommt natürlich auch innerhalb eines industriellen Betriebs vor: Der Unternehmer, der seine noch gebrauchsfähigen Maschinen als altes Eisen verkauft, um vollkommeneren an ihre Stelle zu setzen, erleidet zunächst einen Schaden. Aber in diesen Fällen bleiben solche Wertverluste normalerweise rechnungsmäßige Größen, denn sie müssen natürlich durch die erwarteten Gewinne mehr als gutgemacht werden. In einer kommunistischen Volkswirtschaft tritt also infolge der Entwicklung nur ein Gewinn hervor. Die Verlustgröße ist zwar durchaus reell und hat auch eine Rolle in der Bilanz der Wirtschaft, aber niemand hat eine Ursache, sie zu bedauern — das hätte ebensowenig Sinn, als zu bedauern, daß man, um einen Eierkuchen zu machen, die Eier zerschlagen muß. Wenn überhaupt, so könnte man hier von Fortschritt sprechen.

In der Verkehrswirtschaft, namentlich aber in der kapitn-

listischen Wirtschaft, ist die Sache anders. Schon der Begriff „Reorganisation in der Richtung der Zweckmäßigkeit“ hat hier einen etwas andern Inhalt. Die Zweckmäßigkeit ist hier gegeben durch den Standpunkt des Unternehmers. Das hat nicht jene Folgen, die das populäre Vorurteil annimmt. Der Unternehmer gelangt in der Regel nur dadurch zu seinem Gewinne, daß er der Volkswirtschaft, repräsentiert durch das Konsumenteninteresse, dient, Höhergewertetes produziert oder Kosten spart. Aber es gibt eine Ausnahme. Die Tat des Unternehmers kann auch darin bestehen, daß er einen Industriezweig monopolistisch organisiert. Was immer für kompensatorische Momente das mit sich bringen mag, unmittelbar bedeutet es eine Schädigung des Konsumenteninteresses. Im Folgenden sei davon abgesehen, denn dieser Punkt ist genug bekannt und diskutiert. Noch sei hervorgehoben, daß auch in einer andern Hinsicht die Zweckmäßigkeit in der Verkehrswirtschaft anders wirkt als in der kommunistischen. Sie ist nicht bloß an den Bedürfnissen der Konsumenten orientiert, sondern auch an deren Mitteln eine Nachfrage zu entfalten, während in einer kommunistischen Wirtschaft offenbar die Bedürfnisse aller Mitglieder gleichmäßig geachtet würden. Abgesehen davon aber ist die Rentabilität stets ein Index volkswirtschaftlicher Produktivität.

Dann aber fallen hier Gewinn und Verlust nicht immer, ja meist nicht, derselben Wirtschaft zu und endlich ist das Schicksal vieler Wirtschaftssubjekte an die alten Produkte, besonders jedoch an die überwundenen Betriebsformen und Produktionsmethoden geknüpft. Gewinn und Verlust treten daher gesondert hervor und werden zur Basis zweier gesonderter Bewegungen in der Lage der Wirtschaftssubjekte, einer Aufwärts- und einer Abwärtsbewegung. Die Aufwärtsbewegung wird von jener Wertwelle getragen, der Unternehmergewinn und Kapitalzins entspringen. Sie ist es vor allem, die neue Wirtschaftssubjekte nach den Höhen der industriellen Gesellschaft führt. Sie ist die treibende ökonomische Kraft eines Prozesses, den uns die unmittelbare Beobachtung in jeder modernen Volkswirtschaft zeigt, der Bildung des kapita-

listischen Reichtums mit allen seinen bekannten äußern Folgeerscheinungen, die in Zentren des wirtschaftlichen Lebens zu Zeiten so rasch und so markant hervortritt.

Unternehmergewinn und Zins sind die unmittelbaren Früchte des Entwicklungsprozesses. Alle andern Gewinne, die aus ihm fließen und die schließlich auch alle diese „Früchte“ absorbieren, bilden in ihrer Gesamtheit das, was man Wertzuwachs, *unearned increment* nennt. Freilich wendet man diesen Ausdruck nur auf den Zuwachs an Renten und Quasirenten an und nicht auch auf den Zuwachs am Arbeitslohn, von dem wir gleich sprechen werden. Aber dem ökonomischen Wesen nach liegt in allen diesen Fällen dasselbe Phänomen, dieselbe Ertragssteigerung ohne persönliches „Verdienst“ vor. Das Phänomen des Wertzuwachses beruht also auf zwei Momenten: auf dem eben genannten und auf dem Momente des statischen Wachstums der Volkswirtschaft, das allerdings nur zugunsten der Erträge aus Naturgaben und nicht auch zugunsten der Arbeit wirkt. Die populäre Meinung in bezug auf das *unearned increment* ist richtig: Es ist nicht Prämie für Leistung, es ist nur eine Folgeerscheinung von Vorgängen, die seine Erzielung nicht zur Voraussetzung haben. Das nur nebenbei. Gehen wir in unserm Gedankengang weiter.

Zwar sind diese Wertwellen nicht dauernd und der Unternehmer zum mindesten vermag an keiner unbegrenzten Anzahl von ihnen zu partizipieren. Aber seine Gewinne werden ja zu Vermögen, die noch fortbestehen, wenn ihre Quelle schon versiegt ist. Zwar kann jeder Unternehmer und jeder Kapitalist durch das Auftreten andrer Unternehmer und Kapitalisten geschädigt werden. Teilweise ist das sogar unvermeidlich. Aber trotzdem verdanken Unternehmer und Kapitalisten der Entwicklung alles, was sie haben, wir könnten sagen, daß sie ihnen nur Vorteil bringt. Ohneweiters sind ihnen jene Leute anzuschließen, denen die Rückwirkungen der Entwicklung Gewinne zuwerfen.

Schon ehe die Unternehmer ihren Gewinn erworben haben, müssen nach unsrer Theorie die Arbeiter zu einem höhern Lohn, die Grundherren zu einer höhern Grundrente

gelaugt sein. Und das muß die Folge gehabt haben, daß die Preise der Güter, die Arbeiter und Grundherren wünschen, gestiegen sind. In der Tat, unsre Theorie führt zu dem Resultate, daß jede Aufschwungsperiode mit einem steigenden Preisniveau — und hohem Zinse — Hand in Hand gehen muß. Und jedermann weiß, daß dieses Resultat durch die Tatsachen schlagend bestätigt wird, so schlagend, als jemals Tatsachen ein abstraktes Gedankenbild bestätigen können, und schlagender als es nötig wäre, um uns von der Wirklichkeitstreue unsres Bildes zu überzeugen. Die Diskrepanz, die man bei der Grundrente finden könnte, erklärt sich ungedrungen und so einfach, daß ich darauf nicht eingehe.

Nun enthält dieser Vorgang ein Gewirre von Wirkungen, die einander zum Teile entgegenarbeiten, so daß die endlichen Preisänderungen vielfach nur nominelle Bedeutung haben. Es stehen den größern Geldeinkommen zunächst ja keine größern Gütermengen gegenüber, namentlich dann nicht, wenn es sich um eine isolierte Volkswirtschaft handeln würde. Und es sei gleich gesagt, daß tatsächlich die gehobene Stimmung, die über Aufschwungsperioden liegt, viel eher durch die Massenwirkung erregender Tätigkeit, schöner Visionen und durch Täuschung durch das höhere Preisniveau zu erklären ist als durch reale Wohlstandsvermehrung. Andererseits ist die Steigerung von Lohn und Rente nicht rein nominell. Abgesehen davon, daß sich beide Einkommenszweige gegeneinander verschieben können, gibt es in jeder konkreten Volkswirtschaft feste Einkommen, mehr oder weniger dauerbare Erträge, deren reale Bedeutung durch die Preissteigerung komprimiert werden kann. In der Wirklichkeit funktioniert der Mechanismus, den wir schildern, ja nicht prompt. Da gibt es Rudimente der Wertschwellungen früherer Entwicklungen, Reste und Nachlesen früherer Unternehmergewinne, Quasirenten an produzierten Gütern, Überschüsse jeder Art, die die Konkurrenz in Wirklichkeit nicht sofort wegfeßt. Dann gibt es Einkommen, die dem Impulse der Entwicklung nur langsam folgen, die Einkommen von Staatsbeamten z. B. und viele andre. Staatsgläubiger und Hypothekargläubiger

können an der Zinssteigerung bezüglich der bereits festgelegten Summen nicht partizipieren usw. Auf Kosten aller dieser Elemente kann sich der Anteil der Arbeiter und „Grundherren“ in praxi realiter und erheblich erhöhen.

Es kommt noch hinzu, daß die Entwicklung in Wirklichkeit mindestens zunächst nur in lokal sehr begrenzten Gebieten einsetzt und Lohn-, namentlich aber Rentensteigerungen nur einer Minorität von Arbeitern und Grundherren zugute kommen, während die entsprechenden Preissteigerungen zwar auch nicht sofort und durchgreifend, aber doch mehr als jene Einkommenssteigerungen dem Einflusse von Zufuhren ausgesetzt sind. So zeigen sich denn in solchen Gebieten bald die Symptome eines allgemeinen Aufschwungs.

Diese Tatsache ist — und war von jeher — genau bekannt. A. Smith drückt sie im achten Kapitel des ersten Buches des *Wealth* mit den folgenden Worten aus: It deserves to be remarked, perhaps, that it is in the progressive state, when the society is advancing to further acquisition, rather than when it has acquired its full complement of riches, that the condition of the labouring poor . . . seems to be the happiest and the most comfortable. It is hard in the stationary, and miserable in the declining state, the progressive state is in reality the cheerful and the hearty state to all the different orders of society. The stationary is dull, the declining melancholy (p. 83 ed. Cannan). Welche hübsche kraftvolle Fassung der Tatsache! Aber wie charakteristisch für das Werk Smith', von dem ein Denker, der in der Tiefe geschürft hat, schon im Jahre 1834 — zu streng, aber nicht ohne Recht — sagte: „Sein Vorgehen gleicht dem eines Naturforschers, der das Wesen des Windes untersuchen will und es dabei als bereits bekannt annimmt und seine Aufgabe nur darin sieht, die verschiedenen darauf bezüglichen Erscheinungen, die die tägliche Erfahrung vertraut gemacht hat, zu verknüpfen und zu ordnen.“¹ Erstens überschätzt Smith

¹ John Rae. Vgl. die Introduction und „Of science versus system-building“ in: „The sociological Theory of Capital“ 1905, wie der Herausgeber, Mixer, das Werk von Rae genannt hat.

die Beobachtung, deren reale Basis, wie wir sahen, eine recht schmale ist. Zweitens verkennt er das Wesen der Tatsache völlig, weshalb er sie in einen Zusammenhang mit ganz andern Dingen stellt, unter denen sie verloren geht. Er versteigt sich zu den Sätzen — p. 71 fg. ibidem —: „It is not the actual greatness of national wealth, but its continual increase, which occasions high wages.... Though the wealth of a country should be very great, yet if it has been long stationary, we must not expect to find wages of labour very high in it.“ Zunächst hat das nichts mit unsrer Tatsache zu tun, an die auch Smith denkt, denn hier ist nicht an Aufschwungsperioden gedacht — welche doch allein zu ihr führen —, sondern an eine „säkuläre“ Aufwärtsbewegung. Sodann beweist der Verifikationsversuch an den Beispielen von Amerika und China nichts oder vielmehr wieder nur, daß keine durchdringende Analyse, sondern unmittelbare, und zwar oberflächliche, Beobachtung jene allgemeinen Sätze veranlaßt hat. Denn der Hochstand des Lohnes in Amerika kommt und kam offenbar von der Seltenheit der Arbeit im Vergleiche zur Nachfrage und nicht vom Steigen derselben — umgekehrt in China. Weiters ist nicht so sehr der „Reichtum“ — Gütervorrat — einer Volkswirtschaft als der Grad der Unternehmertätigkeit entscheidend. Endlich sind jene Sätze nur unter der Annahme überhaupt richtig, daß sich bei höhern Löhnen die Arbeiter entsprechend vermehren. Das mag richtig sein oder nicht, sicherlich erschlägt es unsre Tatsache in ihrer Eigenart. So macht Smith es oft. Auf Schritt und Tritt findet man bei ihm Tatsachen des geschäftlichen Lebens mit geschicktem Griffe erfaßt und in das Herbarium der Wissenschaft gebracht. Und seine Nachfolger haben seinen Reichtum nicht auszunützen verstanden, so daß es erst eine Aufgabe der Zukunft ist, manchem verdorrten Zweiglein vom Baume A. Smith' neues Leben einzuflößen. Die Theorie hätte vielleicht andre Wege genommen. jedenfalls wäre sie praktisch viel fruchtbarer geworden, wenn sie sich die ganze breite Basis des Wealth bewahrt hätte, statt einige wenige Tatsachengruppen ausschließlich zu bearbeiten.

Aber Smith selbst hat in den Nebendingen wenig mehr getan, als die geschäftlichen Alltagserfahrungen, oft in falscher Perspektive, aneinanderzureihen. Manches erklärt er gar nicht, andres ritzt er nur an der Oberfläche, sehr vieles erklärt er ganz unbefriedigend, wo nicht falsch.

Ich hätte diese Bemerkungen auch an ein andres von den vielen Beispielen knüpfen können, die sich aus A. Smith dafür anführen lassen, daß eine frische und ursprüngliche Beobachtung unsre Theorie in tausend kleinen Zügen bestätigt. Aber sicher hindert schon der formale Charakter unsres Bildes, daß man allzuvielen konkreten Vorgänge damit erklären kann. Deshalb glaube ich auch nicht etwa eine Theorie des Lohnniveaus zu geben, das natürlich von konkreten, in unserm Bilde nicht enthaltenen Momenten abhängt. Ich behaupte bezüglich des bisher Gesagten nur, daß innerhalb der angegebenen Grenzen die von uns überhaupt ins Auge gefaßten Tatsachen zu einer Steigerung führen müssen. Selbstverständlich könnte ihr Einfluß von dem andrer Tatsachen überschattet werden. Kehren wir zu unserm Gedanken-gang zurück.

Soweit also gewinnen Arbeiter und Grundherren durch die Entwicklung, wenn auch meist nicht sehr viel. Die Wirtschaftssubjekte, die ihnen bisher Arbeit und Bodenleistungen abgenommen haben, verlieren einerseits durch Lohn- und Rentensteigerung und gewinnen andererseits durch die allgemeine Preissteigerung, die sich auch auf ihre Produkte — mit leicht zu erratenden Ausnahmen — erstreckt. Diese Gewinne und Verluste kompensieren sich beim einzelnen Wirtschaftssubjekte nur ausnahmsweise, fallen vielmehr in der Regel auseinander. Von ihnen gehen wieder entsprechende Reflexe auf Lohn und Rente aus, auch noch weiter. Doch wollen wir hier nicht in Einzelheiten eingehen, uns vielmehr mit der Feststellung begnügen, daß es schon, ehe die Produkte der neuen Unternehmungen auf dem Markte erscheinen, Verluste verschiedener Art in der Volkswirtschaft gibt.

Das Auftreten dieser neuen Produkte nun macht allen vorhandenen Gütern entweder direkt Konkurrenz, soweit es

sich um gleichartige handelt oder doch solche, die denselben Bedürfnissen zu dienen geeignet sind, oder indirekt, indem sich die Nachfrage den neuen zuwendet, mithin die Nachfrage nach den alten eingeschränkt werden muß. Natürlich wirkt diese neue Konkurrenz auf die altgewohnten Güter in sehr verschiedener Weise. Doch wollen wir das nicht näher untersuchen, obgleich die Preistheorie uns die Mittel dazu bietet. Nur die Ausnahme sei erwähnt, daß neue Güter mit alten komplementär sind und daher das Auftreten der erstern die Nachfrage nach den letztern sogar hebt. Das ändert aber umso weniger an den großen Zügen der Sache, als dann die Wirkung auf andre alte Güter, die nicht in diesem Falle sind, umso schärfer sein muß.

Eine Senkung des Preisniveaus muß die Folge sein. Wir haben kein Recht zu erwarten, daß wir sie in der Preisstatistik wiederfinden werden. Denn erstens hängt das Preisniveau von zuviel andern Momenten ab, die ganz „von außen“ in die Wirtschaft wirken¹. Zweitens aber vollzieht sich der ganze Prozeß ja nicht in so scharf gesonderten Tempi, namentlich kommen die neuen Produkte schon in der Aufschwungsperiode auf den Markt, auch werden sie ja in der Wirklichkeit von vielen Reservoirs störungslos aufgenommen. Aber tatsächlich spricht die Wirklichkeit nicht gegen uns. Wenn nun keine weitere Entwicklung erfolgte, sondern sich die neuen Unternehmungen einfach in den statischen Körper der Volkswirtschaft einordnen würden, so wäre jene Senkung dauernd. Das Preisniveau wäre tiefer als vor der Entwicklungswelle. Denn es stünden

¹ Ich erhebe deshalb auch gar keinen Anspruch darauf, eine Theorie des Preisniveaus zu geben. Immerhin wird man sagen können, daß nach unsrer Auffassung im Laufe der Entwicklung eine Steigerung der Preise der ursprünglichen Produktionsmittel und eine Senkung der Preise der Produkte zu erwarten wäre und daß die Tatsachen dem nicht völlig widersprechen. Man bedenke auch, daß Steigerungen der Lebensmittelpreise zweifellos mit der Bevölkerungszunahme zusammenhängen, einem Momente, das wir ausdrücklich aus unsrer Betrachtung ausgeschlossen haben. Vgl. übrigens noch das Folgende.

nun mehr Güter derselben Geldmenge — denn die Unternehmer, das wird vorausgesetzt, würden ihre Wechsel usw. einlösen und diese würden kassiert und nicht erneuert — gegenüber.

Diese Preissenkung ist das Symptom der Erfüllung dessen, was die Entwicklung versprochen hat. Sie realisiert deren Errungenschaften und ist — mit einer Reserve ist das zu sagen, die gleich folgen wird — das wesentliche Moment, das die Entwicklung für Arbeiter und Grundherren zu etwas Vorteilbringendem macht, viel wichtiger als die Steigerungen ihrer Geldeinkommen in der Aufschwungsperiode. Beide gewinnen durch die Entwicklung vor allem als Konsumenten. In dieser Hinsicht fallen die Veränderungen ihrer Lage in die Gruppe der Aufwärtsbewegungen, die die Entwicklung zur Folge hat. Wenn wir uns für einen Augenblick der bekannten klassischen Auffassungsweise bedienen, so können wir sagen, daß nun die Werte aller Güter sinken, da infolge der Verbesserungen der Produktionsmethoden weniger Arbeit zu ihrer Erzeugung nötig ist, und daß mehr Güter als früher zum Kaufe derselben Arbeitsmenge gehören. Im weitem Verlaufe der Dinge fallen dann auch die neuen Güter auf den Kostensatz — so daß die Wertgröße des Unternehmergewinns ebenfalls den Konsumenten zugute kommt. Tatsächlich ist das der wesentliche Inhalt der Wohlstandssteigerung der untern Schichten der Volkswirtschaft im Gegensatz zur wesentlich anders zu verstehenden Reichtumbildung der Unternehmerkreise. Es ist das Moment, das — soweit das überhaupt zutrifft — bewirkt, daß auf höhern Stufen der Entwicklung, wie ein altes populäres Schlagwort sagt, der Arme besser lebt, als der Reiche zuvor.

Das ist die eine, die Aufwärtsbewegung. Ihr steht eine Abwärtsbewegung in der Lage vieler Wirtschaftssubjekte gegenüber. Sie ankert in den statischen Produktionen, die abgesehen von dem Falle, wo ihnen Produktionsmittel infolge der Entwicklung billiger geliefert werden als bisher, durch die Preissenkung leiden müssen. Wir haben das im

Krisenkapitel bereits besprochen, dabei auch gesehen, daß diese Wirkungen obgleich stetig, doch in ihrer schärfsten Form in besondern Zeitperioden lokalisiert sind¹. Alte Betriebsformen und Produktionsprozesse, alle Güter von längerer Lebensdauer werden nun auch aus diesem Grunde — und nicht bloß durch die Kostensteigerung der Aufschwungsperiode — entwertet. Das trifft alle statischen Betriebe mehr oder weniger und wird nur ausnahmsweise durch Rückwirkungen kompensiert. Die statischen Wirtschaftssubjekte leiden also als Produzenten und werden mehr und mehr zurückgedrängt. Auch die Führer von gestern sind oft in diesem Falle, sinken von ihrer Stellung oft bald zur Bedeutungslosigkeit herab. Dieser Prozeß würde auch bei promptester Reaktion durchdringen, aber er wird viel böser durch die Tatsache, daß weitaus die meisten statischen Wirtschaftssubjekte nicht schnell und nicht vollständig darauf reagieren. Meist fehlen Intelligenz und Mittel: Der Handwerker kann nicht jeden technischen Prozeß nachahmen, der Fuhrwerksbesitzer nicht eine zweite Eisenbahn neben der bauen, die sein Geschäft vernichtet. Oft auch die Neigung: Der selbständige Meister wird nicht ohneweiters zum Fabrikarbeiter, der Fabrikherr nicht zum Angestellten einer neuen Großunternehmung, auch wenn das das Richtigste wäre. Deshalb ist vielfach das Wohl und Wehe von Wirtschaftssubjekten mit einer bestimmten Betriebsform oder Produktionsmethode unzertrennlich verbunden und mit deren Verdrängung auch ihr Niedergang entschieden. Das gibt dem Ersatze des Unzweckmäßigen durch das Geeigneteren einen besondern Charakter in der Verkehrswirtschaft. Dadurch erscheint die unvermeidliche Entwertung des Vorhandenen durch die Entwicklung in einem andern Lichte.

¹ Im Prinzipie wären das die Liquidationsperioden. Aber viele dieser Wirkungen setzen sich nur langsam durch, und so ist es wirklichkeitstreuer zu sagen, daß das Perioden sind, die im Gefolge von Liquidationsperioden auftreten. Sie unterscheiden sich dann von ihnen durch die Länge der Zeit, die größere Breite, aber geringere Heftigkeit der Erscheinungen.

So geht ein Prozeß der Verkümmernng, der Deklassierung weiter Kreise mit der Aufwärtsbewegung Hand in Hand. Eine Menge Friktionsgewinne verschwinden, die zwar nur eine Folge von Mängeln im Mechanismus der Konkurrenz waren, an die sich die Volkswirtschaft aber angepaßt hatte und die die Grundlage vieler Existenzen waren. Weiten Kreisen wird durch die Entwicklung der Boden weggezogen, auf dem sie stehen. Nicht plötzlich freilich, sondern langsam. Die Betroffenen fristen durch Generationen ein immer kümmerlicheres Dasein voll immer klarerer Hoffnungslosigkeit. Sie verlieren langsam an moralischem und intellektuellem Niveau, je mehr sich die ökonomische Atmosphäre um sie herum verdüstert. Ihre Betriebe werden immer ärmlicher, rücken in immer ungünstigere Lagen, werden zu Herden sozialer Mißstände und gehen in die Hände immer tieferstehender Typen über. Sie vertrocknen und verkommen. Ein erdenfremder Beobachter würde diese Erscheinungen über der Größe der Entwicklung kaum beachten. Die Verluste sind ja nur deren Reversseite. Sie kommen eben daher, daß die Dienste, aus denen diese Wirtschaftssubjekte ihr ökonomisches Leben sogen, nunmehr besser geleistet werden. Ja selbst die Leiden, die sie zeugen, haben ihre Funktion in der schnellern Beseitigung des Veralteten, im Antriebe zum Handeln. Aber die das Drama selbst spielen und auch die ihnen nahestehenden Beobachter denken anders darüber. Sie mußten das auch dann, wenn sie, was meist nicht der Fall ist, sich über die Natur des Vorgangs ganz im Klaren wären. Sie können ihre Ohren dem Geschrei der Zermalmten nicht verschließen, über die die Räder des Neuen gehen.

Von dieser Deklassierung vieler Betriebe geht natürlich eine ungünstige Wirkung auf Lohn und Rente aus. Auch sind ja die Subjekte dieser Betriebe entweder Arbeiter oder Rentenherren, so daß die Entwertung schlechthin auf Arbeit und Boden zu fallen scheint. Wenn wir das trotzdem nicht sagen, so kommt das daher, weil diese Arbeiter und Grundherren ihren Niedergang nicht ohneweiters den übrigen mit-

teilen, vielmehr in diesem Betrachte eine besondere Gruppe bilden, die fester an überkommene Betriebsweisen gebunden ist, als die andern, außerdem daher, weil diese Wirtschaftssubjekte zwar wesentlich Arbeiter oder „Grundherren“ oder beides sind, aber nicht ausschließlich. Denn es kommen ihnen ja noch monopolartige Gewinne, Quasirenten und sonstige Friktionserträge zu. In diesem Sinne sage ich, daß nach dem bisher Vorgeführten Arbeiter und Grundherren durch die Entwicklung vornehmlich gewinnen. Die Gegenbewegungen sind von geringerer Bedeutung und soweit der Übergang zu andern Verwendungen ihnen Schwierigkeiten macht — worauf Marx soviel Gewicht legt —, so liegt darin eine Erscheinung ökonomischer Reibung, die im einzelnen Falle vom größten praktischen Interesse sein kann, aber dort gar keine Bedeutung hat, wo es sich um die prinzipielle Erfassung der Wirklichkeit handelt. Die Grundtatsache, von der aus man den Einfluß der Entwicklung auf Lohn und Rente verstehen muß, ist soweit doch immer, daß durch sie Arbeit und Boden mehr Güter erzeugen und deshalb schließlich Lohn und Rente in ihrem Nominalbetrage mehr Güter umfassen müssen, daß ihnen schließlich alle dauernden Errungenschaften der Entwicklung zufallen. Wie der Leser weiß, ändert die Tatsache des Zinses nichts an diesem Resultat, denn auch er fließt immer nur aus den ersten Wertwellen jeder Quelle der Entwicklung.

Aber ein Spezialfall des Phänomens der Deklassierung kann sich allerdings an den ursprünglichen Produktionsfaktoren zeigen. Diese Art der Deklassierung knüpft unmittelbar an die Reorganisation der Volkswirtschaft in der Richtung der Zweckmäßigkeit, an die „kostensparende“ Funktion der Entwicklung an. Da können die neuen Unternehmungen entweder direkt so angelegt sein, daß sie Kosten d. h. Arbeits- und Bodenleistungen sparen¹, z. B. infolge

¹ Natürlich gebrauchen wir das Wort „sparen“ hier aus Rücksicht auf den in diesem Zusammenhange üblichen und nicht in unserm technischen Sinn.

ihrer zweckmäßigeren Organisation, oder sie können neue Produktionsmittel produzieren, welche dann sparend wirken. In beiden Fällen findet zunächst eine Steigerung der Nachfrage nach Arbeits- und Bodenleistungen statt, denn die neuen Güter müssen produziert werden, während die Produktion in den statischen Betrieben in der bisherigen Weise vor sich geht. Im ersten Falle aber wird etwa die zweckmäßigere Organisation schließlich allgemein eingeführt werden, im letztern werden jene Produktionsmittel in Betrieb gestellt und „konkurrieren“ dann mit den Arbeits- und Bodenleistungen. Dadurch leidet die Nachfrage nach diesen und dadurch verletzt offenbar die kostensparende Funktion der Entwicklung das Produzenteninteresse der Arbeiter und Grundherren in einer Weise, die der Verletzung des Interesses des Besitzers alter dauerbarer Güter sehr analog zu sein scheint.

Dieser altbekannte Zusammenhang wird in der Ökonomie unter dem Titel der „Wirkungen der Verwendung von Maschinen“, *on machinery*, regelmäßig, aber ziemlich isoliert vom übrigen Körper der Theorie untersucht. Einzelheiten können uns hier nicht kümmern, ich will nur einige für uns wichtige Punkte und namentlich das Endresultat, das sich aus unsern Erörterungen ergibt, hervorheben¹. Zunächst sprechen wir nicht nur von der Wirkung von Maschinen, das ist vielmehr nur ein Spezialfall dieses Spezial-

¹ Vgl. über dieses Thema namentlich folgende Arbeiten: Das grundlegende Kapitel von Ricardo — frühere Leistungen findet der Leser angegeben bei Ergang, Untersuchungen zum Maschineproblem 1911 —, dann die darauf basierenden Ausführungen von Mc Culloch Senior, Mill und Marx. Als Beispiel einer besonders naiven Auffassung der Sache diene R. Owen; vgl. darüber und über andre populäre Behandlungen des Problems Stephen Leslie, *English Utilitarians* II. Band. Eine Zusammenfassung bietet das Buch Nicholsons, *On Machinery*; vgl. auch dessen *Principles*. Ferner wären noch zu nennen: Johnson im *Quarterly Journal of Economics* 1906, Carver im *Quarterly Journal of Economics* 1909. Mannstaedt, *Kapitalistische Anwendung der Maschinerie*; Schmidt, *Theorie der industriellen Reservearmee*, *Soz. Monatshefte* 1904; Bernstein in: *Neue Zeit*, 11. Jahrg. I. Bd.

falles des großen Deklassierungsprozesses. Sodann nicht nur von Wirkungen auf die Arbeiter, sondern auch auf die Grundeigentümer. Dabei bin ich mir natürlich nicht darüber im Unklaren, daß tatsächlich alle die Wirkungen, bei deren Untersuchung ich Arbeits- und Bodenleistungen nebeneinanderstelle, infolge konkreter Umstände beide in sehr ungleichem Maße und in unserm Falle technische Fortschritte tatsächlich die Arbeiter härter treffen. Aber das Prinzip ist dasselbe, ebenso wie bei der Vergiftung eines Monarchen und einer Ratte das chemische und physiologische Prinzip dasselbe sein kann, wenngleich beide Ereignisse auch sehr verschiedene Bedeutung haben. Übrigens gibt es für die Grundeigentümer eine Art von neuen Unternehmungen, die wieder sie viel härter treffen als die Arbeiter, nämlich die Einfuhr aus neuen Ländern. Endlich hat ja bereits Ricardo richtig gesehen, daß Verbesserungen der landwirtschaftlichen Betriebstechnik auf die Grundrente drücken können.

Fassen wir jetzt das Problem schärfer. Die relevante Erscheinung ist nicht die Tatsache der technischen Kostenersparung überhaupt, sondern das sich daran schließende Sinken der Nachfrage nach Arbeit und Boden. Denn man muß zwei Dinge auseinanderhalten: Erstens ist es selbstverständlich, daß die nach Einführung der Verbesserungen verwendeten Mengen von Arbeits- und Bodenleistungen geringer sind, als jene Mengen, die zur Erzeugung derselben Produktmengen nötig wären, wenn diese ohne die Verbesserungen, also in der alten Weise, produziert werden sollten. Zweitens kann — das ist aber nicht selbstverständlich — die nach Einführung der Verbesserungen verwendete Menge von Arbeit und Boden geringer sein als die vorher, zur Produktion einer kleinern Menge jedoch in der alten Weise, verwendete. Nur die letztere Erscheinung hat Interesse¹. Durch die erste werden niemandes Interessen

¹ Diese Unterscheidung zeigt schon an und für sich, daß die Behauptung, daß Maschinen Arbeit sparen, in dem Sinne gemeint, daß sie Arbeit überflüssig machen, überhaupt schief ist.

verletzt, da die größere Produktmenge eben ohne jene Verbesserungen nie produziert worden wäre. Wie steht es also darum?

Da ist es ganz entscheidend, das Moment der technischen Verbesserungen in seinem natürlichen Zusammenhange zu lassen. Es handelt sich um eine Erscheinung der Entwicklung, die nur von einer Theorie derselben voll erklärt und nur als Tropfen ihres Stromes in ihre Wirkungen verfolgt werden kann. Zu sagen, daß wenn der Unternehmer einen Teil seiner Arbeiter zur Erzeugung einer Maschine verwendet, die diesen Teil derselben dann überflüssig macht, eine Arbeiterentlassung möglich wird, hat nur dann — und da nur innerhalb gewisser Grenzen — gesunden Sinn, wenn dieser Unternehmer eine Monopolstellung hat. Sonst gehört es zum Wesen des Phänomens, von dem man nur um den Preis einer Entstellung der Wirklichkeit abstrahieren kann, daß die Sache nicht dabei stehen bleibt. Zunächst wird im Allgemeinen der Unternehmer gleich mehr produzieren, so daß ein Überflüssigwerden von Arbeitern nicht einzutreten braucht. Abgesehen davon aber werden das Konkurrenten tun. Inwieweit das eintritt, hängt von der Elastizität der Angebots- und Nachfragekurve für das betreffende Gut ab. Es läßt sich nicht allgemein sagen, ob, nachdem sich die neue Produktionsmethode eingelebt hat, ebensoviel, weniger oder mehr Arbeiter in dem betreffenden Industriezweige tätig sein werden. Eine Schädigung der Produzenteninteressen der Arbeiter — und Grundeigentümer — ist also soweit möglich. Aber nicht notwendig. Bestünde auch die ganze Entwicklung in nichts andrem als in der Einführung von neuen Produktionsmethoden, die ursprüngliche Produktionsmittel sparen, und würden stets neue und stets neue „sparende“ Maschinen erzeugt, so brauchte keine Schädigung einzutreten. Sie würden schließlich Arbeits- und Bodenleistungen überflüssig machen, die nie existierten. Das gibt das richtige Gewicht auch dem Argumente, daß die Erzeugung jener Maschinen oder die Durchführung zweckmäßigerer Organisationen Arbeiter und Boden erfordere. Darauf kann man

nicht einfach entgegen, daß das nur temporär sei und endlich das Übel verschlimmern müsse.

Die Entwicklung schränkt aber nicht nur selbst die durch sie gegebene Möglichkeit der Freisetzung von ursprünglichen Produktionsmitteln und eines dadurch verursachten Druckes auf Lohn und Rente ein, sondern bietet ein Gegengewicht für trotzdem erfolgten Druck. Beim Zinse sahen wir, daß jedes Sinken desselben notwendig neue Unternehmer auf den Plan führen und notwendig neue Kombinationen möglich machen und zur Verwirklichung bringen müsse. Ähnlich muß aus demselben Grunde ein Sinken der Preise der ursprünglichen Produktionsmittel wirken. Und das ist eine wirksame Bremse für dieses Sinken. Allerdings kann dieses Moment die Preissenkung nie ganz wettmachen. Das ist selbstverständlich. Aber es kann sie auf ein Minimum herabdrücken. Wenn man die Betrachtung abbricht, ehe diese Gegenwirkung eingetreten ist, dann freilich sieht die Sache anders aus. Dann aber verstümmelt man auch das Phänomen, zu dessen Wesen sie gehört. Wenn ferner eine mit solchen sparenden Methoden arbeitende Industrie von außen in eine ganz statische Wirtschaft hineingestellt würde, dann könnte unsre Gegenwirkung nicht eintreten und es bliebe nur das weniger wichtige Moment der Expansion der statischen Produktion, die jene Preissenkung ja auch zur Folge hat. Aber so liegen die Dinge in Wirklichkeit nicht. Die Produktionsfortschritte können aus dem Ganzen einer entwicklungsvollen Volkswirtschaft, in dem allein sie vorkommen, nicht herausgerissen werden.

Da also ein Sinken der Nachfrage nach ursprünglichen Produktionsmitteln infolge der Entwicklung nicht einzutreten braucht und über ein Minimum auf einige Dauer nicht hinausgehen kann, so werden wir diesem Spezialfall des Deklassierungsprozesses im Allgemeinen keine große Bedeutung zuschreiben. Gelegentlich, und namentlich lokal, kann er gewiß sehr heftig auftreten, und besonders dann wird er sehr böse aussehen, wenn man von den zwei Perioden, in die die Erscheinung zeitlich zerfällt, nur die erste beachtet. Trotzdem werden wir die Besitzer der ursprünglichen Produktions-

mittel auch dem Produzenteninteresse nach zu denen zählen, die infolge der kapitalistischen Entwicklung, absolut genommen, gewinnen. — Ich möchte noch darauf hinweisen, daß die klassische Analyse, soweit sie unbefriedigend ist, wesentlich daran krankt, daß sie ein essentiell dynamisches Phänomen mit dem Apparate der Statik zu behandeln unternimmt. Viel leichter und vollständiger fließt der Inhalt der alten Theorie „on machinery“ aus der hier vorgetragenen Gesamtauffassung.

Daraus folgt unmittelbar, daß sich das Phänomen der Arbeitslosigkeit¹ mit den Mitteln der reinen Theorie, d. h. also aus dem Wesen des wirtschaftlichen Mechanismus, nicht restlos erklärt. Würden zwar Arbeiter infolge des Fortschritts der Produktionsmethoden notwendig arbeitslos, so wäre eine Basis zur Erklärung des Phänomens allerdings gewonnen. Ja dann müßte man sich sogar weniger über die Arbeitslosigkeit als darüber wundern, daß sie nicht noch viel weiter greift als sie es tatsächlich tut. Allerdings könnten keine Arbeiter, die infolge der Einführung von Maschinen ihre Arbeitsgelegenheit verlieren, dauernd beschäftigungslos bleiben. Denn auf keinem Markt kann es vorkommen, daß ein Teil des Angebots eines Guts keine ihm entsprechende Nachfrage findet, während der Rest zum gewohnten Preis abgesetzt wird. Die freigesetzten Arbeiter würden auf den Lohn drücken, müßten jedoch zu dem geringern Lohn Beschäftigung finden. Allein wenn infolge von Einführung immer neuer Maschinen immer neue Arbeiter entlassen würden, so wäre immer eine Anzahl beschäftigungsloser Arbeiter in der Volkswirtschaft vorhanden, und zwar eine mit der Entwicklung immer steigende Anzahl. Nun hat aber die Entwicklung keine solche Tendenz, Arbeitsleistungen überflüssig zu machen, sie hat im Gegenteil die Tendenz, immer mehr

¹ Über die Tatsachen der Arbeitslosigkeit informiert man sich am besten aus den bezüglichen offiziellen Publikationen. Das Nötigste findet man in jedem Lehrbuch. Wenn ich aus der Fülle der Literatur des Gegenstands eine einzelne Arbeit herausheben sollte, so wäre das: Beveridge, Unemployment.

Nachfrage nach ihnen zu schaffen. Nur temporäre Arbeitslosigkeit von geringem Umfange und höchstens lokaler Bedeutung ergäbe sich eventuell.

Freilich haben wir ja noch eine zweite Ursache von Arbeitslosigkeit kennen gelernt. Bei Krisen werden immer und im normalen Liquidations- und Reorganisationsprozeß so gut wie immer Arbeiter beschäftigungslos. Allein an dem temporären Charakter dieser Art von Arbeitslosigkeit zweifelt niemand. Sie ist oft sehr ernst. Sie ist praktisch viel wichtiger als die zuerst erwähnte. Aber sie ist nur ein Spezialfall der alle Schichten der Gesellschaft in prinzipiell gleicher Weise umfassenden Wirkungen der Depression und verschwindet von selbst mit dieser.

Die Sache steht also so: Jene Ursache dauernder — und immer schlimmer werdender — Arbeitslosigkeit existiert als solche einfach nicht und begründet nur temporäre Arbeitslosigkeit. Die Ursache, die praktisch sehr auffallende Arbeitslosigkeit zeugt, ist essentiell und von vornherein temporär. Daher können wir nur vorübergehende Arbeitslosigkeit erklären — und zwar hauptsächlich als Friktionserscheinung — andre aber nicht. Dieses Resultat ist nicht ausreichend, aber es ist nicht wertlos. Es erklärt zweifellos ein gutes Stück des Phänomens der Arbeitslosigkeit, m. E. dessen größere Hälfte. Aber auch seine negative Bedeutung ist beachtenswert. Daraus nämlich, daß sich die Arbeitslosigkeit aus der Theorie nicht völlig erklärt, kann man schließen, daß sie, insoweit sie das nicht tut, auf andern Ursachen als den im Wesen des Wirtschaftsprozesses gelegenen beruht. Wollten wir das Problem der Arbeitslosigkeit untersuchen, so würden wir nunmehr nach andern Ursachen direkt im gegebenen Tatsachenmaterial spähen. Wir würden nicht erwarten, ein großes, alles erklärendes Prinzip zu finden, sondern eine Menge örtlich und zeitlich verschiedener Erklärungen. Wir würden fortan in der Arbeitslosigkeit überhaupt keine einheitliche Erscheinung, sondern ein Gemenge ganz verschiedener Phänomene vermuten. Und damit würden wir zu der Auffassung gelangen, die die Spezial-

forschung dieses Gegenstands nunmehr schon seit langem vertritt.

Nun wollen wir die statische und die dynamische Theorie definitiv zueinander in Verhältnis setzen. Ist die Entwicklungstheorie eine Korrektur des Bildes der statischen Wirtschaft, muß das letztre ausgelöscht werden, um einer neuen gedanklichen Nachbildung der Wirklichkeit Platz zu machen? Ist die Statik vom Charakter einer ersten Annäherung, einer Abstraktion, die von der Dynamik eine Ergänzung erfährt, einen Anstoß nach der Lebensfülle der Wirklichkeit hin? Oder endlich — beschreiben beide gesonderte Tatsachen? Wir wissen schon: Wenn man erkaant hat, daß im tiefsten Innern die heutige systematische Theorie auf statischen Pfeilern ruht, und dann sieht, wie sie von diesem Standpunkte aus Dinge zu erklären sucht, nach denen aus dieser Position kein Weg führt, wie vor allem das erfahrungsgemäß gegebene Phänomen des Wertüberschusses der Produkte über die Werte der Produktionsmittel, so sieht man auch, daß die Dynamik manches niederzureißen und manches zu korrigieren hat. Doch sind das nur Vorwerke, Zubauten. Der Kern der statischen Theorie soll nicht durch die von der Entwicklung beherrschte Auffassung ersetzt werden. Nur als Gesamtanalyse des wirtschaftlichen Geschehens überhaupt und als Sozialphilosophie ist die Statik unbrauchbar.

In einem bestimmten Sinne ist auch die zweite Frage mit Ja zu beantworten. Die Statik ist nicht nur überhaupt ein abstraktes Gebilde, sondern sie abstrahiert auch von wesentlichen Tatsachen der Entwicklung. Das gibt ihren Resultaten die schöne Allgemeingültigkeit, das befähigt sie namentlich, die ökonomischen Vorgänge ohne Rücksicht auf konkrete Organisationsformen zu beschreiben. Namentlich wird sie dadurch zu einer Maschine zur Lösung einer bestimmten Klasse von Problemen, nämlich jener, die sich im weitesten Sinn um das Preisphänomen gruppieren lassen. Wenn man ihre Sätze da ganz streng formuliert, so kann man, indem man von den menschlichen Motiven ganz absieht,

erreichen, daß sie auch auf das Verhalten des Unternehmers auf dem Markte passen. In diesem Sinne stellt dann die Entwicklungstheorie eine Ergänzung und eine Annäherung der Ökonomie an die Wirklichkeit durch Einführung neuer Tatsachen dar. Aber auch die dritte Frage bejaht sich, wie wir wissen. Die statische Theorie steht von der Gesamtheit der wirtschaftlichen Tatsachen nicht an allen Stellen gleichweit ab. Sie paßt an manchen Punkten prinzipiell genau, d. h. sie gibt uns da den Schlüssel des Verständnisses, an andern nicht. Sie hat so gleichsam einen Doppelcharakter, in einer Fassung ist sie eine allgemeine Katallaktik, in einer andern Fassung eine weitergehende Beschreibung einer besondern Type von wirtschaftlichen Vorgängen¹.

In dieser letztern Beziehung interessiert sie uns hier. Wir wollen die Fälle, in denen diese Type vorkommt, nochmals zusammenfassend aufzählen. Zunächst umfaßt dieselbe die große graue Masse der kleinen und kleinsten wirtschaftlichen Vorgänge des Alltags, des wirtschaftlichen Kreislaufs, die überhaupt die Basis und die große Verifikation der theoretischen Nationalökonomie bilden². Sie alle sind vom hedonischen Impulse getragen und durch die Gleichgewichtsbedingung charakterisiert. Sie alle streben nach der Verwirklichung des Ideals, sich unter gegebenen Verhältnissen so gut einzurichten als diese Verhältnisse es gestatten. Es wäre müßig, auf diesem Felde nach prinzipiell relevanten individuellen Unterschieden suchen zu wollen. Dann aber gibt es Zeiten im wirtschaftlichen Leben der Völker, wo alle Vorgänge durch das Streben nach einem Gleichgewichtszustande charakterisiert sind. Das sind, wie wir aus unsrer Untersuchung des Krisenphänomens wissen, die Zeiten der Reorganisation des Wert- und Preissystems der Volkswirtschaft, die sogenannten Depressionsperioden. In diesen rela-

¹ Man könnte kurz sagen: Soweit die Statik nichts ist als eine Logik des Wirtschaftens, gilt sie allgemein. Soweit sie eine Psychologie des Wirtschaftens gibt, versagt sie in einem sehr wesentlichen Fall. Da gilt sie nicht allgemein.

² Vgl. „Wesen“ V. Buch.

tiven Ruhepunkten erklärt die Statik wirklich alles, was es zu erklären gibt. Da verschwinden die Erscheinungen, die sich dem Bilde der statischen Wirtschaft so gar nicht einfügen wollen und da wird dieses Bild zum Gesamtbilde der Volkswirtschaft. Und auch da gibt es keine wesentlichen Unterschiede im Verhalten der Wirtschaftssubjekte. Endlich aber ist die Statik das getreue Ebenbild eines bestimmten Typus von Wirtschaftssubjekten. Es gibt Wirtschaftssubjekte, wie wir sahen, deren Verhalten durch den hedonischen Impuls definitiv charakterisiert ist, Wirtschaftssubjekte, die man als „statisch“ κατ' ἐξοχήν bezeichnen kann. Solche gibt es immer und überall. Sie bilden sogar weitaus die große Mehrheit. Es mag Massen von ihnen geben, die vom Strome der Entwicklung völlig unberührt sind. Aber auch wo das nicht der Fall ist, treten die Konturen ihres Seins scharf genug hervor und zeigen sich die Ergebnisse ihres Handelns in der Volkswirtschaft mit voller Deutlichkeit. Auch da beschreibt die hedonische und statische Auffassungsweise eine unmittelbar zu beobachtende und keines weitem Erklärungsprinzips bedürftige Realität.

Da aber die Tatsachen der Entwicklung ihrerseits nicht einfach in das Gebäude der Statik ergänzend eintreten, sondern sich zum Teile außerhalb desselben als besondres und einheitliches theoretisches Ganzes konstituieren, so handelt es sich in der Nationalökonomie essentiell um zwei verschiedene Tatsachengruppen, nicht etwa nur um zwei Auffassungsweisen. Wir erkennen also, daß sich das wirtschaftliche Leben eines Volkes aus zwei verschiedenen Arten von Vorgängen zusammensetzt, die nicht nur theoretisch, sondern auch in der Wirklichkeit unterscheidbar und gleich real sind. Sie greifen ineinander über und wirken aufeinander, zweifellos. Aber sie schwimmen nie, nicht etwa nur begrifflich, sondern vor allem auch gegenständlich nicht. Das ist für uns sehr wichtig. Man könnte uns leicht ein müßiges Spiel mit Begriffen vorwerfen, wenn das nicht der Fall wäre. Selbst eine theoretisch gerechtfertigte Scheidung, die zwar zum Verständnisse beitrüge, aber sich doch nur auf

die wissenschaftliche Erfassung der Dinge bezöge, wäre von einem Werte, über den man streiten könnte. Wir sind in einer günstigeren Lage. Bei jeder Tatsache, jedem Zeitungsberichte über wirtschaftliche Vorgänge kann man, wenn die Information ausreichend genau ist, sagen, ob es sich um einen statischen oder um einen dynamischen Vorgang handelt, im erstern Falle wiederum, ob es sich um ein Stück des normalen Kreislaufes der statischen Wirtschaft oder eine Reaktion auf einen Entwicklungsanstoß handelt, im letztern, ob ein eigentlicher Entwicklungsvorgang vorliegt oder eine Rückwirkung der Entwicklung. Und stets ist die Klarheit darüber nicht etwa bloß eine theoretische Befriedigung, sondern essentiell zum richtigen Verständnisse.

Damit kommen wir der Wirklichkeit tatsächlich näher. Besonders gewinnen wir einen klarern Einblick in das eigentümliche Gemisch von Bedingtheit und Freiheit, das uns das Wirtschaftsleben zeigt. Der statische Kreislauf und die statischen Anpassungserscheinungen sind von einer Logik der Dinge beherrscht, die für das Problem der Willensfreiheit zwar ganz irrelevant ist, aber praktisch — bei fest gegebenen sozialen Verhältnissen — so gut wie keinen Spielraum für individuelle Willkür läßt. Das ist nachweisbar und war doch stets ein Stein des Anstoßes, da man das individuelle freie Schaffen ganz deutlich am Werke sah. Wir wissen nun, daß die letztre Beobachtung richtig ist und doch den Theoremen der Statik nicht widerspricht, wir vermögen präzise Platz und Funktion dieses Schaffens anzugeben. Natürlich fehlt auch in der Entwicklung die Logik der Dinge nicht; und ebensowenig man mit der statischen Auffassung etwas für philosophischen Determinismus beweisen kann, kann man mit der dynamischen etwas gegen ihn ausrichten. Aber dennoch haben wir ein durch sachliche Bedingungen nicht erklärbares Element in der Wirtschaft nachgewiesen und mit diesen sachlichen Bedingungen in eine präzise Beziehung gebracht ¹

¹ Ich kann darauf hinweisen, daß v. Philippovich in der Einleitung des zweiten Bandes seines Grundrisses ebenfalls das Problem

Diese Zweiteilung, oder richtiger gesagt, diese Erkenntnis von der Zweifachheit des Wirtschaftsprozesses bildet den Grundstein jenes Neuarrangements seines theoretischen Schemas, das sich aus unsrer Theorie ergibt. Genauer besteht er, wie nochmals betont werden soll, aus den folgenden Elementen. Der statische Kreislauf — erstens —, der das Zentrum der Sache bildet, ist gleichsam umklammert von — zweitens — Erscheinungen der Entwicklung. Vorgänge der Art, die wir unter dem Begriffe der Entwicklung zusammenfassen, haben ihn überhaupt geschaffen¹, soweit er wirtschaftlich und nicht durch außerwirtschaftliche Momente und soweit er nicht „reaktionell“ zustande kam. Außerdem aber geht von derselben sachlichen Basis, auf der er selbst ruht, eine Entwicklungsphase aus mit allen ihren — drittens — Wirkungen und Rückwirkungen. Viertens gibt es dann die verschiedenen sekundären statischen Strömungen, die sich als Reaktionen auf die Entwicklung und deren Wirkungen einstellen. Und um das Bild vollständig zu machen, könnten wir noch anführen: Fünftens die „Eigenbewegung“ der Bevölkerung, der Technik, der Bedürfnisse und des Kapitals mit den Wirkungen, die sie hervorrufen, und endlich — sechstens — die etwa vorkommenden äußern Ereignisse, wie Kriege, Glücks- und Unglücksfälle, politische Eingriffe u. dgl.

Es empfiehlt sich auch, die andern Punkte des Neuarrangements aufzuzählen. Wir lösen den Unternehmer radikal ab vom Kapitalisten, vom Risikoträger, vom einfachen technischen oder kommerziellen Betriebsleiter und vom für eigne

der Bedingtheit und das Problem der Entwicklung unterscheidet. In dieser Fassung der kurzen Äußerung liegt zweifellos ein Symptom sehr weitgehender Übereinstimmung seiner Anschauungen mit der im Texte vorgetragenen Theorie. Allerdings beschränkt er die Eigenart der Entwicklung auf volkswirtschaftspolitische Eingriffe in das Wirtschaftsleben, womit er einen andern Weg betritt. Auch auf v. Schäßle und v. Schmoller kann ich hinweisen.

¹ Insoweit bietet also die Dynamik eine Theorie der wirtschaftlichen Milieuelemente der Statik.

Rechnung arbeitenden statischen Wirtschaftssubjekte. Wir trennen den Kapitalisten vom Besitzer von Sachgütern, namentlich vom Lieferanten der Produktionsmittel, und weisen ihm eine Stellung zwischen dem Unternehmer und den Produktionsmitteln an. Beider Rollen beschränken wir auf die Entwicklung, die des Kapitalisten außerdem auf die kapitalistische Entwicklung. Innerhalb dieses Kreises aber halten wir den Standpunkt des Unternehmers — und den Kapitalbegriff des einzelnen Kapitalisten — für die wissenschaftliche Betrachtung deshalb für entscheidend, weil nur ihm etwas Reales entspricht und nur er auf die realen Vorgänge eingestellt ist. Ein zusammenfassender volkswirtschaftlicher Standpunkt hat dort keinen Sinn, wo es sich um die Erklärung von Zusammenhängen handelt, die nur aus dem individuellen Handeln unmittelbar zu verstehen sind, zu dem eben nur der individuelle Standpunkt den Schlüssel liefert. Außer Unternehmern und Kapitalisten sind alle Wirtschaftssubjekte als Arbeiter und „Grundherren“ — Besitzer natürlicher Produktionsmittel — zu qualifizieren. Die letztern sind, soweit sie sich auf ihre Rolle als Arbeiter oder Grundherren beschränken, essentiell statisch-hedonisch und wirtschaftlich ein passives Element. Wirtschaftlich schieben sie nicht, sondern werden sie geschoben — politisch mögen sie ja Datenänderungen durchsetzen, wie Schutzzölle, Arbeiterschutz, oder von Führern, die aber keinen Unternehmercharakter tragen, zu monopolartigen Kombinationen organisiert werden. Das gleiche gilt von den Kapitalisten. Nur soweit sie ihr Einkommen aus einer Funktion gewinnen, die der Entwicklung dient, nehmen sie eine Mittelstellung ein. Aber dem Typus ihres wirtschaftlichen Verhaltens nach gehören sie eher hierher, obgleich sie ja den Unternehmer in bestimmter Weise beeinflussen. Sie sind quasistatische Wirtschaftssubjekte.

In der Stellung, die wir den Arbeits- und Bodenleistungen anweisen, schließen wir uns der Analyse v. Böhm-Bawerks an. Auch darin, daß wir die produzierten Produktionsmittel nicht als selbständigen Produktionsfaktor

konstituieren. Wir sehen in ihnen überhaupt weder als arbeitsparende, noch als arbeitunterstützende, noch arbeitbeschäftigende, noch als überproportionale Resultate produzierende, noch Ausbeutung ermöglichende Güter, noch in sonst einer Hinsicht die Träger einer prinzipiell besondern Funktion, sondern lediglich weiter nicht interessante Durchgangsstadien der Produktion. Auch Genußgüternvorräte haben keine produktive Funktion, weder eine arbeitererhaltende noch eine zeitüberbrückende. Beide Güterkategorien können höchstens Träger temporärer Zwischengewinne ihrer Besitzer sein entweder des Unternehmergewinnes oder eines durch die Nachfrage des Unternehmers hervorgerufenen Preiszuschlags. Sie werden nirgends in der Volkswirtschaft zu andern Zwecken aufgehäuft, als um stetigen Absatz sicherzustellen oder Cornerspekulationen zu ermöglichen. Namentlich ist in der kapitalistischen Wirtschaft ihre Aufhäufung durch den Unternehmer oder Kapitalisten nicht Voraussetzung dafür, daß man an eine bestimmte Produktion gehen könne. Sie werden, soweit vorhanden, vom Strome der Volkswirtschaft von selbst dargeboten.

Dieser Disposition der Wirtschaftssubjekte und Güter entsprechen dann die vorhandenen Vorgänge. Die Funktion der Güteraufhäufung fällt in der kapitalistischen Wirtschaft einfach weg. Außerhalb derselben ist sie zwar nötig, bildet aber ebenfalls nicht das entscheidende Moment, oder überhaupt ein Moment, das besonderer Berücksichtigung bedürfte. Damit fallen auch die Kausalzusammenhänge, in die man diese Güternvorräte stellte. An die Stelle der Güteraufhäufung tritt in unserm Bilde der Wirklichkeit der Güterentzug mit einer charakteristischen Preissteigerung der Güter in seiner Folge¹. Damit tritt auch das Moment des Sparens in den Hintergrund, um einer andern Theorie der Kapitalentstehung und Vermögensbildung Platz zu machen. Das Moment der Abstinenz und das des Geringersehens künftiger Genüsse wird auf das Feld der Entwicklung be-

¹ Vgl. das Phänomen der „Teuerung“ in Aufschwungsperioden.

schränkt und selbst dort auf eine sehr sekundäre Rolle, was meines Erachtens durch die Macht der Tatsachen mehr als bestätigt wird. Die Arbeits- und Bodenleistungen in den statischen Betrieben werden aus dem Erlöse der vorhergegangenen Wirtschaftsperiode bezahlt — und nur hier hat der Satz, daß die Arbeiter vom Konsumenten bezahlt werden, volle Geltung und einen Sinn, der über einen Truismus hinausgeht. Die gleichzeitig in neuen Unternehmungen verwandten Arbeits- und Bodenleistungen aber werden aus dem Kapitale bezahlt, aber nicht aus einem irgendwie entstandenen Genußgüternvorrat, sondern aus dem von uns geschilderten Fonds von Kaufkraft. Ein Vorschießen von Gütern an Arbeiter und Grundherren oder sonstwen findet nirgends statt. Das Paradoxon, das darin zu liegen scheint, daß eine Summe zugleich Einkommen und Kapital sei, verschwindet vollständig, wenn man sich dessen erinnert, daß das Kapital eine Erscheinung der Wirtschaft des kapitalistischen Unternehmers ist und der Begriff außerhalb derselben überhaupt keinen Sinn hat. Nur mit einer Einschränkung endlich erkennen wir die Suprematie der Nachfrage in der Volkswirtschaft an.

Diese kurze und unvollkommene Skizze des äußern Verlaufes des Wirtschaftsprozesses hatte den Zweck, zwei Dinge hervorzuheben. Einmal, daß die einzelnen Momente, auf denen unser Neuarrangement beruht, durchaus nicht weit hergeholt, vielmehr fast alle in der überkommenen Theorie bereits vorhanden sind. Zweitens, daß unsre Auffassung viel wirklichkeitstreuer und einfacher ist als die übliche und ein ganzes Gerüst von Fiktionen und Hilfskonstruktionen überflüssig macht und viele vernachlässigte Erscheinungen erklärt. Die konkreten Einzelprobleme, die die reine Ökonomie überhaupt behandelt, können mit ihrer Hilfe in vollkommener Weise gelöst werden — und manche neue dazu —, mit Ausnahme jener, die der Preistheorie im engsten Sinne angehören und deren Behandlung unsre Theorie nichts hinzuzufügen hat. Allein hier handelt es sich uns nur um Grundprinzipien. Nur was für diese

relevant ist, kann im Rahmen dieser Arbeit Platz finden.

Wie steht nun diese Auffassung z. B. zur alten Lohnfondstheorie? In einer statischen Wirtschaft ist die Summe der zu zahlenden Löhne ebenso eindeutig bestimmt, wie die Preissumme jeder andern Güterart¹. Insofern müßte man also der Lohnfondstheorie entgegenhalten, daß sie bei der Erklärung der Lohnhöhe ein Moment besonders hervorhebt, das keine Hervorhebung verdient. Aber unterhalb der zweifellos mangelhaften theoretischen Konstruktion lag bei den Klassikern eine wichtige Tatsache, deren Hervorhebung von großer praktischer Bedeutung war. In einer statischen Wirtschaft wird die Vermehrung der Zahl der Arbeiter keineswegs die Lohnsumme ohneweiters proportional vermehren, sondern sie wird entsprechend auf den Lohn drücken und jede Maßregel, welche das Lohnniveau willkürlich zu heben strebt, wird in bekannter Weise Gegenwirkungen auslösen, welche dem gewünschten Resultate entgegenarbeiten werden. Das drücken nun die Klassiker in der Weise aus, daß sie sagen, der Lohnfonds sei eine festbestimmte Größe, in die sich die Arbeiter, was immer ihre Zahl sei, unter allen Umständen teilen müßten. Das ist in dieser Form natürlich nicht richtig, aber die große Wahrheit, die hier einen verzerrten Ausdruck findet, ist, daß unter gegebenen Umständen die gesamte Summe der zu zahlenden Löhne einer Bestimmung durch sachliche Notwendigkeiten unterliegt. Diese Wahrheit hat eine Menge Ausnahmen, aber trotzdem bildet sie eine Grundtatsache, die hervorgehoben zu haben ein Verdienst ist. Allein in zwei Beziehungen haben die Klassiker auch noch in der Verwertung dieser Tatsache gefehlt. Erstens haben sie die Lohntheorie mit der Bevölkerungstheorie in einen viel zu engen Zusammenhang gebracht. Auch in diesem Zusammenhange ist sicherlich etwas Wahres, aber auf der Jagd nach

¹ Vgl. die Bemerkungen über die Lohnfondstheorie in „Wesen“ III. Buch.

diesem Körnchen Wahrheit geriet die Lohntheorie unzweifelhaft auf einen Holzweg. Doch wollen wir das nicht näher erörtern. Zweitens aber sagen die Klassiker weiter, daß der Fonds der Lohnzahlung im Kapital zu suchen sei. Da war es nun nicht schwer nachzuweisen, daß das Kapital nur einen durchlaufenden Posten bildet und daß das Einkommen der Konsumenten und die Richtung ihrer Nachfrage das endlich entscheidende und erklärende Moment bildet. Übrigens muß man sich auch hier hüten, den Klassikern und ihren Nachfolgern Unrecht zu tun. Soweit sie das Kapital als Summe der produzierten Produktionsmittel definierten und an dieser Definition festhielten, ist es sicherlich wahr, allerdings auch selbstverständlich, daß die einmal vorhandenen Güter einen nach Menge und Art ganz bestimmten Zusatz von Arbeit erfordern und daß die unmittelbaren Ursachen für die Größe der Nachfrage nach Arbeit zweifellos durch eine technische Notwendigkeit gegeben sind. Das ist keine auf den Grund gehende Analyse, aber es ist nicht falsch und kann mitunter ganz wertvoll sein. Soweit jedoch die Klassiker unbewußt eigentlich an Geldkapital dachten, wenn sie von Kapital sprachen, dann allerdings trifft die Einwendung, daß es sich da nur um einen durchlaufenden Posten handle, ohneweiters zu, aber nur für die Statik. In der Entwicklung ist die Sache wesentlich anders. Das Mehrerfordernis an Arbeitslohn oder die Mehrkosten der Arbeit, die sich durch die Nachfrage des Unternehmers für neue Unternehmungen erklären, haben ihren Fonds sicherlich im Kapital des Unternehmers. Der Unternehmer tritt mit seiner ausgeliehenen Kaufkraft auf dem Produktionsmittelmarkte auf, bevor noch die Konsumenten, die schließlich die neuen Güter konsumieren werden, aus ihren Einkommen irgend etwas zu seinen Plänen beigesteuert haben und bevor es noch feststeht, in welcher Weise sich die neuen Güter unter die Konsumenten verteilen werden. Die Lohnzuwächse, welche dem Arbeiter aus der Nachfrage des Unternehmers erwachsen, fließen also zunächst sicherlich aus dessen Kapital. In unserm Sinne ist nur dieses Kapital nicht bloß ein Lohn-

sondern ein Lohn- und Rentenfonds, aber zur Beantwortung der Frage, wie er sich zwischen Arbeitern und Grundherren verteilt, haben wir ja die theoretische Antwort ohneweiters bereit. Es hätte nun in diesem Falle keinen praktischen Wert zu sagen, daß auch hier das Einkommen der Konsumenten in letzter Linie die Quelle jener Zuwächse an Lohn und Rente darstellt, denn damit diese Zuwächse wirklich werden, ist eben Unternehmertätigkeit von bestimmter Art und Intensität nötig. Davon, daß Unternehmer auftreten und davon, daß sie sich die nötige Kaufkraft verschaffen können, endlich davon, zu welchen konkreten Produktionsplänen sie sich entschließen, hängt wirklich die Existenz und die Größe jener Zuwächse ab, und im Sinne unsrer Auffassung müßten wir sagen, daß hier eine besondere selbständige Ursache mit Eigenwirkung liegt. Denn der Unternehmer handelt nicht passiv wie der statische Leiter eines Betriebs, sondern er fügt etwas Persönliches, Selbständiges der Wirtschaft hinzu. Während also in der Statik die Lohnzahlungen auch dann, wenn man annimmt, daß sie in irgendeinem Sinne vom Kapital ausgehen, nur einen durchlaufenden Posten bilden würden, der das Wesen der Vorgänge nicht ändert und ihm nichts hinzufügt, so kann man das für die Entwicklung nicht behaupten. In der Entwicklung ist wirklich und wahrhaft das Kapital ein Renten- und Lohnfonds. Allerdings, von einem Vorschuß an Arbeiter und Grundherren ist auch hier nicht die Rede, es wird ihnen nicht Geld „vorgeschossen“, sondern es werden ihnen ihre Produktivleistungen abgekauft, und es werden ihnen nicht Genußgüter vorgeschossen, sondern sie verschaffen sich dieselben durch Kauf auf dem Genußgütermarkte, indem sie die bisher schon vorhandene Nachfrage um so viel zusammendrücken.

Ich glaube nun, daß man die ganze Kontroverse über die Lohnfondstheorie¹ in zwei Teile zerlegen kann. Einmal

¹ Vgl. die Dogmengeschichte von A. Salz. Die wichtigste moderne Autorität für die Frage ist: F. W. Taussig, Wages and Kapital.

hat man versucht, gewisse Mängel des klassischen Gedankengangs zu korrigieren, indem man z. B. darauf hinwies, daß die Summe, die zu Lohnzahlungen verwendet werden kann, nicht absolut unelastisch ist usw. Sodann aber läßt sich ein großer Teil dieser Kontroverse schlechthin auflösen und erledigen durch die Scheidung von Statik und Dynamik der Wirtschaft in unsrem Sinne. Der Einwurf z. B., daß der Lohnfonds im besten Fall nur ein durchlaufender Posten sei, ist richtig für die Statik, für die Dynamik dagegen ist die Auffassung der Klassiker richtig, daß hier eine selbständige Ursache vorliegt. Die Vorschußtheorie ist jedenfalls verfehlt, aber im Sinne der Klassiker genommen, liegt ihr doch eine reale Beobachtung zugrunde, nämlich daß die Zahlung von Lohn- und Grundrente in der Entwicklung aus dem Kapital erfolgt.

Wir werden also im Allgemeinen sagen, daß die Summe der Lohnzahlungen in der Volkswirtschaft zu jeder Zeit von zwei Umständen abhängt. Erstens von der Summe der statischen Löhne und zweitens von dem Kapital, das sich die Unternehmer zur Durchsetzung ihrer Pläne verschaffen können. Und in der Tat kann dann aus ökonomischen Gründen der Lohn nur wachsen, wenn die Kaufkraft, die dem Unternehmer zur Verfügung gestellt wird, wächst. Wir kommen da auf den alten Satz von Smith, daß das Steigen des Lohnes wesentlich von der Lebhaftigkeit der in einer Volkswirtschaft herrschenden Entwicklung abhängt, von dem wir bereits sprachen. Auch die Lohnfondstheorie beruht auf einem tiefen Einblick in die Notwendigkeiten der Wirtschaft. Sie hat auch ganz gute Dienste geleistet und eine bestimmte sachliche Bedingung des Wirtschaftslebens scharf formuliert.

Wir betonen nochmals, daß auch hier die ökonomische Lage der Grundherren prinzipiell dieselbe ist, wie die der Arbeiter und daß sie ihr Einkommen in prinzipiell derselben Art und aus derselben Quelle erhalten, wie diese. Wir werden daher im Allgemeinen finden, daß Grundrente und Lohn zusammen steigen und zusammen fallen wer-

den¹. Natürlich heißt das nicht, daß sie immer gleichzeitig absolut genommen hoch oder niedrig stehen müssen. In einem neuen Lande wird die Grundrente vielleicht Null sein und der Lohn hoch stehen. Wir meinen nur, daß dieselbe Kraft, die auf die Erhöhung des Lohnes hinarbeitet, auch die der Grundrente herbeizuführen tendiert und umgekehrt. Mit diesem Theorem steht es nicht in Widerspruch, daß Lohn und Grundrente sich ihrer relativen Höhe nach auch gegeneinander verschieben können. Man könnte sogar in einem ähnlichen Sinn sagen, daß die Rente nur auf Kosten des Lohns und der Lohn nur auf Kosten der Rente steigen könne, wie die Klassiker, mit besonderm Nachdruck Ricardo, behaupteten, daß der Profit — Kapitalzins — nur auf Kosten des Lohns und der Lohn nur auf Kosten des Profits steigen könne. Wenn zwei Röhren aus einem Wasserbecken führen, so kann bei gegebener Wassermenge im Becken jene Wassermenge, die durch die eine Röhre abfließt, gewiß nur auf Kosten der Wassermenge steigen, die ohne dieses Steigen durch die andre abfließen würde. Wenn aber die Wassermenge im Becken überhaupt zunimmt, so werden auch die Wassermengen, die durch die Röhren fließen, zunehmen, wenn auch nicht notwendig um den gleichen Betrag. Und wenn die Wassermenge im Becken abnimmt, so werden auch die durch die Röhren fließenden Wassermengen abnehmen. In diesem Sinne also steigen und fallen diese Wassermengen gemeinsam.

So ist das auch mit Lohn und Rente. Wenn in einer statischen Wirtschaft der eine der beiden Produktionsfaktoren aus irgendeinem Grunde seltener wird, z. B. die Arbeit infolge von Auswanderung, so wird dadurch das Sozialprodukt geringer. Von dem geringern Sozialprodukt aber werden die Arbeiter einen größern Anteil erhalten als früher vom größern. Der Lohn wird infolge Verringerung des Angebots steigen, mithin die Produktionskosten, was die Folge haben

¹ Und wo das nicht zutrifft, werden wir nach speziellen Ursachen suchen. Die Einführung des Freihandels kann z. B. eine solche sein.

muß, daß die Grenzbetriebe unrentabel werden und wegfallen, daher die Produktmenge sinkt. Ipso facto ist dabei die Nachfrage nach Bodenleistungen, folglich auch ihr Preis gesunken, mithin ihr relativer Anteil an dem verringerten Produkt — der Lohn ist „auf Kosten“ der Rente gestiegen. Aber solche Vorgänge ändern nichts daran, daß abgesehen davon, im Prinzip jede Vermehrung des Sozialprodukts beiden nützt, jede Verminderung beiden schadet und daß es keine Vermehrung oder Verminderung des Sozialprodukts gibt, in deren Wesen es läge, nur dem Lohne oder nur der Rente zu nützen oder zu schaden, und daß sie deshalb im Laufe der Entwicklung zusammen steigen und fallen müssen.

Zwischen Unternehmergewinn und Zins besteht zunächst eine ähnliche Gemeinschaft. Auch sie fallen und steigen zusammen und jeder der beiden kann bei gegebener Gesamtsumme dadurch steigen und sinken, daß der andre sinkt oder steigt. Aber auch beide Gruppen von Erträgen bewegen sich in gleicher Richtung: Mit Unternehmergewinn und Zins steigen auch Lohn und Rente und mit Unternehmergewinn und Zins fallen sie. Das ist zunächst ein Resultat unsres Gedankenganges, wird aber unmittelbar von der Erfahrung bestätigt. Alle vier Kategorien von Erträgen steigen und fallen also immer zusammen, wenn nicht ein besondrer Umstand eine derselben affiziert. Sinkt z. B. der Zins aus einer besondern Ursache, z. B. weil die betreffende Volkswirtschaft aus irgendeinem Grunde ihre auswärtigen Investitionen aufgibt, so ermöglicht das gesteigerte Unternehmertätigkeit, mithin höhere Unternehmergewinne, Löhne und Renten. Aber eben diese Konsequenz niedrigen Zinsstandes muß ihm notwendig ein Ende bereiten — die Steigerung der übrigen Ertragsarten muß eine Steigerung des Zinses nach sich ziehen. Eine unrichtige Analyse kann da leicht zu der Annahme entgegengesetzter Bewegungstendenzen der vier Ertragsarten führen. Und tatsächlich besteht eine derartige populäre Meinung. Es ist wohl zur Genüge klar, daß daraus keine Einwendung gegen unsre Behauptung erwächst. Jede der vier Ertragsarten bremst durch ihr Steigen

die andern, aber eben dadurch auch sich selbst. Jede der Ertragsarten hebt durch ihr Sinken die andern, aber dadurch findet ihr Sinken ein Ende. Und keine der Ertragsarten hat ihrem Wesen nach die Tendenz sich in entgegengesetzter Richtung zu bewegen wie die andern. Die Klassiker behaupteten das von der Grundrente. Aber eben nur infolge ihrer Grundrententheorie. Sie hatten praktisch nicht völlig Unrecht, jedoch nur infolge besondrer Umstände, die nicht zum ökonomischen Wesen der Sache gehören.

Nur geduldige deskriptive Kleinmalerei kann uns Verlässliches über Struktur und Leben der Gesellschaft lehren. Aber wie für festes Ergreifen der Verteilungsvorgänge eine gedankliche Basis unentbehrlich ist, so brauchen wir auch ein theoretisches Gerüste zum Verständnisse der Einzelheiten der sozialen Struktur. Und dafür kann der Abdruck nicht gleichgültig sein, den die geschilderten wirtschaftlichen Vorgänge am Körper der Gesellschaft einprägen müssen. Deshalb wollen wir uns noch seine großen Züge vergegenwärtigen und zwar im Anschluß an unser Schema der Produktion.

Nicht nur wirtschaftlich, auch sozial muß der Unternehmer an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide stehen. Das schon deshalb, weil in der außerkapitalistischen Wirtschaft die Unternehmerstellung eine weitgehende Befehlsgewalt voraussetzt und niemand, der sie nicht hat, überhaupt Unternehmer in unserm Sinne sein kann. Auf primitiven Kulturstufen z. B. muß er der Häuptling oder in einem kommunistischen Gemeinwesen das Zentralorgan sein. Seine Überordnung ist durch das Wesen der Sache und durch die Notwendigkeiten der Organisation gegeben, wie die des militärischen Führers. In der kapitalistischen Wirtschaft steigt der Unternehmer zu einer ähnlichen Stellung, die er hier vom Anfang an allerdings nicht hat, empor. Seine Umrissheben sich kräftig aus der Menge heraus. Seine Taten erobern der Wirtschaft einen größeren Raum in der öffentlichen Aufmerksamkeit — und damit auch seiner Persönlichkeit.

Von ihm hängt soviel und hängen soviele ab. Unausgesetzt hat man Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen, ihn zu diskutieren. Sein Erfolg imponiert und fasziniert. Er erhebt ihn sozial über die Stellung, die durch die organisatorische Notwendigkeit gegeben ist. Hatte der primitive Führer an sich schon eine mehr oder weniger universale Stellung in der Gesellschaft, so gewinnt der Führer der kapitalistischen Wirtschaft nach und nach eine ähnliche. Der wirtschaftliche Erfolg sichert, eben als Erfolg überhaupt, ihm Einfluß auch auf andern Gebieten. Man hört seine Stimme in den politischen Angelegenheiten. Man muß es tun, muß dem Gewichte seiner Persönlichkeit nachgeben. Man kann ihn nicht auf die Dauer von der Leitung der Vorgänge ausschließen, die sich mehr und mehr von selbst nach seinen Interessen und denen der Leute, die er unmittelbar führt, orientieren. So wird er zu einer politischen und sozialen Macht. Kunst und Literatur — überhaupt das ganze soziale Leben — reagieren auf ihn, wie sie im Mittelalter auf den Ritter reagierten. Ob sie ihn feiern oder bekämpfen, jedenfalls arbeiten sie mit seinem Typus und den von ihm geschaffenen Verhältnissen. Das soziale Leben stellt sich auf seine Bedürfnisse und Richtungen ein. Die Merkmale seiner Lebensverhältnisse gewinnen eine Art Allgemeingültigkeit. Unter anderm tritt eine andre soziale Wertschätzung wirtschaftlicher Tätigkeit überhaupt ein, Gelderwerb ganz im Allgemeinen wird zu einem Berufe, der auch aus dem Wunsche nach sozialer Auszeichnung ergriffen werden kann und seine Romantik hat. Geldbesitz wird zum Index sozialer Stellung, eine von den Bedingungen der Unternehmerfunktion geformte Lebensführung und Geschmacksrichtung wird bis zu einem gewissen Grade zu einem Ideale. Was die Führenden werten, wird stets zu den Werten der Massen.

Davon ist die direkte Macht des Geldes und die unmittelbare Macht des Unternehmers über Kunden, Arbeiter usw. zu scheiden. Natürlich erleichtert sie es ihm aber sehr, sich zur Geltung zu bringen. Doch kann man die Stellung des Führers in der kapitalistischen Wirtschaft aus der un-

mittelbaren Macht seines Geldes sowenig erklären, wie die Herrschaft der Staatsgewalt über die Staatsangehörigen durch die Macht der Bajonette. Sowenig ein Souverän hinter jeden Untertan einen Gendarmen stellen kann, sowenig kann der Unternehmer einen jeden, dessen Kooperation im sozialen und politischen Leben er braucht, bezahlen. Noch ein andres Moment ist von der Wirkung des Erfolges auf die Psyche der Gesellschaft zu unterscheiden. Ich sagte, daß das kulturelle Leben den Einfluß der Persönlichkeiten, die über die nationale Wirtschaft herrschen, fühlen muß, bloß durch deren soziale Schwere. Auch wenn niemals ein Unternehmer sich ein Haus bauen und es nach seiner Art schmücken ließe, würde doch der allgemeine Eindruck des Tuns und Denkens der Unternehmer einen Einfluß auf die Architektur ihrer Zeit üben. Allein außerdem tun sie das. Sie entfalten eine Nachfrage nach Genußgütern bestimmter Kategorien und Typen, der das Angebot bald folgt. Und damit greifen sie unmittelbar in das kulturelle Leben ihrer Nation ein.

Das alles sind Tendenzen. Wir werden nicht erwarten, den Unternehmer allein an der Spitze der sozialen Pyramide zu finden. Denn es gibt noch andre Führer des nationalen Lebens außer ihm. Wir werden davon noch sprechen. Aber sonst müßten die Unternehmer diese Stellung tatsächlich innehaben. Das ist auch der Fall in Volkswirtschaften, die keine vorkapitalistische Vergangenheit haben oder doch keine wesentliche. In allen andern wirken die sozialen Machtverhältnisse früherer Epochen nach, so daß die soziale Pyramide da gleichsam nicht aus einem Stücke besteht, sondern aus einem historisch gegebenen Grundstocke und einem ihn stetig durchsetzenden neuen Gebilde. Einmal regt sich die kapitalistische Entwicklung zunächst nur in einem kleinen Teile der Volkswirtschaft. In ihren breiten Massen bleibt diese lange wie sie war und damit auch die soziale Stellung ihrer Höhen und Tiefen. Sodann behalten mitunter die einzelnen statischen Wirtschaftssubjekte ihre Stellung auch in der kapitalistischen Wirtschaft — so oft die großen Grundherren. Sie treten oft nur relativ zurück. Endlich aber ändern sich die Massen-

gefühle, die sich um die soziale Organisation ranken, nur sehr langsam. Nichts ändert sich so schwer als Ideen und Dispositionen. Auch eine ganz depossedierte Feudalaristokratie würde selbst dann noch lange ihr soziales Prestige bewahren, wenn sie nicht, wie es oft vorkommt, ihre Führerrolle auf andern Gebieten bewahren würde. Abgesehen davon hat auch ihr festgefügtcs Wertsystem auf allen Gebieten eine nur überaus langsam zu überwindende Macht. Lange assimiliert es die Denkweise der Emporkömmlinge.

Wenn man aber diese Umstände berücksichtigt, dann sieht man die Spuren vom Stahl des Unternehmertypus an der sozialen Struktur deutlich genug. Nicht nur ein wirtschaftlicher, auch ein sozialer Reorganisationsprozeß geht von ihm aus. Im Allgemeinen entspricht jedoch nicht jedem Teile unsres Schemas des Produktionsprozesses einfach ein sozialer Kreis. Die soziale Pyramide besteht nicht aus ökonomischen Bausteinen. Ökonomisch ist ein erfolgreicher Arzt als Arbeiter zu klassifizieren. Sozial aber gehört er nicht ohneweiters zur Arbeiterklasse. Ökonomisch stehen Arbeiter und Grundeigentümer als Lieferanten der Produktionsmittel und als statische Wirtschaftssubjekte in vieler Hinsicht nebeneinander. Sogar gemeinsame Interessen fehlen nicht ganz. Das macht sie aber nicht zu einer sozialen Klasse. Freilich ist es nicht unmöglich, einen gewissen Parallelismus zwischen unsern wirtschaftlichen Typen und den sozialen Klassen zu entdecken und von einer Arbeiter-, Grundeigentümer-, namentlich aber einer Kapitalistenklasse zu sprechen. Aber er geht nicht sehr weit und verliert seinen Inhalt bei näherm Zusehen. Auch das Moment gleichen wirtschaftlichen Niveaus bietet nicht allzuviel. Gewiß ist dazu, daß eine Gruppe von Wirtschaftssubjekten sozial und besonders politisch als Klasse erscheint, ein gegenseitiges Sichverstehen und Miteinanderfühlen erforderlich, das durch ähnliche Lebensgewohnheiten sehr erleichtert wird, die wiederum einige Ähnlichkeit im wirtschaftlichen Niveau voraussetzen, auch dadurch zum Teile herbeigeführt werden. Aber dann ist eben jenes Gemeingefühl das entscheidende Erklärungsmoment und nicht un-

mittelbar die wirtschaftliche Lage, die vielmehr nur einer von vielen dabei in Betracht kommenden Umständen ist. Die soziale Klasse ist ein kompliziertes, sicher nicht rein wirtschaftliches und vielleicht überhaupt kein einheitliches Phänomen. Wenn wir daher von einer sozialen Struktur der kapitalistischen Wirtschaft sprechen, so meinen wir damit nicht, daß die wirtschaftliche Organisation die soziale ohneweiters bis auf den Grund erklärt, sondern wir meinen nur eine Oberflächenerscheinung, deren Vorhandensein von niemand geleugnet wird und deren allgemeine Züge dem Leser ohne weitere Ausführung genügend bekannt sein dürften.

Zum Verständnisse der sozialen Struktur der kapitalistischen Wirtschaftsform ist es wesentlich, sich darüber klar zu sein, daß alle die sozialen Positionen, die die kapitalistische Entwicklung in unserm Sinne den Unternehmern anweist, auf persönlichen Leistungen beruhen. Sie beruhen nicht notwendig auf Arbeit im engsten und technischen Sinne. Aber sie beruhen auch nicht darauf, daß ein auch sonst vorhandenes Produktionsmittel okkupiert worden wäre. Der Unternehmer setzt seine Persönlichkeit ein und nichts andres als seine Persönlichkeit. Seine Stellung als Unternehmer ist an seine Leistung geknüpft und überlebt seine Tatkraft nicht. Sie ist essentiell nur temporär, namentlich auch nicht vererbbar: Die soziale Stellung entgleitet dem Nachfolger, der mit der Beute nicht auch die Klaue des Löwen geerbt hat. Der Betrieb, die darin vorhandenen Güter sind nur eine tote Hülle der treibenden Kraft. Ihre Übertragung, z. B. bei einer Verstaatlichung, überträgt keine dauernde Ertragsquelle — wenn es sich nicht um ein Monopol handelt und abgesehen von Grund und Boden. Denn das Gehirn des Schöpfers des Betriebs kann man nicht mitverstaatlichen. Das ändert die ganze soziale Natur der Unternehmerstellung. Wir finden immer neue Leute in ihr, einen steten sozialen Auftrieb und ein stetes Herabsinken. Man kann von einer Unternehmerklasse nicht in demselben Sinne sprechen und von ihr nicht ganz dieselben sozialen Erscheinungen aussagen, wie von jenen Gruppen, in denen dieselben Leute und

ihre Nachkommen durch lange Zeit bleiben. Gewiß befinden sich alle, die in einem Zeitpunkte Unternehmer sind, in Lagen, die genug Gemeinsames haben, um ihnen paralleles Handeln, selbst bewußtes Zusammenhandeln nahezulegen. Aber das ist in viel geringerem Maße der Fall und führt viel weniger zur Bildung gemeinsamer Dispositionen und eines gemeinsamen moralischen und allgemein kulturellen Milieus als bei andern „Klassen“. Deshalb, weil die Industrie keine dauernde Ertragsquelle darstellt, ist auch eine Sozialisierung derselben schon begrifflich eine ganz andre Sache als etwa eine Sozialisierung von Grund und Boden.

Wenn alle produzierten Produktionsmittel, ja überhaupt alle Güter, mit Ausnahme des notwendigsten Unterhalts für eine gewisse Zeit, verschwänden, und nur die natürlichen Möglichkeiten und die Organisation der Volkswirtschaft erhalten blieben — das Unglück wäre nicht so groß als man glauben könnte. Wenn die Führer ihre Autorität behielten und auf dem verwüsteten Gebiete alle und alles in vollster Ordnung wieder an produktive Arbeit gingen, so wären die Spuren der Katastrophe bald wieder verwischt. Denn der Vorrat produzierter Güter bedeutet nicht so viel. Viel mehr bedeutet die Hierarchie, das System von Über- und Unterordnung der Angehörigen einer Volkswirtschaft, ihre Dispositionen zum Handeln und dessen Energie und Ziele. Kein ungeheuerliches Paradoxon liegt in unsrer Behauptung. Sie wird verifiziert durch die Tatsache, daß Kriege und andre Katastrophen überall dort, wo sie nicht die Folge haben, daß die wirtschaftliche Organisation zusammenbricht, keine dauernden Spuren zurücklassen, daß da vielmehr alle Konsequenzen solcher Verwüstungen wirklich überraschend schnell verschwinden. Etwas Ähnliches hat J. St. Mill gesagt im siebenten Paragraph des fünften Kapitels seines ersten Buchs, der „Why countries recover rapidly from a state of devastation“ betitelt ist — nur daß er die Beobachtung herzlich unbefriedigend begründet¹.

¹ Aber immerhin richtiger als Chalmers, von dem er offenbar die Anregung hat. Chalmers begründet — wiederum im Anschluß an

Die vorhandenen Güter, die Gebäude und Maschinen in den Betrieben, sind nur die Schalen der Industrie. Daraus folgt unmittelbar, wie schief die Auffassung ist, die in ihnen die wirtschaftlichen Grundlagen der Existenz der obern Schichten der industriellen Gesellschaft sieht. An einem ganzen Haufen von Vorurteilen, die in dieser Auffassung wurzeln, gleiten wir in diesem Augenblick vorbei. Suchte ich äußern Erfolg und wollte ich um seinetwillen die Schranken der Wissenschaft verachten, so fiel es mir hier nicht schwer, weittragende absolute Sätze auszusprechen und meine Worte um große Fragen der Zeit glitzern und rauschen zu lassen. Ich will das aber nicht und halte meine Bemerkungen bewußt und absichtlich kurz und geradeso unbestimmt, wie es die Tatsachen sind.

Vererbare und mehr oder weniger dauerbare soziale Positionen können nur auf Quasirenten, Ertragssteigerungen infolge von Rückwirkungen der Entwicklung, auf Zinseinkommen aus realisierten und angelegten Unternehmerngewinnen und Ersparungen beruhen, soweit solche Positionen aus der Entwicklung kommen. In der Tat sind diese Erträge die Balken, die ein eigentliches soziales Stratum, eine eigentliche kapitalistische Klasse tragen, in der sich besondere speziell kapitalistische Interessen, Lebensformen und Ideenrichtungen vom Charakter von Traditionen bilden. Sehr dauerbar sind die individuellen Elemente dieser Klasse aber teils aus ökonomischen und teils aus andern hier nicht zu erörternden Gründen auch nicht. Immerhin bilden diese Erträge zusammen mit den weniger in Betracht kommenden Monopolgewinnen und den viel wichtigern, in der Entwicklung auch meist steigenden Erträgen natürlicher Produktionsmittel die ökonomische Basis für den Teil der Gesellschaft, der als müßig im wirtschaftlichen Sinne bezeichnet zu werden pflegt, an den der populäre Glaube an das Nichtstun der obern Schichten vor allem anknüpft. Doch würde es zu weit

Malthus — die Sache durch den Satz von der Heilsamkeit unproduktiver Konsumtion.

führen, hier eine vollständige Theorie dieser Spezialisten der Lebensformung zu entwickeln.

Wir werden schon nach dem bisher Gesagten nicht erwarten, daß unser Bild der Wirtschaft auch schon ein Bild des sozialen Lebens sei, daß sich die sozialen Beziehungen in ökonomische Interessengegensätze und Interessengemeinschaften auflösen lassen. Freilich ist das Gewebe der wirtschaftlichen Beziehungen so dicht, daß so gut wie jedem sozialen Zusammenhang auch eine Interessengemeinschaft, so gut wie jedem sozialen Gegensatz auch ein Interessengegensatz entsprechen wird. Aber wir können nicht etwa a priori angeben, welche Interessengemeinschaften klassenbildend wirken, welche Interessengegensätze zu sozialen Antagonismen führen müssen. Vom ökonomischen Standpunkte allein kann man die Parteistellungen im sozialen Kampfe nicht bestimmen. Es kann oft ebensogut die eine Beziehung wie eine andre entscheidend werden, ebensogut eine freundliche wie eine feindliche. Allerdings werden ferner die sozialen Antagonismen meist um wirtschaftliche Fragen ausgefochten. Aber die konkrete Frage, von deren Entscheidung Sieg und Niederlage abhängig gemacht wird, ist für das Wesen und die tiefsten Ursachen des sozialen Kampfes so wenig entscheidend, wie die konkrete Hügelkette, um die zwei Heere streiten. Wie diese um einen bestimmten Kampfplatz, so müssen die sozialen Parteien um praktische Fragen kämpfen. Aber weder der Besitz des Schlachtfeldes, noch die Entscheidung der gewählten Frage ist das Ziel und die Ursache der Entzweiung.

Es wäre überhaupt schwer, präzise große Klassengegensätze ökonomischer Natur anzugeben, ja auch nur zu definieren, was als ökonomischer Klassengegensatz zum Unterschiede von dem ja in bestimmtem Sinne universellen individuellen Interessengegensatz zu bezeichnen wäre. An sich haben die ökonomischen Gegensätze überhaupt nicht Klassencharakter. Gewiß würde der Arbeiterstand gewinnen, wenn ihm die Grundrente und der Stand der Grundeigentümer, wenn ihm ein Teil der Lohnsumme überwiesen würde. Aber ebenso

würde jeder Teil der Grundeigentümer gewinnen, wenn ihm die Grundrente der übrigen und jeder Teil der Arbeiterschaft, wenn ihm der Lohn der übrigen gegeben würde. Soweit steht also jeder Teil dieser Klassen und schließlich jeder einzelne Angehörige derselben zu seinen Klassengenossen in keinem andern Gegensatze als zu den Angehörigen der andern Klasse. Und wären Grundherren und Arbeiter nicht sozial miteinander enger verbunden als mit den Angehörigen der andern Klasse, so würden sie gerade so leicht an die Expropriation andrer Grundherren bzw. andrer Arbeiter denken als an Bedrückung der Arbeiter bzw. Expropriation der Grundherren, wenn jeder nur darüber beruhigt wäre, daß die Expropriation der andern nicht auch seine eigene nahelegen könnte. Trotzdem ist es natürlich nicht unmöglich, zu einer Fassung des Begriffs des ökonomischen Gegensatzes zu kommen, der sich als brauchbares Instrument der Analyse erweisen kann. Aber ohneweiters ergibt sich eine solche nicht aus dem theoretischen Bild des wirtschaftlichen Geschehens. Mit dieser Feststellung begnügen wir uns hier. Es liegt kein Anlaß vor, unsre Darstellung mit Untersuchungen nach dieser Richtung zu belasten, die uns am Schluß unsres Weges noch weit abführen würden.

Nur eines noch: Wie wenig die soziale Parteistellung durch ökonomische Momente restlos zu erklären ist, zeigt nichts deutlicher als das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern. Nirgends wird in der sozialen Welt ein heftigerer Kampf geführt. Und doch sahen wir, daß der ökonomische Interessengegensatz zwischen beiden keineswegs so sehr scharf ist. Er besteht. Aber er ist nur von der Natur des Interessengegensatzes zwischen zwei Tauschenden. Und die reale Interessengemeinschaft ist daneben nicht zu übersehen. Beide sind typische Feinde der gegebenen Besitzverhältnisse an den vorhandenen Gütern. Beide gewinnen und verlieren in sehr vielen Fällen gemeinsam. Die Unternehmer sind die besten Kunden der Arbeiter. Von ihnen geht eine stete Verbesserung der Lage der Arbeiter aus. Daß diese Seite der Sache so gar nicht, die andre so ausschließlich hervortritt, zeigt deutlich, daß hier auch andre

als ökonomische Momente wirken müssen. Soweit ein Interessengegensatz besteht, ist er nicht größer als der Interessengegensatz zwischen Unternehmer und Kapitalisten: Nicht weniger als an niedrigem Lohne ist der Unternehmer an niedrigem Zinse interessiert. Schädigt sein Tun im Einzelnen sehr oft die temporären Interessen von Arbeitern, so ist das Gleiche auch bezüglich der Interessen der Kapitalisten der Fall. Und doch kommt es hier nicht zum sozialen Kampf. Aber wir können unmittelbar sehen, woher die Schärfe des Gegensatzes zwischen Unternehmern und Arbeitern kommt. Sie kommt aus dem Verhältnis der Über- und Unterordnung, aus den täglichen Reibungen, die dasselbe mit sich bringt. Die Arbeiterbewegung richtet sich viel weniger gegen die wirtschaftliche Funktion des Unternehmers als gegen den absoluten Monarchen des Betriebs, der dem einzelnen Arbeiter nach Gefallen übel mitspielen konnte und ihm einen Teil seiner persönlichen Freiheit entzog.

Aus ähnlichen Quellen fließt auch die moralische Atmosphäre der kapitalistischen Wirtschaft. Auch hier haben wir etwas Negatives zum Verständnisse der Dinge beizutragen: Diese Atmosphäre erklärt sich nämlich nicht einfach aus den realen wirtschaftlichen Vorgängen. Denn sie steht in einem sehr großen Maße unter dem Einflusse des Deklassierungsprozesses, den wir beschrieben haben. Das könnte sie nicht so sehr, wenn sie nur Abdruck der wirtschaftlichen Wirklichkeit wäre. Da müßte sie viel heller sein. Aber der Deklassierungsprozeß ist nicht nur ein wirtschaftliches, er ist auch ein sozialpsychisches Phänomen, und als solches reicht er viel weiter. Nicht nur wer aktuell zermalmt oder doch geschädigt wird, reagiert mißgünstig auf die kapitalistische Entwicklung, sondern auch jeder, dessen ökonomische Bedeutung, ohne daß sich seine Lage absolut verschlechterte, relativ sinkt und ferner jeder, dessen soziale Stellung durch das Emporkommen neuer Elemente leidet. Der Besitzer einer in den statischen Kreislauf eingefügten Fabrik, auch der Kapitalist ältern Typus blicken kritisch

auf die neuen Männer und ihr Tun und vergessen dabei ganz, daß eine jede Entwicklungsphase ihre ökonomischen Flegeljahre hat. Der feudale Grundherr mag der Entwicklung — besonders wenn sein Grundbesitz in einer Stadt liegt — Reichtum verdanken, den Unternehmer wird er doch mit Abneigung und Mißbilligung betrachten. Der Arbeiter mag auf eine Kulturstufe gehoben werden, die ihn zu einem andern Menschen macht, deshalb wird er doch den Gewinn des Unternehmers als Raub am Seinigen betrachten, zumal ihm wie den meisten Leuten dessen Wesen und Entstehung nicht leicht verständlich ist. So begleitet ein dumpfes Grollen in fast allen sozialen Schichten den Gang der Entwicklung. Es kommt hinzu, daß den neuen Mann nicht der blendende Glanz alter Assoziationen und sein Tun nicht der schützende Wall zeitgeheiliger Gewohnheit umgibt. Hoch ragt der Feudalherr von alters her über seine Umgebung empor. Der Unternehmer vermag auch seine bescheidenere Stellung nicht zu behaupten.

Wir alle treten stets mit überlieferten, festgeformten Maßstäben an das Neue heran, mit Maßstäben, die vergangene Verhältnisse geschaffen haben. Besonders bei sozialen Erscheinungen. Uns selbst unbewußt sitzt die Vergangenheit stets über die Gegenwart zu Gericht. Und sie ist der parteiischste, subjektivste Richter. So kann das Neue nicht leicht gut wegkommen, nicht bei den Handelnden und Kämpfenden — das ist selbstverständlich — aber auch nicht beim Beobachter, der sich für kühl und unbefangen hält. Das gilt für die speziellen Erscheinungen jeder einzelnen Entwicklungswelle, aber gegenwärtig auch für die Kategorien und allgemeinen Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft.

Für den geschilderten Prozeß der Entwicklung gibt es, wie schon im zweiten Kapitel betont wurde, beachtenswerte Analogien auf andern Gebieten des sozialen Lebens, die zunächst dazu beitragen können, unsre Auffassung weiter zu beleuchten und zu zeigen, daß Sein und Geschehen auf

diesen andern Gebieten sich mit einer der unsern parallelen Betrachtungsweise erfassen läßt. Was sind diese „andern Gebiete“? Nun, beispielsweise die Gebiete der Politik, der Kunst, der Wissenschaft, des geselligen Lebens, der moralischen Anschauungen usw. Auf eine vollständige Aufzählung oder eine nähere Analyse kommt es hier nicht an. Aber mit welchem Rechte unterscheiden wir sie hier voneinander? Da muß bemerkt werden, daß in der Unterscheidung solcher verschiedener Gebiete des sozialen Lebens nicht bloß eine Abstraktion liegt. Allerdings ist jedermann auch Wirtschaftssubjekt und allerdings ist so gut wie niemand bloß Wirtschaftssubjekt. Alle die angedeuteten Interessen berühren jedermann mehr oder weniger und so gut wie nie füllt eines derselben jemand vollständig aus. Trotzdem bedeutet unsre Trennung derselben nicht bloß die Sezierung tatsächlich einheitlicher Erscheinungen, und zwar aus den folgenden beiden Gründen: Einmal finden wir auf jedem dieser Gebiete Leute, deren Haupttätigkeit auf ihm liegt. Auf dem Gebiete der Wirtschaft finden wir eben die Angehörigen der wirtschaftlichen Berufe im eigentlichen Sinne, jene Leute, deren Beruf das Wirtschaften ist. Also Arbeiter, Industrielle, Kaufleute, Bauern usw. Wer eine Wirtschaftsgeschichte schreibt, stößt auf diese Leute zunächst, das ist ja klar. Aus dem Bilde ihrer Lage und ihres Verhaltens besteht die Darstellung eines individuellen Zustandes der Volkswirtschaft vornehmlich. Auf dem Gebiete der Kunst stößt man ebenfalls auf konkrete Individuen, aus deren Tun die Entwicklung und jeder konkrete Zustand der Künste besteht. Im Großen und Ganzen weiß man in jedem Falle, was unter dem Begriffe der Künstler zu verstehen ist. Auch auf dem Gebiete der Politik gilt dasselbe. Auch hier finden wir Leute, deren Hauptinteresse, deren Berufsinteresse können wir sagen, da wurzelt und die eben dadurch charakterisiert werden. Selbst jene Leute, die z. B. die Vertretung einer wirtschaftspolitischen Richtung zum Felde ihrer Tätigkeit gewählt haben, brauchen dem daran interessierten Kreise von Wirtschaftssubjekten nicht anzu-

gehören und brauchen noch weniger innerhalb z. B. der betreffenden Industrie dieselbe Bedeutung zu besitzen, wie in der Politik. Das ließe sich leicht noch näher ausführen. Doch genug. Was wir sagen wollen, ist, daß, wie schon angedeutet, den von uns unterschiedenen Gebieten reale und im Allgemeinen auch voneinander verschiedene Menschengruppen entsprechen. Und auch wenn sich z. B. der Industrielle von politischen oder der Künstler von wirtschaftlichen Motiven leiten läßt, so erklärt sich darum noch nicht das konkrete Vorgehen des erstern schlechthin politisch, das des letztern schlechthin wirtschaftlich. Nicht nach politischen Prinzipien wird eine Maschine gebaut und nicht nach dem Grenznutzensetze ein Bild gemalt. Verschiedene Menschengruppen und verschieden zu erfassende Vorgänge charakterisieren die von uns getrennten Gebiete.

Sodann aber ist diese Trennung auch in jenen Fällen nicht bloß eine Abstraktion, in denen ein und dasselbe Individuum auf verschiedenen Gebieten tätig ist. Mag es auch die Spuren seiner Tätigkeit auf einem Gebiete verraten, wenn es auf einem andern tätig ist, so haben doch beide Tätigkeiten tatsächlich Unabhängigkeit genug, um unsre Trennung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Einheit der Persönlichkeit ist nicht einmal stark genug, um Widersprüche zwischen dem Tun eines und desselben Individuums auf verschiedenen Gebieten auszuschließen. Auf alle Fälle ist es klar, daß sich die Tätigkeit eines Kaufmanns in seinem Kontor und das Verhalten desselben Kaufmanns als Kunstjünger ohne Schwierigkeit begrifflich auseinanderhalten läßt. Diese Momente nun, teilweise Verschiedenheit der Menschen, die sich in den einzelnen Richtungen betätigen, und die Verschiedenheit dieser Richtungen selbst, ermöglichen es uns, jene angedeuteten „andern Gebiete“ für unsern Zweck neben das der Wirtschaft zu stellen.

Die Analogie nun, auf die wir kommen wollen, besteht darin: Jedes dieser Gebiete des sozialen Lebens steht in jedem Zeitpunkte unter dem formenden Einflusse von Daten,

welche denen analog sind, die eine Volkswirtschaft in jedem Zeitpunkte nach der Betrachtungsweise der Statik bestimmen. Diese Erkenntnis bedeutete das Morgenrot wissenschaftlicher Erfassung menschlicher Dinge. Sie ist heute Gemeingut — und Gemeinplatz — geworden. Das zu lösende Problem ist nur, noch einmal in jedem einzelnen Falle diesen Zusammenhang zu zeigen und sodann die Art desselben allgemein zu präzisieren. Das erste ist ein historisches, das zweite ein theoretisches Problem. Nur für das Gebiet der Wirtschaft ist es gegenwärtig befriedigend gelöst, im Übrigen sind wir über jene Erkenntnis noch wenig hinausgekommen. Allein für unsern Zweck genügt das. Um ein Beispiel zu wählen: Die Kunst einer Zeit ist ein Kind derselben. Das geographische Environment, die Umstände, die man als Volkscharakter oder ähnlich bezeichnet, die soziale Struktur, die wirtschaftliche Lage, die herrschenden Ansichten über das, was groß und wünschenswert, was niedrig oder verwerflich ist — diese Momente formen die Kunst in jedem Zeitpunkte. Der moderne Historiker strebt danach, das im Einzelnen nachzuweisen. Und der Stand des künstlerischen Lebens läßt sich aus jenen Momenten, die ihm gleichzeitig die Aufgaben und die Mittel und Bedingungen geben, erklären. Nicht ganz exakt zwar — aber jeder fühlt, daß hier eine große Wahrheit liegt. Begnügt man sich damit, betrachtet man die Dinge aus genügender Entfernung und *sub specie aeternitatis*, so können wir sagen, daß es auch für das Gebiet künstlerischen Schaffens eine Statik gibt, eine Auffassungsweise, die dasselbe ähnlich erklärt, wie die Nationalökonomie das wirtschaftliche Leben.

Das ist die eine Analogie — in jedem gegebenen Zeitpunkt kann man irgendeine Seite des sozialen Lebens wissenschaftlich als das Resultat von gegebenen Daten betrachten. Und das ist in der Tat der erste Schritt an die Wirklichkeit heran und leistet viel. Aber jene Analogie scheint noch weiter zu gehen. Klarer noch als bei der Betrachtung des Wirtschaftslebens ist es bei dem gewählten Beispiele, daß eine Entwicklungstheorie der Kunst auf einer solchen Basis, wenn

auch keineswegs schlechthin falsch, ganz unzureichend wäre. Auch eine Gesamtauffassung aller Gebiete sozialen Geschehens kann man so nicht erringen. Denn — was den ersten Punkt betrifft — es springt in die Augen, daß sich auf dem Gebiete künstlerischen Tuns selbst besondere Kräfte regen, daß es in seiner Entwicklung nicht bloß passiv im Schlepptau äußerer Einflüsse liegt und nicht nur von den Veränderungen des Milieus mitgezogen wird. Dieses Gebiet hat auch eine ihm eigentümliche Entwicklung von derselben relativen Selbständigkeit, die auch der wirtschaftlichen Entwicklung zukommt. Und ebenso wie bei dieser werden wir ferner sagen, daß selbst der unleugbare Einfluß der äußern Veränderungen nicht schon direkt die Gestaltung des künstlerischen Lebens bestimmt, sondern daß derselbe nur in der Weise wirkt, daß er den auf diesem Gebiete vorhandenen, demselben eigentümlichen Faktoren den Anlaß und die Bedingungen zu ihrem Verhalten gibt, von dessen Art und Weise es abhängt, welches die endlichen Resultate jenes Einflusses sein werden. Jeder weiß das. Jeder kombiniert nach seiner Weise jene zwei großen realen Tatsachen der Abhängigkeit und relativen Selbständigkeit in solchen Fragen der Betrachtung sozialen Geschehens. Auch der Historiker tut es. Bei der Schilderung sozialer Zustände legt er vornehmlich Gedankengänge zurück, welche einem Schema der Statik entsprechen, wenn sie auch naturgemäß meist nicht theoretisch vollständig sind. Und bei der Schilderung von Entwicklung gibt er dem, was jedem Gebiete an Faktoren der Entwicklung eigentümlich ist, sein volles Recht und oft sogar mehr als das. Von dieser Seite her gesehen wird der den Historikern meist eigene Indeterminismus verständlich: Es liegt dieser Tendenz oder dieser Disposition bewußt oder unbewußt die Erkenntnis zugrunde, daß sich nicht alles durch äußere Daten erklären läßt, vielmehr manche sehr wichtige Erscheinungen auf allen Gebieten eine eigentümliche Selbständigkeit zeigen. Solange nun deren Gründe nicht exakt angegeben werden können, solange ist jener Indeterminismus methodologisch auch für denjenigen geboten, der im Prinzipie überzeugt ist, daß es

auch für diese Dinge allgemein angebbare Regeln gibt — ganz abgesehen davon, daß außerhalb des Gebietes der Wirtschaft auch die statische Erklärung noch in den Kinderschuhen steckt. Was wir also dieser Erkenntnis hinzufügen, ist nur eine Präzisierung, nur die Angabe der Stelle, wo die Erklärung mittelst äußerer Gründe versagt, nämlich beim Phänomen der Entwicklung. Und das ist notwendig, weil trotz vielfach richtigen Verfahrens im einzelnen Falle man die Sachlage ungenügend übersieht und, wenn man im Prinzip auf sie zu sprechen kommt, meist unrichtig formuliert. Bald legt man sich auf ein Programm des Determinismus, bald auf ein Programm des Indeterminismus fest, und stets ist man geneigt, diese Differenz auf metaphysische Anschauungen zurückzuführen und mit halbphilosophischen Argumenten zu verteidigen. Unsere Erwägungen scheinen demgegenüber zu zeigen, daß das überflüssig ist, daß hierin überhaupt nicht das Wesen der Sache liegt, daß es vielmehr möglich ist, beide Auffassungen als methodologische Maßregeln gegenüber verschiedenen Tatsachengruppen zu begreifen und so wesentlich klarer zu sehen.

Nicht nur für die Theorie des Wirtschaftslebens, sondern auch für die Untersuchung aller der andern Gebiete, die sich im Leben einer Nation unterscheiden lassen, gibt es also zwei verschiedene Probleme: Das der Erklärung eines Zustandes und das der Entwicklung. Genauer gesagt: Ein Problem ist anzugeben wie sich unter gegebenen Verhältnissen die Dinge jedes dieser Gebiete gestalten, d. h. in welcher Weise ein bestimmtes Environment eine bestimmte Gestaltung des Gebietes erzwingt. Das andre Problem ist das des Mechanismus der Entwicklung, wie wir kurz sagen können. Sie beide entsprechen verschiedenen Tatsachengruppen, und ihre Lösung erschöpft die Aufgabe der gedanklichen Rekonstruktion des wirklichen Geschehens.

Was nun den zweiten Punkt betrifft — die Gesamtauffassung des sozialen Handelns und Leidens —, so erweist sich jenes Vorgehen, das wir als den ersten Erfolg wissenschaftlichen Denkens bezeichneten, gleichfalls als unzureichend.

Das ist leicht einzusehen. Das Wesen jenes Vorgangs liegt darin, daß man die Zustände jedes Gebietes als die Resultate von Daten betrachtet, die als unveränderlich angenommen werden. Zu diesen Daten gehören auch die Zustände aller andern Gebiete des sozialen Lebens. Die so aufgestellte Kausalkette erweist sich zunächst, wie gesagt, als fruchtbar. Aber ihr allgemeiner Erkenntniswert wird durch die Tatsache sehr herabgedrückt, daß man sie eben auf alle diese Gebiete anwenden, insbesondere auch umkehren kann. Hat man z. B. die Wirtschaft einer Epoche erklärt aus Daten, unter denen sich die soziale Struktur der Gesellschaft befindet, so kann man auch diese letztere analog erklären aus Daten, unter denen sich das Niveau der Volkswirtschaft befindet, das in diesem Falle dann seinerseits als unveränderlich angenommen ist. Man wird es verstehen, wenn wir sagen, daß diese Tatsache die Kausalkette, von der wir sprachen, zu einer Funktionalbeziehung herabdrückt. In der Tat ist der nächste Schritt der Erkenntnis der, die „Kausalkettenbetrachtung“ durch das Moment der „allgemeinen Interdependenz“ zu ersetzen¹. Für die Theorie der statischen Tatsachen ist das ein ungemischter Vorteil, ein entschiedener Fortschritt. An die Stelle der Auffassung jedes Gebietes als Resultat der andern tritt die Auffassung des Gesamtzustandes des sozialen Lebens als Resultat des Gesamtzustandes in dem der Betrachtung vorhergehenden Zeitpunkte. Und das bedeutet eine Erweiterung unsres theoretischen Gesichtskreises. Aber die Theorie der Entwicklung verliert dabei den Boden unter den Füßen. Da nämlich der Übergang von einem Zustande zum andern nur nach statischen Regeln erfolgen kann und diese sich nur auf Tatsachen beziehen, die den Charakter von Anpassungserscheinungen tragen, so bleiben als Erklärungsgründe des sozialen Lebens eines Volkes nur Eingriffe von außen und Änderungen der natürlichen Daten. Denn während wir bei der Kausalkettenbetrachtung

¹ Im Kleinen sieht man diesen Entwicklungsgang an der Geschichte der Preistheorie, vgl. „Wesen“ II. Buch.

annehmen konnten, daß die Zustände der nicht gerade untersuchten Gebiete irgendwie, also auch auf nichtstatische Weise zustande kamen, so geht das nicht mehr, wenn wir sie alle zusammen statisch überblicken wollen und es ergäbe sich eine Entwicklungstheorie, die die größten Erscheinungen übersähe.

Deshalb also ist diese Betrachtungsweise auch in dieser Beziehung unzulänglich. Und nun kommen wir zu dem letzten Schritte auf unserm Wege. Es gibt noch eine weitre Analogie zwischen dem, was wir zunächst für das Gebiet der Wirtschaft darlegten, und den Vorgängen auf den andern Gebieten des sozialen Lebens. Sie betrifft den Mechanismus der Entwicklung, jener relativ selbständigen Entwicklung, die einem jeden Gebiete des sozialen Lebens eigentümlich ist. Wir haben gesagt, daß jedes dieser Gebiete durch eine reale Gruppe von Individuen charakterisiert ist, deren Haupttätigkeit ihm gilt, mögen diese Individuen daneben auch noch auf andern Gebieten wirken, z. B. Angehörige der wirtschaftlichen Berufe auch Politiker oder Kunstinteressenten oder Politiker und Künstler auch Wirtschaftssubjekte sein. Ferner, daß diese Gruppen auch Leute enthalten, deren Hauptinteresse anderswo liegt, ohne daß uns das hindern würde, sie in ihrer Eigenschaft als Angehörige jeder einzelnen Gruppe zu betrachten, wie wenn sie keiner andern angehörten. Das künstlerische Publikum ist für uns das künstlerische Publikum, was immer die unter diesem Namen zusammengefaßten Individuen sonst noch sein mögen. Wir sehen uns also auf jedem Gebiete einer konkreten, realen Masse von Leuten gegenüber, wobei es nichts verschlägt, daß die Massen andrer Gebiete ganz oder teilweise aus denselben Individuen bestehen.

Nun zerfallen diese Gruppen auf jedem Gebiete geradeso in zwei deutlich zu unterscheidende Abteilungen, wie die wirtschaftenden Menschen. Das wurde bereits angedeutet¹. Auf jedem Gebiete gibt es statisch disponierte Individuen und Führer. Die erstern sind dadurch charakterisiert, daß

¹ Vgl. das II. Kapitel dieses Buches.

sie im Wesen das tun, was sie lernten, daß sie sich im überkommenen Rahmen bewegen und in ihren Anschauungen, ihren Dispositionen und ihrem Tun unter dem bestimmenden Einflusse der gegebenen Daten ihres Gebietes stehen. Die letztern sind dadurch charakterisiert, daß sie Neues sehen, daß sie den überkommenen Rahmen ihrer Tätigkeit und die gegebenen Daten ihres Gebietes abändern. Es sei kurz bemerkt, daß wir überall auf dieselben Schwierigkeiten bei der Abgrenzung der zwei Typen stoßen wie in der Untersuchung des Wirtschaftslebens, ohne daß diese Schwierigkeiten die Fundamente des so realen Unterschiedes zwischen ihnen erschüttern könnten. In Kunst, in Wissenschaft, in Politik beobachten wir diesen Unterschied, überall tritt er mit der gleichen Klarheit hervor. Überall sind diese Typen durch alle die starken Linien geschieden, die jene Geister, die neue Kunstrichtungen, neue „Schulen“, neue Parteien schaffen, von jenen abheben, die von den Kunstrichtungen, „Schulen“ und Parteien geschaffen werden. Immer finden wir diese Analogie zwischen dem Vorgehen der Mehrzahl auf diesen Gebieten und dem der Wirtschaft, welches Vorgehen darin besteht, daß man eine gegebene Sachlage materieller und ideeller Natur übernimmt, anerkennt und sich ihr anpaßt, einerseits und dem Vorgehen einer Minorität auf diesen Gebieten wie dem der Wirtschaft, dessen Charakteristikon darin liegt, daß man diese gegebene Sachlage selbst verändert, andererseits.

Auch in der Art, wie das Neue durchgesetzt wird, tritt unsre Analogie hervor. Der bloße neue Gedanke allein genügt nicht und setzt sich nie „von selbst“ durch, d. h. in der Weise, daß er von den Beteiligten ohneweiters ernstlich erwogen und durch freien Entschluß akzeptiert wird. In drastischer Weise zeigt das die Geschichte der Wissenschaft. Der Vorgang ist vielmehr in der Regel der, daß der neue Gedanke von einer kraftvollen Persönlichkeit aufgegriffen und durch ihren Einfluß durchgesetzt wird. Diese Persönlichkeit braucht nicht der Schöpfer des Gedankens zu sein, ebenso wenig wie der Unternehmer z. B. die neue Produktionsmethode, die er einführt, selbst erfunden haben muß. Was den Führer

charakterisiert, ist wie hier, so überall die Energie der Tat und nicht die des Gedankens. Und diese Funktion ist wesentlich für die Entwicklung auf allen Gebieten. Der gleichsam schutzlose neue Gedanke würde so gut wie nie beachtet werden. Er bliebe unbekannt oder doch unverstanden — denn zu der Aufnahme von etwas Neuem ist ein Prozeß des Umdenkens für alle in statischen Bahnen Hingleitenden nötig —, er würde auf Ablehnung oder doch nur auf jene matte, vage Art der Zustimmung stoßen, die zu wirklicher Fruchtbarkeit nie führen kann¹. So gut wie nie würde ein neuer Gedanke ohne die Tätigkeit eines Führers als eine Realität empfunden werden, mit der man rechnen, die man anerkennen, der man sich anpassen muß. Er ginge unter im statischen Werktag, er gelangte nie zu lebendigem Wirken, er würde nie lebendig und zwingend an das Bewußtsein appellieren, wenn gehandelt werden soll; er würde es höchstens zu der Rolle eines Spielzeugs für Mußestunden bringen, zur Rolle einer schönen Utopie. Denn als wirklich wird nur empfunden, was man oft wirken gesehen hat — im allgemeinen also der Komplex der statischen Vorgänge und Ideen. Jahrhundertlang kann eine neue Möglichkeit, trotzdem daß sie in recht weiten Kreisen bekannt ist, ein unfruchtbares Schattendasein führen, ohne irgendeine Wirkung nach außen zu haben.

Diesem Schattendasein entreißt sie die Führerpersönlichkeit. Und auf allen Gebieten in einer Weise, die der Art, wie sich Neues in der Wirtschaft durchsetzt, sehr analog ist. Niemals geschieht es als Reaktion auf vorhandene oder geäußerte Bedürfnisse. Immer handelt es sich um ein Aufdrängen des Neuen, das kurz vorher noch verspottet oder abgelehnt oder eben unbeachtet war. Immer wird ein Zwang auf eine widerstrebende Masse ausgeübt, die eigentlich von dem Neuen nichts wissen will, oft gar nicht weiß,

¹ Der logische Nachweis der Richtigkeit eines Satzes ist ganz bedeutungslos, wie jeder weiß, der jemals eine wissenschaftliche Kontroverse verfolgt.

worum es sich im Grunde handelt. Zweifellos hat jedes Gebiet des sozialen Lebens seine eignen Mittel und Hebel dieser Durchsetzung des Neuen. Die Analogie darf nicht übertrieben werden. Aber der Grundzug ist derselbe. Mag rein persönlicher Einfluß einerseits oder äußere Macht andererseits auf verschiedenen Gebieten verschiedene Rollen spielen, nie fehlen diese Momente. Der Führer versammelt Anhänger um sich, mitunter lediglich durch seine persönliche Kraft, mitunter mehr mittelst andrer Mittel, er bildet irgendwie eine Schule, eine Parteiorganisation, deren Gewicht dann seine Ziele verwirklicht. Es ist die Persönlichkeit, die sich durchsetzt und erst in zweiter Linie jenes Neue, das sie vertritt. Erst im Panzer der Schule oder der Partei wird die neue Tendenz selbst zu einer Macht, kann sie Beachtung, Diskussion und endlich den Sieg erzwingen — zu einer Realität werden, mit der man sich abfinden und die man den übrigen Erfahrungstatsachen einordnen muß¹.

Das genügt für unsern Zweck. Jedermann findet auf seinem Gebiete Beispiele genug, die das Gesagte verifizieren und illustrieren können. Wir sagen also, daß jedes Gebiet sozialen Lebens seine eigne Entwicklung hat und daß der Mechanismus dieser Entwicklungen in gewissen Grundzügen überall derselbe ist. Es erübrigt nur noch eine Frage. Wie kommt es, daß es trotz dieser relativen Selbständigkeit aller Einzelgebiete eine große Wahrheit ist, eine Wahrheit allerdings, die wir mehr fühlen als streng nachweisen können, daß jedes Element jedes Gebietes in jedem Zeitpunkte mit jedem Elemente jedes andern Gebietes in einem Zusammenhang steht, daß alle Zustände aller Gebiete einander bestimmen und zueinander gehören? Nennen wir die Gesamtheit dieser Gebiete die soziale Kultur eines Volkes und den Inbegriff aller ihrer Entwicklungen die soziale Kulturentwicklung, so können wir fragen, wie erklärt es

¹ Dabei könnten wir vermuten, daß dieser Prozeß Analogien mit wirtschaftlichen Krisen haben und daß auch solche Entwicklungen nicht stetig, sondern ruckweise erfolgen und von Perioden des Erschlaffens gefolgt sein werden. Die Tatsachen bestätigen das.

sich nach unsrer Betrachtungsweise, daß die soziale Kultur eines Volkes in jedem Zeitpunkte eine Einheit ist und die soziale Kulturentwicklung jedes Volkes stets eine einheitliche Tendenz hat?

Diese Erklärung der organischen Einheit der Kultur einer Zeit, die also noch unsrer Analyse hinzuzufügen ist, ergibt sich ohneweiters. Bedienen wir uns der Auffassungsweise, die uns bei der Untersuchung des Wirtschaftslebens wesentliche Dienste leistete, und gehen wir von einem statischen Zustande der sozialen Kultur eines Volkes in dem definierten Sinne aus, so haben alle von diesem Zustande ausgehenden Entwicklungen zunächst den Berührungspunkt, daß sie alle von einem und demselben Niveau starten, dessen Einheitlichkeit uns eben statisch verständlich ist. Denn wir sahen, daß in einem statischen Zustande die Vorgänge und Verhältnisse auf jedem Gebiete des sozialen Lebens mitbestimmt sind durch die Vorgänge und Verhältnisse auf jedem andern Gebiete. Einmal gibt es Daten, die allen Gebieten gemeinsam sind — geographisches Milieu usw. —, und im übrigen ist der Zustand jedes Gebietes Resultat der Zustände aller andern, kraft der allgemeinen Wechselwirkung, die zwischen ihnen besteht. In dieser Auffassung dürfte die Lösung des Problems des statischen Kulturniveaus liegen. Es ist das die theoretische Formulierung der Erkenntnis, von der wir soeben sprachen, der Erkenntnis nämlich, daß alle Elemente des Kulturniveaus einer Zeit einander bedingen und zueinander gehören.

Die Entwicklungen auf den einzelnen Gebieten des sozialen Lebens aber sind zunächst keine Einheit, sondern haben nach unsrer Auffassung eine relative Selbständigkeit, die darin begründet ist, daß die führenden Gruppen in jedem Kreise aus verschiedenen Leuten bestehen, deren Tun bis zu einem gewissen Grade nicht notwendig gleichgerichtet ist, vielmehr je nach deren Beschaffenheit variieren kann. Das entspricht auch, wie ich glaube, vollkommen der Erfahrung. In unserm Bewußtsein findet sich neben der Erkenntnis von der statischen Einheit des Kulturniveaus, noch

die weitere, daß es ein unerklärtes Etwas gibt, dessen Existenz es mit sich bringt, daß jene Erkenntnis nicht das Ganze des sozialen Geschehens erschöpft. Allein alle diese einzelnen Entwicklungen gehen, wie gesagt, in jedem konkreten Falle von einem einheitlichen Niveau aus, das die Bedingungen für sie alle enthält. Und sodann wirkt alles, was auf den Einzelgebieten geschieht, auf alle andern Gebiete hinüber und trägt etwas zur Bildung eines neuen einheitlichen Kulturniveaus bei. Wir haben schon gesehen, daß die wirtschaftliche Entwicklung auch soziale Veränderungen nichtwirtschaftlicher Art nach sich zieht. Das ist aber nur ein Fall einer allgemeinen Erscheinung. Mehr oder weniger wirkt Erfolg in jedem Gebiete auf die andern Gebiete hinüber. Erfolg in jedem Gebiete hat zunächst jene Wirkung auf die soziale Organisation, indem er die Stellung, des erfolgreichen „Führers“ hebt und ihn in größerem oder geringerem Maße zu einer sozialen Machtstellung verhilft. Erfolg in jedem Gebiete hat Einfluß auf die sozialen Werte im Allgemeinen, auf das, was beachtet, für groß oder für wünschenswert gehalten wird. Und so wirken Leistungen in jedem Felde sozialer Tätigkeit schließlich beeinflussend über alle Gebiete des sozialen Lebens hin und verändern die Voraussetzungen und Bedingungen des menschlichen Tuns auf allen Gebieten. Die Kunst einer Zeit hat ihren politischen Einfluß, wie die Politik ihren künstlerischen und so entsteht durch das Zusammenwirken relativ selbständiger Entwicklungen das, was von genügender Entfernung gesehen als eine einheitliche Kulturentwicklung erscheint. Damit lösen wir die Dinge aus starren Kausalketten und geben ihnen ihr Leben zurück. Und in dieser Gesamtauffassung der Kulturentwicklung hat auch die Wirtschaft ihren bestimmten Platz.

Wir wollen keine weitere Analyse des Kulturphänomens versuchen. Namentlich können wir nichts über die Triebfedern der Kulturentwicklung sagen, über letzte Gründe derselben. Nur soviel ist klar, daß wir sie nicht, wie es wiederholt geschah, auf einem ihrer Teilgebiete lokalisieren

dürfen. Auch eine exakte Ableitung eines Kulturzustandes aus dem vorhergehenden ist nicht möglich, wenigstens nicht restlos. Denn das würde voraussetzen, daß wir in dem letztern irgendwelche latente Energien annehmen könnten, was nur dann Sinn hätte, wenn wir etwas über dieselben wüßten, namentlich wenn eine Messung möglich wäre. Da das Gegenteil der Fall ist, müssen wir uns mit einer indeterministischen Auffassung zweifellos begnügen. Aber wir können wenigstens angeben, in welchen Punkten Determiniertheit und in welchen Unbestimmtheit vorhanden ist und sodann, in welcher Art und Weise der Prozeß der Entwicklung vor sich geht. Soviel ist sicher, mit einfachen Kausalketten geht es hier nicht. Inwieweit sie fruchtbar sind und wo und warum sie versagen, haben wir gezeigt. Weiter ist es ein Vorteil unsrer Betrachtungsweise, daß sie auf greifbaren Tatsachen beruht und nicht auf Momenten von der Art der „Macht der Ideen“ einerseits und solchen andererseits, deren Wirkungsweise sich nicht im Einzelnen nachweisen läßt. Aber vor allem liegt der Beweggrund dafür, daß ich die Ausführungen der letzten Seiten überhaupt vorbrachte, darin, daß sie das letzte Glied eines Gedankenganges bilden, der bei jedem Schritt auf Tatsachen fußt und dessen erste Glieder in elementaren, allgemein be- und anerkannten Erfahrungen einerseits und in wissenschaftlich schon seit solange verarbeiteten Lehrsätzen andererseits ankern, ein Umstand, der der soeben versuchten Verknüpfung von Tatsachen eine Basis gibt, die geschichtsphilosophischen Leistungen sonst meist fehlt. Unsre Auffassung ist kein Schlagwort, auch nicht das Resultat von ad hoc angestellten Betrachtungen, sondern das Resultat einer Methode, die sich bereits bewährt hat.
